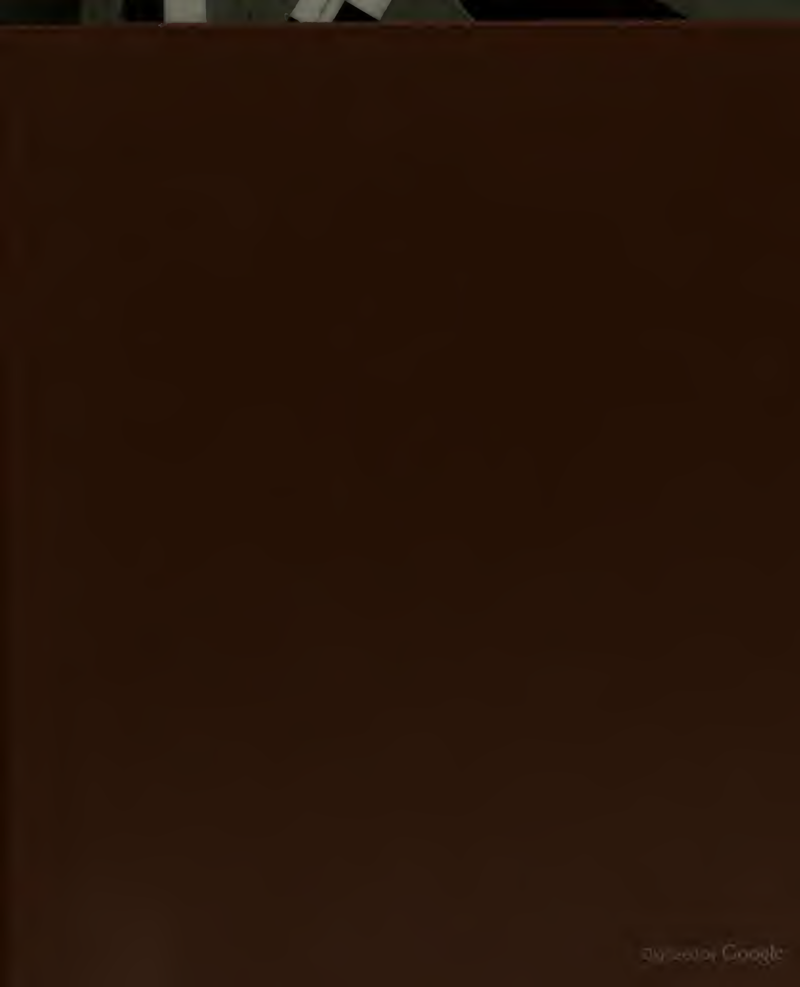
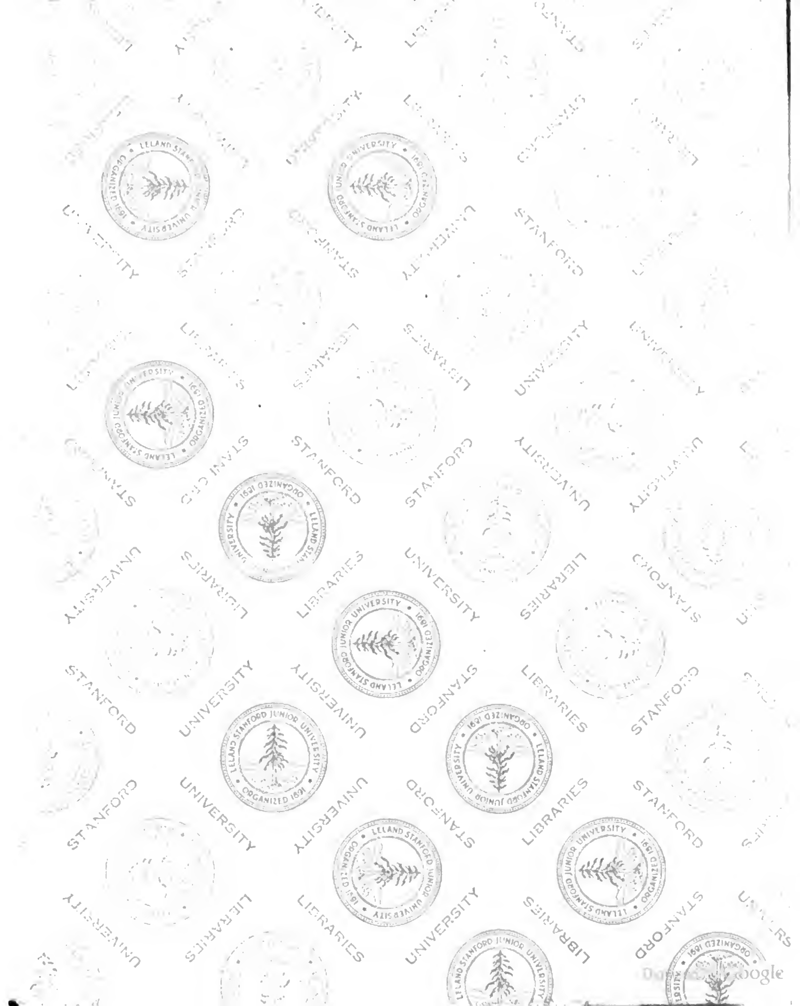






Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Fünf und zwanzigster Jahrgang.

1 8 3 1.

Januar.



Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.



Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1 8 3 1.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Erzählungen und Romane.

Länder- und Völkerkunde.

Naturgeschichtliches.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Kunst-Blatt.

Nro. 1.

Nro. 2.

Nro. 3.

Literatur-Blatt.

N°. 1.

Morgenblatt

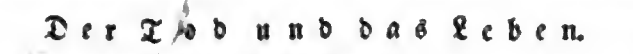
für

gebildete Stände.

Sonnabend, 1. Januar 1831.



> Die Morgenschauer dringen den Wartenden
> Durch Mark und Bein: o komm, du neue,
> Lebende, selbst nicht geträumte Sonne!
>
> Klopstock.



Der Tod und das Leben.

1830.

Am Himmel stehen blut'ge Zeichen,
Die günstigsten Gestirne bleichen,
Der König drückt der Herrschaft Pflicht;
Es zeigen alle Astrologen,
Mit denen schon er Rath gepflogen,
Ein hochbekümmert Angesicht.

Und seinen Priester läßt er kommen:
„Was mag der Welt, der kranken, frommen?“
Färbt auch das Land von Blut sich roth,
Ob jeder Altar Düfte hauche —
Nur düstrer aus dem Opferrauche
unversöhnte Himmel droht.

„Wenn je mein Wort die Geister bannte,“
Begann zu ihm der Nekromante,
„Lad' ich sie heut zum Rath dir ein.“
Der König sprach: „die ächte Kunde
Verschmäh' ich nicht aus Grabes Munde;
Sie sollen mir willkommen seyn!“

In stiller Nacht, beim Sternenscheine,
Entleeren sich die alten Schreine
Und senden die Bewohner aus;
Die Pyramiden hört man klingen,
Der Wind enttrug auf lauen Schwingen
Die Schatten in des Königs Haus.

Bleich sitzen da im Glanz der Lichter
Die Fürsten, Priester, Helden, Richter,
Besinnen auf ihr Leben sich;
Denn manchem sind's schon tausend Jahre,
Daß er gelegen in der Bahre,
Daß ihm der Wange Roth erblich.

Der König jezt mit bangem Blicke
Enthüllt die Reihe der Geschicke,
Die Angst, die ihm das Herz beschwert;
Und ihren Rath, den vielgelobten,
Von früherem Geschlecht erprobten,
Nochmals der Lebende begehrt.

Dann schaut er um sich in den Kreisen —
Nicht öffnet sich der Mund der Weisen,
Wie Marmor schweigen alle still;
Ihr Auge starret schwer und blöde,
Sie fassen nicht den Sinn der Rede,
Verstehn nicht, was er wissen will.

Da hört man's in der Wiege rauschen. —
Dem unverhofften Ton zu lauschen,
Dorthin der Blick des Königs schweift;
Und sieh! verborgne Mächte haben
In Einer Nacht zum blüh'nden Kn
Sein jüngstgebornes Kind gereift.

„Mein Vater! nicht im Leichentuche,
Im frisch bewegten Leben suche,
Was schützen dich und retten kann!
Der Schlüssel, den die Todten schmieden,
Von Mark und Seele längst geschieden,
Packt nicht das Schloß des Lebens an.

„O schick' in ihre Kenotafen
Die todte Weisheit wieder schlafen;
Sie horchen doch nicht deinem Ton!
Doch deines Kindes dich erbarme,
Nimm gütig mich in deine Arme
Und hebe mich auf deinen Thron!

„Noch trunken von des Lebens Quelle,
Wie ist das Auge noch so helle!
Unabgekühlt noch diese Brust!
Des Himmels Goldschrift kann ich lesen,
Enthüllt ist mir der Sinn der Wesen
Und ihr Geheimstes mir bewußt.

„Du kannst wohl vor dem Volke schreiten,
Ich aber wandle selbst den Zeiten
Mit sonnenhaftem Blick voraus;
Ich liebe kommende Geschlechter,
Ich bin der Zukunft treuer Wächter,
Und bei den Werdenden zu Haus.

„Und meine Klarheit wirst du theilen,
Der kranken Zeit Gebrechen heilen,
Wenn du Gehör dem Kinde winkst;
Du wirst den goldnen Schatz erwühlen,
Den Puls der Welt im Busen fühlen,
Wenn meines Mundes Kuß du trinkst.

„Nicht drohen feindlich mehr die Stunden,
Wenn du dich selber neu gefunden,
In meinem Spiegel dich geschaut!
Es flieht das Alter, scheu erschrocken,
Und neu, auf ungebleichten Locken,
Der Kranz gereifter Jugend thaut!"

Und voller scholl sein Ton und reicher;
Die Geister wurden bleich und bleicher,
Vom frischen Hauch des Tags bedroht.
Es blizt! da eilen sie zu Grabe
Und lächelnd steht der freud'ge Knabe,
Die Stirne hell vom Morgenroth.

Gustav Pfizer.

P[illegible]ul und Josephine,

oder die Schmuggler vom Jura.

Es war einer jener milden Sommerabende über das [illegible] und [illegible]ine Thäler angebrochen, deren düstern Farbentöne, deren lautlose Stille dem Gemüthe der Menschen gerne die Wehmuth mittheilen, mit welcher die ganze Natur in solchen Stunden zum Herzen spricht. Die Sonne war ihrem Untergange nahe; sie beleuchtete malerisch hie und da einen einzelnen hellgrünen Wiesenplan mitten zwischen dunklem Tannengehölze, und ihre lezten Strahlen fielen in goldenem [illegible] auf die Gipfel der Vogesen, die sich als äußerster Punkt des Gesichtskreises vor dem Blicke des Beschauers ausdehnten. Die Hitze war den Tag über groß gewesen, sie hatte di[illegible] Felsenmassen, die in einzelnen Theilen des Gebirgs als Ze[illegible]gen furchtbarer früherer Revolutionen über einan[illegible]r geworfen liegen, bis in ihre Tiefen erwärmt, und [illegible] abendliche Kühle bot dem Wanderer auf der stein[illegible]gten Straße daher wenig Erquickung. Kein Lüftch[illegible] regte sich, alles, was sonst in mannigfaltigen Tönen d[illegible]e Einsamkeit dieser reizend schönen Gegenden belebte, sch[illegible]en in schwe[illegible]gender Stille das Einschlafen der Natur feiern zu wollen; die Stimmen der Vögel waren verstummt, die Hirten hatten ihr Vieh in die einzelnen Ställe getrieb[illegible]n, die hin und wieder aus dunkler Waldung freundlich h[illegible]rvorschauten, und nur zuweilen hallte das Glöckchen einer Ziege aus dichte[illegible] Gebüsch. Während der Horizont sich gegen Frankreich hinüber in immer dunkler werdendem Blau ausdehnte und leichte, halb roth gefärbte Wölkchen auf das Alpenland einen Schimmer des italienischen Him[illegible]els warfen, ruhte in der Fern über dem Chasseral, der sic[illegible] [illegible]tisch hinter den niedern Bergrücken emporhob, [illegible] [illegible]be unbeweglich ein Gewitter, das mit seinen le[illegible]cht sch[illegible]gelnden Blitzen, mit dem kaum hörbaren Rol[illegible]n des [illegible]ners, der ganzen zauberisch schönen Landschaft noch e[illegible]ne höhere Bedeutung lieh.

Oben auf der steilen Wand, welche von schweizeri[illegible] Seite den Doubs einschließt, saß auf einem Fel[illegible] sprunge, in verschiedenartige Betrachtungen ver[illegible], ein, dem Anscheine nach, eben so verschiedenes Paa[illegible] [illegible] sen Blicke halb forschend, halb ängstlich, sich in den tief[illegible] Abgrund tauchten, in welchem das trübe G[illegible]wässer, [illegible] die Franche Comté von der Schweiz scheidet [illegible] samem Laufe kaum sichtbar fortbewegt. Wer [illegible] Leben auf diesem Standpunkte sich umge[illegible]ben ha[illegible], [illegible] nicht leicht die wild romantischen, die großartigen Umg[illegible]bungen, die er erblickt hat, wieder vergessen, und i[illegible] Bild wird oft in künftigen Tagen [illegible] ihrem ganzen [illegible]genthümlichen Zauber vor seine Erinnerung treten. [illegible] dem Bergrücken, der sich rechts von Chaux de Fonds er[illegible]hebt, steht ein einzelnes Wirthshaus, Quarré ge[illegible] zu welchem von den lebenslustigen Bergbewohnern oft Lustfahrten und Spaziergänge veranstaltet werden. [illegible]nige hundert Schritte von jenem Hause entfernt [illegible] Stelle, auf welcher die erwähnten Wanderer ruhten und von der man theils über den ungeheuren Ber-

hinab schauen kann, der sich beinahe senkrecht bis dicht an die Ufer des Flusses hin dehnt, theils die eben so steile Wand erblickt, die jenseits Frankreichs Grenzen bezeichnet. Schaurig, aber unendlich erhaben und einzig in ihrer Art zu nennen ist diese Kluft, bei deren Anblick sich die Phantasie in jene Zeiten zurückgetragen fühlt, wo innere, zerstörende Gewalten die Gestalt der Erde umänderten, wo Berge zerrissen, Felsen über einander geworfen wurden, wo Ströme aus ihrem Schooße hervorbrachen und sich eigenmächtig einen Weg bahnten und Menschen- und Thiergeschlechter spurlos verschwanden. Wenn sich das Auge dann von der melankolisch anziehenden Aussicht wegwendet, so erblickt es zur Rechten einige Dörfer des Brundruttischen Gebiets, die in freundlichen Gruppen am Gebirge herum vertheilt sind, zur Linken aber reihen sich Hügel an Hügel, Felsen an Felsen, und gestatten nur eine schmale Durchsicht nach der Gegend von Lode, Chaux du Milien &c., wo Tannenwälder und höhere Berggipfel wieder den Blick begränzen. Einzelne, zerstreute Wohnungen lassen allein es ahnen, daß man nicht ganz von Menschen geschieden sey, und diese Häuser, obschon sie von jedem Anschein der Pracht weit entfernt sind, bilden mit ihren weißen Mauern, ihren wohlerhaltenen Dächern und der reinlichen Umgebung, dennoch einen sehr sprechenden Kontrast mit den ärmlichen Hütten, die am jenseitigen Berge zuweilen zwischen Felsen und Bergen sich zeigen.

Schweigend hatten die Wanderer, welche wahrscheinlich öfter als die Leser und ich diese interessante Gegend gesehen haben mochten, eine Weile neben einander gesessen, und ihr Aeußeres trug das Gepräge sowohl ihrer innern Stimmung, als des Gesichtspunktes, aus dem sie ihre Umgebung in sich auffaßten. Es war ein ältlicher, rauh aussehender Mann von athletischen Formen, welchem es aber so sehr an Biegsamkeit, als an jener gefälligen Anmuth gebrach, die sonst die Gebirgsbewohner des Welschnuenburger Gebietes von der kräftigen Derbheit der deutschen Alpenbewohner unterscheidet und ihnen die Fähigkeit verleiht, ihr eben so ungebildetes, ja vielleicht noch weniger anziehendes Wesen, ihren Aberglauben und ihre gänzliche Unwissenheit unter einem oberflächlichen Schleier von gefälliger Höflichkeit zu verbergen, die den unerfahrnen Reisenden bei flüchtiger Beobachtung oft zu täuschen vermag. Unter den dichten, buschigen Augenbraunen schoß zuweilen ein finster stechender Blick aus schwarzem, kleinem Auge hervor, der weit eher List und Tücke, als eine ruhige Zufriedenheit verrieth, und bald die nahen Gebüsche zu durchdringen schien, bald wieder unruhig in die Ferne schweifte. Die Züge des alternden Gesichts waren scharf gezeichnet, und ungeachtet man ihnen regelmäßige Schönheit nicht absprechen konnte, hatten sie doch einen unangenehmen und wilden Ausdruck, der von der braungelben Farbe noch vermehrt ward, mit welcher Unwetter und Sonne die Haut überzogen hatten.

Die neben ihm sitzende Frau hingegen war eine kleine, zarte Gestalt, wie man sie in jenen Bergen selten findet, wo weibliche Schönheit mehr in männlicher Kraft, als in dem Eigenthümlichen der Frauen besteht. Die Gesichtsbildung stimmte mit der Figur überein; sie war, ohne gerade schön zu seyn, mild, lieblich, und obschon sie die erste Jugendblüthe verloren hatte, äußerst anziehend. Ein Ausdruck von tiefer Wehmuth, der zuweilen in den schweren Grams überging, umschattete die kleine Stirn und die freundlichen blauen Augen, um die sich ein röthlicher Ring, ein Zeuge vielen Weinens, zog. Die Wangen waren blaß; nur zuweilen überflog sie ein sanftes Roth, wenn entweder ein Blick ihres Gefährten ernst und kalt über sie hinstreifte, oder wenn irgend ein Gedanke, irgend eine Erinnerung in ihr aufstieg, welche ihr Herz bewegen mochte. Ihr ganzes Wesen drückte einen hohen Grad von Ermüdung aus, und man sah deutlich, wie wohl die kurze Ruhe unter den schattenden Zweigen ihr that, die sich gleich einer Laube über sie hinbeugten. Furchtsam schaute sie zuweilen um sich her, und der Schritt jedes einzelnen Wanderers, jedes leise Geräusch in den dichten Gebüschen hinter ihr erregte ein plötzliches Zittern, ein schnelles Erblassen, das sich noch mit leichtem Zucken um den Mund mehrte, wenn ein lauter Ton des neben ihr sitzenden Mannes oder seine heftige Gebehrde sie erschreckte. Die Kleidung der beiden Personen gehörte dem Mittelstande jener Gegenden an; er trug Beinkleider und kurze Jacke von Halbtuch und einen starken Knotenstock in der Hand, sie hingegen ein Kleid von leichtem, gestreiftem Baumwollenzeug, ein gefärbtes seidenes Halstuch und eine schwarze seidene Haube mit breiten, auf die Stirn fallenden Spitzen; ihre eine Hand lag auf einem Deckelkörbchen mit frühzeitigen Aepfeln, die zierlich mit ihren rothgesprenkelten Backen zwischen dem schön geordneten Laube durchblickten. Zu den Füßen der jungen Frau ruhte, den schwarzgelockten Kopf auf die Vorfüße gelegt, ein ziemlich großer Pudel, der mit seinen klugen Augen unverwandt die Blicke der Gebieterin und das neben ihr stehende Körbchen hütete, als wenn beide seiner Obhut eigens übergeben worden wären. Ging Jemand vorüber, ließ sich ein leises Geräusch hören, so richtete er sich auf, streckte die Schnauze schnuppernd in die Höhe und brummte den Kommenden entgegen, wobei er sich meistens gegen die Füße der Frau und das Körbchen drängte, aber für diese treue Aufmerksamkeit jedesmal mit einem derben Fußtritt des Mannes und einem „still doch Kartusche, still du dummes Thier" belohnt ward. Daß diese Behandlung seiner Herrin durch das Herz drang, bemerkte man an dem sanften Auflegen ihrer Hand, mit welcher sie den treuen Diener liebkoste,

und an dem trüberen Blick der Augen, den ein feuchter Schimmer dann zuweilen zu umhüllen schien.

Was der Leser aus dieser kurzen Beschreibung vermuthen wird, dürfte der Wirklichkeit ziemlich nahe kommen. Die beiden, dem Anscheine nach so wenig zu einander passenden Personen, waren ein Ehepaar, das von der einen Seite Drang der Umstände, Betrug und Ueberredung, von der andern der wilde Aufflug einer rohen Leidenschaft zusammengefügt hatte.

Dicht am Ufer des Doubs, wohin die Straße, auf welcher wir unsere Wanderer trafen, führt und wo die gewöhnliche Ueberfahrt auf jenseitigen Boden stattfindet, liegt Maison Monsieur, ein einzeln stehendes Wirthshaus, wohin theils von den benachbarten Ortschaften kleine Lustpartien veranstaltet werden, theils auch die Kontrebandiers der Gegend sich wenden, um von dort in nächtlicher Stunde mit ihren Waaren möglichst sicher in die Franche Comté hinüber zu gelangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Napoleon auf der Bühne.

Napoleon spukt noch auf mehreren Theatern von Paris, besonders auf der Bühne der Porte St. Martin, wo sich jeden Abend die Volksmenge zu seiner Apotheose hinzudrängt. Vor zwölf Jahren war er noch der Mann nach dem Sinne vieler Franzosen, damals konnte er nicht auf der Bühne erscheinen; jezt aber würde er wohl nicht mehr die Gemüther so willfährig finden, sich seiner Herrschaft unbedingt zu unterwerfen. Man hat die Vortheile einer freien Regierung schätzen gelernt, und mit einer solchen Regierung war sein Genius unverträglich. Dagegen erinnert man sich mit Stolz seiner großen Thaten, und sieht sie mit Vergnügen auf der Bühne dargestellt. Alle wichtigen Züge seines Lebens werden hervorgesucht und zu dramatischen Vorstellungen umgeschaffen. Mehrere dieser dramatischen Arbeiten sind ziemlich dürftig ausgefallen, erhalten sich jedoch eine Zeitlang auf der Bühne, weil sie entweder witzig, oder voll patriotischer Aeußerungen, oder mit vieler Pracht ausgestattet sind. Von dieser Art ist besonders „der Kaiser“ am Cirque olympique, wo 14 sogenannte „Gemälde“ dargestellt werden. Diese vielen, zum Theil mittelmäßigen Theater-Napoleons haben einem muthwilligen Dichter den Einfall eingegeben, dieselben durchzuhecheln, und zu diesem Ende hat er sie zusammen vor das Thor des Paradieses geführt, wo der heil. Petrus die Wache hält. Wer hätte wohl vor sechs Monaten vermuthen können, daß am Ende des Jahres die Jesuiten, Napoleon und der heil. Petrus auf den Pariser Bühnen erscheinen würden? Darf man sich noch über etwas wundern, wenn man solche Wunderdinge vor unsern Augen vorgehen sieht? Uebrigens kann dieses sonderbare Stück: „Napoleon im Paradiese,“ einen Beweis von der jezigen Theaterfreiheit liefern; der Dichter hat einen solchen Muthwillen bewiesen, daß sogar der Courrier français die Meinung äußert, das Stück sey unanständig und scheine blos den Zweck zu haben, die Theaterfreiheit verhaßt zu machen. Zuerst erscheint in demselben der junge d'Arcole, welcher am 29. Juli, mitten unter einem Kugelregen der königl. Garde, die dreifarbige Fahne auf der Hängebrücke neben dem Grèveplatze aufpflanzte und gleich darauf, von mehreren Kugeln getroffen, niedersank; zu seinen Ehren heißt die Brücke jezt Pont d'Arcole. Dieser junge Held erscheint am Eingange des Paradieses mit einem Passe, den die Freiheit ausgefertigt und der Sieg unterschrieben hat. Wahrscheinlich haben diese Unterzeichner von dem Inhaber des Passes keine zehn Franken gefordert, wie es die fremden Gesandten in Paris thun, wenn man ihre Legalisation zu einer Reise ins Ausland verlangt; eine Auflage, gegen welche man sich überall beschweren sollte, denn mit welchem Rechte verlangt eine von ihrem Lande bezahlte Gesandtschaft zehn Franken, da der Inhaber seinen Paß schon eben so theuer bei der Polizei erkauft hat? Mit seinem von der Freiheit ausgestellten Passe also erscheint der junge d'Arcole, und zwar an der Spitze aller der Tapfern, die mit ihm an jenen ruhmwürdigen Tagen für die Sache der bürgerlichen Freiheit gefallen sind. Unter diesen befindet sich ein alter Soldat der Napoleonschen Armee, Namens Marengo, welcher seinen ehemaligen Herrn zu sehen verlangt, der nothwendig im Paradiese seyn müsse. Petrus will sie aber nicht einlassen und behauptet, er sey der Schweizer desselben und müsse den Eingang des Paradieses bewachen. Bei dem Worte Schweizer werden die Helden der Julitage erboßt und wollen den Thürsteher des Paradieses zwingen, die dreifarbige Kokarde zu tragen. Petrus weigert sich; allein zulezt gibt er nach, und stellt dabei in einem Liede folgende Betrachtungen an:

. . Puisque je tiens à ma place,
Il faut bien, pour garder mon emploi,
De la cocarde être orné malgré moi.
D'ailleurs, un fait qui me rassure,
C'est qu'à Paris on en agit ainsi;
Que bien des Pairs et des prelats aussi,
Pour conserver pairie et préfecture;
Ont fait là bas ce que je fais ici.

Der alte Marengo will Heilige eines andern Schlages haben, als diejenigen, die im Kalender verehrt werden; seine Heiligen sind die Helden aus der Napoleonschen Zeit, Kellermann, Montebello, Hoche, Desaix, und er macht über ihre Heiligsprechung folgendes Wortspiel:

Ces grands héros si chers à la victoire
Par leurs exploits sont immortalisés.
Puisqu'au canon ils doivent toute leur gloire,
Ils méritent bien d'être canonisés.

(Der Beschluß folgt.)

Charade.

Erste und zweite Sylbe.

Du, kleiner Leute Schrecken,
Du, alter Leute Trost,
Dich haßt ein mancher Knabe,
Vertilgt dich, höchst erboßt.

Dritte Sylbe.

O du, der Jugend Freude,
Halblahm dem Alter lieb,
Du Führer und du Träger,
Zeitgewinn und Stundendieb!

Das Ganze.

Du liebes Roß, geritten,
Von Jung und Alt mit Lust,
Du meiner Seelen Freude,
Komm neu an meine Brust!

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 2.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 3. Januar 1831.

> Fern ob dem blauen Strome,
> Am Felsen wild und schroff,
> Winkt unterm Schattendome
> Der Eich' ein Fischerhof.
> Die Quell' entschäumt der Klippe,
> Mit Funken blaß bestreut.
>
> Matthisson.

Paul und Josephine,

oder die Schmuggler vom Jura.

(Fortsetzung.)

Bei dem Wirthshause Maison Monsieur muß man sich einschiffen, weil die Felsen, hier senkrecht hinunter steigend, keinen Durchpaß gestatten; in einer starken Viertelstunde gelangt man zu den Schleußen, welche das Wasser gegen die Räder einer einsam stehenden, von einer ungeheuren Felsenmasse umgebenen Mühle treiben, mit welcher sich zugleich eine große Hammerschmiedte verbindet. Schon mehr als ein kühner nächtlicher Schiffer, der sich und seine Bürde den scharfen Augen der Douane entziehen wollte, fand in den reißenden Wellen, die an dieser Stelle wie hunderfältige Strudel von den künstlichen und natürlichen Hindernissen hervorgebracht werden, einen kläglichen Tod, und sein Leichnam erschien oft spät erst zwischen den Felsen wieder. Von den Schleußen weg führt ein kleiner, ziemlich gefährlicher, aber ungemein pittoresker Fußpfad zwischen dem Wasser und dem himmelanstrebenden Berge zu der oben erwähnten Mühle und Hammerschmiedte, welche einer der romantischsten Orte genannt werden mag, den man in der Schweiz, dieser Heimath der schönen, erhabenen und sonderbaren Lagen und Ansichten, finden kann. Der Platz, auf welchem die Gebäude stehen, bildet eine Art Halbinsel, um die der Fluß in rascher Strömung sich biegt. Gleichsam aus dem hohen Felsengebäude herausgetreten, das bis dahin dem Wanderer kaum zwei Fuß breit Erde gestattet, gibt das Ganze das Bild eines Kessels, von welchem man nur einige Punkte des Himmels und die Sonne kaum fünf Monate von zwölfen zu sehen bekommt. Dennoch muß man sich den Anblick weder als unwirthlich noch als unangenehm denken. Die Berge jenseits und diesseits des Doubs sind mit dem lebendigsten Laubgehölze bedeckt, aus dem nur zuweilen malerisch das nackte Gestein hervorsieht; das Wasser, das sonst durchgehends einen trägen Lauf hat, wird durch die Schwellungen hier eilig vorübergetrieben, und die Sonnenstrahlen, die nur kurze Zeit in diese Tiefe hinuntersteigen, sind dann durch das Abprallen desto kräftiger, so daß nicht nur alle Gemüsearten in den wohlgebauten Gärten und Pflanzungen sehr gut gedeihen, sondern sogar Früchte reifen, wie sie auf der Höhe nirgends zu finden sind. Die Wasserwerke an sich selbst, das Tosen der Hämmer, das Getriebe der Mühlräder, geben dem einsam stillen Plätzchen einen Anstrich von lebendiger Thätigkeit, die dem Gemüthe wohl thut; kräftige Gesellen schauen aus den berußten Thüren der Schmiedte hervor, die Mühle und das Wohnhaus stehen in gefälliger Reinlichkeit neben dieser Cyklopenwerkstatt; wohlgehaltene Kühe, denen ihr Futter mit großer Mühe an den lichteren Bergabhängen gesammelt wird, stehen in dem hellen Stall; die Zimmer, in welchen sich oft Fremde ein-

finden, um von den herrlichen Forellen und Hechten zu essen, die in großen Wasserbehältern aufbewahrt und von der Hausfrau vortrefflich zubereitet werden, sind zwar niedrig und nur mit einigen Strohstühlen versehen, aber man sizt gerne darin und läßt sich in reinlichem weißem Geschirr die einfache Mahlzeit trefflich schmecken.

In einiger Entfernung von diesem Hause schifft man sich wieder ein, und erreicht in einer halben Stunde ein kleines Dörfchen, Beaufond genannt, das in gerader Linie von der Mühle abwärts liegt und sich anmuthig zwischen Bäumen und Felsen versteckt. Hier ward Josephine Latour geboren, eben jene Frau, die wir oben auf dem Berge getroffen haben. Ihr Vater starb früh, ihre Mutter, eine arme Wittwe, hatte große Mühe, sich und die Kleine ehrlich durch die Welt zu bringen, und hätte es vielleicht nicht gekonnt, wenn nicht die Nachbarn zuweilen hülfreich beigestanden wären und das Wenige mit ihr getheilt hätten, was ihnen an Glücksgütern geworden war. Unter diesen Freunden zeichnete sich besonders Claude Renaud aus, der wohlhabender als die übrigen Bewohner von Beaufond, eben nicht in dem Rufe der Wohlthätigkeit stand, sondern im Gegentheil als ein rauher, hartherziger Mann verschrieen war, der aber in diesem Falle ganz eigentlich aus seinem Charakter herauszutreten schien. Ob dieses sich, wie einige meinten, von dem Bewußtseyn irgend eines verborgenen Unrechts herschrieb, das er dem Mann der Wittwe Latour zugefügt hatte, oder ob seine Handlungsweise wirklich aus einem Impuls herrührte, wie ihn dann und wann auch der schlechteste Mensch empfindet, oder ob endlich die kleine Josephine mit ihrem sanften Kindergesichtchen schon damals sein Herz in Anspruch nahm, können wir nicht entscheiden; genug daß die Unterstützung statthatte und sich immer mehrte, je größer die Bedürfnisse und die Kränklichkeit der Latour wurden. Zwar hatte Josephine, gleich den meisten Weibern und Mädchen der dortigen Gegend, bei vorrückenden Jahren einen Zweig der Uhrmacherkunst ergriffen und durch Fleiß und Geschicklichkeit ihre Umstände bedeutend verbessert, allein der Mutter körperliche Leiden erforderten manche Dinge, welche bei den armen Bergbewohnern zu den unerschwinglichen Luxusartikeln gehören; es mußte ein Arzt gerufen, es sollten feinere Lebensmittel angeschafft werden, die Pflege und die Führung des kleinen Haushalts nahmen viele Zeit weg, der unglückliche Zustand der Kranken dauerte Jahre lang, und so kam Claude Renaud noch öfters in den Fall, milde Beiträge zu liefern. So lange Josephine klein war, wußte man sich, wie gesagt, diese Mildthätigkeit nur durch seine früheren Lebensverhältnisse zu erklären; allein da das Mädchen in seltener Lieblichkeit heranwuchs und so brav, fromm und fleißig wurde, da meinten die Nachbarn: so ganz umsonst dürfte wohl Claude, der dem Armen nicht einmal ein „Gott helfe Dir" auf den harten Weg geben mochte, seine schönen Thaler nicht wegwerfen. Es wurde stillschweigend angenommen, daß Josephine einst mit ihrer Hand die Wohlthaten bezahlen würde, welche ihre Mutter empfing; diese selbst schaute in trostlosen Stunden mit hoffender Sehnsucht auf die Möglichkeit hin, ihr Kind als die wohlhabende Frau Claudes zu sehen, dem man freilich mancherlei nachsagte, der sogar in dem Verdachte stand, als habe er durch Kontrebande sein Vermögen erworben, dessen schönes Besitzthum aber alle diese Nachtheile in den Augen der alten, kränklichen Frau, welche die Bequemlichkeiten des Lebens so schmerzlich vermißte, weit überwog.

Josephine allein ahnte nichts, weder von den Hoffnungen der Mutter, noch von den Vermuthungen der Nachbarn. Weit entfernt, irgend eine Neigung für den alternden Claude zu fühlen, mußte sie sich im Gegentheil heimlich oft der Undankbarkeit beschuldigen, wenn sie bei allem, was er nach ihrer Meinung uneigennützig für sie that, sich eines bestimmten Widerwillens gegen ihn nicht erwehren konnte. Seine rauhe Weise, sein Aeußeres, die Züge seines stolzen, unbändigen Charakters, die sich im täglichen Umgange oft entwickelten, alles war für sie gleich abschreckend, und an eine Verbindung mit ihm hätte sie um so weniger denken können, da seine Wohnung schon dem furchtsamen Wesen eine unüberwindliche Abneigung einflößte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Oktobertage in Rom.

Von Eduard Arnd.

Das ländliche Leben hat in Italien, indem die Theilnahme daran nur vorübergehend ist, für die Einwohner einen besondern und immer neuen Reiz. Die Hitze in den Monaten Juli und August ist so groß, daß die nachfolgenden milden und erfrischenden Tage der lezten Hälfte des Septembers und des Oktobers einen Zauber ausüben, dessen Darstellung im Norden leicht für übertrieben gehalten werden könnte.

Unter die Eigenthümlichkeiten Roms gehört, daß es, wie keine andere uns bekannte große Stadt, ländliche und städtische Natur sowohl in seiner Lage, als in den Sitten und Gewohnheiten seiner Einwohner vereinigt. Mehr als die Hälfte des von den heutigen Mauern umschlossenen Gebiets ist mit Wein bebaut oder enthält, wie die Gegend um den Lateran und den Monte Testaccio, große, freie und bewachsene Plätze. Auch besizt Rom keine ei-

gentlichen Vorstädte, denn die nicht zahlreichen Häuser vor den Thoren sind, Kirchen und Klöster abgerechnet, meistens Gebäude von Besitzern oder Pächtern der Weinberge, und sobald man diese im Rücken hat, tritt man in die große, fast ganz unbewohnte Ebene, welche die Campagna genannt wird.

Sobald die große Hitze, gewöhnlich mit dem Ende des August, einer milden Temperatur Raum zu machen beginnt, wird in Rom Alles auf eine Art lebendig, als würden Gefangene befreit, oder als machten Genesende ihre ersten Ausflüge. Alle Gegenden der Stadt, oft selbst die einsamsten und entlegensten, sind besucht, denn die Besitzer der überall zerstreut liegenden Vignen bewirthen, wenn sie wohlhabend sind, ihre Bekannten, oder sehen größere und kleinere Gesellschaften bei sich, die Wild und Geflügel mitbringen und den Wein von dem Wirth nehmen. Wenn man Ende Septembers durch die von den niedern Volksklassen bewohnten Straßen wandelt, so sieht man fast alle Kinder sich im Saltarello üben, und dies zeigt an; daß sie sowohl, als ihre Geschwister die Absicht haben, sich bald in diesem Nationaltanz in der Villa Borghese zu zeigen. Hier versammeln sich im Oktober alle Sonntage und Donnerstage die Römer so zahlreich und regelmäßig, daß das Ganze allerdings das Ansehen eines förmlichen Volksfestes gewinnt. Sonst waren die Osterien am Fuße des Monte Testaccio der Sammelplatz in diesen Tagen.

Schon von Mittag an strömt Alles in langen Zügen durch die Porta del Popolo nach der Villa. In dem amphitheatralisch mit Sitzen umgebenen Spielplatze vergnügt sich eine große Menge junger Leute mit dem Ballspiel; auf der ebenen Erhöhung, die diesen Raum umgibt, bilden sich die zahlreichsten Gruppen für den Saltarello. Die in den Wagen befindlichen Personen steigen, nach italienischer Art, gewöhnlich nicht aus, sondern sehen dem Tanze und dem Gewühl aus einiger Entfernung zu. Die Beobachtung dieser langen Reihe Fahrender ist unterhaltend genug. Man sieht manche prächtige, obwohl meistens altmodische Wagen, mit Wappen und Kronen von jeder Klasse des Adels, häufig sehr groß gemalt, damit man dieselben schon von Weitem erkennen kann. Die größere Anzahl sind aber natürlich Miethwagen. In diesen paradirt ein großer Theil des römischen Bürgerstandes, und es ist für eine Menge Frauen und Mädchen eine Art Ehrenpunkt, sich, wohl gepuzt, einigemale während des Oktobers auf diese Weise ihren Bekannten zu zeigen. Die malerische Eintheilung des Raumes in dieser Villa, die herrlichen Alleen, die Klarheit des Himmels und der sich immer bewegende Zug der Besuchenden machen den lieblichsten und reizendsten Eindruck. In diesem lezten Oktober war das Wetter so paradiesisch, daß selbst die Italiener ihre Wünsche übertroffen fanden. Gewöhnlich verließen wir die Villa Borghese noch vor Sonnenuntergang und sahen beim Heraustreten die Peterskuppel umleuchtet von allen Farben des Abends. Einen sonderbaren Eindruck machte es auf uns, wenn wir aus der glänzenden Versammlung so vieler geschmückter Menschen in die dunkeln und todten Straßen der Stadt traten und die Musik des Saltarello aus Häusern hörten, deren Bewohner entweder zu arm oder zu beschäftigt gewesen waren, um an den Vergnügungen Theil zu nehmen.

Eine andere allgemein verbreitete Art, den Herbst zu genießen, ist die Jagd, die zwar den ganzen Winter hindurch dauert, jedoch nur für die, welche Zeit und Mittel haben, dieses Vergnügen über die nächsten Umgebungen Roms hinaus zu verfolgen, oder die ein Gewerbe daraus machen. Für den Nordländer ist dieß Anfangs ein sonderbares Schauspiel, da die Jagd bei uns ein Privilegium des größern Grundbesitzers ist und der gänzliche Mangel an Wald in den Umgebungen Roms glauben macht, daß sich hier weniger Wild befinde, als wirklich der Fall ist. Des Sonntags begibt sich, in dieser Zeit, eine so große Menge junger und alter Schützen in die Kampagna, daß man für sie in manchen Kirchen sehr früh eine Messe liest, welche eigends nach dieser Bestimmung genannt wird. Da es in den Gegenden am Meere einen sehr großen Wildstand gibt, so mögen dort auch die eifrigsten Jagdliebhaber ihre Neigung befriedigen können, in der Kampagna selbst aber reicht das Wild unmöglich für diese große Menge Jäger aus, von denen ein Theil der Gesellschaft und Bewegung wegen sich in dem herrlichen Wetter diesem Vergnügen hingibt; ein anderer treibt dieses oft ernsthaft gemeinte Spiel, wie es scheint, aus einem gewissen Großthun, indem es in den Augen der Leute hier für etwas Mannhaftes und Kräftiges gilt, sich einen Tag lang mit einer Flinte umher zu bewegen, was auch Vielen, die von eigentlicher Anstrengung im Kriege oder bei ländlichen Arbeiten nichts wissen, wirklich so vorkommen mag.

Die Vergnügungen in dieser Zeit, die wir für die geeignetste halten, um die hiesige Bevölkerung zu beobachten und sich des hiesigen Klimas zu erfreuen, haben noch den großen Vorzug, daß, indem die Natur das Meiste dazu thut, sie Jedermann zugänglich sind und daß die allgemeine Freude durch die allgemeine Theilnahme und Gleichheit dabei außerordentlich erhöht wird. Denjenigen, die in dieser Zeit viel umherwandeln, begegnen oft so reizende Gruppen, die mit Musik und Gesang aus einem Garten oder Weinberge in dem milden, farbigen Abend nach Hause ziehen, daß man sich leicht in eine andere, längst verschwundene Zeit zurückversezt fühlen

könnte. Es gibt keine holdere Erscheinung, als der Tanz junger Mädchen in ihrer bunten Tracht, in der Nähe zerfallener Tempel und der mit Epheu behängten Mauern, was wir mehreremale in der Nähe des Palatins sahen, indem der Ernst und die Größe dieser Umgebung auf die wundervollste Art gemildert wird. Wir dachten dabei an die Tänze im Cirkus der Flora oder an den Festen der Diana.

Vergleicht man hiemit die Vergnügungen der niedern Klassen im Norden oder die der höhern in allen Ländern, so wird man das römische Leben in dieser Beziehung, ohne Uebertreibung, als ein poetisches bezeichnen können, und es erscheint natürlich, daß die Künste, wenn auch nicht auf diesem Boden entstanden, ihn von jeher gesucht und jedem andern vorgezogen haben.

Der Morgen.

(Nach Victor Hugo.)

Morgenschleier über Höhen
Breitet sein Gewebe aus;
Kannst den jungen Strahl dort sehen
Leuchten an dem alten Haus,
Und mit heißem Liebesdrang,
Wie der Ruhm sich eint der Freude,
Eint des Himmels Frühgeschmeide
Sich der Vögel Frühgesang.

Lächle nur dem schönen Glanze,
Der den schönen Himmel deckt!
Lieg' ich mit dem Todtenkranze
Morgen in den Sarg gestreckt,
Sieht dein Thränenblick den Strahl
Dieser selben Sonne scheinen,
Der sich jene Lieder einen
Dann am schwarzen Trauermahl.

Doch zu Freuden auserlesen,
Die ein andrer Himmel beut,
Tritt das unbegrenzte Wesen
In die Zukunft ohne Zeit.
Ewigkeit, du dämmerst kaum,
So erwachen wir vom Leben,
Wie aus Nächten, gramumgeben,
Wie aus einem wüsten Traum!

Georg Döring.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Beschluß.)

Napoleon auf der Bühne. Revolution im Kultus.

Da Marengo seinen Napoleon nicht auffinden kann, so erscheint der Engel Gabriel und verspricht, ihn herbeizuführen. Bald darauf kommt er mit den verschiedenen Napoleons wieder, welche auf den Pariser Theatern erschienen sind; unter diesen will aber der alte Soldat seinen ächten Napoleon nicht erkennen, und schickt jeden mit einem Epigramm über seine Haltung und sein Betragen fort. Zulezt wird der Vorhang im Hintergrunde aufgezogen, und dort erscheint der ächte Napoleon verklärt unter dem rauschenden Beifall des zuschauenden Volks, worauf der alte Marengo noch den „Inhabern des Paradieses" verwirft, daß sie Napoleon nicht aufgenommen haben:

Vous l'craignez encore aujourdh'ui,
Vous vous rapp'lez, mes bons apôtres,
Qu'jadis il était maitr' chez lui,
Et souvent chez les autres.
En le laissant libre en ce lieu,
Vous craignez qu'un jour, en goguette,
Le caporal dise au bon Dieu:
Ot'-toi d'là que j'm'y mette.

Als ein Muster des Anstandes und der andächtigen Gesinnungen kann dieser muthwillige Schwank eben nicht gelten; er dient blos zum Beweise, welche gewaltige Revolution vorgegangen ist. Zu Ende des lezten Frühjahrs veranstaltete der fanatische Erzbischof, Hr. de Quelen, eine große Prozession in Paris mit den wahren oder vorgeblichen Reliquien des h. Vincent de Paula; ein ausgestopfter Mann wurde in einem prächtigen silbernen Kasten umhergetragen, und Beiträge wurden zur Bezahlung besagten kostbaren Kastens gesammelt. Der Hr. Erzbischof betrachtete diese Prozession als einen Sieg über die Liberalen, und stolz mochte er darauf seyn, daß so manche angesehene Männer, die sich übrigens aus seiner Prozession wenig machten, es für rathsam achteten, hinter dem Kasten und dem Erzbischofe demüthig einherzugehen, um sich durch ihre Andacht bei der berüchtigten Kongregation zu empfehlen. Und das Jahr ist noch nicht abgelaufen, so befindet sich der Kasten wieder im Magazine des Silberschmiedes, und man macht sich auf den Theatern über die Glaubensartikel, welche der Hr. Erzbischof in seinen Katechismen lehrte, lustig und verspottet, was er für das Ehrwürdigste angesehen wissen wollte. Zu Anfang des Jahres beherrschte er den Kultus in der sogenannten Genovevenkirche, und zog selbst den ganzen Hof zur Oktavandacht in dieser Kirche. Im December aber ist die heil. Genoveva aus der Kirche verdrängt, sammt den Missionarien, welche auf das Geheiß des Erzbischofs dort ihre Andachtsübungen hielten, und der Tempel ist wieder ein Pantheon zur Aufnahme der körperlichen Hülle der großen Männer, welche sich um den Staat verdient gemacht haben. Statt der Heiligen sollen Männer darin verehrt werden, welche ein Gräuel in den Augen der andächtigen Kongregation waren, und die sie vermuthlich geradewegs in die Hölle schickte. Diese gewaltige Umwälzung ist jedoch nicht wunderbarer, als diejenige, die bewirkt hat, daß statt des Königs, der zu Anfang des Jahres von Gottes Gnaden König zu seyn behauptete, jezt ein Herrscher auf dem Throne sizt, welcher bekennt, daß er kraft des Willens der Nation regiert.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 3.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 4. Januar 1831.

Nicht fehlen kann's, noch diesen Tag
Trifft ein Handel ein, der macht,
Daß auf ihn, den klugen Mann,
Für den Schlausinns Thätigkeit,
Urplötzlich fällt ein Unheil.

Aristophanes.
Die Wolken.

Gottfried Schwenkle's Nationaltheater.
Ein verbotenes Werk. Siebente Auflage.
Nro. 64.
Von Ludwig Bauer.

Zimmer des Herren Hofraths von Dipchen. Frau Hofräthin und deren Tochter sehen bestürzt aus. Graf Bortissen tritt ein.

Bortissen. Um's Himmels Willen, Madame! was ist Ihnen? wie find' ich Sie? und auch Sie, mein bestes Fräulein! verweinte Augen? was soll ich denken?

Ricke. Ach, Herr Graf! (schluchzt.)

Hofräthin. Herr Minister! (greift zum Schnupftuche.)

Bortissen. Erklären Sie sich! Sie haben mich in der That erschreckt.

Hofräthin (händeringend). Mein Mann! mein armer Mann!

Bortissen. Armer Mann? wie? reicht etwa die Pension nicht hin, die ich ihm neulich ausgewirkt habe? oder sollte es ein Schuft von den Bureaux wagen, Schwierigkeiten bei der Auszahlung zu machen?

Hofräthin. Nicht so, Herr Graf!

Ricke. Wir sind Ihnen zu unterthänigstem Danke verbunden.

Bortissen. Nun, er wird doch nicht gar so blöde gewesen seyn, in seinem ersten Pensionsjahre zu sterben?

Hofräthin. Nein, nein, trauen Sie ihm das nicht zu! Aber Sie kennen ihn ja, daß er unermüdlich ist, daß er sich aufopfert, daß er —

Bortissen. Auf jede Messe ein Paar neue Bücher liefert? Das ist wahr, aber darin seh' ich kein Unglück. Seine Schriftstellerei trägt ihm ein hübsches Geld ein. Er steht sich jährlich auf circa 3000 Gulden, die Pension ungerechnet.

Hofräthin. Ich weiß es zu schätzen. Allein die Kretik —

Bortissen. Hat auch ihren Nutzen. Er kritisirt ja selbst.

Hofräthin. Sie wollen mich nicht versteh'n. Erzähle Du, Ricke!

Ricke. Papa brachte die Literaturzeitung herein und sagte ganz vergnügt: „Da kommt es endlich! da haben sie mich recensirt! Gebt Acht, Ihr sollt Euer blaues Wunder hören!“ Und unterdem, wie er das Blatt flüchtig überlas, bekam er auf einmal eine Schwäche, seufzte und sank auf's Sopha.

Hofräthin. Ja, und unsre vier Bedienten hatten zu schaffen, um ihn in's Bett zu bringen.

Bortissen. Hm, ein so großer, vierschrötiger Mann! ich hoffe doch nicht, daß ihn eine Recension umgeworfen hat?

Hofräthin. Gewiß haben sie ihn wieder gekränkt. Was meinen Sie, Herr Graf! wenn man sich Tag und Nacht für's Wohl der Menschheit anstrengt, wenn man jeden vernünftigen Gedanken, den man so nothwendig in die eigene Haushaltung brauchen könnte, publik macht, und hinterdrein kommen die Citiker, oder wie die Schelme

heißen, und bohren Einem den Esel — o! das thut seinem edeln Herzen wehe!

Ricke. Und dann ist gar nicht mit ihm auszukommen. Er schilt und schmäht in Einem fort. Neulich hat er sich im Aerger auf meine Lockenschachtel gesezt und sie morsch zerdrückt.

Hofräthin. Ich bitte Sie inständigst, schaffen Sie unserem Hause Genugthuung. Weisen Sie das zügellose Gesindel zurecht, das keine Diskretion mehr kennt, sobald es die Feder zur Hand nimmt. Ich kann mit meinem Manne nicht länger mehr so leben. Wenn mir keine Hülfe wird, laß' ich mich scheiden.

Ricke. Vorige Woche bringt mir das Laufmädchen für einen Groschen Pfeffer. Zufällig kommt er dazu und sieht, daß der Umschlag ein Blatt seiner Gedichte ist. Gleich fordert er dem Krämer seinen ganzen Vorrath an Düten ab, und weil dieser sie nicht hergeben will, schickt er ihm ein Paar Thaler dafür, ordnet die Blätter, läßt sie wieder einbinden und einen goldenen Schnitt dran machen. Der Krämer hätte gewiß das Buch nicht bekommen, wenn die infamen Kritiker nicht wären.

Hofräthin. Dann ißt und trinkt er im Zorne mehr, als er ertragen kann, thut Nachts kein Auge zu und hängt seinen Grübeleien nach.

(Die Kammerthür öffnet sich: Hofrath von Dipchen, bleich und verstört, tritt heraus.)

v. Dipchen. Ist nicht der Graf — Ach! freut mich unendlich! Ihre Stimme hat mich von den Todten erweckt.

Bortissen. Da seh'n Sie, was das Wort eines Ministers vermag. Setzen wir uns. Das Steh'n wird Ihnen sauer. (sie setzen sich um den Tisch her.) Was muß ich hören? Sie haben sich alterirt?

(v. Dipchen macht eine empfindliche Grimasse.)

Bortissen. Thut mir leid; aber ich darf Sie nicht schonen, eben weil ich Sie beruhigen möchte. Ist das Pasquill anonym?

v. Dipchen. Pah! eine anonyme Recension würde mich nicht halb so tief verlezt haben. Aber daß der Uebermüthige es wagte, mit Beisetzung seines Namens mich anzutasten, und mir ganz dreist Dinge in's Gesicht zu sagen, die ich einmal nicht hören will!

Bortissen. Sein Name?

v. Dipchen. Verzeihen Sie, ich würde mein Leben einer zweiten Gefahr aussetzen, wenn ich den Unhold über meine Lippen brächte.

Bortissen. Was gilt's, Sie nehmen die Sache zu tragisch? Wurst wider Wurst, ist zwar ein plebeisches Sprüchwort; aber darnach handeln darf jeder. Ihr Unaussprechlicher hat gewiß auch schon Unsinn in die Welt geschrieben. Er war verliebt, denn das sind wir alle gewesen, also hat er Reime geleiert. Er hat einen Korb bekommen, denn wem begegnete dieß nicht? also hat er Tragödien gemacht. Zahlen Sie ihm doppelte Münze heim, sagen Sie ihm Grobheiten, an die er nicht gedacht hat, und weil Sie die Beidruckung seines Namens genirt, so lassen Sie den Ihrigen weg.

v. Dipchen. Geht nicht, geht nicht, und wenn ich toll werden möchte, aber es geht wahrlich nicht.

Bortissen. Ei, warum wird es denn nicht gehen? Ein honetter Mann wird doch einmal grob seyn können.

v. Dipchen. Ja, daran sollte es nicht fehlen. Aber nennen Sie mir eine einzige Schrift, die dieser Quarzner — (er hustet.)

Bortissen. Da hätten wir also den entsetzlichen Namen!

v. Dipchen. Ob er nicht wirklich zum Ersticken ist? In der ganzen Literatur ist noch nichts Aehnliches vorgekommen. Kein Roman, keine Zeitung, kein Trauerspiel, keine Encyklopädie, überhaupt nichts von Bedeutung knüpft sich an diesen abscheulichen Namen, als, wie ich voraussehe, mein Tod.

Bortissen. Rächen können Sie sich nicht, das gebe ich zu. Doch er wird's nicht so böse gemeint haben.

v. Dipchen. Herr! ich verstehe Deutsch, und deutsch hat er sich, so wahr ich lebe, ausgedrückt.

Bortissen. Sie haben mir ja das Werk noch nicht einmal genannt, worauf die Recension sich bezieht. Ich glaube, es ist Ihnen selbst entleibet.

v. Dipchen. Ich müßte lügen, wenn ich dieß behaupten wollte. „Die Weltgeschichte im Ridicule;“ so ist's betitelt. Davon geht kein Jota ab, und wenn alle Kritiker des Erdkreises gegen mich aufstünden. Die ganze Historie hab' ich in Taschenformat gebracht, und zwar für Mädchen von vierzehn bis achtzehn Jahren. Es ist das Gediegenste, was je aus meiner Feder floß. Für die Originalität des Werks will ich haften. Beim goldnen Vließ! ich will nicht von Adel seyn, wenn ich auch nur Eine Quelle dabei benüzt habe!

Bortissen. Was Sie sagen! Es wäre Jammerschade — doch geben wir die Hoffnung nicht zu bald auf. Lassen Sie uns das Ding in der Nähe besehen. Nun, mein scharmantes Rickchen, nicht wahr? Sie lesen uns den fatalen Artikel vor? Der Honig Ihrer Lippen wird das Gift unschädlich machen. Ach ja, lesen Sie! es ist die einzige Situation, in der ich Sie noch nicht bewundert habe.

Hofräthin. Besinn' Dich nicht Ricke! Der Herr Minister haben zu befehlen.

(Der Beschluß folgt.)

Paul und Josephine,

oder die Schmuggler vom Jura.

(Fortsetzung.)

Unterhalb Beaufond macht der Doubs eine ellenbogenähnliche Krümmung und man fährt fort ihn zu beschiffen, wobei das Auge entzückt auf den romantischen Ufern ruht, deren Abhang sich sanft bis zum Gipfel der beiden begrenzenden Berge erhebt, auf beiden Seiten abwechselnd schroffe Felsen, dichte Gebüsche, herrliche Tannenbäume und einzelne Häuser mit wohlunterhaltenen Gärten zeigend. Eine halbe Stunde von Beaufond krümmt sich der Fluß von neuem und man befindet sich gegenüber von ungeheuren Felsenmassen, die auf der französischen Seite himmelan streben. Die Umgebungen werden immer wilder und wilder, und man gelangt wieder zu andern Schleußen, welche auf schweizerischem Boden die Räder einer Mühle treiben, die, ihrer grauenvollen, vereinzelten Lage willen zwischen Felsen von jeder Form und jeder Größe, den Namen „moulin de la mort;“ oder Mühle des Todes bekommen hat. Hier und noch viel weiter hinab ist die Schiffahrt um des wild übereinander geworfenen Gesteins willen unterbrochen, und der Doubs wird erst bei der Glashütte du Pied d'Etau wieder schiffbar.

In diesen schauerlichen Klüften, als künftiger Eigenthümer der Mühle des Todes, war Claude Renaud geboren und erzogen worden, und obschon er auch in Beaufond eine kleine Wohnung besaß, so war doch hier eigentlich seine Heimath, von welcher das Charakteristische in sein Gemüth übergegangen zu seyn schien. Es hätte das Eigenthümliche dieses Ortes nicht bedurft, das wirklich auch in dem Unbefangenen ein seltsames Gefühl erregte, um mancherlei Sagen über denselben und seinen Bewohner zu verbreiten. Die Einen sahen ihn als einen Aufenthalt böser Geister an, andere, weniger Abergläubische, meinten, er diene zu geheimen Zusammenkünften der Kontrebandiers, und Alle hätten ihr Leben oder ihre Seligkeit zu wagen geglaubt, wenn sie dem gefährlichen Gebäude sich auf andere Weise als vorübergehend genähert hätten. Wie weit mußte demnach von Josephinens Seele der Gedanke entfernt liegen, ihr Leben in der Mühle des Todes zuzubringen. Zwar mochte wohl derjenige Aufenthalt, den ihr Herz sich vor allen andern gewählt haben würde, nicht eben sehr freundlich genannt werden, aber immerhin war der Unterschied doch bedeutend, und überdieß breitete die Liebe ihren Zauber über die Stelle, die zu bewohnen das Ziel aller ihrer Wünsche war.

Von den ersten Kinderjahren an hatte Paul Morel vor allen Mädchen der Umgegend Josephine Latour ausgezeichnet, und war von ihr mit dankbarer Anhänglichkeit belohnt worden. Er war der einzige Sohn des Besitzers jener Mühle und Hammerschmiedte, oberhalb Beaufond, deren bereits oben erwähnt worden ist. Sein Vater konnte, wenn auch nicht ein reicher, doch ein wohlhabender Mann genannt werden, und er genoß deßhalb bei seiner Erziehung sowohl, als bei seinen Vergnügungen, jener Vorrechte, die nur das Eigenthum der begüterten Klasse sind. Von seinem zwölften Jahre an hielt er sich die Woche hindurch in Chaux de fond auf, wo er einen ziemlich zweckmäßigen Unterricht in allem bekam, was einem jungen Menschen seines Standes zu wissen Noth thun konnte, und nur an den Sonnabenden kehrte er, um den Sonntag dort zuzubringen, in sein väterliches Haus zurück. Nie aber geschah dieß auf gerader und bequemer Straße; denn ehe er die Mühle am Doubs wieder sah, ging es über unwegsame Pfade, durch das Gebirge nach Beaufond, wo in einem nahe gelegenen, höhlenartigen Einschnitte in den Felsen Josephine jedesmal seiner wartete, und zwischen den beiden unschuldigen, liebenswürdigen Kindern alles ausgetauscht wurde, was dieses Alter Trauliches und Herzliches hat.

Von hier eilte er dann in vollem Laufe über hohe Felsen und durch dichtes Gestrüpp, auf Pfaden, welche sonst nur von Ziegen betreten wurden, der Heimath zu, wo man nicht ahnete, daß Paul einen andern Weg als den gangbaren über das Gebirge gekommen sey, und wo überhaupt von der innigen Verbindung mit der armen Josephine nichts bekannt war. Der Winter, der in diesen Gegenden besonders rauh ist, und der Schnee, der in ungeheuren Massen oft wochenlang jede Kommunikation mit diesen fast unterirdischen Regionen verbot, unterbrach freilich auf einige Zeit die ersehnten Zusammenkünfte, aber der Thauwind, der die steilen Abhänge schnell von dem winterlichen Kleide entblößte, führte Paul und Josephine wieder in die stille Grotte, in der sie, vor schlimmer Witterung geschützt, sich die Langeweile und das schmerzliche Heimweh beschreiben durften, das ihre Herzen in der langen Trennungszeit erfüllt hatte.

Jahre waren auf diese Weise hingelaufen; immer inniger hatten sich die zwei Kinderseelen in einander verschlungen, immer unauflöslicher war das Band geworden, das die beiden Gemüther zusammenknüpfte. Keine Regung, kein Gefühl des Einen war dem Andern unbekannt geblieben, Schmerz und Freude, Hoffnung und Furcht hatten sie treu getheilt. Wie zwei Blumen an einem Stengel waren sie empor geblüht, und die Unschuldswelt, in der sie lebten, war durch keine unzeitigen Warnungen, durch keine aufregenden Hindernisse zerstört worden. Paul hatte das achtzehnte, Josephine das fünfzehnte Jahr erreicht; die einsamen Zusammenkünfte wa-

ren schwieriger, aber auch eben darum desto süßer geworden, und überdies traf man sich jezt zuweilen auf Spaziergängen oder bei einem Tanze in der Nachbarschaft, und Niemand fand es seltsam, daß der artige Bursche sich zu dem hübschen Mädchen hielt. Nur Claude, dem allmählig das Verständniß zwischen den jungen Leuten klar wurde, fand Mißfallen daran, und die Besorgniß, einen Plan scheitern zu sehen, den er schon lange bei sich ausgebildet hatte und welchem Josephinens jugendlicher Reiz täglich mehr Kraft verlieh, bewogen ihn früher, als er selbst es wollte, mit der Mutter zu sprechen und als eine Sache, die ihm durchaus nicht abgeschlagen werden könnte, die Hand der Tochter zu begehren.

Die alte Latour sah in dieser Bewerbung Gottes Finger, der ihr noch vor ihrem Ende die Beruhigung verschaffen wolle, ihr einziges geliebtes Kind nach ihrer Ansicht gut versorgt zu sehen, und in diesem Geiste theilte sie Josephinen den glücklichen Antrag mit, den man mit Dank und Anerkennung aufnehmen müsse. Wie erschrak sie aber, als sie an des armen Mädchens Entsetzen zu bemerken anfing, daß sie sich in der Gesinnung ihrer Tochter verrechnet haben mochte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Madrid, December.

Ueber Spanien.

Einige neuere Nummern der **Gaceta de Madrid** enthalten einen interessanten Aufsaz, der, wenn er auch nicht neue Ideen enthält (man wird so billig seyn, die von Spaniern nicht zu verlangen), für uns doch ein Beweis ist, wie weit die Verschrobenheit eines Volkes gehen muß, das sich gefallen läßt, so etwas zu lesen. Zum mindesten beweist er, wie sehr man in jenem Lande bemüht ist, das Wahre falsch zu sehen, und Thatsachen absichtlich zu verdrehen, die die Regierung eben so ungern hört, wie das Volk selbst. Der Aufsaz ist überschrieben: **España y America**, und enthält eine Rechtfertigung der Spanier in Bezug auf die Art, wie sie die eroberten amerikanischen Länder, die jezt ihre Freiheit und Unabhängigkeit erkämpft, behandelt haben. Eine Apologie trägt oft das Gepräge davon, daß der Vertheidiger, nur für die Rettung des Inculpaten besorgt, Manches sagt, was er als Ankläger schwerlich vorgebracht haben würde. Hier handelt es sich um die Ehre des spanischen Volkes: es ist also kein Wunder, partheiische Bemerkungen zu finden, und wir sind willig, dergleichen von diesem Standpunkte aus zu dulden. Ja geschickte Aeußerungen dieser Art können oft unsere höchste Theilnahme, unsere Bewunderung, oder wenigstens unser Mitleid erregen, wenn es ihnen auch nicht gelingt, uns gänzlich den Verdacht gegen die Angeklagten zu benehmen. Aber davon ist hier nichts zu finden. Das bekannte: **Audiatur et altera pars** ist das einzige, was bei dem Ganzen noch erträglich ist, und die beliebte sophistische Manier, Fakta absichtlich zu verunstalten und zu verdrehen, kann man hier in ihrer Vollkommenheit studiren. Dieser Aufsaz ist ein Muster historischer Kritik, wie man sie wohl schwerlich jezt in einem andern Lande Europa's finden möchte. „Wenn man die Revolutionäre,“ bemerkt der Verf., „und den größten Theil der Ausländer über das Verfahren befragt, welches die spanische Regierung und die Spanier während der drei Jahrhunderte seit der Entdeckung und Eroberung dieses Welttheils befolgt haben, so werden alle mit Einer Stimme schreien, es sey das **mas cruel y tiranica** (das grausamste und tyrannischste) gewesen; denn **tirania, opresion, despotismo, cadenas, latrocinio** u. s. w. sind die Worte, die man mit emphatischem Glockenklang fortwährend wiederholt und feindlich gebraucht, um dem spanischen Volke Vorwürfe zu machen. Kein Wunder also, wenn von diesem Ruf alle Winkel der Erde echoartig wiederhallen, und man nicht müde wird, solche beleidigende und verwegene Worte unablässig auszustoßen, kein Wunder, wenn sie mit derselben Leichtgläubigkeit angenommen, ja als ein Glaubensartikel angesehen werden, wie sie mit Keckheit ausgesprochen wurden.“

Daß ähnliche Vorurtheile unter allen Völkern und zu allen Zeiten im Schwunge gewesen, weiß Jeder, und es geht daraus die Wahrheit hervor, daß die meisten Menschen unmündig, urtheilslos ihre Ansicht nach der weniger Denker bilden, die oft einseitig genug ihr ganzes Zeitalter beherrschen und verführen. Welchem Lobredner seines Volkes wird es schwer, sich Glauben bei demselben zu verschaffen, während man dem Tadler bald den Rücken wendet und die Schmeichelei liebenden Ohren verschließt? Hätte nicht ein Franzose den für einen Wahnsinnigen erklärt, der seine Stimme, wenn auch nur zu einem bescheidenen Zweifel gegen das **siecle d'or** Ludwigs XIV. erhoben hätte? Was wird der Engländer von Jemand urtheilen, der ansteht, die Ruinen des Feudalismus in der großbritannischen Verfassung für das Ideal aller politischen Form zu halten? Es scheint ja fast zum Nationalcharakter jedes Volkes ein gewisser Stolz, ein Vorurtheil, daß unter ihm nur das Beste gedeihe, gehört zu haben. Wie selten hört man ein ruhiges, vorurtheilsfreies Urtheil über andere Völker von Engländern oder Franzosen? Allmählig wird das aber hoffentlich anders werden, je mehr auf Kosten der Nationalität eine gewisse kosmopolitische Bildung sich entwickelt, eine gegenseitige Schäzung der Literatur den Blick über die frühere Beschränktheit, die der Stolz bedingte und erhielt, erheben wird. So andere Vorurtheile, die Ideen betreffen, welche einmal sich im Volk entwickelt haben, Ansichten, denen man, ohne Gefahr zu laufen, für brutal gehalten zu werden, nicht widersprechen darf. Sie sind einmal zur Herrschaft gelangt, und man wird mindestens für eigensinnig ausgeschrieen, wenn man nicht unbedingt zu ihrer Fahne schwört. Wer darf jezt etwas zur Vertheidigung z. B. der Pietisten sagen? Es ist in der allgemeinen Meinung einmal über diese Richtung abgesprochen, und wehe dem, der nur ein leises Wort dagegen zu erheben wagt. Wer darf wegen billigerer Würdigung der Jesuiten nur ein mildes Wort wagen, da über sie ein für allemal der Stab gebrochen ist, ohne in den Verdacht zu gerathen, keinen warmen Antheil an dem Wohl der Menschheit, an der Wahrheit zu nehmen? Wer durfte zur Zeit des Altdeutschthums, die sich, Gott sey Dank, jezt überlebt hat, die Bemerkung wagen, daß die Zeit des Faustrechts, der Hermanne und Thusnelden, vor tausend Jahren begraben, möge in Ruhe gelassen werden? Wer wagt jezt, eben diese merkwürdige Zeit der politischen Aufregung Deutschlands zu erwähnen? wer gegen Adel in Ländern, wo er noch herrscht, und für ihn da, wo er nicht mehr herrscht, zu sprechen, ohne wegen seiner dürftigen Ansichten bemitleidet zu werden?

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 4.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 5. Januar 1831.

Weh, weh mir, daß der Himmel solche Tücken
An einem sanften Weien übt wie ich!

Shakespeare.

Paul und Josephine,
oder die Schmuggler vom Jura.

(Fortsetzung.)

Starr vor Erstaunen und sprachlos sank Josephine bei der unerwarteten Entdeckung auf den Stuhl, vor dem sie eben stand, dann sprang sie im nächsten Augenblick wieder auf, fiel der Mutter laut weinend um den Hals und beschwor sie bei Gott und allem, was ihr heilig sey, sie nicht in ein so furchtbares Unglück zu stürzen. „Wie sollte ich diesen Mann lieben können," rief sie jammernd, „dessen Anblick mir selbst in den Augenblicken, wo er uns Gutes that, jedesmal einen Schauer erregte! Gott im Himmel! Ihr werdet mich doch nicht so elend machen, mich auf mein ganzes Leben an einen Menschen binden zu wollen, der Niemand liebt, von dem man so viel Böses spricht. Mutter, Mutter, ich kann, ich kann nicht; lieber stürze ich mich in den Doubs, wo er am tiefsten ist, als daß ich an Claude Renauds Hand zum Altare trete." So ging es mit Bitten, Beschwörungen, Weinen noch eine Viertelstunde lang fort, und niemals hatte Frau Latour die sanfte, stille Josephine in einer solchen Aufregung und Heftigkeit gesehen. Tief bekümmert, daß sie ein Glück von sich weisen solle, das sie erst noch für so gränzenlos angesehen hatte, legte sie sich auf Vorstellungen, dann suchte sie mit dem Aufschub eines bestimmten Entschlusses Zeit zu gewinnen, allein das zarte Kind vermochte den Erschütterungen dieses Abends und der Sorge vor einer schrecklichen Zukunft nicht lange zu widerstehen; sie kämpfte zwei Tage hindurch mit sich selbst und gegen die Bitten ihrer Mutter, und am dritten lag sie mit heftigem Fieber zu Bette. So wenig stark sie eigentlich auch schien, eine Krankheit hatte sie dennoch nie gehabt, und die ängstliche Mutter sah in dem Krankheits-Anfall schon die Vorboten eines nahen Todes; so sehr ihr auch das Gelingen der Heirath am Herzen lag, so schien ihr dieselbe, gegen das Leben ihres Kindes gehalten, doch von gar keinem Werthe mehr, und sie erkaufte mit dem Aufgeben ihres Wunsches der Tochter Frohsinn und Gesundheit.

Renaud hatte freilich nichts weniger als eine solche Antwort erwartet, und die Wuth, welcher er sich bei dem Fehlschlagen seiner Plane überließ, war fürchterlich. Er gehörte unter jene Menschen, die sich alles erlauben, sobald sie nicht von dem Buchstaben der Gesetze zurückgehalten werden, und wahrscheinlich würde er sich vor irgend einer Gewaltthat nicht gescheut haben, wenn wir nicht glücklicherweise in einem Lande lebten, wo Gefährdungen der öffentlichen und persönlichen Sicherheit strenge gerügt werden. So aber verschloß er seinen Groll, so gut es gehen wollte, in sich selbst, und begnügte sich einstweilen, die Gegend um Beaufond zu meiden und unter der Hand, so gut er konnte, genaue Aufsicht über alles zu halten, was Josephine betraf.

Der junge Morel hatte, sobald die Leztere genesen war, natürlicherweise den ganzen Vorgang erfahren, und war durch die Kenntniß der Gefahr, in welcher die Freundin geschwebt hatte, mit einem Male über alle seine eigenen Wünsche und Gefühle belehrt worden. Was ihm bisher noch dunkel gewesen war, über was er in sorglosem Genusse gegenwärtigen Glücks nicht näher nachgedacht hatte, das wurde ihm in diesem Augenblick klar und verständlich. Das Mädchen, welches er seit seinen Knabenjahren mit treuer, unwandelbarer, immer wachsender Liebe umfaßte, in das er einen Theil seines eigenen Selbsts übergetragen hatte, mußte sein Eigenthum seyn und bleiben, wenn auf Erden noch irgend ein Glück für ihn gefunden werden sollte; und wie konnte dieses geschehen, als einzig nur auf die Art, auf welche Renaud sie zu der Seinigen hatte machen wollen? Heirathen mußte er Josephinen, seine Frau mußte sie werden, in der Mühle am Doubs mußte sie walten und herrschen, wenn dieser Aufenthalt ihm noch erträglich scheinen sollte. Diese Ueberzeugung, das Licht, das mit dieser Idee seiner Zukunft aufging, gab den Aeußerungen seiner Liebe etwas Heimliches, Zärtliches, das selbst die Geliebte in süßem Taumel hinriß und ihr Herz zum ersten Male mit jenen Empfindungen erfüllte, welche die höchste Seligkeit des Weibes und zugleich sein Elend ausmachen. Wenige Worte, wenige Laute reichten hin, Josephinen über die Umänderung aufzuklären, die mit Pauls Gefühlen vorgegangen war, und wer möchte zweifeln, daß sie jezt aus diesem Munde die Namen „Braut, Heirath, Hochzeit," die sie einige Tage vorher in andern Beziehungen so fürchterlich erschreckt hatten, mit Entzücken anhörte und mit bescheidenem Erröthen, mit züchtigem Anschmiegen beantwortete? Unter den beiden Liebenden war demnach alles in bester Ordnung; schade nur, daß andere Menschen so oft mit ihrer Weisheit oder ihrem bösen Willen zwischen die vereinigten Herzen treten und ein Glück zertrümmern, das in seinem Aufblühen die schönsten Früchte hoffen ließ.

Was lange ungefähr in gleichem Grade gedauert hatte und allmählig zur Gewohnheit geworden war, Frau Latours Krankheit, nahm plötzlich einen ernsten Charakter an, und nach dem schmerzhaften Leiden weniger Tage starb sie in den Armen der trostlosen Tochter. Das gab nun auf einmal allen Verhältnissen eine andere Wendung. Das junge Mädchen konnte, auch wenn ihre Arbeit sie hätte ernähren können, Anstands halber nicht allein bleiben, und von allen ihren Verwandten wohnte Niemand in der Nähe, als eine alte Base, die als eine böse Frau bekannt war und sich nie mit der Verstorbenen hatte vertragen können. Was man ihr, außer dieser Eigenschaft, sonst noch nachsagte, wußte freilich Josephine nicht, allein ihr Charakter und ihr Benehmen reichten schon hin, ihr den Aufenthalt bei derselben als eine Art Fegfeuer vorzumalen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gottfried Schweikle's Nationaltheater.

(Beschluß.)

Ricke. (verlegen.) Wenn ich Ew. Excellenz sonst dienen kann — aber was über meine Kräfte geht.

Bortissen. Bitte, bitte, lassen Sie uns hören!

Ricke. (ziert sich noch ein wenig, nimmt das Blatt und liest.) „Wenn es darauf ankommt, zu erfahren, was möglicherweise hätte geschehen können, so wüßte ich kaum eine ergiebigere Fundgrube, als vorliegendes Werk. Denn von dem, was wirklich geschehen ist, habe ich wenig oder nichts darin gelesen. Es scheint, die gesammte Phantasie des Herrn Verfassers hat sich auf das historische Fach geworfen, und daraus wird es mir einigermaßen erklärlich, warum seine zahllosen Gedichte und Novellen so auffallend arm an Phantasie sind."

v. Dipchen wird unruhig.

Bortissen. Sehen Sie, daß es nur halb so schlimm gemeint ist! Das sind Witze, und ich habe in meinem Leben nicht gehört, daß diese zum Weinen gemacht werden. Er widerlegt Sie ja nicht. Sie haben noch Ihr volles Recht in Händen. Z. B. ist die Philosophie nicht das Gegentheil von der Geschichte?

v. Dipchen. Verzeihen Sie, ich bin nicht Philosoph.

Bortissen. So glauben Sie einem Minister auf's Wort, daß es sich so verhält. Da sich nun bekanntlich die Philosophie um die Darstellung des Unmöglichen dreht, so kann ihr Gegentheil, die Geschichte, nichts anderes als die Darstellung des Möglichen seyn. Leuchtet Ihnen dieß ein?

v. Dipchen. O ja.

Bortissen. Folglich haben Sie Recht. Denn dieß macht Ihnen ja Ihr Recensent zum Vorwurfe, daß Sie durchweg nur das Mögliche dargestellt hätten. Ich versichere Sie, der Irrthum ist auf seiner Seite.

Hofräthin. Ist Ew. Excellenz nicht eine Tasse Thee gefällig?

Bortissen. Nachher, meine Beste! — Fräulein, Sie lesen vortrefflich. Ihre Stimme klingt wie Musik, und wenn ich Ihnen ungern zuhöre, so geschieht es, weil ich lieber dazu tanzen möchte.

Ricke verneigt sich und liest weiter: „Das Werk ist für Mädchen von vierzehn bis achtzehn Jahren bestimmt. Es könnte auch für Kinder von sechs bis zehn Jahren ge-

schrieben seyn; denn diese würden eben so viel daraus lernen als jene; außer daß ihnen vielleicht ein Paar Obscönitäten entgingen, die der Herr Verfasser, ganz gegen seine Gewohnheit, sehr gründlich, und, wie es scheint, mit Sachkenntniß vorgetragen hat."

Vortissen. Recensent will damit sagen, daß Sie allgemein verständlich und den Bedürfnissen der Zeit gemäß geschrieben haben. Was wollen Sie mehr? „Der Lebende hat Recht." Wir, die wir unläugbar zu den Lebenden gehören, geben Ihnen Recht. Demnach haben Sie Recht. Will Ihnen der Recensent dieß absprechen, so muß er, als er dieß schrieb, sich nicht zu den Lebenden gezählt haben. Also konnte er auch nicht schreiben. Folglich ist seine Schrift ein Unding, ein non ens. Ich glaube, es gibt nichts Einleuchtenderes, als was ich eben sagte?

Hofräthin. Es ist einzig.

Vortissen. Wozu die ganze langweilige Recension anhören? Beschränken wir uns auf den Schluß. Da kommt immer das Beste. Wenn es Ihnen gefällig ist, Fräulein.

Ricke. Wo fängt doch der Schluß an?

Vortissen. Er ist der Anfang vom Ende, wie Talleyrand sagt. Erlauben Sie! (auf das Blatt zeigend.) Hier, hier!

Ricke. (liest.) „Der Herr Verfasser sollte billig bei dem Publikum Abbitte thun, wegen eines so beispiellos schlechten Machwerks, wodurch er die menschliche Vernunft kompromittirt hat. Jedoch wird es hoffentlich unnöthig seyn, daß er sich deßhalb bemühe. Denn unsere Kritik würde ihren Zweck gänzlich verfehlen, wenn die bezeichnete Schrift je noch ein Publikum finden sollte."

(v. Dipchen fährt auf und macht die Bewegungen eines Fechters, der sich verzweifelt wehrt; die Hofräthin stößt ihre Tochter wiederholt in die Seite, um sie zum Schweigen zu bringen. Vortissen gibt entgegengesetzte Winke.)

Ricke fährt fort: „Man verbittet sich sogar jede mögliche Abbitte. Denn sie würde in eben so schlechtem Deutsch und eben so sinnlos geschrieben werden als das bereits kritisirte Werk, dessen Herr Verfasser, wie schon sein Name anzeigt, einmal dazu bestimmt ist, mit einem ziemlich breiten Körper überall nur als Diminutiv zu figuriren. Und Referent verfällt wohl nicht in's Anmaßende, wenn er offen bekennt, daß er sich täglich glücklich preise, nicht Herr von Dipchen zu seyn, sondern J. M. Quarzner."

(v. Dipchen wankt und hält sich am Tische, die Hofräthin schreit auf. Ricke wendet das Blatt an einer Stricknadel hin und her.)

Vortissen. Beruhigen Sie sich! Hören Sie? Sie sollen gefaßt seyn! Vortissen sagt's. Im Namen der Regierung, seyn Sie bey Verstande! (auf ihn zugehend) Wie also? Dieß wäre der Mann, der die periodische Presse in mehr denn sechs Journalen verficht? Der die Censur in den Abgrund verwünscht? Der überall auf Oeffentlichkeit und freie Diskussion dringt? Sie wären dieß? Sie, den eine einzige ungenirte Recension von Sinnen bringt? und noch dazu in Gegenwart des Premierministers.

v. Dipchen (nimmt sich zusammen). Herr Minister, ich bin bereit, Ihre Befehle zu hören.

Vortissen. Ich will für den Augenblick nicht befehlen. Ich möchte mich nur mit Ihnen verständigen. Ziehen Sie selbst das Resultat, Sie, der unter Anderm auch die Thorheit hatte, Deputirter zu werden.

v. Dipchen. Bitte sehr. Ich verdanke es lediglich Ihrer Fürsorge.

Vortissen. Daß das Volk Sie gewählt hat? ha! ha! ha! Nun gut, ich will mich korrigiren. Sie, die Sie undankbar genug waren, die freie Presse gegen meine so liebreich gegebene Weisung in öffentlicher Session zu verfechten, Sie geben sich die Blöße, vor dieser Presse, sobald Sie dieselbe am unrechten Orte knarren hören, wie vor einem Scheusal zurückzuschaudern? Sie hatten ohne Zweifel Ihre Interessen schlecht bedacht, als Sie der Fürsprecher der Publizität wurden. Sie lernten die Sache aus weiter Ferne kennen, und erstaunen nun, daß sie so rauh anzufühlen ist. Gestehen Sie selbst, die Pariser Journale haben Sie getäuscht.

v. Dipchen. Herr Graf, Sie überraschen mich.

Vortissen. Ja, ja, es ist nicht Alles Gold, was glänzt. Sie sehen ein, daß Preßfreiheit nur für die Canaille taugt, der eine Hornhaut über das Zartgefühl gewachsen ist. Leute, die bei jedem Tadel Gesichter schneiden, als ob man sie auf einen Leichdorn getreten hätte, dürfen sich ja nicht der Zugluft aussetzen. Bleiben Sie fein zu Hause, oder meinetwegen auch in der Kammer. Aber thun Sie, was ich Ihnen rathe. Oder habe ich Unrecht?

v. Dipchen. Ein andermal; brechen wir ab.

Vortissen. Nein, jezt wollen wir ausreden; denn unter uns gesagt, Sie sind ein vernünftiger Mann, so lange Sie nicht zur Feder greifen. Und da ich in diesem Zimmer weder Papier, noch Tintenfaß bemerke, so glaube ich, werden wir hier am besten fertig. Gestehen Sie, Sie haben nur deswegen so heillos raisonnirt, weil dergleichen Geschreibsel gegenwärtig am besten bezahlt wird. Heute haben Sie die Dankbarkeit des Publikums erprobt. Was gedenken Sie fernerhin zu thun? Ich muß Antwort haben; denn morgen ist wieder Sitzung. Also Preßfreiheit oder nicht?

v. Dipchen. Potz tausend, wie schrauben Sie mich!

Vortissen. Rund heraus! Ich frage Sie noch einmal: für oder gegen? Wie werden Sie stimmen?

v. Dipchen. Rund heraus gesagt, kümmert es mich wenig, ob das Publikum Preßfreiheit hat oder nicht. Aber für meine Person würde ich ungerne darauf verzichten.

Vortissen. So? Nun, für Ihre Person garantiere ich Ihnen Alles, was Sie vernünftigerweise fordern können, aber unter einer Bedingung.

v. Dipchen. Und die wäre?

Vortissen. Werden Sie Royalist; dann können Sie schreiben, was Sie denken.

v. Dipchen. Hm!

Vortissen. Antwort muß ich haben.

v. Dipchen. Wird sich schon fügen.

Vortissen. Nein, nein! Sie entwischen mir nicht. Für oder gegen?

v. Dipchen. Nun denn, dagegen!

Vortissen. Mit oder ohne Rede?

v. Dipchen. Meinetwegen mit einer Rede.

(Vortissen drückt ihm die Hand mit Wärme.)

Vortissen. Frau Hofräthin, ich stehe für Ihren Mann; die Scheidung ist unnöthig. (Zu Riekchen.) Und heute Abend beim Souper?

Ricke. Werde aufwarten.

Vortissen. Adieu denn für jezt. (Sie wollen ihn begleiten.) Bleiben Sie, ohne Weiteres, als Minister gesprochen, bleiben Sie! (Er geht und murmelt in seinen Mantel:) Wenn's hier zu Land keine bessern Patrioten gibt, dann gute Nacht, Preßfreiheit! — Der gute von Dipchen! wenn er wüßte, daß ich die Rezension geschrieben habe! (ab.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Madrid, December.

(Fortsezung.)

Ueber Spanien.

Die Ansichten wechseln immer so, wie die Vortheile oder Nachtheile wechseln, welche sie beförderten oder hinderten. Napoleons Herrschaft machte den größten Theil der Bevölkerung Europa's zu unbedingten Verehrern seines Ruhmes; Panegyriker höhern und niedern Ranges schrieen ihre begeisterten Loblieder zu seinem Thron. Er fiel, und ganz Europa verschwor sich nicht allein zu einem großen, lange schwankenden Kampf gegen ihn, nein, auch Heuschreckenschwärme von Dichtern und Schriftstellern sezten ihre Federkiele gegen ihn in feindliche Bewegung. Man war in Gefahr, wieder mit in den Chor der Verwünschungen mit einstimmen zu müssen, wenn man nicht für einen Verräther an der öffentlichen Meinung gelten wollte. So ist man gewöhnlich mit seinem Urtheil fertig, und so könnte es mit Spanien in Bezug auf Amerika auch gehen. Der Verf. jenes Aufsazes scheint etwas der Art gefühlt zu haben, und wir hätten es ihm nicht verargen können, hätte er diese Thatsache ausgeführt und zur Beleuchtung seines Gegenstandes benuzt. Aber das thut er nicht. Er behauptet weiter: „Keiner von diesen Schreiern werde das zu beweisen wissen. Drei Jahrhunderte der Ketten! rufen Einige, drei Jahrhunderte des Despotismus! Andere: die Spanier haben uns in Barbarei erhalten! Alles schimpft auf die Eroberung und die Eroberer. Sollte man nach diesem Geschrei nicht meinen, das Land sey zur Zeit der Eroberung in dem seligsten Zustande gewesen? sollte es nicht scheinen, Ceres, Pomona, Bacchus und Minerva haben in jenen glücklichen Ländern regiert, und ihre vielfachen Segnungen über dieselben ausgeschüttet, oder jene Gegenden seyen ein Arkadien gewesen, das den Schilderungen der kühnsten Dichter spottet, und es sey nun zu jener Zeit das unglückliche Volk, wie in der Zeit der Völkerwanderung die kultivirtesten Nationen des Alterthums, durch die Invasion eines pueblo agreste, rude y barbaro, aller dieser Güter beraubt, es seyen seine Felder mit Feuer verwüstet, seine Städte und großartigen, herrlichen Denkmäler zerstört, das Licht ausgelöscht und die Blüthen der Künste und Wissenschaften vernichtet worden? Wenn es so wäre, so könnte man behaupten, daß man dort von einer sabidura a la barbaria, de las luces a las teniebras geschritten sey. Aber o malignos detractores! gerade das Gegentheil davon ist der Fall!“

Man sieht, daß der Verf. mit Wärme seinen Gegenstand verficht, und dieser lezte Ausruf dürfte einen glauben machen, daß er seine feste Ueberzeugung vertheidigt, und daß seine Sophistik in dem jedem Volke mehr oder weniger eigenen Vertrauen in seine angeborne Ansicht ihren Grund hat. Diese seine Alternative möchte aber einzig daran kranken, daß sie keine ist, d. h. noch ein drittes zuläßt. Doch wir überlassen es den Lesern selbst, das Folgende zu prüfen; die Widerlegung und Auffindung des Grundes seiner irrigen Meinung wird nicht schwer fallen.

„Zur Zeit der Eroberung Amerika's,“ fährt nun der Verfasser, in den Gegenstand näher eingehend, fort, „war Spanien der blühendste, mächtigste und gebildetste Staat der Welt, während die eroberten Provinzen von salvages antropófagos y barbaros adólatras bewohnt wurden. Viele von ihnen hatten noch nicht einmal die erste Stufe der gesellschaftlichen Bildung erstiegen; sie hatten oft noch keine Könige, sie waren in Stämme, einzelne Völkerschaften und Familien eingetheilt, die, wie bei wilden Völkern immer, in ewigem Wechselkampf ihrer Kriegslust Nahrung gaben, den gegenseitigen Haß verewigten und eine allmählige Vervollkommnung unmöglich machten. Daher die Wildheit, Grausamkeit und Barbarei, die die ersten Entdecker vorfanden und nicht traurig genug schildern konnten. Diejenigen aber, welche unter Kaisern eine Art gesezmäßiger Verfassung hatten, lebten unter ihnen in der drückendsten Knechtschaft, beteten sie nach Art der Orientalen an und wagten nicht, ihnen ins Antliz zu blicken u. s. w. Dies sind Thatsachen. Und die Leute, welche von diesen Völkern abstammen, schreien über Druck und Despotismus, wagen zu behaupten, daß ihnen die Spanier seit ihrer Eroberung Ketten, statt Freiheit gebracht haben? Können sie läugnen, daß sie durch dieselben civilisirt worden sind, aus dem traurigen Zustande der Wilden zu Menschen erhoben, ja gezwungen worden sind, dem Gözendienst und seinen gräulichen Folgen zu entsagen, indem sie von ihnen die milden Lehren der wahren Religion erhielten?“

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 5.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 6. Januar 1831.

Die Sprache ist das Merkwort des Geschlechts, das Band der Familie, ein Heldengesang von den Thaten der Väter, und die Stimme derselben aus ihren Gräbern.

Herder.

Die russische Sprache.

(Beschluß der bisher mitgetheilten Bilder aus Rußland.)

Die Sprache der Russen ist bei uns, die wir uns doch so sehr um fremde Sprache bekümmern, noch lange nicht so bekannt, als sie es wirklich verdient. Keine andere Sprache der alten und der neuen Zeiten hat sich über eine so große Strecke der Erde verbreitet, weder die der weltbeherrschenden Römer, noch die der alle drei Theile der alten Welt wie eine Fluth überschwemmenden Araber zur Zeit der schönsten Blüthe ihres Kalifats. Von der westlichen Grenze Böhmens bis nach Kamtschatka wird diese Sprache gesprochen, und diese wahrhaft ungeheure Zone hat an vielen Stellen eine Breite von mehrern hundert deutschen Meilen. Die eigentliche slavische Sprache Rußlands hat in dieser ganzen großen Ausdehnung beinahe keine Dialekte, denn das Kleinrussische in der Ukraine, so wie die sibirisch-russische Sprache wird von jedem Bewohner Moskaus oder Petersburgs ohne alle Mühe gleich an dem ersten Tage verstanden. So wie die Volksgesänge durch das ganze große Reich dieselbe Nationalmelodie haben, so wird auch durchaus nur dieselbe Sprache gesprochen, von den eigentlichen Russen, den Hauptbewohnern des Landes nämlich; denn von den tatarischen, finnischen, mongolischen und andern Sprachen ist hier nicht die Rede.

Nebst dieser ungemeinen Ausbreitung genießt die russische Sprache noch einen andern Vortheil, den die deutsche und die mit ihr verwandten Sprachen entbehren müssen. Unsere altdeutsche Sprache ist verloren gegangen; von den Gesängen der Barden ist nichts mehr übrig, und was wir von spätern Denkmälern gerettet haben, ist uns gänzlich fremd geworden, ist mehr nur ein Eigenthum gelehrter Sprachforscher, und ohne allen Einfluß auf das eigentliche Idiom des Volkes. Nicht so die russische Sprache: der alte Stamm, aus welchem dieser neue, kräftige Baum hervorwuchs, lebt noch, zwar nicht mehr in der Volkssprache, aber in der Kirchensprache des Volkes. Dieses alte Idiom muß zwar erlernt werden, was die Sache der Geistlichen und der eigentlich sogenannten Gelehrten ist; da aber eben diese es sind, welche als Schriftsteller auftreten und dadurch die gebildete Sprache des Volkes konstituiren, und da überdieß die Verschiedenheit zwischen der alten und neuen Sprache, in Beziehung auf ihr Aeußeres, nicht sehr bedeutend ist, während in Beziehung auf ihren Geist fast gar keine stattfindet, so ist es erlaubt, und dem Genius der russischen Sprache völlig angemessen, aus jener alten und noch immer frischen Quelle zu schöpfen und dadurch die neue Sprache zu bereichern und auszubilden. Eine geringe Flexion, eine dem Ausländer oft unmerkliche Biegung des alten Wortes bildet sofort das neue, das, da es dem Genius der Sprache völlig angemessen ist, sogleich das Gepräge der allgemeinen Gangbarkeit erhält. Dieser Zuwachs wird um so williger aufgenommen, da er aus derselben Quelle fließt, aus welcher die ganze neurussische Sprache gekommen ist, und da diese Quelle zugleich für eine heilige geachtet wird,

so sind jene neugeschaffenen Worte schon von ihrer Entstehung an mit einer Würde umgeben, die sie für den erhabenen Styl vorzüglich eignet. Wie dürftig erscheint dagegen z. B. die polnische Sprache, die, obschon ebenfalls eine slavische, sich nicht entblödet, sich im höhern Konversations- und Bücherstyl mit deutschen und französischen Worten, die sie beinahe unverändert aufnimmt, aufzuputzen und mit diesem fremdartigen Flitterstaat ihren Genius und das eigenthümliche Gepräge ihrer Nationalität zu verderben. Nicht viel besser ist der Deutsche selbst daran, dessen wissenschaftliche Werke von lateinischen und griechischen Wörtern strotzen, die der deutschen Sprache eben so fremd sind, wie die französischen Schönheitspflästerchen dem altpolnischen Gesichte.

Uebrigens fällt es dem Ausländer schwer, die russische Sprache in einiger Vollkommenheit zu erlernen; nicht blos, weil für ihn alles in dieser Sprache fremd ist, und ihm kein schon aus andern Sprachen bekanntes Wort entgegenkömmt, wie z. B. dem Deutschen, wenn er englisch, oder dem Italiener, wenn er französisch sprechen lernen will. Die größte Schwierigkeit der russischen Sprache liegt in dem großen Reichthume derselben, ferner in ihrer Grammatik, die beinahe keine Regeln, sondern nur Ausnahmen hat und durch ihre vielgliedrige Beweglichkeit schwer zu fassen ist, und endlich in der Aussprache, die nicht leicht ein Ausländer sich vollkommen eigen macht, wenn er nicht seit seiner Jugend schon im Lande war. Desto leichter lernt im Gegentheile der Russe die ausländischen Sprachen, wozu er ein ganz besonderes Talent zu haben scheint, da man unter den Gebildeten sehr häufig Menschen trifft, welche die französische, deutsche und englische Sprache vollkommen inne haben. Die Leichtigkeit, mit welcher der Russe nicht allein alles begreift, sondern auch, oft mit den einfachsten Mitteln, alle Arbeiten verrichtet, kömmt ihm wahrscheinlich auch hier nicht weniger, als die Schwierigkeit seiner eigenen Sprache selbst, günstig entgegen; denn nachdem er diese Schwierigkeit glücklich überwunden hat, muß ihm jede andere Sprache leicht scheinen, so wie derjenige, der eine klassische Bildung erhalten, und mit der lateinischen Sprache den Anfang gemacht hat, wenigstens den innern Bau jeder andern Sprache leichter übersieht. Auch hier werden wir wieder auf den Hauptzug im Charakter der Russen zurückgeführt, auf sein sanguinisches Temperament, dem er seine Gewandtheit, seine kindliche Gutmüthigkeit und gesellige Fröhlichkeit, seine Furchtlosigkeit in Gefahren verdankt. Diese und die damit verwandten Züge sprechen sich für den aufmerksamen Beobachter auf den ersten Blick deutlich aus. Der geringste Russe hat einen festen und doch leichten Gang, hat Ausdruck und sogar Anmuth in seinen Bewegungen, redet mit seinen Vorgesezten ohne Verlegenheit und tritt der Gefahr ohne Furcht entgegen. Die schwersten Arbeiten erleichtert und versüßt er sich durch frohen Gesang, und sein leichtes Blut läßt ihn weder von der bevorstehenden Gefahr bangen, noch viel an die Zukunft denken. Diese Sorglosigkeit bringt ihn oft selbst in Gefahr, aus der ihn aber derselbe frohe Sinn und die Gegenwart seines Geistes wieder rettet. Sicherheitsmaßregeln sind nicht seine Sache, selbst seine Spiele müssen mit Gefahr verbunden seyn, wenn sie ihn fesseln sollen; einige Schritte zu ersparen, klettert er über ein morsches Brett und im Gedränge der Wagen sieht er nach allen Seiten, nur nicht vor sich hin. Die großen Fortschritte, welche dieses Volk bisher unter Verhältnissen, die seiner geistigen und nationellen Entwicklung nicht immer sehr günstig waren, gemacht hat, verdankt es größtentheils jenen Eigenschaften, und wenn der Genius, der es bisher in seinen Schutz genommen hat, ihm noch ferner wohl will, so möchten wir es bald auf dem Wege zu andern Vorzügen und in einem Lichte erblicken, das uns wohl blenden kann, das wir aber mit unsern veralteten Ansprüchen auszulöschen nicht im Stande seyn werden.

Paul und Josephine,

oder die Schmuggler vom Jura.

(Fortsetzung.)

Josephine hatte wohl noch einen Oheim, der ziemlich wohlhabend war, und von dem sie überzeugt seyn konnte, er würde die Verwaiste, Verlassene bei sich aufnehmen; aber dieser Oheim wohnte in Ferrières, mehrere Stunden von Beaufond entfernt, und wie hätte das liebende Herz eine solche Trennung von dem Gegenstande seiner Zärtlichkeit ertragen können? Ach, der arme Mensch fühlt sich oft unfähig zu einem vorübergehenden Opfer und wird dann durch ein herbes Geschick zu Entsagungen auf Lebenszeit gezwungen, deren Furchtbarkeit auch nur zu denken, er den Muth sich früher versagt hätte. So werden wir von Stufe zu Stufe geführt, damit die Kraft sich erprobe und beim Gebrauch derselben uns allmählig der eigentliche Zweck des Lebens kund werde.

Josephine zog also mit ihren wenigen Habseligkeiten zu der alten Faillot, nachdem die Hütte, in welcher sie geboren und erzogen worden, zu Bezahlung dringender Schulden verkauft worden war. Hatte sie sich aber über ihre Lage nicht mit angenehmen Vorstellungen getäuscht, so sollte die Wirklichkeit dennoch ihre trüben Ahnungen bei weitem übertreffen. Keifend vom Morgen bis zum Abend, dem armen Kinde seine Armuth und Hülflosigkeit vorwerfend, ließ die Alte ihm nur dann Ruhe, wann der kurze Schlummer ihr selbst die Augen schloß. Wie

sehr sie sich auch bei ihrer Arbeit angreifen, wie fleißig sie seyn mochte, niemals konnte sie der Zänkerin genügen, und oft fand nach ermüdendem Tagewerke die Mitternacht die Arme noch in heißen Thränen. Für alle diese Leiden sollten nun Pauls Nähe und ihre Zusammenkünfte mit ihm sie entschädigen, aber die Stunden gegenseitigen Genusses hatten sich zu Minuten verkürzt, und auch diese schienen dem jungen Paare nur gegeben zu seyn, um sich die Schmerzen klagen zu können, die ein dunkles Verhängniß über ihre Liebe gebracht hatte.

Eine feindliche Hand hatte den Schleier des Geheimnisses gelüftet, der nun schon so viele Jahre über dem Verhältnisse der jungen Leute lag, und obschon des Verräthers Name nie bekannt wurde, so wird man wohl nicht fehlschließen, wenn man annimmt, Claude Renaud habe mittelbar oder unmittelbar den Streich geführt und dem alten Morel, der ein eingebildeter, stolzer Mann war, ein Verständniß enthüllt, das ihm bei Josephinens Armuth unmöglich willkommen seyn konnte. Auch brach deßhalb ein furchtbares Gewitter über den Sohn los, dem er die bittersten Vorwürfe machte, von ihm verlangte, er solle einer thörichten Liebe entsagen, zu welcher er seine Einwilligung niemals geben werde, und als Paul mit festem Sinn dem Gefühl seines Herzens treu blieb, drohte er ihm mit gewaltsamen Mitteln, wenn er sich nicht gutwillig fügen würde. Die böse Stimmung zwischen Vater und Sohn nahm nun täglich zu und wurde von unbekannten Händen genährt und verschlimmert; der eine Stein des Anstoßes rollte viele andere in den Weg, man verstand sich nicht mehr; die Angehörigen des Hauses theilten sich in zwei Partheien, die Zwietracht stand jedem Geschäft, jeder Unternehmung im Wege, und der alte Morel, dessen Herrschsucht Widerstand zum ersten Mal an dem festen Sinn des Sohnes fand, wußte sich nicht anders zu helfen, als indem er denselben auf einige Zeit zu entfernen suchte. Zu diesem Endzwecke ward er in seinen Aeußerungen allmählig etwas milder, beherrschte sich und seinen innern Groll sorgfältiger, und als er Paul durch dieses Benehmen freundlicher gestimmt sah, rückte er mit der Idee einer Entfernung unter dem Vorwande heraus, daß es einem angehenden Müller und Landwirth durchaus nothwendig sey, sich an andern Orten umzusehen, und daß er ein paar Jahre wandern müsse. Dabei ließ er ihn ganz im Hintergrunde die Hoffnung erblicken, wenn er sich fügen und dem Willen des Vaters in dieser Hinsicht entsprechen werde, so könnte dieser sich nach seiner Heimkehr für seine Wünsche besser gestimmt finden lassen. Mit dieser Lockspeise hätte man den jungen Morel, der nun auf Erden keine Hoffnung, kein Glück mehr kannte, als seine Verbindung mit dem geliebten Mädchen, zu einer Reise um die Welt bringen können, um wie viel eher zu einer Abwesenheit, die er sich nach Möglichkeit abzukürzen vornahm, und obschon sein Herz sich bei dem Gedanken an den Abschied, an die Trennung schmerzlich beklemmte, so erhielt er es doch über sich, Josephinen bei der nächsten Zusammenkunft die Lage der Dinge mit ziemlicher Fassung auseinander zu setzen, sie mit den Hoffnungen, die er selbst hegte, zu trösten und auf jeden möglichen Fall sie seiner unwandelbaren Treue zu versichern. Mit der Leichtgläubigkeit, welche der Jugend eigen ist, die selten die Dornen unter den Rosen zu entdecken weiß, gab sich auch das liebende Mädchen einer täuschenden Erwartung hin; sie träumten sich schon in die Zeit der Wiedervereinigung, sahen sich schon am Ziel ihrer Wünsche, entwarfen Plane für die Zukunft, redeten einen regelmäßigen Briefwechsel ab; denn obschon Josephine nur eine sehr gewöhnliche Erziehung erhalten hatte, so war doch ihr Talent zum Schreiben durch die unzähligen Zettelchen und Brieschen entwickelt und gebildet worden, die sie für einander in der verschwiegenen Felsengrotte niedergelegt hatten, und mit heiterm, durch die hoffende Liebe beflügelten Sinn übersahen sie die tiefe Kluft, die noch zwischen dieser Minute und dem Tage lag, an welchem der Pfarrer ihre Hände auf immer ineinander fügen sollte.

Anders freilich erschien dann die Stunde, die nach wenigen Tagen wirkliche Trennung brachte, anders waren die Gefühle, welche die armen Herzen durchzuckten, als sie fast brechend sich zum leztenmal an einander drückten. „Ach, Du wirst mich vergessen,“ riefen beide, von dem heißen Schmerze des Abschieds zerrissen; „andere Gegenstände werden Dich anziehen, Dich bezaubern, mein Bild wird aus Deiner Seele schwinden und Deine Liebe sich einem glücklichern Wesen zuwenden!“ — „O nie, niemals!“ ertönte es aufs Neue aus beider Munde. Unverbrüchliche, heilige Treue schwörend, lagen sie Brust an Brust, Mund an Mund, und fühlten im Innersten ihres Gemüthes, daß das Band, welches sie umschlang, nicht irdischer Natur, daß die Empfindung, die sie beseelte, göttlichen Ursprungs sey. „Wenn ich je Deiner vergesse,“ sprach Paul und drückte den lezten Kuß auf die Lippen seiner blassen Josephine, „so vergesse Gott meiner in der bangen Stunde des Todes, und bist Du nicht treu, so magst Du mich zwischen jenen Schleußen wieder suchen, denn lebendig siehst Du mich nicht mehr.“ Mit diesen Worten stürzte er aus dem kleinen Raume, der so oft die Glücklichen in stiller Verschwiegenheit geborgen hatte, sein Fuß eilte schnell über die schroffen Abhänge, durch das Dickicht hin, wo jede Stelle ihm so wohl bekannt war, und bald hatte die weinende Josephine ihn aus den Augen verloren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Sternenhimmel.

Dort oben ruht der Sternenhimmel,
Wie eine tiefe, stille See,
Darinnen ich im Glanzgewimmel
Viel tausend Perlen blinken seh'.

Auf hoher Warte sucht nach Sternen
Ein kluges Männlein, späht und denkt,
Das hat sich in die goldnen Fernen
Als wie ein Taucher eingesenkt.

Ein Dichter ist hinangedrungen,
Die blaue See umfluthet ihn,
Draus hat der Mond sich aufgeschwungen,
Ein stiller, friedlicher Delphin.

Arion zieht auf seinem Rücken
Durch's Meer dahin, mit hellem Sang,
Und alle Sternlein freudig blicken
Und lauschen seinem Liederklang.

Und alle, die im Grunde schliefen,
Hat leis der Dichter aufgeweckt:
Ihm offenbaren sich die Tiefen,
Die noch kein Späher hat entdeckt.

Adolph Stöber.

Korrespondenz-Nachrichten.

Madrid, December.

(Fortsetzung.)

Ueber Spanien.

„Können," fährt der Verf. fort, „die Nachkommen jener Völker läugnen, daß sie durch die Spanier so unendlich viele **producciones naturales y artificiales**, die zur Bequemlichkeit des Lebens unentbehrlich sind, überkommen haben? läugnen, daß sie den Zustand der Kultur, in dem sie sich jezt befinden und der es ihnen möglich macht, gegen das Mutterland, ihre Wohlthäterin, undankbar und frech ihre Stimme zu erheben und nach Freiheit zu schreien, gerade denen verdanken, die sie auf diese empörende Art beleidigen? Die Geschichtschreiber älterer wie neuerer Zeit rühmen doch z. B. die Römer, daß sie in den Provinzen, die sie ihrem Joch unterwerfen, Wissenschaften und Künste verbreitet und überall Licht angezündet haben, um die besiegten Völker sich zu assimiliren. Ihr Joch, heißt es, sey so wenig drückend gewesen, daß die Besiegten, anstatt ihre Entfernung zu wünschen oder zu beschleunigen, in allgemeinen Schmerz versunken seyen, als die Römer, um das Centrum ihrer Macht gegen die Angriffe roher Barbaren zu schirmen, diese entlegenen Provinzen verlassen mußten, und nicht mehr auf die Bitten der trauernden Britannier hören konnten, sie gegen die nordischen Barbarenschwärme zu beschüzen. Aber die Spanier in Amerika, die doch mehr thaten, als die Römer in Britannien, vertreibt, beraubt, ermordet man. Woher das? Man ist schnell mit der Antwort fertig: die Spanier waren viel grausamer, unmenschlicher gegen die Amerikaner, als jene gegen die Britten. Und doch, fragt man die Geschichte, so beweist sie gerade das Gegentheil. Wer wüßte nicht, wie empörend die römische Politik mit den Provinzen verfuhr, wie raffinirt man sie nicht durch einen einzigen Tyrannen, sondern durch Hunderte aussaugen ließ, deren Nachfolger sich noch an die Reste machten, welche die Vorgänger zurückgelassen, um dem schon ausgepreßten Schwamme durch neuen, stärkern Druck noch einige Tropfen auszupressen. Machten sich die Spanier bei ihren Eroberungen ähnlicher Grausamkeit schuldig? Sie brachten, anstatt zu drücken, lindernd und heilend die Segnungen des Christenthums über diese Länder. Und wir wollen nicht verbergen, daß **la soldatesca cometicse algunos excesos**, einige Grausame waren allerdings unmenschlich gegen einige Wilde; aber kann man die Regierung beschuldigen, daß sie dieselben autorisirt habe? Und wurden solche Maßregeln nicht durch das Betragen der Unterworfenen nothwendig gemacht? Muß man nicht ein wildes Pferd bändigen, oder ein hinterlistiges Thier, dessen Angriff man troz der Ketten fürchten muß, durch die härtesten Bande unschädlich machen? Und was war z. B. die Kultur der Römer im Vergleich mit der, welche die Spanier nach Amerika hinübertrugen? Hält jene mit dieser einen Vergleich aus? Man sehe die blühenden Städte im heutigen Amerika; sind sie nicht Denkmäler davon, daß ein wildes, rohes Volk, das unter freiem Himmel lebte und kaum das Bedürfniß kannte, gegen die Einwirkungen der Witterung Schuz zu suchen, aus der Wildniß in den Zustand der Gesittung geführt wurde? Man achte auf die öffentlichen Wege, die Kunststraßen, die Tempel, die Prachtgebäude, die Universitäten und Kollegien, die von der Regierung gegründet und aufrecht erhalten worden, auf die vielen milden Stiftungen, welche Privatleute genießen. Aber die Geseze waren drückend! fährt man fort. Das kann nur der behaupten, der sie nicht gelesen hat. **Las leges de Indias** werden Spanien immer Ehre machen, und die sie schmähen, sind unter ihnen herangewachsen und fähig geworden, sich über dieselben zu erheben. Keine andere Nation darf sich rühmen, den eroberten Provinzen einen **código tan liberal, tan equitativo ni tan benéfico** gegeben zu haben. Und davon kann man sich überzeugen, wenn man bedenkt, daß der einzige Tribut, den sie zu leisten hatten, in den ärmern Gegenden 2½ Pesos, in den reichern höchstens 3½ für's Jahr betrug, und daß nur die gesunden Indier von 18 — 50 Jahren zu dieser Abgabe verpflichtet waren. Sonst waren sie die freiesten Menschen, von allen Abgaben befreit. Allerdings wurden sie zu Arbeiten gezwungen; aber dafür wurden sie auch bezahlt, und zu solchen Maßregeln sah man sich genöthigt, weil diese Menschen, von Natur träge, lieber sich und ihre Familie dem Hungertod preisgegeben, als eine Hand gerührt hätten, und weil ihr Müßiggang für das Wohl des Landes sehr gefährlich gewesen seyn würde. Freilich wurden sie nicht zu Aemtern befördert und auf jede Weise nachgesezt; aber wozu waren sie zu gebrauchen? Man kann zugeben, daß später einige Unordnungen, **algunos desordenes**, eingerissen, daß **algunos conquistàdores algunos Indios** zu Sklaven gemacht; das sind aber Uebelstände, die in der Natur der Sache liegen und schwer zu heben sind. Findet sich nicht viel Aehnliches in Staaten, die sich der höchsten Stufe der Civilisation rühmen, und ihre tadelnde Stimme, ohne auf sich zu sehen, gegen Spanien erheben? Und nachdem die neuen Geseze gegeben waren, erblühte da nicht Alles in Friede, Glück, Gerechtigkeit und Ueberfluß in jenen Gegenden?"

(Die Fortsezung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 6.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 7. Januar 1831.

— Trost, hinweg von mir! Kaltsinn thut viel,
Und seine Kälte kann mein Leben rauben,
Doch nie die Liebe mindern.

Shakespeare.

Paul und Josephine,

oder die Schmuggler vom Jura.

(Fortsetzung.)

Nun begann eine trübe, schwere Zeit. Das arme Mädchen fühlte mit jedem Tage, daß der zurückbleibende Theil, der überall die schmerzlich süßen Erinnerungen auffindet, dem bei jedem Schritte die Sehnsucht nach dem verschwundenen Glück sich im Herzen regt, dem keine Zerstreuung, keine veränderte Umgebung wohlthätig zur Seite steht, mit Recht der einzig Leidende genannt werden kann; aber nicht nur die Sehnsucht nach dem Geliebten war es, was ihr Gemüth belastete, ach, es häuften sich der Unannehmlichkeiten und Besorgnisse so viele, daß es wohl Pauls lieber Gegenwart und seiner sanften Tröstungen bedurft hätte, um sie ertragen zu helfen. Renaud, der seine früheren Plane jezt um so weniger aus den Augen verlor, weil Josephinens Widerstand seine wilde Leidenschaft gesteigert und ihr in dem harten Herzen noch den Reiz einer zu befriedigenden Rache gegeben hatte, fand leicht Mittel, sich bei der alten Base den Zutritt zu verschaffen, und es hätte nicht einmal der klingenden Beweggründe bedurft, die er als Ueberredungsmittel anwendete, um ihr den Glauben aufzudrängen: es sey für das ganz arme Kind und noch mehr für sie selbst ein großer Vortheil, wenn sie die Hand zu einer Verbindung biete, welche sie nicht nur jeder Verpflichtung gegen die Waise enthebe, sondern auch für die Zukunft ihnen beiden einen kräftigen Beistand sichere. Sie war aber nicht die Frau, welche sich an Kleinigkeiten zu stoßen, die Schwäche hatte, die freilich andere Leute vielleicht Unredlichkeiten genannt haben würden, die aber bei ihr selbst nur als unschuldige Mittel galten, um zu einem guten Zweck zu gelangen. Darum trat sie in alles ein, was der unbegünstigte Liebhaber nothwendig erachtete, um Josephinen seinen Wünschen geneigter zu machen und Paul, den zu entfernen ihm durch seine dunkeln Intriguen gelungen war, um sein ganzes irdisches Glück zu betrügen. Die interessirten Personen beredeten sich, wurden bald über die zu ergreifenden Maßregeln einig, und wie hätte es ihnen nicht leicht werden sollen, ein Paar Menschen von Irrthum zu Irrthum zu führen und endlich zu trennen, die, in heimlicher Tücke unerfahren, es nicht ahneten, daß man so geschäftig war, ihre liebenden Herzen auseinander zu reißen.

Das Erste und Wichtigste war nun, den Briefwechsel zu stören, von dem man vermuthete, daß er zwischen Paul und Josephine statthaben werde; zwar kostete es einige Mühe, den Boten, der die gegenseitigen Briefe zur Post tragen und abholen sollte, zur Untreue zu verleiten, denn es war ein Mann, dem der junge Morel manche Wohlthat erwiesen und dem er deßhalb auch unbedingt vertraut hatte. Allein die Armuth, die schon so manches ehrliche Gemüth bezwungen hat, die Bedürfnisse nackter und hungernder Kinder, denen auf einige Zeit mindestens Brod und Kleider geboten wurden, be-

schwichtigten auch hier das zagende Gewissen, und nach einigen Wochen schon lagen alle die Zeugen einer zarten, heißen Liebe, alle die Aeußerungen bangender und zweifelnder Herzen jedesmal in den Händen der Verbündeten, statt daß sie nach der Post getragen worden wären. Das Ausbleiben jedes Lebenszeichens erregte natürlicherweise zuerst bei dem liebenden Paare Schmerz, dann Trostlosigkeit; späterhin tauchte unter der schweren Sorge um das theure, entfernte Wesen leiser Argwohn auf, der immer lauter seine Stimme erhob, je länger sich Tag an Tag und Woche an Woche reihte, ohne irgend eine Kunde zu bringen. Nicht genug, jede schriftliche Mittheilung gehemmt zu haben, ermangelten die Verschworenen nicht, bald diese, bald jene Nachricht auf unverdächtige Weise den Liebenden zu Ohren bringen zu lassen, die mit ihrem Stachel tief einschnitt in das arme, wunde Herz. So hieß es auf einmal im Dorfe, Paul Morel werde sich nächstens mit der Tochter des Müllers, bei welchem er in Schwaben in Arbeit stand, verloben; sie sei eine reiche Erbin, jung und hübsch, und er werde wahrscheinlich gar nicht mehr in die Heimath wiederkehren, sondern sich an dem Aufenthaltsorte seiner Braut häuslich niederlassen. Bald war die Verlobung schon gewesen, es stand eine nahe Hochzeit bevor, und der alte Morel rüstete sich, um die Feier mit seiner Gegenwart zu beehren, ja als diese Abreise sich verzögerte, hieß es gar: die junge Braut werde wohl die Heimath ihres Verlobten noch in Augenschein nehmen wollen, und man erwarte in der Mühle am Doubs ihre Ankunft mit großem Verlangen und unzähligen Anstalten.

Josephinens treuem und liebendem Herzen war bis jetzt jeder Verdacht ferne gewesen, weil sie die Gesinnungen des Geliebten nach ihren eigenen beurtheilte. Wie hätte aber dieses Vertrauen gegen eine so arge Vernachläßigung und gegen alle die Zeugnisse für Pauls Treulosigkeit, denen sie unmöglich ihr Ohr länger zu verschließen vermochte, aushalten können? Nicht nur diejenigen Personen, welche sie als Feinde ihrer Liebe kannte, bemühten sich, ihr den schwarzen Verrath als eine unbezweifelte Thatsache darzustellen; selbst die Freunde und Bekannten, unter welchen manche der stillen und innigen Liebe der beiden jungen Leute immerdar wohl gewollt hatten, blickten das arme Mädchen mit theilnehmendem Bedauern an, und zeigten durch ihre abgebrochenen Reden, durch ihre trüben Mienen und durch die Gutmüthigkeit sogar, mit welcher sie Josephinen hie und da eine Freude zu machen suchten, wie sehr sie von dem Unrecht überzeugt waren, das ihr geschah.

Wie beschränkt auch die Augenblicke waren, die ihr zu freiem Gebrauch übrig blieben, so wandte sie doch jeden derselben zu den wehmüthigsten Briefen, zu den herzzerreißendsten Klagen an, von welchen sie hoffte, sie könnten auf das wankelmüthige Herz Eindruck machen, ohne dessen Liebe es für sie kein Glück auf Erden mehr gab. Ach, die schriftlichen Zeugen ihres Jammers, statt dem Gegenstand ihrer innigsten Gefühle auf sicherem Wege zuzufliegen, wanderten alle in die Mühle am Doubs, wurden dort gelesen und ausgelegt, mithin auch verspottet, und dann in einen alten Schreibschrank verschlossen, in welchem des wohlhabenden Besitzers Schuldscheine und wichtige Papiere lagen.

Wer malt den Schmerz der getäuschten, der verzweifelten Liebe? Wer ermißt den namenlosen Jammer, der an den Keimen des Daseyns feindlich nagt, der die Stunden zu langen Leidensjahren ausdehnt, der immer lastender und schwerer das arme Herz zerdrückt? Wie in allem, was den Menschen in Freud und Weh berührt, so hat auch dieses Leid seine verschiedenen Abstufungen, nach Maßgabe des Gefühls, des persönlichen Werths und der Umstände bezeichnet. Es gibt Fälle, wo das enttäuschte Gemüth mit der Anerkennung seines Irrthums auch zugleich seine Ruhe wieder gewinnt und die Ueberzeugung auffaßt: das Herz, dem es sich hingegeben, die Seele, mit welcher es sich verbunden, habe nicht jenem Wesen angehört, das von Anbeginn des Seyns zu unauflöslicher Vereinigung mit ihm bestimmt gewesen sey. Eine solche Berichtigung des Urtheils drückt wohl meistens den Stachel der Reue über verschwendete Empfindungen in die schmerzlich klopfende Brust und die Bitterkeit solcher Erinnerungen mischt sich zuweilen störend in später aufgeblühtes Glück; allein die Wunden, die sie schlägt, heilen wieder durch die Macht der Zeit und lassen höchstens eine mahnende Narbe zurück. Wo aber in schönem und seltenem Einklang die zwei Geister, die sich in hoher Liebe durch alle Ewigkeiten hindurch gegenseitig beglücken sollen, sich schon hier gefunden und erkannt haben, wo das Göttliche in der vergänglichen Hülle sich dem Gefährten in der einstigen, himmlischen Heimath hingegeben hat, wo zwei Seelen sich auf dieser mühsamen Pilgerstraße in heiliger Ahnung, in unverwelklichem Glauben, in schöner Hoffnung umschlungen und ein Wesen in das andere sich übergetragen hat; wo Gedanke, Gefühl und Ansicht übereinstimmt und die geistigen Bande, mit den Irdischen vereint, mit unbezwinglicher Gewalt die beiden Geschöpfe verknüpfen, deren unsterbliche Liebe über die Macht der Zeit siegen wird, da gehört ein Losreißen des einen Theils, eine Untreue, ein Mißverstehen, unter die Ereignisse, die nicht ertragen werden können, ohne die ganze Existenz des Unglücklichen zu zerrütten, der es empfindet, daß die Schwesterseele, mit der er sich unauflöslich verbunden fühlt, nach dieser Irrung nun vielleicht erst nach langer und schmerzlicher Trennung sich aufs Neue mit ihm vereint. Jede Freude des Daseyns ist dann ver-

nichtet, jedes Glück vor seinem Entstehen schon getrübt; Zweifel und Argwohn haben die Stelle eines süßen Vertrauens eingenommen, die ganze Welt erscheint dem armen Verwaisten in trübem Lichte; denn wem möchte er ein Herz zuwenden, das so grausam verlezt und verlassen ward? Ja, selbst auf ein besseres Leben kann sich sein thränenvolles Auge nicht wenden; der einzige Trost des Leidenden ist ihm geraubt, denn der Himmel selbst ohne das geliebte Wesen bietet ihm keine Entschädigung dar.

(Die Fortsezung folgt.)

Ueber die Temperatur des Innern der Erde.

Es ist auffallend, daß dieser wichtige Gegenstand auch durch die mehrfachen Bemühungen der neuesten Naturforscher noch immer nicht ins Reine gebracht worden ist. Es mag daher nicht uninteressant seyn, hier die Resultate gesammelt zu sehen, die bis jezt der französische Physiker Cordier, der sich seit längerer Zeit ausschließlich mit diesem Gegenstande beschäftigt, erhalten hat.

Cordier bekämpft zuerst die Meinung einiger neuern Geologen, nach welcher man die Temperatur des Innern der Erde aus den kleinen Wassersammlungen abnehmen könne, die sich in tiefen Minen so häufig finden, weil hier die Temperatur des umgebenden Felsens, wie der über jenen Wassern schwebenden Luft, und endlich die Ausdünstung dieser Gewässer selbst die Resultate aller Beobachtungen äußerst unsicher machen. Nicht viel besser sollen zu diesem Zwecke die tieferen Gruben seyn, aus denen so oft in Bergwerken das Wasser durch Pumpen herausgebracht wird, wie er denn in der That bei verschiedenen Bergwerken auch ganz verschiedene Resultate aus dieser Art von Beobachtungen gezogen hat. Nennt man hier und im Folgenden Wärmemaß die Tiefe unter der Oberfläche der Erde, in welcher das Reaumursche Quecksilberthermometer um einen Grad steigt, so fand sich in den Gruben der Kupferminen von Cornwallis das Wärmemaß 61 engl. Fuß, bei den Bergwerken in Devonshire 120, in der Schweiz 96 und in Bretagne 232 Fuß; völlig widersprechende Resultate, aus denen sich nichts nur halb Zuverlässiges schließen läßt. Viel geeigneter zu unserm Zwecke findet Cordier diejenigen unterirdischen Gewässer, welche in der Gestalt von großen Ergießungen oder von wahren unterirdischen Seen zurückbleiben, wenn die Tiefe und die Wassermasse derselben groß ist. So fand man durch solche Seen in Cornwallis das Wärmemaß 101, in Sachsen 126, in dem englischen Bergwerke Huelgoet 112 Fuß, welche Zahlen schon viel besser übereinstimmen. Indessen muß bemerkt werden, daß auch hier noch beträchtliche Verschiedenheiten statthaben, selbst in einander sehr nahe gelegenen Minen; so fand man bei den verschiedenen Minen in Cornwallis 46, 132, 118, 96, 150, 116, 72 F. u. s. w. Es muß daher auch dieses Verfahren als zweckwidrig verworfen werden.

In zwei sächsischen Minen, Beschert Glück und Alte Hoffnung, hat Hr. v. Trebra eine andere Methode angewendet, durch welche er die Temperatur des die Seitenwände der Gruben bildenden Gesteins unmittelbar zu erhalten sucht. Er stellte zu diesem Zwecke mehrere Thermometer in verschiedene Tiefen, jeden in eine in den Felsen eingehauene Nische, sezte die Kugel des Instruments unmittelbar in eine in den Felsen angebrachte Höhlung, verschloß die Thür der Nische durch ein Fenster, das nur bei der Beobachtung auf einige Augenblicke geöffnet wurde, und sorgte noch überdies dafür, daß bei diesen Instrumenten weder ein störender Luftzug, noch eine Einwirkung der Werkleute u. dgl. statthaben konnte. Die Beobachtungen an diesen Thermometern wurden längere Zeit, bei einigen gar zwei Jahre, täglich dreimal fortgesezt, und ein höherer Beamter hatte eigens die Aufsicht über das Ganze. Nach diesen Beobachtungen war das Wärmemaß in der Grube Beschert Glück 168, und in der Alten Hoffnung 186 Fuß, so daß also, im Mittel aus diesen beiden Resultaten, für jede 177 engl. Fuß Vertiefung unter der Oberfläche der Erde das Thermometer um einen Grad steigen würde. Allein auch dieser Schluß wird noch gar manche Beschränkungen erleiden; denn erstens sind die Resultate der einzelnen Beobachtungen noch viel zu sehr von einander verschieden, als daß die Mittel aus denselben der Wahrheit sehr nahe seyn könnten. So gab die Grube Beschert Glück in dem Jahr 1805 das Wärmemaß 202, im Jahr 1807 aber nur 134, wovon das Mittel gleich ½ 336 oder 168 ist, wie oben angeführt wurde. Zweitens sind diese Gruben schon seit zwei Jahrhunderten offen und dem Zutritt der äußern Luft ausgesezt, die in so langer Zeit die Temperatur der Felsen sehr geändert haben kann. Die Anwesenheit von 200 Arbeitern und eben so viel Lichtern in der Grube mögen auch nicht ohne störenden Einfluß seyn, und so bleibt die Sache noch immer nicht unbedeutendem Zweifel unterworfen.

Uebrigens findet man dieses Wärmemaß am einfachsten durch die Beobachtung zweier Thermometer, deren senkrechte Entfernung über einander man genau kennt. Ist z. B. das eine Thermometer 360 Fuß unter dem andern, und zeigt es 13°, während das höhere nur 10° zeigt, so wird man nur die Entfernung der Thermometer, 360, durch die Differenz ihrer Temperaturen, hier 3, dividiren dürfen, um das Wärmemaß zu erhalten. So ist in unserm Falle das Wärmemaß gleich 360 dividirt durch 3, oder gleich 120 Fuß. Genauer noch wird es seyn, wenn man statt des obern Thermometers die sogenannte mittlere Temperatur der freien Gegend über der Grube,

an der Oberfläche der Erde, nimmt. Ist z. B. diese mittlere Temperatur 8 Grade, und die Temperatur des, 460 Fuß unter der Oberfläche der Erde stehenden Thermometers 12 Grade, also die Differenz der beiden Temperaturen 4 Grade, so ist das gesuchte Wärmemaß gleich ¼ 460 oder wieder 120 Fuß, wie zuvor.

Was aber immer die wahre Größe dieses Wärmemaßes und die daraus folgende Temperatur des Innern der Erde seyn mag, die wir vielleicht nie genau kennen lernen werden, so geht doch aus allen bisher angestellten Beobachtungen deutlich hervor, daß diese Temperatur nicht, wie man früher glaubte, constant ist, sondern daß sie immer größer wird, je tiefer man unter die Oberfläche der Erde eindringt. Ferner scheint aus den Beobachtungen, die man auf der Sternwarte in Paris angestellt hat, und die vielleicht alle andern an Genauigkeit übertreffen, zu folgen, daß das gesuchte Wärmemaß nahe an 115 englische Fuß betrage, so daß das Wasser in einer Tiefe von 8200 Fuß, oder von noch nicht einer halben deutschen Meile, blos durch diese Temperatur der innern Erde sieden müßte. Wahrscheinlich ist aber die Temperatur der tiefern Erdschichten nicht blos durch ihre Nähe an dem Mittelpunkte der Erde, sondern auch durch chemische Prozesse und Auflösungen bedingt, wie diejenigen sind, welche unsere heißen Quellen und Erdbeben erzeugen, und eben diese werden wahrscheinlich für alle Folgezeit einer genaueren Bestimmung dieses Gegenstandes hindernd entgegen wirken. We.

Korrespondenz-Nachrichten.

Madrid, December.

(Fortsetzung.)

Spanische Literatur.

„Die neue Regierung," schließt der Verf., „hat die Indier für frei erklärt, und das wird sie gerade zu Grunde richten. Man sieht das schon jezt. Bolivar hat sich genöthigt gesehen, den frühern Tribut wiederherzustellen, mit der Bemerkung: **estos han empeorado de condicion.** Und wahrlich! in seinem Leben hat er keine größere und wichtigere Wahrheit gesagt, und sie wird Politiker, wie de Pradt und andere, widerlegen, die gegen die **dictades** der Erfahrung wollen **arreglar desde sas gabinetes la suerte de los hombres.** Aber, kann man endlich fragen, woher denn der allgemeine Haß in Indien gegen die spanische Herrschaft? — Der rührt wahrlich nicht von den Eingebornen her, sondern gerade von den **originarios de los Españoles.** Was mag aber der Grund davon seyn? Davon an einem andern Ort."

Man sieht, wie der Verfasser den wichtigsten Gegenstand von sich schiebt, und uns eine Frage zu beantworten schuldig bleibt, die vorzüglich der Beachtung werth scheint. Es wird aber auch keinem schwer fallen, die Antwort selber zu geben, und wir schenken sie daher dem Verfasser gerne. Merkwürdig bleibt aber immer dies Gewebe von Raisonnements, das für die Leser der spanischen Gaceta mehr Wahrheit haben und bei ihnen weniger Widerspruch finden mag, als im übrigen Europa. Nach dieser Art der Apologie kann man freilich Alles rechtfertigen. So könnte man eben so bei der Inquisition das Alleremphörendste dadurch verdecken, daß man aufmerksam darauf machte, wie durch dieselbe zwar **algunos** (wie der Verfasser sich immer ausdrückt) auf die furchtbarste Art gequält und hingerichtet worden, daß aber die katholische Kirche durch dergleichen Ketzerverbrennungen wie Gold durch Feuer geläutert und in ihrer allein seligmachenden Kraft erhalten worden sey, daß ihre Segnungen in den **Auto's da fé** wie Opferflammen leuchtend zum Himmel geschlagen, und die jauchzenden Zuschauer, die sich in großer Anzahl dabei einzufinden pflegten, den Segen der Kirche über ein so gerechtes Verfahren ausgesprochen hätten. Die Schwindelei der **innovadores** in der Religion sey dadurch, wie ein böses Geschwür, ausgebrannt worden; es habe zwar geschmerzt, aber solche Wunden können nur auf solche Weise geheilt werden. Und so unglaublich es scheint, so lassen sich ja Stimmen genug vernehmen, die auf diese und ähnliche Art die Schandflecken des Menschengeschlechts vertheidigen oder gar rühmen; und Erziehung und Bildung machen ja die Spanier fast noch jezt zu gläubigen Zuhörern von dergleichen empörenden Sophismen, die die Wahrheit und das Recht mit oratorischem Pompe zu Grabe tragen.

Troz des lebhaften Verkehrs, der in der übrigen literarischen Welt von Tag zu Tag sichtbarer wird, steht Spanien mit den übrigen Ländern in keiner so erfreulichen Verbindung, als man erwarten und wünschen sollte. Während jezt die geistigen Produkte aller Welttheile, wie früher die merkantilischen, in kurzer Zeit Gemeingut werden, die Bücherfabriken von Petersburg, London, Boston und Leipzig mit einander wetteifern, und Werke aus Paris und Neuyork im Verlauf weniger Monate in den Händen aller gebildeten Europäer und ihrer Kolonien sind, ist der Bücher- und damit Ideenaustausch mit Spanien sehr unbedeutend. Die übrigen Völker nehmen noch eher Notiz von diesen Peninsulanern, während sie fast das ganze übrige Europa in dieser Beziehung ignoriren, gleichsam als wenn die Pyrenäen allen Verkehr der Art hemmten. Allerdings ist die verhältnißmäßig geringe literarische Produktivität der Spanier am meisten daran Schuld. Doch ist dieselbe nicht gänzlich erstorben. Man liest in den Zeitungen manche Subscriptionsaufforderungen zu Werken aus den verschiedensten Fächern, und es steht zu erwarten, daß die wenigen mehr gekauft werden, als die vielen, mit denen Deutschland alljährlich überfluthet wird. Wie selten sieht man in Europa spanische Werke neueren Ursprungs! Welch ein ungeheurer Abstand zwischen jezt und der Blüthezeit der spanischen Literatur im 16ten Jahrhundert! Bücher zum Hausgebrauch, Erbauungsschriften aller Art sind am meisten gesucht, was auch Niemand wundern kann, der an das katholische Land, das Eldorado der Mönche, denkt. Zum Gebrauch derselben und zur Erbauung der Gläubigen erscheinen monatlich ascetische oder mehr wissenschaftliche Werke über religiöse Gegenstände. Troz der großen dramatischen Sucht, die am Ende des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts eine große Menge junger Köpfe ergriffen hatte, ist außer den Werken des Moratin und des D. Manuel Eduardo de Gorostiza und weniger Anderer kaum etwas Erträgliches ins Ausland gekommen, obgleich das Buch des Erstgenannten einen Katalog von mehreren hundert Werken enthält, die das Repertoire des spanischen Theaters in neuern Zeiten ausmachen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 7.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 8. Januar 1831.

> E. Wohl war es eine lange, kalte Nacht.
> G. Die braunen Locken sind ihm halb ergraut. —
> E. Das ist der Reif von jener kalten Nacht;
> Hier athm' ich Morgen.
>
> Uhland.

Briefe eines Auferstandenen.

I.

December 1829.

Das erste Erwachen nach langem, schwerem Schlafe ist peinlich. Man weiß nicht, wohin mit den unbeholfenen Sinnen. Ich athme wohl frei, aber ich empfinde beklommen. Darf ich um mich sehen? — Was werde ich erblicken? Siebzehn Jahr hindurch tiefe Nacht! und plötzlich voller, heller Tag! O Herz, du schlägst ihm ungeduldig entgegen, und doch zieht dich zaghaftes Beben ängstlich zusammen.

Wen von Euch Allen, geliebte Menschen, die Ihr meinen Tod beweintet, wen rede ich zuerst an? Wessen Stimme wird mir Antwort geben? Lebst Du noch, arme, theure Mutter, hast Du den bittern Schmerz überwunden, den einzigen Sohn auf der Liste der Gefallenen bei E— zu sehen? Vielleicht! denn der Mensch erträgt Unendliches, zumeist was Gott unmittelbar über ihn verhängt. Und Du, Albert? warmer, treuer, inniger Freund! Und Du, die ich nicht nennen darf, deren Bild — Weg! weg! Ihr geht wie Schatten an mir vorüber. Die feige Angst preßt mir kalte Tropfen auf die Stirn! Nein, ich rede zu keinem von Euch; zaghaft, wie der Furchtsame, grüße ich die Lüfte des Vaterlandes, und lausche versteckt, ob mir eine einzige, verwandte, liebe Seele antworten werde.

Unter welcher Decke ich gelegen? Welche Gruft mich einschloß? Natürlich wollt Ihr das Wirkliche begreifen. Die Hand, die Euch mit diesen Zeilen grüßt, soll nicht aus unsichtbarer Welt in die Endlichkeit zurückgreifen. Nein, o nein! kein Wunder ist meinetwegen geschehen! Es ist dieselbe Hand, die unzählige Mal in der Euren lag. Was ich duldete, das müssen Viele dulden, Gefangenschaft, Trennung, langsames Vergehen in ungestillter Sehnsucht. So rollten die Jahre allmählig über meinen Scheitel weg und bleichten früh seinen dunkeln Schmuck. Ihr werdet mich nicht kennen, auch wenn ich neben Euch stehe und das erloschene Auge aus tiefen Höhlen das alte Feuer in Eure Herzen strömt. Ihr werdet weinen, wie aus dunkler, wehmüthiger Erinnerung, und Euch nicht auf mich besinnen.

Habt Ihr wohl von den Silberbergwerken bei Argundskoi gehört? Sprach Euch Niemand von den Armen, die dahin verbannt in mühseliger Arbeit schmachten, ohne daß ein Laut ihrer Klage von Chinas Grenzen zu den Ihrigen dringt? Dort! Und siebzehn Jahre! O, fragt nicht, ob ich wirklich todt gewesen; wie ich, just ich dahin kam. Wie oft muß nicht menschlicher Irrthum dem Geschick die Hand bieten!

Gefangen mit Vielen, wurde ich nach der Schlacht bei E— an die russische Grenze geführt. Ich blieb krank liegen. Ein späterer Transport russisch-polnischer Rebellen übernachtete in demselben Orte, wo ich mich befand.

Sie waren nach Sibirien bestimmt. Ein Jüngling mit heißem Kopf und durstender Seele beschwor mich, ihn zu retten. Ich war fast gänzlich hergestellt; in wenigen Tagen sollte ich meinen Gefährten folgen. Der Unglückliche flößte mir das wärmste Mitleid ein. Seine Jugend, seine Geburt und leidenschaftliche Beredtsamkeit überwanden jede Rücksicht. Ich entschloß mich, ihn in meinem Bett zu verbergen. Es gelang. Am andern Morgen ward er beim Aufbruch der Uebrigen nicht sogleich vermißt. Die Aufsicht war streng, wurde aber nicht immer gewissenhaft geführt. Wir frohlockten im Stillen. In der folgenden Nacht wollte ich, wenn die Leute im Hause schliefen, das Fenster öffnen und ihn an zusammengeknüpften Betttüchern hinablassen. Auch dieß führten wir aus. Er war in der Straße, schon einige Schritte vom Hause entfernt, als er sich noch einmal wandte, und da er mich im Fenster, ihm nachsehend, erblickte, so flüsterte er mir die Bitte zu, im Bette zu suchen, ob ich nicht dort in einem kleinen Stück Papier die Spitze einer Reiherfeder finden könne. Es sey das einzige Andenken, das er von einer geliebten Person besitze, die er jezt auf lange zu verlassen im Begriff stehe, er könne sich nicht davon trennen. Ich begriff seine Unruhe und schlich nach dem Bett zurück, wo möglich zwischen den Decken das Vermißte auszumitteln; zu meiner Freude fand ich es sehr bald. Alles umher schlief fest, ich eilte, dreist gemacht, zuversichtlich zu dem Harrenden zurück. Er war nicht mehr da. Ich bog mich weiter aus dem Fenster hinaus, ich gab ein Zeichen meines glücklichen Funds. In demselben Augenblick erscholl lautes, frohlockendes Gelächter. Mehrere stürzten zu mir herauf. Ich ward ergriffen, mit Gewalt in ein finsteres Loch geschleppt, wo ich meinen unglücklichen Schützling in wilder Verzweiflung, sich und seinen Unstern verfluchend, am Boden liegen sah. Nur mit Mühe brachte ich so viel von ihm heraus, daß er, meinen Bescheid erwartend, auf das roh gezimmerte Holz der Fensterbrüstung im Erdgeschoß getreten war, und hier stand, als ein grelles Kindergeschrei die hier schlafende Mutter oder Wärterin erweckte, Jemand an das Fenster trat, und ehe er noch Zeit gehabt, ein Versteck zu suchen, schon alle Hausbewohner herausstürzten, um ihn, den man für einen Dieb hielt, zu ergreifen. Einen Augenblick habe er gehofft, sich von jenem Verdachte durch die Entdeckung seiner wahren Lage zu befreien, und das Mitleid wie den Beistand dieser elenden Menschen durch Versprechungen großen Lohnes zu gewinnen. Aus diesem Grunde, und weil es seinem Stolze unmöglich gewesen, den Schein entehrender Verbrechen zu dulden, stieß er, zwischen Angst und Empörung schwankend, seine eigene Anklage heraus.

Daß ich, in seinen schlimmen Handel verwickelt, gleiches Geschick erfuhr, liegt am Tage. So reicht das Flöckchen einer Feder hin, die Schaale sinken oder steigen zu lassen, die über unser Daseyn entscheidet!

Es ist von allem, was zwischen jezt und damals liegt, wenig zu sagen. Ein Tag des Jammers wie der andere! alle dunkel, alle hoffnungsleer! Im vorigen Jahre führte europäischer Forschungsgeist einen Wißbegierigen in unsere Höhlen. Er folgte den Adern jener mächtigen Metalle, von denen die Schwingungen des Lebens immer mehr abhängig werden. Elend und Stumpfsinn trugen Lichter in die finstern Schachten, Hände, die das Schwerdt geführt, hackten und hämmerten mechanisch auf des Fremden Geheiß. Er hatte ein Auge für Alles, auch für sie, und wie er sonst Verborgenes an den Tag zog, so auch die Geschichte unserer Noth. Mein Leidensgefährte und ich wurden frei. Er führte mich in sein Vaterland. Ich brauchte Zeit, ehe ich mich begriff. Seit wenigen Stunden betritt mein Fuß deutschen Boden.

Wie beim Aufgang des Morgenlichtes die Schatten sinken, so rollt sich meine lange Lebensnacht immer kleiner und kleiner zusammen. Ein schwarzer Punkt verdämmert sie am Horizont. Hier habe ich keine Erinnerung mehr von dem, was mein Auge trübt, meine Seele lähmt, das gekränkte Gefühl erbittert. Meine Rechnung mit dem Geschick ist zerrissen. Ich bin frei und athme heimathliche Luft!

(Die Fortsetzung folgt.)

Paul und Josephine,

oder die Schmuggler vom Jura.

(Fortsetzung.)

So empfand Josephine, als allmählig jede kleine Hoffnung schwand, als sie selbst sich gestehen mußte: der Freund ihrer Jugend, der Jüngling, auf dessen edlen Sinn, auf dessen Beständigkeit sie ihre Seligkeit verpfändet hätte, habe mit dem Leichtsinn gewöhnlicher Menschen eine heilig beschworene Verbindung zerrissen und sie einem langen und schweren Leiden Preis gegeben. Mit dem Verklärungsglanze, in welchem sie bis jezt den Geliebten ihrer Seele erblickt hatte, mit dem Glauben an ihn war auch jede Hoffnung erloschen, die sich sonst in der Brust der unglücklichsten Menschen zuweilen regt; sie wollte nichts mehr von dem Leben, sie erwartete nichts mehr von ihm, und bleich und entstellt, in jedem ihrer Züge das Bild der innern Verzweiflung tragend, wandelte sie unter ihren Umgebungen umher, verrichtete mechanisch ihre Geschäfte, und wenn sie einen einsamen Augenblick gewinnen konnte, so schlich sie hinauf den wohlbekannten Pfad und sezte sich träumend an den Eingang der Grotte, in deren Umfang ihr so oft selige Stunden wie Minuten entflohen waren. Ihr unzertrennlicher

Gefährte auf diesen Wanderungen war der Pudel, dessen Bekanntschaft wir früher bereits gemacht haben. Er war Pauls leztes Geschenk an die Geliebte gewesen. Er hatte ihn als ein ganz junges Thier gekauft und mit der ausdauerndsten Geduld eine Menge Künste gelehrt, besonders aber dazu gewöhnt, seinen Gebieter auf Tod und Leben zu vertheidigen. Diesen Beschützer sollte Josephine mit sich nehmen, wenn sie während Pauls Abwesenheit die wilden Waldwege nach Chaur de fond, auf denen er sie sonst meistens geleitet hatte, einsam zurücklegen würde; Kartusche sollte das Päckchen tragen, welches die Arbeit des fleißigen Mädchens enthielt, er sollte mit dem Blicke seiner treuen Augen die Gelübde gegenseitiger Treue zurückrufen, die in der lezten Minute des Abschiedes gewechselt wurden, und eine stete, lebendige Erinnerung an denjenigen seyn, dessen Verheißungen und Schwüre nun wie leichte Spreu spurlos verflogen waren. Auf des gemüthlichen Thieres schwarzgelockten Kopf hatte Josephine die heißen Thränen der Sehnsucht und des süßesten Andenkens geweint, wenn das Herz ihr in den ersten Wehen der Trennung allzu schwer wurde. Auf ihn fielen jezt die weit bitterern der betrogenen und verlassenen Liebe, nachdem sie an Pauls Untreue nicht länger mehr zweifeln konnte, und wenn bei dem heftigen Schluchzen, das ihr zuweilen die Brust zu zersprengen drohte, der gute Hund, als verstände er ihren Schmerz, die Tatze tröstend auf ihren Schooß legte und sich leise wimmernd an sie schmiegte, dann zog in dem Gedanken: daß diese untergeordnete Natur die hohe und ausgebildete an Treue und Ergebenheit weit übertreffe, ein scharfes, schneidendes Weh durch sie hin, welches nach ihrer Meinung die zartesten Lebenskeime auflösen mußte. „Paul," rief sie dann in solchen Momenten des grenzenlosen Jammers, „Paul, wie konntest Du so an mir handeln?"

Der wahrhaft und hoffnungslos Unglückliche verliert nicht nur die Aufmerksamkeit auf die Außenwelt, das Interesse an dem eigenen Schicksale geht ihm sogar unter. Josephine achtete nicht sonderlich darauf, daß Claude Renaud häufiger und häufiger, ja zulezt fast alle Tage zu der Base kam und immer ausschließlicher sich mit ihr beschäftigte; seine Gegenwart war ihr freilich unangenehm, und noch widerlicher erschien es ihr, daß die Alte ihn, so oft sie nur konnte, mit ihr allein ließ; allein ihr Herz war zu leidend, die ganze Umgebung zu gleichgültig, als daß sie irgend eine Bedeutung in diese Besuche hätte legen mögen, und alles, was sie dagegen that, war, in ihre liebe Einsamkeit zu entfliehen, wenn es irgend thunlich schien. Als aber die Base deutlicher zu sprechen und die Meinung zu äußern begann, Josephine müßte sich's wohl zur Ehre anrechnen, wenn ein Mann wie Renaud um sie werbe, als diesen Reden bald ein bestimmter Antrag mit der Drohung folgte, wenn sie denselben zum zweitenmale so schnöde zurückweise, so werde der verschmähte Freier seine Schuldforderungen geltend machen, und sie dann den kleinen Rest ihrer Habe nicht nur aufopfern, sondern noch gewärtig seyn müssen, was über sie verhängt werde, wenn sie, was sehr wahrscheinlich sey, den Gläubiger zu befriedigen sich unfähig finde. Das arme Mädchen war mit der Rechtspflege in ihrem eigenen Lande zu wenig vertraut, als daß sie nicht solchen Drohungen vollkommen Glauben hätte beimessen sollen, und zu scheu, sich irgendwo Raths zu erholen, sah sie sich ganz in den Händen ihrer Verfolger. Dessen ungeachtet schlug sie Claude's Anerbieten ohne Bedenken aus, fest entschlossen, eher alles zu tragen, als sich zu dieser verhaßten Verbindung zu bequemen. Aber wer die Hölle kennt, die ein böses Weib um sich her bildet, wer es weiß, daß ein Daseyn, einem solchen weiblichen Teufel preisgegeben, ärger ist, als der bitterste Tod, wer die Launen, die Quälereien, die Bosheiten auch nur theilweise erfahren hat, mit denen derselbe seinem Schlachtopfer jede Minute vergällt, der wird wohl eingestehen müssen, daß auch der festeste Wille unter einem solchen Joche endlich bricht. Da der Zweck ihres Betragens Josephinens Einwilligung zu der Heirath war, so sparte die Base weder Vorwürfe über ihre Dürftigkeit, noch Anforderungen für alles, was sie schon für die arme Waise hatte thun müssen; selbst die Eltern im Grabe schalt sie hirnlose Verschwender und Müßiggänger, die ihr eine solche Last auf dem Halse gelassen haben, und wenn die Unglückliche, von ihrer Peinigerin aufs Aeußerste getrieben, davon sprach, einen andern Zufluchtsort suchen zu wollen, so ward ihr die Erlaubniß dazu verweigert, bis sie eine bedeutende Summe als Kostgeld bezahlt habe, deren Rechnung ihr vorgelegt wurde. Josephinens einzige Hoffnung beruhte nun auf ihrem Oheim, und sie hatte wirklich um Hülfe und Rath an ihn geschrieben, als, ehe noch der Brief an Ort und Stelle seyn konnte, ein schwarz gesiegeltes Schreiben anlangte, das der Nichte den plötzlich erfolgten Tod desselben kundthat und sie zu der Begräbnißfeier einlud. Nun hatte also das arme Mädchen die lezte Stütze und die lezte Hoffnung verloren, und die Base ermangelte nicht, sich diesen Umstand so zu Nutze zu machen, daß es Josephinen bald schien, ein jedes Geschick sey der furchtbaren Nähe einer solchen Megäre vorzuziehen. Jeden Anspruch auf Glück hatte sie ja ohnehin mit Pauls Liebe verloren, ihre frohen Aussichten in der Welt waren auf immer verdunkelt und ihre Rechnung mit dem Leben geschlossen; schlimmer als jezt, meinte sie, könne es ihr niemals ergehen, und vielleicht gewann sie als Claude's Weib noch eher die Stütze, deren sie bedurfte, um mit unendlicher Sehnsucht sich ihren Erinnerungen hinzugeben, das Einzige, was ihr von allen Gütern dieser Erde übrig geblieben war.

Ehe sie aber den lezten entscheidenden Schritt that, beschloß sie, noch einen Versuch auf das Herz des Ungetreuen zu machen, und der Brief, welchen sie an ihn schrieb, enthielt nicht nur die einfache, aber eindringende Schilderung ihres ganzen Elendes, dessen Größe sie an den Rand der Verzweiflung gebracht hatte, sondern auch alle die rührenden Vorstellungen, Bitten und Liebesworte, die geeignet seyn konnten, ein wankendes Gemüth zu seiner Pflicht zurückzuleiten. Als sie dieses Blatt dem gewöhnlichen Boten überbrachte, waren ihre Ermahnungen: ja sorgfältig damit umzugehen und es richtig auf der nächsten Poststation abzuliefern, dermaßen ängstlich, jeder ihrer Züge sprach die bange Erwartung und das leise hoffende Gefühl, welches für sie aus demselben hervorging, so deutlich aus, daß der irregeleitete Mann das tiefste Mitleid mit dem armen Mädchen zu fühlen begann, und sich selbst verhieß, dießmal mit dem anvertrauten Gute getreuer umzugehen und es nicht in Verrätherhände zu liefern. Aber indem er seine Schwelle überschritt, um nach Chaux de fond zu eilen, trat ihm Renaud entgegen, dessen unerwartete Gegenwart eine merkliche Verlegenheit auf des Betroffenen Gesichte hervorrief. Claude's Blick errieth schnell den Vorgang, und dem armen Reumüthigen ward der verhängnißvolle Brief durch Drohungen entrissen, als Versprechungen nicht wie gewöhnlich fruchten wollten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Madrid, December.

(Beschluß.)

Spanische Literatur.

Wie groß die Wuth am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts gewesen seyn muß, romantische Komödien im spanischen Sinne zu schreiben, geht aus einem Satyrspiel des D. Moratin: **la nueva Comedia**, hervor. Er führt darin einen jungen Mann niederer Abkunft auf, der, mit einigem Talent begabt, nach vielen vergeblichen Versuchen, sein Glück zu machen, endlich **invita Minerva** Theaterdichter wird, wie Viele seines Gleichen, die sich nicht durch die Hindernisse abschrecken ließen, welche sich der Aufführung ihrer Produkte entgegensezten. „Es sind vier oder fünf Jahre her, heißt es da, daß er bei der Lotterie hier an der Ecke Schreiber war und bedeutende Gelder sammelte. Als er sich aber zum Junker machte, als sein Herr die Dummheit beging, zu sterben, und er sich nun heimlich mit dem Mädchen verheirathete, das schon zwei Kinder hatte, zu denen bald noch zwei hinzukamen; als er sich ohne Amt und Brod sah, ohne Vettern und Vermögen, da faßte er den verzweifelten Entschluß, unter die Dichter zu gehen. Er meinte, seyen ihm die Musen gewogen, so bahne er sich schon einen Weg, bis es dem lieben Gott gefalle, ihm einen zu bahnen u. s. w." Man sieht aus der ganzen Komödie, welch ein Mißbrauch mit der Theaterschriftstellerei muß getrieben worden seyn; jezt scheint das dramatische Feuer ziemlich verraucht. Man beschränkt sich auf die Herausgabe älterer klassischer Werke in ganzen Sammlungen, oder einzelner Stücke von Calderon, Lope, Cervantes u. s. w. Dagegen hat W. Scott, der ganz Europa zu seiner Lesewelt gemacht hat, dessen Ruhm aber jezt ziemlich im Perfecte steht, wie er in Manzoni Italien angesteckt hat, so auch auf die Spanier Einfluß geäußert. Einige Romane der Art, die aber doch nicht ohne nationelles Kolorit waren, besizen wir ja schon in deutscher Uebersezung. Andere erscheinen täglich, z. B. **Elmours y Matilde ó sea la horrorosa venganza, novela original, escrita por D. B. S. Castellanos.** Unter den wissenschaftlichen Werken erscheinen Grammatiken aller ältern und neuern Sprachen, Sammlungen der lateinischen Klassiker, Lesebücher, Blumenlesen zum philologischen Behuf und die lyrischen Gedichte des Moratin, worunter viele Uebersezungen der Alten, namentlich des Horaz, beweisen, daß man in Spanien auch hierin noch am Alten festhält, und die lateinischen Klassiker auch von ihrer poetischen Seite mehr schäzt, als sonst wo. Ferner findet man Werke über Chemie, Botanik, Oekonomie u. s. w. angezeigt, auch die mathematischen Wissenschaften scheinen viel bearbeitet zu werden. Am reichsten ist aber die historische Literatur. Auch hier werden ältere Werke, wie das des Mariana, in neuen Abdrücken, die hoffentlich korrekter sind, als die frühern, herausgegeben. So auch die **historia general del Perú, o comentarios reales de los incas, por el inca Garzilaso de la Vega.** Außerdem erscheint eine **Cronica general de Cataluña, escrita por el Dr. Geronimo Pujades,** ein Werk, das auch für unsere Historiker wegen der meist bis jezt unbenuzten Quellen interessant seyn dürfte. Es ist sehr speziell, und behandelt die einzelnen Kathedralen, Monasterien und Convicte von Catalonien, spricht **de casi todas las familias nobles de ella, del origen y particularidades de las ciudades y villas, montes, minerales etc.** Die Geschichte des Garzilaso war schon 1800 herausgekommen, aber der Umstand, daß sie schon vergriffen, wie der hohe Preis jener Ausgabe, veranlaßten den Buchhändler, eine neue in **13 tomos, 32.** zu unternehmen.

Auflösung der Charade in Nr. 1:

Steckenpferd.

Charade.

1. 2.

Wie oft hat von meinen Lippen der Tod
Manch zitterndem Sklaven nicht blos gedroht!
Doch wirst du in mir von vorn und hinten
Auch wieder nichts als den Sklaven finden.

3. 4.

Wie selig, des Liebenden Lippe, bist du,
Ruft dir der Geliebten Lippe mich zu.

Das Ganze.

Unsterblich, o Lippe des Dichters, bist du,
Empfingst du die Taufe von meiner Welle!
Dir rufen die glücklichen Hörer zu:
„Der Busen wird ruhig, das Auge wird helle."

J. G. M.

Beilage: Kunstblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 8.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 10. Januar 1831.

Auch die Nacht hat ihre Lichter,
Auch der Schmerz hat seine Lust.

Müller.

Lieder von R. Felder.

Auch dem Schmerze seine Lieder.

O Natur, dein stilles Walten
Will auch Trübes hold gestalten;
Wolken werden selbst zu Bildern,
Drin sich Berg' und Thale schildern,
Und aus leichter Schatten Hülle
Goldnes Licht erglänzt in Fülle.

Sollen düster nur die Schmerzen
Nebeln um der Menschen Herzen?
Soll nur sie kein Licht verklären,
Trauer formlos sich bewähren?
Auch das Trübe soll im Leben
Mir ein Liedesglanz durchweben!

Im Sturme.

Durch all dieß stürmische Gedröhne
Vernehm' ich ferne Glockentöne.
Vom Winde nicht hiehergeführt,
Hätt' all ihr Laut mich nie berührt.

O süß verschwimmendes Getöne,
Dank, Dank sey deiner Himmelsschöne!
Dank dir, der es vom fernen Thurm
Hieher geleitet, wilder Sturm!

So klingt die ferne Friedensschöne
Oft durch des Lebens Schmerzgestöhne,
Und hinter unsrer Tage Streit
Steht Himmels-Friedenston bereit.

Sturm und Schmerz.

Sturm erregt nur weiche Wogen
In getreidevollen Fluren.
Käme mit so sanften Spuren
Auch der Schmerz herbeigezogen,
Der im Herzen Wolken thürmt,
Durch die Saat der Liebe stürmt!

Angestürmte Bäume sausen,
Klagen laut im Felde draußen;
Du, mein hartbestürmtes Herz,
Schweige still zu deinem Schmerz!

Paul und Josephine,
oder die Schmuggler vom Jura.

(Fortsetzung.)

Josephine brachte die Zeit, welche verfließen mußte, ehe eine Antwort eintreffen konnte, in einer Ungewißheit zu, deren Qualen nur derjenige ermessen kann, der schon ähnliche Stunden verlebt hat. Bald drückte eine bange Ahnung sie nieder, die ihr eine furchtbare Zukunft weissagen

wollte; bald entfaltete das Himmelskind, die Hoffnung, wieder ihre glänzenden Schwingen, und führte sie tröstend in die Gefilde Elysiums. In jedem unbewachten Augenblicke wendeten sich die schönen bittenden Augen dort hinauf, wo der schwache Sterbliche so oft, wenn auch nicht immer Hülfe und Rettung, doch Trost und Stärke findet, und wenn die Sturmeswellen verzweifelnder Liebe sich allzu gewaltig an dem geängstigten Herzen brachen, dann sank das fromme Kind in der stillen Kammer auf seine Knie und flehte demüthig, innig, um das einzige gefährdete Glück seines Daseyns. Vierzehn Tage waren langsam verstrichen, da trat Simon, mit einem Briefe in der Hand, in das kleine düstere Zimmer, in welchem Josephine am Werktische saß und emsig arbeitete. Aufspringen und das Blättchen den Händen des Ueberbringers entreißen, das Siegel lösen und mit flüchtigem Blick den Inhalt überlaufen, war das Werk eines kurzen Augenblicks. Ach, sie durfte nicht lange lesen! „Da Dir, liebe Josephine,“ so hieß es, „der ehrenwerthe Herr Claude Renaud mit seiner Hand ein so großes Glück anbietet, so wäre es sehr unvorsichtig von Dir, wenn Du dasselbe ausschlagen wolltest, denn solche Gelegenheiten finden sich nicht alle Tage, und ich selbst befinde mich einstweilen noch nicht in der Lage, mich verheirathen zu können. Auch wird Dir wohl die Erfahrung gesagt haben, daß die leichten Jugendliebschaften selten ein ernsthaftes Ende nehmen, weil man erst mit dem steigenden Alter einsieht, daß zu einer glücklichen Ehe noch andere wesentliche Dinge gehören, als allein die Liebe. Vielleicht wirst Du auch bald von mir etwas vernehmen, was Dich freuen muß, wenn Du mir Deine Freundschaft erhalten hast, und wenn ich einst wieder in die Heimath komme, so soll es mir eine Ehre und eine Freude seyn, Dich als Besitzerin einer reichen Mühle und schöner Güter wiederzusehen.“

Wortlos, im Innersten vernichtet, war Josephine auf ihr Arbeitsstühlchen zurückgesunken, wo sie erst noch so herrliche Träume gesponnen hatte. Trocken starrte ihr Auge auf die Zeilen hin, die mit abscheulicher Herzlosigkeit ihres Unglücks spotteten und alle ihre Hoffnungen zerstört hatten. Zwar wollte zuweilen aus dem Chaos wirrer Gedanken und schmerzlicher Empfindungen die Bemerkung auftauchen: das sey nicht Pauls Handschrift und nicht seine Sprache; allein ihr Gemüth war viel zu arglos, viel zu wenig mit den Betrügereien der Menschen bekannt, als daß ein solcher Verdacht festen Grund bei ihr zu fassen vermocht hätte; denn wie hätte ein anderer Mensch als Paul ihren Brief erhalten und ihr beantworten können? Es dauerte lange, ehe sie ihr Schicksal ganz begriff, länger noch, ehe der wilde Schmerz, der ihre Brust mit eisernen Krallen zusammenpreßte, sich in stille Ergebung umwandelte; aber von dem Momente an, wo dieses geschah, war auch jede Kraft ihres Wesens gebrochen. Sie leistete keinen Widerstand mehr; sie ließ sich alle Vorkehrungen, alle Vorschläge stillschweigend gefallen, und man sah, daß das Leben ihr so gar nichts mehr galt, daß sie es nicht einmal der Mühe werth achtete, sich gegen dasjenige zu vertheidigen, was ihr erst noch als das entsetzlichste Unglück erschienen war. Sie wurde Renauds Verlobte und bald darauf sein Weib, ohne daß sie eigentlich zu wissen schien, was mit ihr vorgehe; Pauls vermeintliche Untreue hatte nicht nur ihr Herz gebrochen, sie hatte auch ihren Geist gelähmt, und das Verbrechen, durch welches Claude sie errungen hatte, sollte ihm wenig Früchte tragen.

Des jungen Morels Gefühle, sein entstehender Verdacht, sein Schmerz, seine Verzweiflung, durchliefen ungefähr die nämliche Stufenreihe, nur mit dem Unterschiede, daß das weibliche Herz in solchen Fällen sich eher einer Muthlosigkeit ergibt, welche den Anschein von ergebener Geduld gewinnt, indessen des Mannes Energie sich kräftig gegen das erdrückende Geschick vertheidigt und nur der herbsten Nothwendigkeit sich unterwirft. Paul hatte mit der Wahrscheinlichkeit von Josephinens Wankelmuth gerungen, hatte ihr alles entgegen gehalten, was für ihre edle, treue Seele zeugen mußte, hatte jede Kraft seines Gemüthes aufgeboten, um den immer sich häufenden Beweisen nicht zu erliegen, und als endlich die Thatsache sprach, als die Nachricht von Josephinens Heirath in deutlichen Worten vor seinen erstarrten Blicken lag, als jeder Zweifel schwand und jede Hoffnung schweigen mußte, da ging mit dem Glauben an das geliebte Mädchen auch zugleich das Vertrauen auf die ganze Menschheit und jede freundliche Aussicht in die Zukunft unter.

Daß von der angeblichen Verbindung mit der Müllerstochter keine Rede war, bedarf wohl kaum einer Erwähnung, denn nicht nur hing des jungen Menschen ganze Seele zu ausschließlich an Josephinen, um nur einen solchen Gedanken zu gestatten, sondern Gretchen hatte bereits einen Bräutigam, den sie recht herzlich liebte. Doch war sie dem hübschen, artigen Franzosen recht gut, und sie gab sich alle mögliche Mühe, seinen Gram zu zerstreuen und theilnehmend zwischen ihn und die Leiden zu treten, die so sichtlich an seinem armen Herzen nagten. Ehe er durch die allerbestimmtesten Zeugnisse von Bekannten und Freunden Josephinens Treulosigkeit erfahren hatte, fühlte er das heftigste Heimweh, und stand mehrere Mal auf dem Punkte, sein Wort zu brechen und vor der zugestandenen Zeit nach Hause zu kehren, um mit eigenen Augen den wahren Stand der Dinge zu schauen; jezt aber, wo ihm daheim kein Stern mehr leuchtete, war die Mühle am Doubs, waren die geliebten Felsen und Schlünde, waren alle die Gegenstände seiner heißen

Sehnsucht ihm verhaßt, und er beschloß bei sich selbst, sie niemals wieder zu sehen, sondern immer weiter zu wandern auf der unbekannten Erde, bis er eine Stelle finde, wo die Ruhe wieder in sein verarmtes Herz zurückkehren könne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe eines Auferstandenen.

(Fortsetzung.)

II.

December 1829.

Ich gehe langsam dem Wiedersehen oder dem Schmerz getäuschter Erwartung entgegen. Das Glück und die Freiheit sind mir noch so neu, ich kann mich den unabwendbaren Enttäuschungen der Wirklichkeit nicht so unmittelbar entgegenwerfen. Deßhalb gleite ich, wie ein körperloses Wesen, ohne wahren Namen, ohne wahres Verhältniß, an dem Leben hin, und wünsche mir Glück, außerhalb jeder persönlichen Beziehung, die ungeheure Kluft der Jahre ohne empfindliche Mahnung durchmessen zu lernen.

Es ist nichts Kleines, vom Jahre dreizehn bis heute in den Silberminen von Argunskoi kein anderes Bild der Zeit, als das jener sonderbar gemischten, überall großen, begeisterten Vergangenheit gesehen zu haben, und nun hier zu stehen mitten in dem längst umgebildeten, beruhigten, alternden Europa. Es scheint, meine weißen Haare, die gebeugte Gestalt und der schleppende Gang seyen dem Laufe der Jahre nicht vorausgeeilt. Sind es die trägen Pulsschläge des eigenen Herzens, die ich für das Ticken der Weltuhr halte? Kommt mir vielleicht nur darum alles blasser und kälter vor, weil das allzuweit geöffnete Auge den natürlichen Maßstab der Dinge nicht im Fortgange des Lebens finden lernte? Ach ja, das Mitfortleben hält der Phantasie stets den verkleinernden Spiegel entgegen und hebt die Mißverhältnisse zwischen Wollen und Seyn von selbst auf.

Mir liegt so viel daran, mich nur erst einigermaßen zurecht finden zu lernen. Ich versuche es auf alle Art. Der Bankier, an welchen ich hier durch Stanislaus, meinen Leidensgenossen, adressirt bin, lud mich zu den Abendgesellschaften seiner Familie ein. Hier, sagte er, werde ich, wie in einem Panorama, das ganze heutige gebildete Europa sehen und im Stande seyn, die herrschenden Richtungen aufzufassen. Ich lehnte es vor der Hand ab. Ich gehe lieber meinen eigenen stillen Gang noch eine Weile für mich, und lerne mich erst zu Andern stellen.

Die heftige Kälte drängt die Leute in ihre Häuser zurück. Es ist sonderbar, daß gerade diese Eisdecke auf deutschem Boden liegen muß, da ich ihn zuerst wieder betrete. Die Menschen gehen einzeln, in sich zusammengezogen, steif und frierend in den Straßen. Die unwillige Eile, mit der sie die Thüren hinter sich zuschlagen, sobald sie nur die schützende Wohnung erreicht, sagt genugsam, daß sie froh sind, die lästige Beziehung zum Außenleben hinter sich zu haben. Sehr natürlich ist daher überall die lautlose Stille. Aber sie beklemmt mich doch, obschon ich die Ursache davon begreife. Ich hatte mir es anders gedacht. Man denkt selten das Rechte. Die Vorstellungen vom Leben, in gänzlicher Abgeschiedenheit von diesem, sind stets überspannt und meist immer zu bunt, zu reich, zu sehr Leben; und dann kann man auch das Zusammenstellen der Vergangenheit und Gegenwart nicht lassen. Während des starken Frostes im December 1812 — nun, mein Gott! es gab da auch Vieles zu leiden, vorzüglich für alle diejenigen, welche unter fremder Fahne geschaart waren; aber rufe ich mir die Erinnerungen jener Tage zurück, so stand doch in Allen der Sinn auf eine andere als die Decembersonne gerichtet, und Alle, wie sie auch der Augenblick zum Geschicke gestellt hatte, Alle machte sie warm.

Wenn so zwei oder drei an einander vorbeigingen, sie sahen sich an, standen still, es gab immer ein Wort zu sagen, das das Blut schneller umtrieb. Der Enthusiasmus war gleich angefacht, die Herzen glühten, Niemand wußte mehr, auf wie viel Grad der ausgehängte Thermometer zeigte. Aber mir geht es, wie jenem Greis, der die Spiegel verhängen ließ, um sein altgewordenes Bild nicht darin zu sehen. Ich sehe auch nur zurück und nicht vor mich. Ich kann es nicht fassen, daß siebzehn Jahre verlaufen sind und die Jugend dahin ist.

Es war doch damals ein reicher Frühling mitten in dem kalten Winter.

III.

Ich bin beschämt. Ein Gang durch die Stadt hat mich gelehrt, welch eine andere, unsterbliche Jugend in dem gegenwärtigen Geschlechte aufgegangen ist.

Von dieser Gemeinschaft des innern Lebens, von dieser umfassenden Bildung, von dem Kunstsinne und den Mitteln, ihn zu erhöhen, hatte man früher keinen Begriff. Ueberall Kunst- und Buchhandlungen, Lesezimmer, Industriekomptoire, Journalzirkel zum Umlauf englischer und französischer Zeitschriften. Welch ein geistiges Bedürfniß in unserem Volke, das solche Anstalten nothwendig macht und sie dauernd erhält.

Mit Erstaunen hörte ich den Lohnbedienten, der mir auf meiner Wanderung durch die verschiedenen Quartiere der Stadt folgte, mit völliger Sachkenntniß in der freiesten und natürlichsten Sprache über jene Gegenstände reden. Man sah leicht, er hatte sich in der Welt umgesehen, im Auslande manches erfahren, das ihn in den

Stand sezte, Vergleichungen anzustellen und Folgerungen zu ziehen. Ganz kürzlich hatte ihn sein Weg, in Begleitung eines modernen Reisenden, wie er mit verschmiztem Lächeln sagte, auf's Neue über Paris und London nach Schottland und Irland geführt. Er sezte hinzu, es sey ein Glück, daß die Wallfahrten nach den beiden leztgenannten Ländern anfangen aus der Mode zu kommen, denn es sey ein trockener Genuß, die rohen und ärmlichen Eigenthümlichkeiten von Völkern kennen zu lernen, die sich nur schwarz auf weiß, in modernen Romanen oder abentheuerlichen Reisebeschreibungen noch etwas ausnehmen; obgleich, meinte er geringschätzig, die englische Literatur und deutsche Nachäfferei uns auch hiermit zum Ueberdruß überschüttet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

Walter Scott über deutsche Literatur.

Vor Kurzem ist der eilfte Band von Scotts neuer Ausgabe seiner gesammten poetischen Werke erschienen, welcher zu seinen zwei zulezt erschienenen Dramen: **Macduffs Cross** und **the Doom of Devorgoil**, sehr anziehende „Einleitungen“ gibt. Eine derselben enthält die Fortsezung von der in einem frühern Bande angefangenen literarischen Laufbahn des „großen Zauberers des Norden.“

Weit merkwürdiger jedoch, wenigstens für uns Deutsche, ist ein langer Aufsaz unter dem Titel: **Introductory Remarks on popular Poetry and on the various Collections of Ballads of Britain, particularly those of Scotland.** Ich zweifle nicht, daß das Ganze bald in einer deutschen Uebersezung erscheinen wird, kann mich aber inzwischen nicht enthalten, die Geschichte des Einflusses der deutschen Poesie in England, und besonders auf Sir W. Scott, daraus mitzutheilen. „Schon im Jahr 1788 fing man an, eine neue Art von Literatur in diesem Lande einzuführen. Deutschland, längst bekannt als ein mächtiges Glied in dem europäischen Staatenbund, wurde jezt zum erstenmal als die Wiege einer Klasse von Poesie und Literatur genannt, welche der Literatur Britanniens weit näher komme, als die französischen, spanischen oder italienischen Schulen, obgleich alle drei zu verschiedenen Zeiten bei uns gepflegt und nachgeahmt worden waren. Die Namen Lessing, Klopstock, Schiller waren nur höchst allgemein in Großbritannien bekannt. Die Leiden Werthers waren das einzige Buch, welches einige Popularität erlangt hatte; die andern Werke Goethe's blieben den Engländern, gleichwie Schiller, Bürger und der übrige Kreis ausgezeichneter Deutscher, fremd. Die Obskurität, wozu die deutsche Literatur verurtheilt schien, entstand nicht aus dem Mangel an Glanz der Lichter, die sie erleuchteten, sondern aus der undurchdringlichen Dunkelheit, womit sie umgeben waren. Friederich II. hatte über die Literatur seines Vaterlandes ein partheiisches und ungünstiges Urtheil gefällt, und unpolitischer- und fälschlicherweise den Franzosen jenes Uebergewicht in der Literatur eingeräumt, welches ihnen nach seinem Tode, wenigstens für einige Zeit, auch zu der Ueberlegenheit in den Waffen den Weg gebahnt hat. Durch die Geringschäzung seines Vaterlandes in einer Hinsicht bahnte dieser Monarch dem Glauben an dessen allgemeine Unwürdigkeit den Weg, und zerstörte jenen männlichen Stolz, mit dem ein Volk, natürlicherweise, seine eigenen Sitten und seinen eigenen Genius betrachtet. Aber troz der schimpflichen Vernachlässigung ihrer Fürsten und ihres Adels, und dem Drange eingebornen Genies folgend, fing die deutsche Nation an, in ihrer Literatur einen neuen gehaltvollen, höchst anziehenden Charakter anzunehmen, wogegen das Ausland unmöglich die Augen schliessen konnte. Daß diese Literatur die Fehler der Uebertreibung und des falschen Geschmacks hatte, welche von den ersten Versuchen im Heroischen und Pathetischen fast unzertrennlich sind, läßt sich nicht läugnen. Es war mit einem Worte die erste Erndte eines reichhaltigen Bodens, welcher neben den Blumen auch Unkraut hervortreibt. Am 21. April 1788 erfuhren die Gelehrten zu Edinburg, von denen ich um jene Zeit besser im Stande bin, zu sprechen, als von den Gelehrten Großbritanniens im Allgemeinen, zum erstenmale das Daseyn von Geisteswerken in einer Sprache, welche mit der englischen verwandt ist und dieselbe männliche Stärke des Ausdrucks besizt. Sie hörten zu gleicher Zeit, daß der Geschmack, welcher die deutschen Werke hervorgebracht, dem englischen Geschmacke so nahe komme, als ihre Sprache der englischen. Diejenigen, welche von Jugend auf gewohnt gewesen waren, Milton und Shakespeare zu bewundern, erfuhren, ich darf es dreist sagen, zum erstenmal, daß es noch ein Geschlecht von Dichtern gebe, welche denselben edlen Ehrgeiz besizen, der Grenzen des Weltalls zu spotten und die Reiche des Chaos und der alten Nacht zu erforschen, ein Geschlecht von Dramatikern, welche, die pedantische Fessel der Einheiten verachtend, auf Kosten gelegentlicher Unwahrscheinlichkeiten und Lächerlichkeiten, das Leben auf der Bühne in seinen schärfsten Gegensäzen, seiner grenzenlosen Mannigfaltigkeit darzustellen suchten, ohne Anstand die heitern Begebenheiten des Lebens mit den ernsthaftesten vermischten, und Auftritte des tragischen Jammers, wie im wirklichen Leben, mit komischen Scenen abwechseln ließen. Dieses Losmachen von den Regeln, welchen die französische Schule, besonders die dramatischen Dichter so knechtisch anhingen, war, obgleich sich einige Nachtheile daran hefteten, besonders die Gefahr, ins Lächerliche und Bombastische zu fallen, das Mittel, dem Genie eines Goethe, Schiller und anderer freien Schwung zu geben, welches sich denn auch bald zum höchsten Gipfel poetischer Größe erhob. Der ehrwürdige Heinrich Macenzie war es, der in einer Abhandlung über die deutsche Bühne seine Landsleute in diese neue Gattung volksthümlicher Literatur einführte, deren Eigenheiten er mit eben so viel Treue als Lebendigkeit schilderte, obgleich sie ihm zur Zeit erst durch eine französische Uebersezung bekannt waren. An genanntem Tage las er in der königl. Gesellschaft eine Abhandlung über die deutsche Literatur vor, welche vieles Aufsehen erregte und eine große Wirkung hervorbrachte. „Deutschland,“ bemerkte er, „stellt sich uns in Hinsicht auf seine Literatur als eine merkwürdige Erscheinung dar; es ist ein Land, das mit seinen Nachbarvölkern in Künsten und Wissenschaften, in den Genüssen, in der Verfeinerung der Sitten zugleich zur Reife gelangt, in den Künsten des Geschmacks und der Einbildungskraft aber noch in seiner Kindheit ist. Aber gerade darum verfolgt es nun die neue Laufbahn mit einer Begeisterung, welche vielleicht kein anderes Verhältniß hätte hervorrufen können, mit der Begeisterung, welche die Neuheit erzeugt, und welche von der, einem gebildeteren und kritischen Zustand der Literatur eigenthümlichen Knechtschaft nicht gefesselt wird.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 9.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 11. Januar 1831.



— Sein Verstand
Beginnt zu schwellen, und die nah'nde Fluth
Wird der Vernunft Gestad in Kurzem füllen,
Das daliegt, schwarz und schlammig.

Shakespeare.

Briefe eines Auferstandenen.

(Fortsetzung.)

Ich wollte eben meinen gelehrten Diener fragen, ob er nicht einige dieser erwähnten Produkte neuester Romantik nachweisen könne, als wir vor einem ansehnlichen Hause auf eine Gruppe modisch gekleideter Männer stießen, die in verschiedenen fremden Sprachen geläufig mit einander redeten, obgleich nur einige von ihnen Ausländer zu seyn schienen. Das Verwunderte, ja Unsichere, das sich wohl in meinen Blicken spiegeln mag, die alles noch so überrascht und fremd anstarren, kann andere leicht frappiren, wenigstens fühlte sich die kleine Gesellschaft hier bewogen, meinen Begleiter bei Namen laut auf französisch herbeizurufen. Ich hörte ihn rasch und gewandt in derselben Mundart antworten. Sie hatten unfehlbar Erkundigungen über mich eingezogen, die er in der Art zu meinem Vortheil benuzte, daß er, da er nichts sagen konnte, was er nicht wußte, meine Person wenigstens auf geschickte, Interesse erregende Weise in eine Art mysteriöses Dunkel stellte.

Ich mußte über das pfiffige Auskunftsmittel lachen, das Yoriks la Fleur Ehre gemacht haben würde. Und doch ist mein la Fleur ein Norddeutscher, heißt Wellborn und rühmt sich, ein eingebornes Kind dieser Stadt zu seyn; dieser Stadt, die reich, glänzend, Straße für Straße von Läden aller Art schimmernd und lustig leuchtend, mir eine neue, umgewandelte Welt zeigt.

Wellborns unbestimmte Auskunft über mich zog mir wirklich die Blicke der neugierig Gewordenen nach. Doch ließen sie mich bald bei Seite. Es führte sie etwas Wichtigeres in das Haus, vor welchem sie standen. Es war durch nichts bezeichnet, als durch das Aushängeschild eines Wechselladens. Wellborn erklärte mir, als ich ihn fragend ansah, den Herrn liege daran, den Cours der Papiere zu wissen. Es sey dieß großartige, europäische Hazardspiel an die Stelle des Pharao oder rouge et noir getreten und eine universelle Mode geworden. Ich verstand ihn Anfangs nicht. Er gab sich viel Mühe, mir das Spannende einer Spekulation zu erklären, die zugleich pekuniäre, politische und gesellige Interessen verbindet und Fäden der Gemeinschaft von London nach Madrid, von Paris nach Petersburg auswirft, und alles Daschwischenliegende mit einem idealen Goldnetz umspinnt.

Ich sann nach. Was ich hörte und sah, das Einverständniß der Gebildeten aus allen Völkern, die einst verhaßte Sprache als Vermittlerin zwischen ihnen; jener fast unsichtbare Zwischenverkehr, der in geheimnißvoller Bewegung dem Einflusse der Zeit folgt, und diesem Einfluß selbst wieder die Wage hält — wahrhaftig, woran der gewaltige Herrschergedanke Napoleons vergeblich arbeitete, Europa einen Sinn, einen Willen, ein Ziel zu geben, die allmählige Entwickelung der Geister, Muße wie Bedürfniß, und die magische Kette der Zahlen haben es vollbracht.

*

IV.

December 1829.

Wellborn zeigt einen unermüdlichen Eifer, mich au courant mit der Gegenwart zu setzen, die er als mir fremd geworden annimmt, oder aufühlt; er weiß das ohne Anmaßung geschickt zu machen. Es würde mir kaum auffallen, triebe er mich nicht so ruhelos umher. Alles soll ich gesehen, gehört, bemerkt, in seiner eigenthümlichen Bedeutung erkannt haben. Welch einen Werth legt er nur auf die Erweiterung meiner Erfahrungen? Er ist gewandt und intelligent, es ist wahr; allein er läßt mich in nichts zur Besinnung kommen. Ueberall legt er meinen Gedanken sein Urtheil unter; und dazu sieht er manchmal recht zweideutig aus. Er will etwas mit mir; was nur? Ich muß auf meiner Huth seyn.

Daß mir doch gleich bei der Rückkehr ins Leben Mißtrauen und Lieblosigkeit die Freuden des Wiedersehens trüben. Kann es nun der Mensch nicht eben so gut redlich meinen, und sein verschlagenes Blinzeln und scharfes Verziehen der Mundwinkel nicht eher ein Grimaciren der Muskeln als der Seele seyn?

Er ist mir doch sehr nützlich. Heute führte er mich in verschiedene Buchladen. „Sie sind an einem Orte,“ sagte er, „dessen lebendiger Verkehr mit andern Städten und Ländern gerade in diesem Zweige des Handels berühmt ist, Sie werden hier sogleich einen Ueberblick gewinnen.“ Er trat mit mir in ein besonders wohlausgestattetes Gewölbe. Sein Benehmen mit den Inhabern desselben war leicht, ja vertraut. Ich glaubte sogar verstohlene Blicke des Einverständnisses zu bemerken; doch kann ich mich geirrt haben. Ohne weiter hierauf zu achten, durchblätterte ich den neuesten Katalog. Wellborn suchte unter den ausgelegten Brochüren, von denen er mir eine und die andere hinschob. Hier wollte ich mich indeß nicht durch ihn bestimmen lassen. Ich behielt eigensinnig das Verzeichniß in Händen, und irrte noch mit den Augen darin umher, als die Thür geöffnet wurde und zwei zierliche junge Damen, überaus elegant in den modernsten Winterputz eingehüllt, ohne darin versteckt zu seyn, zu dem Kommis herantraten und nach neuen Sendungen aus England fragten. Auf die entschuldigende Antwort, daß jezt überall eine Stockung in der schönen Literatur eingetreten sey, die beliebtesten Verfasser sich ausgeschrieben haben, das Publikum auch auf ernstere Weise beschäftigt, nur politische Streitberichte oder höchstens Kritiken lese, sahen sich beide junge Personen niedergeschlagen an, ohne sogleich eine Partie zu nehmen. Der höfliche Kommis schlug ihnen zur Schadloshaltung ein Paar Uebersetzungen von eben noch nicht bekannt gewordenen französischen Schriftstellern vor, und nannte unter andern „Memoiren eines Kammerdieners.“

Eine rasche Wendung Wellborns bei diesen Worten zog meine Augen unwillkührlich auf ihn hin. Er bemerkte dieß, trat auf mich zu und sagte: „Sie sehen, mein Herr, in diesem trübseligen Jahrhundert neigt sich die Muse auch zu Niedriggeborenen unter ihren Verehrern.“ — „Die Geburt,“ entgegnete ich frostig, „thut hierbei nichts, allein der Titel des Buchs verräth eben keine Inspiration der Muse.“ — „Sie haben Recht,“ versezte er lebhaft, „ein glücklich gefundener Titel, der den Inhalt in's Ungewisse hinausstellt, würde mehr Glück gemacht haben. Die Prosa des Lakaienbureaus stößt die feine Welt zurück.“ — „Es scheint doch nicht,“ sagte ein ältlicher Mann, der sich jezt zu uns gefunden hatte, „die beiden Dämchen dort beweisen den Bekenntnissen der Salon- oder Boudoirspione mehr Aufmerksamkeit, als sich hoffentlich mit ihrem sittsamen und gebildeten Aeußern verträgt.“ — „Ja,“ fiel ein junger Ladendiener ein, dieses „Genre, welche Gegenstände es auch umfaßt, hat jezt gewaltigen Cours. Man macht sich keine Idee davon, was in der Art alles gelesen wird.“ — „Schlimm genug,“ bemerkte der alte Herr, „doch bei weitem schlimmer, daß es geschrieben wird. Man sollte all das Zeug verbrennen, es täuscht nur durch einen Anstrich von Wahrheit, hinter welchem oft die ungeheuerste Mystifikation verborgen liegt. Unwillkührlich verwechselt man das Klatschen über seine Zeit mit der historischen Darstellung des Erlebten. Diese ist einfach, klar, unwillkührlich, jene auf Effekt berechnet, nimmt die kleinlichsten Regungen der Seele in Anspruch, opfert dem Kitzel, klüger zu gelten, als andere, jede zarte Rücksicht der Geselligkeit auf.“

(Die Fortsetzung folgt.) *L.*

Paul und Josephine,
oder die Schmuggler vom Jura.

(Fortsetzung.)

Vier Jahre hatte der junge Morel sich seit jenem Augenblick, der sein ganzes Lebensglück zerstört hatte, in der Welt herumgetrieben und nirgends neue Hoffnung, nirgends Frieden und Vergessenheit erringen können. Wenn ein Mädchen ihn freundlich anblickte und sein Herz sich einem süßen Gefühl aufs Neue zu öffnen strebte, so schauten Josephinens Augen liebeglühend aus längst vergangener Zeit zu ihm herüber und verdrängten schnell jede aufkeimende Empfindung; war er in froher Gesellschaft und nahm sein jugendliches Gemüth einen augenblicklichen Antheil an munterer Unterhaltung, dann traten die Bilder jener Tage vor seine Seele, wo er an Josephinens Seite die nämlichen Freuden genossen hatte, und die Gegenwart verlor plötzlich allen Reiz für ihn. Betrat er eine der herrlichen Gegenden, an denen nicht nur die Schweiz, an welchen auch andere Länder reich

sind, überließ sich seine, für Naturschönheiten so empfängliche Seele dem Zauber, der in keiner Leidensstunde, selbst nicht in dem Taumel der Freude, seine Macht verliert, dann lag vor seinem innern Blicke sein schönes Heimathland mit seinen Bergen, seinen Thälern, seinen reichen Ortschaften und einsamen Hütten; er dachte sich zurück in die Mühle am Doubs, er hörte das Rauschen der empörten Wellen, das Schwirren der Räder, das Toben der Hämmer, es mahnte ihn an die Zeit, wo er Josephinen heimzuführen und in der abgelegenen Einsamkeit das Paradies seines Lebens zu finden gedachte, und die Grotte, wo er den Abschiedskuß ihrer Liebe, den Schwur ihrer Treue erhalten hatte, stand in verklärtem Lichte vor seinem trüben Sinn.

Nachdem er vier Jahre lang sein Heimweh und seinen Schmerz überall mit sich herum getragen hatte, wohin das Schicksal oder sein irrender Fuß ihn führte, erhielt er die Nachricht von dem Tode seines Vaters, der, den Zweck seiner schlechten Handlung nicht erreichend, ein freudenloses Leben geführt hatte und ohne vorhergehende Krankheit gestorben war. Die Mutter hatte er schon lange verloren, Geschwister niemals gehabt, und er konnte es nun unmöglich vermeiden, die Ufer des Doubs wieder zu betreten und dort seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Da er sich unfähig fühlte, in Josephinens Nähe zu leben, so entschloß er sich, alle seine Besitzungen so schnell als möglich loszuschlagen und sich dann an den Ufern der Loire anzukaufen, wo er sich zulezt aufgehalten hatte.

Wir enthalten uns, Pauls Gefühle zu schildern, als er zuerst wieder auf der nämlichen Stelle stand, auf welcher wir dem Leser Renaud und seine Gattin ausruhend gezeigt haben; als er in die Tiefe der Schlucht hinunter schaute und die dunkeln Schatten derselben ihn wie die Geister einer längst entschwundenen und lange beweinten Vergangenheit gemahnten. Wir finden ihn nach einigen Tagen, deren Erschütterungen beinahe seine physischen und moralischen Kräfte überstiegen, an dem Schreibpulte seines Vaters wieder, wo er, um den Verkauf der Mühle zu Stande zu bringen, alte Rechnungen suchen mußte. Indem er eines der untern Schubfächer öffnete, fiel ihm eine Höhlung in die Augen, welche dahinter angebracht war, und seine tastende Hand brachte bald ein Päckchen Papiere hervor, auf deren obersten sein Name von einer Hand geschrieben stand, deren Züge zu tief in sein Herz gegraben waren, um jemals vergessen zu werden. Beinahe athemlos vor gewaltiger Bewegung, mit hochklopfender Brust begann er zu lesen; ein Blatt nach dem andern wurde durchflogen, und mit zerrissener, aber dennoch von einer stillen Seligkeit erfüllten Seele überzeugte er sich von Josephinens Unschuld, von ihrer Liebe, von ihrem Unglück sowohl, als von der schwarzen Verrätherei, durch welche die schmerzlichste von allen Trennungen bewirkt worden war. Welcher Sturm von Jammer und Wonne erhob sich in seinem Innern, als er die lezten rührenden Worte des armen Mädchens, ihre Bitten um Hülfe las; wie ergrimmte er über die bösen Menschen, die seinem Vater beigestanden hatten, welcher wahren, kindlichen Frömmigkeit bedurfte er, um nicht auch das Andenken seines Vaters zu verwünschen, der Josephinen in die Hölle einer unglücklichen Ehe gestürzt und ihm selbst auf immer jede Hoffnung auf Lebensfreude verkümmert hatte.

Seit dem Tage seiner Ankunft hatte er schon so manches gehört, was ihn in seinem Urtheile über die Vergangenheit unsicher machte, und ihn sogar die s c h u l d i g g e g l a u b t e Josephine bedauern ließ. So wie alle Leute der Umgegend Zeugen der Liebe des jungen Paares gewesen waren, so hatte auch Jedermann an des Mädchens Verheirathung mit dem allgemein verhaßten Renaud Antheil genommen, und es gab viele, welche dachten, nur der Reichthum des Bewerbers habe die Wahl entschieden. Aber Josephinens tiefe Traurigkeit, ihre Wangen, deren Blässe und Eingefallenheit von den Leiden ihres Gemüthes zeugten, ihre thränenvollen Augen sprachen zu laut, als daß nicht die Tadler selbst bald anderes Sinnes hätten werden sollen. So unrichtig man früher geurtheilt hatte, so schnell stieg nun eine Ahnung der Wahrheit in einzelnen Personen auf, die dann ihre Vermuthungen als unbestreitbare Wirklichkeit rechts und links mittheilten, und es entstanden auf diese Weise allmählig Gerüchte, die nicht zum Vortheile Claudes gereichten, und von welchen auch Paul Einiges, von bedauerndem Achselzucken und theilnehmendem Händedrücken begleitet, vernommen hatte. Mehr noch, als mit der verdächtigen Heirathsgeschichte, beschäftigten sich die Bewohner von Beaufond mit dem, beinahe zur Gewißheit gewordenen Verdachte, daß Renaud einer der keckſten und durchtriebensten Schleichhändler in der ganzen Gegend sey, daß in seinem dunkeln Aufenthalte, au moulin de la mort, die Zusammenkünfte gehalten werden, und daß er sein ganzes Vermögen auf diese Art zusammengebracht habe. Freilich gilt der Schleichhandel an den Grenzen Frankreichs unter den industriösen Bewohnern des Jura um so weniger für ein wirkliches Verbrechen, da die ungeheuren Eingangsgebühren ohne diese Beihülfe jeden Handel zu Grunde richten müßten, und es befassen sich Menschen, die sonst ganz rechtlich sind, mit der Kontrebande, und wagen ihr Leben zehnmal in einer Nacht um eines Gewinnes willen, von dem der Handelsherr selbst den größten Vortheil zieht. Allein auch in diesem Falle gibt es Ausnahmen, und das zweideutige Geschäft des Schleichhandels sogar kann auf die verschiedenste Weise getrieben werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Ende Decembers.

Die Familie Bonaparte. Roms Erstürmung im Jahre 1527.

Der Graf von St. Leu (Louis Bonaparte) hat in der hiesigen großherzoglichen Druckerei unter dem Titel: „Sac de Rome, écrit en 1527, par Jacques Bonaparte, temoin oculaire. Traduit de l'Italien par N. L. B." 91 S., eine schätzbare historische Monographie eines seiner Vorfahren über die bekannte Erstürmung und Plünderung Roms durch die kaiserlichen Schaaren unter dem Connetable von Bourbon herausgegeben, und in der Einleitung einige genealogische Notizen über die Familie Bonaparte mitgetheilt. Die erste Erwähnung der Bonaparte findet sich in Bonifazio's Geschichte von Treviso bei dem J. 1178, wo Giovanni Bonaparte als Gesandter der Trevisaner nach Padua geschickt wurde, um die Gesinnungen dieser Stadt zu erforschen. Dieser Giovanni war einer der ersten Ritter des spanischen Ordens San Jago (gestiftet 1170) und Gründer des Spitals dieses Ordens in seiner Vaterstadt. In einem Friedensschlusse zwischen den Städten Padua, Verona, Vicenza und Treviso i. J. 1208 kommt er als einer der Zeugen vor; sein Sohn Bonisperio wird 1219 unter den Edeln des Landes genannt. Der Ritter Nordillo Bonaparte war einer der Geiseln, welche Treviso 1258 Ezzelin v. Romano geben mußte. 1268 leistete derselbe in einer Zollangelegenheit Kaution für Konradin von Schwaben, und schloß 1271 als Syndikus von Treviso einen Handelsvertrag zwischen dieser Stadt und Venedig. Im folgenden Jahre war er Potesta von Parma. Er starb am 3. April 1290, nachdem er zu Treviso ein Spital gestiftet. Sein Bruder Pietro findet sich 1312 in einem Bunde der Edeln gegen die Tyrannen seiner Vaterstadt. 1313 war er als einer der quatuor viri sapientes Gesandter bei dem Gran Cane della Scala, Herrn v. Verona. 1318 war er Potesta zu Padua; im Jahre darauf Gesandter am Hofe Friedrichs von Oestreich. Gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts scheint die Familie nach San Miniato del Tedesco in Toskana ausgewandert zu seyn, und ihre Namen kommen oft unter den Theilnehmern an der Ghibellinischen Parthei dort, in Florenz und andern Städten vor. Aus späterer Zeit finden sich mehrere Gelehrte, u. a. Niccolo Bonaparte, welcher das Studium der Jurisprudenz auf der Universität Pisa einführte. Ein anderer desselben Namens war um die Mitte des 15ten Jahrhunderts Clerikus der päbstlichen Kammer, wie aus einer Grabschrift in der Kirche S. Francesco zu San Miniato hervorgeht. Giovanni Jacobo lebte zu Rom im Pallaste Orsini, und beschrieb daselbst als Augenzeuge die Plünderung von 1527. Endlich ließ sich Ludwig Maria Fortuna Bonaparte, von Sarzana, während des Krieges gegen die Genueser, 1612 zu Ajaccio auf Korsika nieder.

Die obengenannte Schilderung der Plünderung Roms ist ein interessanter Beitrag zur Geschichte des 16ten Jahrhunderts; sie ist mit Billigkeit und Mäßigung, ohne starken Partheigeist und in lebhafter Darstellung geschrieben, und deshalb immer bemerkenswerth, besonders da es uns noch an einer völlig begründeten Geschichtserzählung dieses traurigen Ereignisses fehlt, und das, was man in gleichzeitigen Memoiren, z. B. in Benvenuto Cellini's Autobiographie, darüber findet, zerstückelt und voll von Irrthümern ist. Letzterer schreibt sich bekanntlich u. a. das Verdienst zu, Bourbon getödtet zu haben, was wegen der Lokalität der Engelsburg beinahe unmöglich ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Januar.

(Fortsetzung.)

Walter Scott über deutsche Literatur.

„Aber nicht allein die dramatische Literatur der Deutschen (heißt es in dem angeführten Aufsatze Scotts weiter) war bisher ihren Nachbarn unbekannt geblieben, ihre poetischen Erzählungen, ihre Balladen fingen jezt erst an, die Aufmerksamkeit der brittischen Literatoren zu erregen. In Edinburg, wo die merkwürdige Aehnlichkeit zwischen dem Deutschen und Niederschottischen die jungen Männer ermunterte, an dieser neuentdeckten Quelle der Literatur zu schöpfen, ward eine Gesellschaft von sechs oder sieben engverbundenen Freunden gebildet, welche sich vornahmen, sich mit der deutschen Sprache vertraut zu machen. Sie kamen sehr viel zusammen, und freuten sich immer auf die diesem neuen Studium gewidmeten Stunden. Vorzüglichen Spaß machte ihnen die Trägheit eines ihrer Genossen, des Verfassers, welcher, weil ihm die Erlernung grammatischer Regeln Langeweile machte, mittelst seiner Bekanntschaft mit den schottischen und angelsächsischen Mundarten die Kenntniß des Deutschen usurpiren wollte, und natürlicherweise oft Schnitzer machte, welche seine fleißigeren Kameraden bald bemerkten. Eine andere Quelle der Unterhaltung war die Verzweiflung des Lehrers, daß er seinen schottischen Zöglingen nicht so viel Gefühl beibringen konnte, als er für nothwendig hielt, um die Schönheiten der Schriftsteller aufzufassen, die er für gut fand, mit ihnen zuerst zu lesen. Wir wollten auf einmal in die Tiefen der deutschen Literatur dringen, wollten Goethe und Schiller lesen, und andere, die wir von Macenzie hatten loben hören. Dr. Willich dagegen wünschte ganz vernünftig, daß wir unsere Studien mit dem einfachern Styl Geßners beginnen möchten, und schrieb uns Abels Tod vor. Der pietistische Styl dieses Schriftstellers war aber nicht sehr geeignet, junge Leute von unsern Jahren und Neigungen anzuziehen. Unmöglich konnten wir mit der übertriebenen Empfindsamkeit Adams sympathisiren, so wenig als mit den Tiraden des lustigen Fauns, der seinen schönen Krug zerbricht und dann ein Lied darauf singt, welches ganz Staffordshire *) hätte rühren können. Mit einem Wort, wir erklärten, zum großen Jammer Dr. Willichs, einstimmig, Abel sey ein unerträglicher Mensch, und gaben, in Betreff des männlichen Charakters, seinem Bruder Cain, ja selbst Lucifern den Vorzug. Wenn diese Späße uns nicht mehr zu unterhalten vermochten, so belustigten wir uns an den unaussprechlichen Tönen eines mitstudirenden Franzosen, welcher in der ökonomischen Absicht, zwei Sprachen zugleich zu lernen, sich das Deutsche, wovon er gar nichts verstand, mittelst des Englischen, das ihm beinahe eben so fremd war, anzueignen suchte. Am Ende erwarben sich die meisten von uns, unter vielem Gelächter und wenig Studium, mehr oder weniger Kenntniß von der deutschen Sprache, und wir wählten uns nun, einige in Kants Philosophie, andere in den lebendigeren Werken der deutschen Dramatiker, Muster, welche unserm Geschmack zusagten, als „der Tod Abels." Ungefähr um diese Zeit machte der gebildete und gute Lord Woodhouselee, einer meiner Jugendfreunde, eine Uebersetzung von Schillers Räubern, welche, wie ich glaube, die erste war, die je erschienen ist; doch erschien bald nachher eine andere in London. Die Begeisterung, womit das Werk aufgenommen ward, steigerte sehr den Geschmack an deutschen Geisteswerken."

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Eine Grafschaft, wo viel Irdengeschirr verfertigt wird.

Beilage: Kunstblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 10.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 12. Januar 1831.

Getröstet werd' ich seyn, wenn ich ihn sehe,
Wenn er, den ich mit Lieb' und Gram erwarte,
Gerettet kommt und sich gerecht erzeigt.

Goethe.

Paul und Josephine,
oder die Schmuggler vom Jura.

(Fortsetzung.)

Renauds Verwegenheit, seine planmäßigen Unternehmungen, die Geschichten von ermordeten Douaniers, deren Leichname in der Nähe der verrufenen Mühle gefunden worden waren, die Frechheit seiner Aeußerungen, selbst seine körperliche Beschaffenheit stempelten ihn zum Räuber, während man bei andern, die sich ebenfalls diesem Gewerbe gewidmet hatten, einfach sagte: „Es ist ein armer Mann, der große Mühe hat, seine Familie durchzubringen; möge Gott ihm seine schweren nächtlichen Gänge segnen!"

Das allgemeine Urtheil über Claude und über die Art, wie Josephine zu der Verbindung mit ihm gezwungen worden sey, hatte, wie gesagt, schon seit seiner Heimkehr Pauls Ohr erreicht; die Beschreibung von dem trostlosen Gemüthszustande der Geliebten, der auf Erden keine Freude mehr zu blühen scheine, von ihrer wankenden Gesundheit, die Vermuthung, daß sie selbst, durch den harten Mann genöthigt, Antheil an dem verhaßten Geschäft nehmen müsse, hatten sein Herz in eine unaussprechliche Bewegung gebracht; mehrere Besuche, die er bei dem alten Simon abgestattet hatte, ohne ihn jemals zu Hause treffen zu können, während dessen Frau erschrocken und verlegen schien, mußten einigen Verdacht bei ihm erregen, und man urtheile also von dem Eindruck, den die Bestätigung alles Geahneten, den die Ueberzeugung, daß Josephine noch um ihn weine und für ihn sterben werde, in Morels kräftigem Gemüthe hervorbringen mußte. Nach seinen Begriffen schienen ihm die Bande, welche das theure Wesen an den ungeliebten Gatten fesselten, heilig und unauflöslich, also blühte ihm von dieser Seite nicht die mindeste Hoffnung. Dessen ungeachtet war er früher nicht fester entschlossen gewesen, auf immer diese Gegend zu verlassen, als er es jezt war, sein ganzes Daseyn, jeden seiner Augenblicke, alle seine Kräfte Josephinen zu widmen, ohne jemals einen andern Lohn zu verlangen, als das Bewußtseyn, für die Geliebte seines Herzens gelebt zu haben, und eine schöne Hoffnung, die nicht dieser Welt angehörte. Um aber ihr und sich selbst genug zu thun, um seinen Zweck ganz erfüllen zu können, mußte er sie noch einmal sprechen, mußte sie überzeugen, daß er schuldlos gewesen sey, und ihr deutlich machen, auf welche Weise er ihre beiderseitige Lage beurtheile. Seitdem er seine ganze Seele wieder auf's Neue mit ihr vereinigt fühlte, hatte er alles zu erforschen gesucht, was ihr häusliches Verhältniß und ihre Lebensweise betraf, und so hatte er auch erfahren, daß sie, so oft ihr Mann sich zu Beaufond aufhielt, in der Grotte einen Besuch abstatte. Diesen Anlaß ergriff er, und das nächste Mal, da die unglückliche, mit sich und dem Leben zerfallene Josephine wieder den steilen Bergpfad einschlug, wandelte er ungesehen, hinter Gebüschen versteckt, an ihrer Seite, und trat wenige Minuten nach ihr in den

kleinen, wohlbekannten Raum, den er nun fünf lange Jahre hindurch nicht mehr gesehen hatte.

Wie mächtig erschütterte der Anblick sein innerstes Seyn! Da saß sie, die gebeugte Dulderin, auf dem nämlichen Stein, auf welchem er an jenem Abschiedstage neben ihr gesessen hatte. Aber es war nicht mehr die jugendliche, von frischer Gesundheit übergossene Gestalt; sie hatte um mehr denn zehn Jahre gealtert, ihr Gesicht war blaß, ihre Haltung verrieth äußerste Entkräftung und Muthlosigkeit, und in ihre Wangen hatten die bitteren Thränen vieler Jahre tiefe Furchen gezogen. Ihr Haupt war vorwärts gesenkt, als wolle sie sich der Freistätte zuneigen, in welche sie sich so sehnlich wünschte, und ihre eine Hand liebkoste den treuen Hund, der vor ihr saß und sie unverwandten Blickes anschaute. Eine unwillkührliche Bewegung Pauls schreckte sie auf; langsam und scheu schlug sie das Auge auf, der einzige Theil ihres äußern Wesens, der unverändert schön geblieben war, und nun stand, wie eine Erinnerung aus glücklichen Zeiten, die geliebte Gestalt vor ihr, deren Bild so heilig und treu in ihrem Herzen lebte. Unfähig, einen Laut über ihre Lippen zu bringen, starrte sie die Erscheinung an, und nur ein leises Zittern, das den ganzen Körper konvulsivisch bewegte, zeigte die innere Erschütterung. Paul trat näher; ein Gefühl, wie er in seinem Leben keines empfunden, drückte ihn vor dem edeln und so innig geliebten Weibe auf die Knie, und seinen Kopf auf ihre abgemagerte Hand lehnend, ließ er seinem Schmerz und seinen Thränen freien Lauf. Lange konnte Josephine nicht sprechen; endlich hauchte sie mit der lezten Kraft ihres Wesens die Worte hervor: „Möge Gott Deiner nicht so vergessen, wie Du meiner vergessen hast!“ Dieser leise, zarte und doch so schmerzliche Vorwurf zog Paul schnell von der Betrachtung des theuren Gegenstandes, aus der innern Welt seiner Gedanken, zu dem Vorsatze zurück, der ihn hieher geführt hatte, und nachdem er die Geschichte der lezten vier Jahre in kurzer, oft unterbrochener Erzählung vorgetragen, überlieferte er Josephinen in der Sammlung seiner eigenen, mit den übrigen aufgefundenen Briefe, die Beweise des heillosen Betruges, dem beide ihr Unglück zu verdanken hatten. Ach, es hätte nicht dieser überzeugenden Thatsache, es hätte ja nur seiner einfachen Versicherung, des Lautes seiner Stimme und seines Anblicks bedurft, um Josephinen den Glauben an den Geliebten zurück zu geben. Noch einmal, noch eine kurze Minute lang, kehrte die früher empfundene Seligkeit in ihre Herzen zurück, sie sanken einander in die Arme, und der Himmel einer reinen, treuen Liebe stieg in ihre Seelen nieder.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe eines Auferstandenen.

(Fortsetzung.)

Der Mann schien von Gewicht, denn Niemand wagte ihm etwas zu erwidern. Wellborn war zurückgetreten, und der junge Diener schwieg mit gesenkten Augen. Indeß fuhr ein Wagen vor das Haus. Ein Jäger öffnete den Schlag. Eine Dame und ein Herr stiegen aus. Die erstere grüßte nachläßig, ohne sich viel umzusehen; dann forderte sie unverzüglich Klavierauszüge der neuesten Opern. Die Bewegung im Gewölbe bei ihrer Ankunft sagte, daß beide dort wohlangesehen waren. Mit nachläßiger Grazie hatte die hübsche, schnell mit sich einig gewordene Frau die Hefte eröffnet, hineingesehen und drei oder vier davon, mit dem kurzen Bedeuten: „ich behalte sie,“ ausgewählt, worauf sie sich anschickte, den Laden zu verlassen. Ihr Begleiter näherte sich ihr unter ein Paar leise geflüsterten Worten. Sie sah sich um. Ihr Auge fiel mit einiger Neugier auf mich. Sie mochte die Indiskretion fühlen, denn sie sagte, als gelte ihr Umblicken irgend einen im Sinne habenden Bücherkauf: „Weiter gibt es ja nun wohl hier nichts?“ Der Kommis benuzte die Frage, um schnell genauere Erkundigung über ihre etwaigen Wünsche einzuziehen. Sie lächelte ein wenig vornehm. Ihr Freund indeß griff nach einem ziemlich dicken Buche, und es in der Hand behaltend, sagte er: „eine Folge der Barrikaden, Tod Heinrich des Dritten. Ich durchfliege es wohl noch einmal.“ — „Wir sind doch wirklich recht genügsam und selbstvergessend,“ rief die Dame, ihn neckend, „daß wir uns nach glücklich gewonnenen Wegweisern wieder am Eingang des Irrgartens niedersetzen, nicht weiter wollen, sondern bei dem französischen Veit Weber, Spieß und Cramer Hütten bauen.“ „Nun,“ entgegnete jener, der die Wahl getroffen hatte, empfindlich, „wäre es denn ein Verbrechen, einmal wieder dahin zurückzusehen?“—„O mein Gott,“ rief sie lachend, „es waren ehrenwerthe Fuhrleute, die uns an allen möglichen Herbergen vorbei, durch Gassen und Hohlwege in wilde, gemeine Gesellschaft, sey es auf Fürstensitzen, Klöstern oder in Räuberhöhlen jagten, nirgends lange genug verweilten, um den Graus oder Eckel durch irgend eine Bedeutung des Gegenstandes zu mildern, und die müde gehezte Phantasie zulezt in Blut- und Mordscenen erstickten! Es mag gut seyn,“ fügte sie hinzu, „daß Frankreich die neue Schule vom ABC durchläuft, warum wir aber noch einmal lautiren müssen, da wir schon zu lesen anfingen, das weiß ich nicht; warum wir, wenn die Gattung ähnliche Mißgeburten, wie diese hier, erzeugt,“ sie wies auf ein brochirtes Büchelchen, das in großen Lettern den Titel Hernani führte, „warum wir sie noch länger beachten, ja, vermessen genug, sie eine

Ader Shakespeares nennen; das klage ich Gott, suche aber vergebens nach dem Grunde solcher Verwirrung."

Der ältliche Herr, welcher zuvor den modernen Memoiren ein so hartes Urtheil gesprochen, nahte sich jezt lachend der eifernden Schönen. „Sie wollen," sagte er mit vertraulicher Galanterie, „überall nur das Vollkommene, wie es Ihnen natürlich ist, und erklärten sich immer als Gegnerin der modernen Literatur; allein" — „Literatur?" unterbrach sie ihn. „Nun, Sie sind sehr gütig, die Bilderbücher für alte Kinder eine Literatur zu nennen. Schildereien und Schilderungen, an einander gehängt, machen noch keine lebendige Schöpfung; nur was von Innen heraustreibt, hat Wachsthum, Blüthe und Reife. Gehen Sie mir mit dem Quodlibet von historischen Brocken; es wird keine Historie und kein Gedicht daraus! Aber guten Morgen," rief sie schon halb im Hinausgehen; „es ist kalt, mich friert hier in Ihrer neuen Literatur!" Sie schlüpfte aus der Thür in den Wagen. Ich sah ihr betrübt nach; ihr Gatte, wie ich nachher erfuhr, drückte dem alten Herrn, an welchen sich der herbe Ausfall richtete, lächelnd die Hand, indem er ihm, seiner begütigenden Miene nach, etwas Freundliches sagte.

Mich peinigte Alles, was ich hörte und sah. Unwillkührlich schrumpften meine Erwartungen zusammen; ich blickte verlegen auf die Bücher, welche ich bereits bezeichnet und zu deren Ankauf ich das Geld bereits gezählt hatte. Der Genuß, welchen ich mir davon versprach, hatte mindestens einen Beischmack bekommen. Ich traute mir schon im Voraus selbst nicht mehr. Die Leute waren alle so klug, so streng, ihrer Sache so gewiß. Die Bildung schien mir Riesenschritte gemacht zu haben.

„Wissen Sie, wer das war?" flüsterte hier Wellborn. Ich schüttelte den Kopf. „Die Tochter Ihres Bankiers," fügte er schnell hinzu, „die geistreiche Cornelia, des Konsuls aus . . . . gefeierte Gattin." — „So?" erwiederte ich, in Gedanken bereuend, das Haus ihres Vaters nicht früher besucht zu haben. — „Ja," fuhr Wellborn fort, „und der mächtige Mann dort —" — „Nun?" sagte ich. Er nannte mir einen unbekannten Namen, hinzusetzend: „das ist ein Genie, das sich gefällt, durch Widerspruch und Uebertreibung, in Lob wie Tadel, die Meinung der Klugen zu verwirren, anzuerkennen, wo die Kritik längst das Todesurtheil sprach, oder wegzuwerfen, wonach andere haschen; man weiß nicht immer, ob aus Laune, oder aus Absicht, mystifizirt er sich oder andere. Oft war er lange Zeit hindurch der Antipode des Vorherrschenden; senkte sich dieses dem Verfall allmählig entgegen, so hob er es plötzlich und zeigte mit scharfen Strichen, was man geliebt, ohne es zu kennen, was man verworfen, ohne es zu würdigen."

Wir verließen das Gewölbe. Es häuften sich unbequeme Gedanken in meinem Kopf. Um mich selbst los zu werden, sah ich nach außen hin. Die schönen Equipagen, die reich verhängten Fenster, an denen ich hinging, die aufgeputzten Läden, das Silbergeräth, die Goldarbeiten, dem Kauflustigen geschmackvoll zur Wahl gestellt, und vor Allem die mannigfachen Kupferstiche, auf denen so manches unbeschäftigte Auge mit Lust und Theilnahme ruht — alles dies zog mich unwillkührlich an. Wellborn verdarb es in dem Augenblick sehr mit mir, da er, die Bewunderung, die ich geäußert, auf fatale Weise wegwerfend, erwiederte: „Das blanke Zeug dort sey, außer der modernen Form, meist ganz werthlos. Man ziehe es vor, Hausgeräth von plattirter Arbeit, Arm- und Halsgeschmeide von vergoldeter Bronze zu machen, um jede Messe damit wechseln zu können." Ich glaube das nicht; der Mensch ist mir mit seinem Vornehmthun und Alles wissen wollen nachgerade unausstehlich. Mitten in meinem Unwillen, fiel mein Auge auf ein sehr hervortretendes Blatt unter den ausgehängten Kupferstichen: Les adieux de Fontainebleau! Mein Gott, wie doch das Leben so Alles ausgleicht! Ich erschrak erst, das Bild hier zu finden, aber nachher rührte es mich auch und versöhnte mich mit einer Zeit, in der ich nicht Alles, am wenigsten die Menschen begreife, daß sie so partheilos das Große an sich würdige. Jemand, der neben mir stand, sagte zu einem andern: „Ein excellenter Stich. Das Ding ist seine zehn Louisdor werth; ich bin im Stande und kaufe es mir; es gehört immer zu einer Sammlung." Gönnt einem denn Niemand eine warme Erhebung! Lag die Frage oder sonst etwas Fremdes auf meinem Gesicht? Ich bemerkte, daß Viele lachten und mich ansahen, als ich mich abwandte, meines Weges weiter zu gehen. Was fällt ihnen nur an mir auf?

(Die Fortsetzung folgt.)

Trinklied.

Ein graues Männchen zu mir kam,
Das war der alte, trübe Gram,
Der hielt mein Herz gefangen.
In einem Kerker muß es nun
Verstummt und eingemauert ruhn,
Wie hinter Eisenstangen.

Wer dringt mit schneller Zauberkraft,
In Danae's Gefangenschaft,
Und löst die schweren Ketten?
Du goldner Regen ström' herein!
Herein, du sonnenheller Wein!
Mußt aus der Haft mich retten.

Adolph Stöber.

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Ende Decembers.

(Fortsetzung.)

Roms Erstürmung im Jahre 1527.

Lassen wir den Verfasser einige Scenen der Plünderung selber erzählen, um von seiner Darstellung eine Probe zu geben.

„Das Heer, an der Einnahme der Burg (die Engelsburg, wohin Clemens VII. sich mit vielen Prälaten ꝛc. geflüchtet hatte) verzweifelnd, theilte sich in mehrere Haufen, welche nach den verschiedenen Stadtvierteln zogen. Bei ihrem Durchzuge fanden sie die Familienväter und Mütter, auf den Schwellen der Palläste oder am Eingange der Häuser sitzend, trostlos über den Verlust ihrer im Kampfe getödteten Kinder, und voll banger Erwartung des Unheils, welches noch über der unglücklichen Stadt schwebte. Diese Elenden, mit ihren Trauerkleidern angethan, boten den Feinden ihre Häuser und all ihre Habe und ihr Gut an; sie schwammen in Thränen und baten mit flehender Stimme um das Leben. Die Herzen der rauhen Soldaten wurden davon nicht gerührt; als wenn der Ton der Trommeln und Pfeifen sie zum Blutbade angefeuert hätte, warfen sie sich, das Schwerdt in der Hand, auf die Hülfeflehenden und ermordeten Alles, was ihnen in die Hände kam, ohne Unterschied des Alters oder Geschlechts. Die Fremden wurden so wenig geschont, als die Römer, denn aus bloßer Mordlust schossen und hieben die Wüthenden auf die einen wie auf die andern. Durch den Tod ihres Anführers erbittert, schändeten sie sich mit Grausamkeiten, wie die Geschichte sie kaum kennt. Da sie Niemanden fanden, der ihnen Widerstand leistete, so waren sie bald völlig Herren der alten und edeln Stadt, welche mit Schätzen angefüllt war, wie das plünderungssüchtige Heer sie sich nur wünschen konnte. Die Spanier wurden zuerst des Blutbades müde, und fühlten einige Empfindungen der Menschlichkeit und des Mitleids gegen Menschen in sich aufleben, welche ihre Feinde, aber Christen waren. Sie hörten auf zu morden und machten Gefangene. Als die Deutschen (Georg Frundsbergs Landsknechte) bemerkten, daß die Spanier sich nicht mehr das, was man das Kriegsrecht nannte, zu Nutze machten, fingen sie an, Verrath zu argwohnen. Die spanischen Offiziere suchten ihnen begreiflich zu machen, daß die Stadt genommen und von denen, die sie hätten vertheidigen sollen, verlassen sey, daß man nichts mehr zu fürchten habe und, da die Bewohner ihre besten Schätze versteckt, man denen das Leben lassen müsse, die zur Entdeckung behülflich seyn könnten. Die Deutschen ergaben sich diesen Gründen. Ihrerseits nahmen sie nun alle Vorbeigehenden oder solche, welche sie auf ihren Hausschwellen fanden, gefangen und zwangen sie, ihnen ihre Zimmer zu öffnen, woraus sie sodann alles von Werth wegschleppten. Damit aber begnügten sie sich nicht: die Frauen erlitten die gräßlichsten Mißhandlungen. Niemand wagte dabei auch nur seine Stimme zu erheben; es war verboten, über Leiden zu weinen, welche Felsenherzen erweicht und Verdammte gerührt hätten. Diese Barbaren nahmen weder auf hohen Rang, noch auf die Bitten der Schönheit, noch auf die Thränen der Mütter Rücksicht; ihre Herzen waren jedem menschlichen Gefühle verschlossen. Man sah die Mädchen sich in die Arme ihrer unglücklichen Mutter stürzen, und diese mit fliegendem Haar die Soldaten beim Barte, bei den Haaren ergreifen, um sie zurückzuhalten: vergebens! Alle Bitten, aller Widerstand reizten ihre Wuth nur noch mehr. Die gefesselten Väter und Gatten, von Schrecken gelähmt, hatten keine Thränen, keine Stimme zum Klagen mehr. Sie starrten vor sich hin, leblos wie Bildsäulen; einige Mütter, unfähig, den Anblick länger auszuhalten, krazten sich die Augen mit den Nägeln aus; andere eilten in die unterirdischen Gewölbe, wo sie bald den erbstenden Tod fanden. Mitten im allgemeinen Entsetzen bemerkte man doch einige Züge römischer Festigkeit. Mehrere Väter, den Dolch in der Hand, zogen es vor, ihre Töchter selber zu opfern, als sie in die Hände der Barbaren fallen zu lassen.“ Doch genug von diesem Schaudergemälde, welches etwas über ein Jahrhundert später im Herzen Deutschlands, in der Zerstörung Magdeburgs, sich gräßlich wiederholte.

(Der Beschluß folgt.)

London, Januar.

(Fortsetzung.)

Walter Scott über deutsche Literatur.

Der Verf. erzählt nun weiter, wie M. G. Lewis den ersten Versuch machte, den deutschen Geschmack in englische poetische Werke einzuführen. Lewis, ein Jüngling von vornehmer Geburt, welcher seine Erziehung im Auslande vollendet hatte und dort mit allem deutschen Geisterspuk vertraut geworden war, schrieb in seinem 20sten Jahre „den Mönch.“ Das Werk brachte troz seinen Fehlern dem jungen Schriftsteller großen Ruf, der aber allmählig durch die kräftigen Angriffe der Gegner der deutschen Schule sehr geschmälert ward. Besonders heftig rügte man einige, das Zartgefühl beleidigende Stellen, und selbst die Ausmerzung derselben in der nächsten Auflage und die öffentliche Apologie des Verfassers vermochten nicht die Kritiker zu entwaffnen. Der Einfluß jedoch, den ihm die Neuheit seiner Prosa sowohl, als des Styls und des Versmaßes seiner Lieder und Balladen erworben haben, hat sich sogar jezt noch nicht verloren, obgleich seine Werke im Allgemeinen ziemlich vergessen sind. Lewis kam öfter nach Schottland, und die Bekanntschaft mit ihm erweckte in Walter Scott, welcher seit zehn Jahren alle Versuche, Verse zu machen, aufgegeben hatte, da ihm alle Unternehmungen der Art als junger Mensch fehlgeschlagen waren, den Gedanken, die Bahn zu betreten, auf welcher er so viel Aufsehen erregt hat. Die unmittelbare Veranlassung dazu aber war Bürgers Leonore, die jezt erst in Großbritannien bekannt wurde, nachdem das Gedicht bereits zwanzig Jahre lang in Deutschland bewundert worden war. Doch hören wir Scott selbst. „Im Sommer 1793 oder 94 besuchte die berühmte Lätitia Aikin, besser bekannt als Mrs. Barbauld, Edinburg und wurde von der damaligen literarischen Welt mit der Gastfreiheit aufgenommen, welche ihren Talenten und ihrem Verdienst gebührte. Unter andern wurde sie vom verewigten, trefflichen Professor Dugald Stewart und dessen Gattin herzlich aufgenommen. In einer Abendgesellschaft dieser Familie las Miß Aikin eine Uebersetzung von Leonore aus der Feder W. Taylors von Norwich vor. Das Gedicht machte um so mehr Eindruck, da Taylor kühn in die Fußstapfen des Deutschen getreten war und den Geisterritt in einer Sprache wiedergab, welche der des Originals vollkommen ähnlich war.“ W. Scott war um diese Zeit nicht in Edinburg; aber bei seiner Rückkehr rühmte man ihm jene von Lätitia Aikin gelesene Ballade, wovon man sich doch nur einiger Zeilen erinnerte, so sehr, daß er ein unwiderstehliches Verlangen bekam, das Original zu sehen. Dies war jedoch nicht sehr leicht, denn in London bekam man damals selten deutsche Bücher zu kaufen, in Edinburg nie. Endlich wurden ihm Bürgers Werke von Hamburg aus verschafft. Er fand beim Lesen des Originals seine Erwartung übertroffen, und das Buch war erst ein Paar Stunden in seinem Besitze, als er schon einem Freunde eine sehr lebhafte Schilderung davon entwarf und, wie er sagt, unbesonnen genug war, eine Uebersetzung davon in englischen Balladenversen zu machen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 11.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 13. Januar 1831.

So lieblich angelockt, so schwer bestraft!
Ein reines, wahres Glück verschwindet mir,
Und meiner Sehnsucht schiebt ein böser Geist
Statt Freud' und Glück verwandte Schmerzen unter.

Goethe.

Briefe eines Auferstandenen.

V.

December 1829.

Ich habe die ganze Nacht und heute den Tag über gelesen. Es ist doch viel Schönes in den Büchern, die Cornelia auf unbegreifliche Weise verwirft; ich muß ihr das sagen, heute noch, gleich. Ich gehe endlich, dem ehrlichen Bankier meine Aufwartung zu machen.

— — — — — — — — —

Ich habe es ihr gesagt. Aber mein Gott, was antwortete sie mir! „So? nun, das ist ja schön, daß es Sie unterhält. Was hat Sie denn so besonders entzückt?" Ich nannte ihr die Werke. Sie lächelte. „Elektrisirt," sagte sie, „mögen sie Sie haben, beseelt? daran zweifle ich." Ich stutzte. „Wo Leben ist," erwiederte ich darauf, „da ist auch Seele." — „O Gott bewahre!" rief sie aus, und sich spöttisch in den mit Menschen gefüllten Zimmern umsehend, sezte sie hinzu: „hier ist es recht lebendig, aber Seele, Seele, was man in tiefster Bedeutung so nennt, davon spüre ich eben nichts." Mich empörte ihr stolzer Blick bei den Worten. Was ist aus der Welt geworden, dachte ich, wo keiner in dem andern das voraussezt, was er sucht, was er zu leisten sich bewußt ist!

Die schöne Frau rückte ihren Sessel ein wenig zurück aus dem Kreise, in welchem sie saß, und den Kopf zu mir gewendet, flüsterte sie: „Es thut mir leid um Sie. Geben Sie es auf, sich in der Gegenwart zurecht zu finden. Der Zugwind blies Ihnen Ihr Grubenlicht aus; an welcher Flamme denken Sie es wieder anzuzünden?" Mich frappirte die Metapher. Wußte Sie mehr von mir? Niemand kannte hier meine Geschichte. Noch mehr überraschte es mich, als sie fortfuhr: „Wer Begeisterung und Liebe, wer die Gluth einer einzigen, alles beherrschenden Empfindung kannte, und sich von ihr leiten ließ, der muß in dem luxuriösen Kunstkabinet unserer Zeit irre werden."

Ich heftete den Blick zur Erde, während sie sprach. Die Worte erschütterten mich, sie wiesen auf ein untergegangenes Daseyn zurück; allein wie ich das Auge wieder aufschlug, las ich in dem ihrigen mehr Erbitterung als Schmerz. „Welche Natter," fragte ich, vielleicht im Tone des Vorwurfs, „kann sich unter den Rosen Ihres Geschickes verbergen, daß Sie die reiche Blüthe stört, statt Sie zu ergötzen?" — „Ergötzen!" wiederholte sie; „Sie fanden das Wort. Ergötzen will und kann man sich freilich leichter, als je in unsern Tagen; aber erfüllen, genügen wird das Allerlei Niemanden; doch lassen Sie's gut seyn," sezte sie im Tone des Ueberdrusses hinzu; „Sie müssen es auch selbst erfahren, und es wird Ihnen nicht geschenkt werden. Sie am wenigsten können es vergessen, was der Ver —" Sie ward hier unterbrochen. Es war die Rede von einer Schlittenfahrt, man fragte sie, ob sie von der Parthie seyn wolle; sie willigte sogleich in den Vorschlag. „Sehen Sie," sagte sie, zu mir zurückge-

wandt, „da ist Charakter drin: Schellengeläut und spurloses Gleiten über die kalte Fläche."

Der ältliche Herr aus dem Buchladen ersparte mir die Fortsetzung des peinlichen Gesprächs. Er kam mit ruhigem und angenehmen Lächeln auf uns zu, seine klare Stirn zeigte nichts von den zweideutigen Schatten und Lichtern, die mich unsicher über ihn machten. „Wie ist es?" fragte er, Cornelia die Hand reichend; „sind wir noch immer im Kriege mit einander? verzeihen Sie es mir nicht, anderer Meinung als der Ihrigen gewesen zu seyn?" — „Sie wollen mich herausfordern," erwiederte sie, ihre Hand zurückziehend; „wir kennen einander. Sie sind nicht umsonst so gemüthlich und mild; Sie merken mir's an, daß etwas mein Blut bewegt, zu Ihrer Lust möchten Sie's aufbrausen sehen. Sie verwirren vollends Alles, ob aus Muthwillen oder Gleichgültigkeit gegen Ihre Zeit, ich mag es gar nicht einmal wissen." Sie stand hier auf und ließ mich dem launigen Alten gegenüber, der mit vielem Humor sagte: „die schöne Frau ist seekrank, wie so viele gute Menschen jezt, welche die schaukelnde Bewegung der Zeit nicht ertragen können. Kommt einmal ein tüchtiger Sturm, dann stemmen sich wohl alle gegen die Gefahr." — „Steht er so fest," dachte ich, „und sieht er ruhig zu, wie andere sich quälen?" Cornelia hatte in meinen Augen gelesen. „Dem da," flüsterte sie, an mir vorübergehend, mit einem Seitenblick auf meinen Nachbar, „dem da genügt es, zu sehen, welche Richtung das Leben nimmt. Wer lebt und wie, das geht ihn nichts an." Der Alte lächelte. „Sie werden finden," nahm er nach einer Pause das Wort, „es ist überall Verstand bei uns zu spüren. Nur zerrt er sich ein wenig dünn auseinander, die Fäden werden trocken, man mag keinen tüchtigen Knoten daraus schürzen, der die subtilen, zuweilen etwas magern Begriffe zusammenhielte. Das Oel des Geistes muß uns einmal wieder wie Manna vom Himmel regnen." Ich stand wie auf Kohlen: einer gegen den andern, jeder mit sich selbst zufrieden. O dumpfe, dunkle Bergeskammer am Argun! Ich hatte einen Freund, ein Auge, das mit mir weinte, ein Herz, das mit mir hoffte.

Paul und Josephine,

oder die Schmuggler vom Jura.

(Fortsetzung.)

Schrecklich ist das Erwachen aus solcher Wonne, wenn der Schmerz des neuen, unvermeidlichen Scheidens sich auf die beklemmte Brust legt. Dieß fühlten auch unsere Liebenden, als sie aus dem süßen Taumel in die herbe Nothwendigkeit zurücktraten; das empfand besonders Josephine, deren Fesseln so schwer drückten, deren Herz sich zwar in der Ueberzeugung von Pauls treuer Liebe einen Augenblick hindurch der Freude geöffnet hatte, aber von dem Bewußtseyn ihrer Lage und der langen Gewohnheit des Leidens schnell wieder niedergedrückt worden war. Der junge Mann, frei und ungebunden, Herr seiner Handlungen, nicht gezwungen, seine Gefühle in sich selbst zu verschließen, und von dem Entschlusse schon erhoben und befeligt, nur für das Andenken seiner Liebe und die Ruhe des theuren Weibes leben und wachen zu wollen, ein Entschluß, der oft so großen Werth hat, als das Glück selbst, litt weit weniger und konnte sich, ungeachtet seines heftigeren und leidenschaftlicheren Charakters mit mehr Kraft in die nothgedrungene Entbehrung fügen. Der Vortheil ist in solchen Fällen, wie in vielen andern, meistens auf der Seite des Mannes, der seinen Schmerz in reger Thätigkeit ausarbeiten kann, während das Weib in untergeordneter Stellung sich verhalten muß. Nur zu richtig hatten die Nachbarn und Freunde gesehen, nur zu deutlich hatte Josephinens leidende Miene gesprochen. Sie trug nicht nur das herbe Schicksal, mit einem Mann verbunden zu seyn, den sie nicht liebte, während ihr Herz einem andern angehörte, sondern sie erlag auch noch unter täglicher Mißhandlung, unter Zumuthungen und Geschäften, welchen ihr Sinn widerstrebte, und unter dem Bewußtseyn, daß der Mensch, dem sie angehörte, zu dem Auswurf seines Geschlechtes gerechnet werden müsse. Die Leidenschaft für sein unglückliches Weib, die im Grunde nur aus ihrem Widerstande sich so mächtig entwickelt hatte, war mit dem ungestörten Besitze verschwunden, und ihr Trübsinn, ihre Freudlosigkeit, ihr kränkliches Wesen hatten dem wilden Gemüthe bald eine Art von Verachtung für sie eingeflößt, die sich durch die geringschätzigste Behandlung und durch täglich wiederkehrende Unbilden erwies. Was indessen von seiner Persönlichkeit ausging, berührte Josephinen bei weitem nicht so schmerzlich, als die Unternehmungen, an welchen auch sie Theil nehmen mußte, und die sie so unaussprechlich verabscheute, daß sie oft im Begriffe war, bei den nächtlichen Ueberfahrten sich in den Wellen des Flusses zu begraben. Nicht nur gehörte Renaud wirklich zu der Klasse der Schmuggler, sondern er war auch in seiner Kunst so ausgelernt, als man es nur dann werden kann, wenn man bei ausgezeichnetem Muth und großer Körperstärke ein verdorbenes Herz und einen von Lastern erfüllten Geist besizt. Kein Verbrechen war ihm zu groß, wenn es sich darum handelte, seine Waare sicher in das jenseitige Land einzuschwärzen, und er nahm nicht nur zu erlaubter List, sondern in vorkommenden Fällen sogar zu Gewalt und hinterlistiger Tücke seine Zuflucht. Die Mühle des Todes und ihre grauenvollen Umgebungen bargen die Zusammenkünfte Claudes mit einigen Verbündeten, die ihn insgesammt als ihren Meister erkannten, und unter seiner Lei-

tung geschahen oft Dinge, die nur der Zufall zur Kenntniß derjenigen bringen konnte, die darüber zu richten befugt waren. Schon seit langer Zeit war Claude Renaud als einer der berüchtigtsten Schleichhändler und zugleich als ein muthmaßlicher Mörder der Douane und dem nächsten Polizeibeamten zur besondern Aufsicht empfohlen worden, und er konnte selten mehr über den Doubs schiffen, ohne die Douaniers auf den Fersen zu haben. Allein es war, als ob die Gefahren, die ihn umschwebten, seine Verwegenheit und seine Lust an dem gefährlichen Handwerk nur noch steigerten; wenigstens hatte er sich noch nie so häufig, und in den aller verschiedensten Verkleidungen über die Grenze gewagt, wie seit einiger Zeit. Dabei mußte dann die arme Josephine auch mehr als je Dienst thun, denn ihr unschuldiges, zartes Ansehen, ja der Ausdruck von Leiden, der über ihre ganze Gestalt gegossen war, geboten beinahe jedem Verdacht Stillschweigen, hinderten mindestens jede drohende Nachfrage, und in ihrer Gesellschaft ging Claude weit sicherer, als wenn er sich unter seinen Helfershelfern befand. So war denn das beklagenswerthe Weib dazu verurtheilt, mit der strengsten Rechtlichkeit im Herzen, alles verabscheuend, was den Schein irgend eines Verbrechens trug, der Deckmantel und die Gehülfin eines Mannes zu seyn, den sie nie geliebt hatte, gegen den sie aber jezt die größte Abneigung empfand. Sie mußte sich entweder in ihrem schauerlichen Aufenthalt, oder auf unwegsamen Pfaden bei finsterer Nacht Schrecken und Gefahren blosstellen, welche hingereicht hätten, ein weniger zartes Wesen zu zerstören, und ihre einzige Hoffnung war und blieb der Tod, welcher endlich die Bande lösen mußte, die sie noch an dieses arme Leben knüpften.

Die genaue Kenntniß ihrer Lage und der Stimmung, welche nothwendig aus ihr hervorging, ihre einfachen, so rührenden Klagen hatten Morels Fassung erschüttert, beinahe zerstört; aber die Ueberzeugung von ihrer gänzlichen Hülflosigkeit, das Bewußtseyn, daß er das einzige Geschöpf auf Erden sey, an dem ihr zerrissenes, ihr zum Tode verwundetes Herz hing, legte ihm um so bestimmter die heilige Pflicht auf, für sie zu leben, sie, wenn auch nur aus der Ferne, zu lieben und sein eigenes Daseyn zu erhalten, damit er in jeder Gefahr schützend und tröstend an ihre Seite treten könne. Paul und Josephine waren im Grunde schlichte Menschen; sie konnten nach ihrem Stande und dem Gang ihrer Bildung nicht anders seyn. Aber die langen Leiden einer unglücklichen Liebe hatten ihr Gefühl verstärkt und verfeinert; ihre Seele hatte eine Begeisterung, ihre Gedanken hatten einen Schwung und eine Ausdehnung gewonnen, die man sonst das Vorrecht der höhern Klasse nennt. Kein jugendlicher Liebhaber, dessen Geist hoch gebildet und mit Kenntnissen aller Art bereichert gewesen wäre, kein Mann, der durch Geburt und Erziehung zu jenem feinen Zartgefühl berechtigt gewesen wäre, das man in niederem Stande nicht zu suchen, das man, wenn es gefunden wird, kaum zu erkennen pflegt, hätte seiner Geliebten mit so inniger Empfindung alle Regungen seines Gemüthes, alle schönen Hoffnungen seines Lebens entwickeln und sie mit den erhabenen Ansichten einer Liebe, deren Ursprung wahrlich göttlicher Natur war, tröstend bekannt machen können, wie jezt Paul es that. „Wir lieben uns, Josephine,“ rief er, „wir lieben uns so innig und ausschließlich, wie vielleicht in Jahrhunderten kein Mann und kein Weib sich liebten. Wir gehören einander nicht nur für dieses kurze Erdenleben, nein für die Ewigkeit, in deren unendlichem Raume unsere Seelen sich mit immer reinerem Gefühl umfangen werden. Mag immerhin dieses irdische Daseyn, mögen immerhin Verhältnisse, von Menschen geknüpft, scheidend zwischen uns treten, sie entfernen mich nicht von Dir. Zwar werde ich nun nicht mehr mit Dir sprechen, denn wir wollen ehren, was wir nicht vernichten können, ohne unser Bewußtseyn zu verletzen; aber überall, wo Du bist, soll künftig meine Liebe Dich umschweben. Nicht mehr einsam oder in der Gesellschaft Deines Tyrannen allein wirst Du Deine nächtlichen Wanderungen machen, ungesehen, aber wie Dein Schatten folge ich Dir, und wenn Gefahr Dir droht, bin ich in Deiner Nähe. Wohin Dein liebes Auge blicken mag, es findet mich überall, auf dem Berg und im Thal, an den Ufern des Flusses und im Gebüsche. Wenn in schaurigen Winternächten die Eis- und Schneemassen dem furchtsamen Wanderer entgegenstarren und das Rauschen der tobenden Wellen einzig nur die leblose Stille unterbricht, dann schimmert mir das Licht aus der Mühle des Todes wie die Flamme eines schönern Daseyns, denn ich fühle in seinem Glanze die Gegenwart der treu Geliebten. Wenn die Frühlingslüfte milde wehen, wenn das Gesträuch sich mit zartem Grün bekleidet, wenn tausend Stimmen in der Natur erwachen, dann athmet überall unsere Liebe, und wir fühlen ihre Allmacht, ihren Zauber, ihre Unvergänglichkeit bei allem, was unsere Seele entzückt. Meine Josephine, jede Welle, die bei Dir vorüberfließt, bringt Dir meine Grüße, jedes Rauschen der Blätter flüstert Dir meine Liebesworte zu; in den mannigfaltigen Tönen der schaffenden und waltenden Liebe erkennst Du meine Stimme, und unsere Gedanken, unsere Gefühle begegnen und vereinen sich in jeder Minute unsers Daseyns. Blicke hinauf, Josephine, blicke hinauf in jene blaue Wölbung, in welcher die Allmacht Gottes Millionen Welten in ewig geregeltem Gange erhält. Dort werden wir uns wiederfinden, wenn wir hier in treuer Liebe ausgehalten haben, bis das arme Herz endlich stille steht. Dort, Geliebte, dort harrt Wonne, Licht und Leben auf die Wesen, die einander angehören, wenn sie

mit treuer Liebe in dem dunkeln Thale des Todes ausgedauert haben. Darum laß uns dulden und muthig bleiben, wenn auch das Eine von uns dem Andern vorangehen sollte in jene Regionen des Friedens. Wenn schon das Grab sich über der theuren Hülle schließt, die Liebe geht doch nicht unter, sie bleibt ewig, sie blüht empor in ihrem heimischen Boden, und der Gott der Barmherzigkeit scheidet jenseits dieser Erdenbahn die Seelen nicht mehr, die hier in hartem Trennungsschmerz ihre Prüfung bestanden haben. Meine Josephine, laß uns nach oben schauen, wenn hienieden das Herz uns brechen will!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Ende Decembers.

(Beschluß.)

Maffei's Giovanna d'Arco.

Die deutsche Literatur wird gegenwärtig namentlich von Mailand aus in Italien verbreitet. Unter andern sind von Johannes Müllers allgemeiner Geschichte, Zschokke's Schweizergeschichte, Blumenbachs Naturgeschichte u. s. w. kürzlich Uebersetzungen vollendet worden. Auch unsere schöne Literatur beginnt etwas bekannter zu werden. Der Cavaliere Maffei, welcher bereits früher die Braut von Messina und Maria Stuart übertragen, hat so eben auch eine Uebersetzung der Jungfrau von Orleans geliefert. Die Biblioteca italiana (Nr. 178, Oktober, 1830) spricht sich bei dieser Gelegenheit folgendermaßen über das Werk aus: „Es wird Wenige geben, die beim Lesen dieses Trauerspiels im Stande seyn werden, die Ruhe zu bewahren, welche nothwendig ist, um Werke des Geistes einer ernsten Kritik zu unterwerfen, und es würde uns beinahe leid thun, wenn wir uns selber dessen rühmen könnten; denn der Dichter führt uns hier einen Weg, der an den erhabensten Schönheiten reich ist. Wer aber, ans Ende dieser magischen Reise gelangt, sich umwenden wollte, um aufzuzählen, wo sein Führer hie und da kleine Abweichungen vom Wege sich erlaubt hat, den würde Jeder mit Recht fragen: wo er sein Herz begraben gehabt habe? — — Wir sind, im Durchschnitte genommen, weit davon entfernt, die Verletzung geschichtlicher Wahrheit gutzuheißen, zweifeln indessen, daß das Sujet der Johanne d'Arc, in der genauen historischen Darstellung auf die Bühne gebracht, einen größern Effekt hätte hervorbringen können, als die Umwandlung, welche die Phantasie des Dichters damit vorgenommen hat. Wie dem auch seyn möge, so ist kein Zweifel vorhanden, daß dieses Trauerspiel, an sich selbst betrachtet, eines der erhabensten Erzeugnisse der neuern Literatur sey. Wir wollen damit nicht auf die unendlichen poetischen Schönheiten hinweisen, welche jede Scene füllen, sondern auf die Charaktere, auf die Kunst, mit welcher die Traditionen in die Dichtung verflochten und zum Zwecke des Verfassers benuzt worden sind, und auf die wahrhaft große Meisterschaft, womit er die Jungfrau gleichsam zwischen Himmel und Erde schwebend erhalten hat, so daß, obgleich ihre göttliche Sendung durch Wunder verkündet wird, diese sie doch nicht bis zu dem Punkte erheben, daß das Herz des Lesers oder Zuschauers sie über das Unglück erhaben glaubt und meint, nicht ängstlich für sie pochen zu dürfen." Die Uebersetzung ist sinn- und meist worttreu, poetisch, fließend und schön, übertrifft in allem diesem Maffei's frühere Arbeiten derselben Gattung, und ist gewiß eine der vorzüglichsten, welche bis jezt von Schillerschen Dramen in irgend einer Sprache erschienen sind. Ein Paar Strophen aus dem Monologe Johanna's im vierten Akt mögen als Probe dienen: „Ach, ich sah den Himmel offen rc."

Vidi aperto il paradiso
De' beati io vidi il riso,
Ma non vive fra 'celesti
La speranza del mio core.
Ah perchè dar mi volesti
Questo incarco di terrore?
O mel togli, o il cor m'indura;
Molle troppo il fé natura.

Vuoi mostrar quanto tu puoi?
Scegli i puri Angeli tui,
Manda in terra i fortunati
Che corona in ciel ti fanno,
Che divini, immaculati
Nè sentir, nè pianger sanno;
Non la tenera donzella,
Non la mite pastorella.

London, Januar.

(Beschluß.)

Walter Scott über deutsche Literatur.

Der Versuch gelang Scott über alle Erwartung und ermuthigte ihn zu andern. Er übersezte den wilden Jäger mit etwas mehr Freiheit, als er sich bei Leonoren genommen, nebst ein Paar andern Gedichten von Bürger, und fühlte seine Eitelkeit vom Lobe seiner Freunde so gekitzelt, daß er sich bewogen fühlte, die beiden ersten Gedichte in einem dünnen Quartbändchen herauszugeben. Davon verschenkte er aber die meisten Exemplare, und da noch dazu um jene Zeit sechs bis sieben andere Uebersetzungen von Leonoren erschienen, worunter die schon genannte von Taylor, die von Spenser und eine vom Hofdichter Pyn, so blieben diese ersten Arbeiten unsers Dichters so gänzlich unbemerkt, daß selbst die, welche sich seitdem die größte Mühe gegeben, seine Werke aufzuzählen, solche ganz übersehen haben. Der Verfasser hat sie indessen in dem Bande seiner Gedichte, woraus diese Notizen genommen sind, wieder abdrucken lassen, und sie machen für „ein erstes Vergehen" selbst ihm keine Schande.

Die kalte Aufnahme, welche die Uebersetzungen beim Publikum gefunden, schreckte Scott glücklicherweise nicht von der literarischen Laufbahn ab; seine Freunde bewunderten ihn, und er selbst fand Geschmack an den Arbeiten, zu denen er so zufällig gerathen war. „Ich trieb," schreibt er, „die Sprache mit Eifer fort, und obgleich bei weitem kein genauer Kenner, wurde ich doch ein kühner und unternehmender Leser, ja selbst Uebersetzer verschiedener dramatischen Werke in jener Sprache. Doch blieben die Balladen, worin ich einen so kühnen Versuch gemacht, mein Lieblingsstudium. Was mir noch größere Freude machte, war die Entdeckung, daß das Alt-Englische, und besonders das Schottische, sehr mit dem Deutschen verwandt ist, und zwar nicht nur im Klang, sondern auch in den Wendungen der Säze, so daß sich deutsche Verse oft mit wenig Abänderung Zeile für Zeile altenglisch geben lassen und umgekehrt." Als Beweis hiervon führt er zwei Strophen von Herders Uebersetzung des altschottischen Liedes an: „Der König sizt in Dumfermlinge Schloß" u. s. w. Nach langem Uebersetzen wagte er es endlich, was er so sehr bewunderte, nachzuahmen, und sein erstes Produkt war die Ballade Glanfinlas, welcher bald der Abend vor Johannis folgte.

Beilage: Kunstblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 12.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 14. Januar 1831.

God dam! moi j'aime les Anglais:
Ils ont un si bon caractère!
Comme ils sont polis, et surtout
Que leurs plaisirs son de bon goût!

Béranger.

Aus den Briefen eines Verstorbenen.

Die in München erschienenen Briefe eines Verstorbenen, ein fragmentarisches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich, geschrieben in den Jahren 1828. 29. haben, sowohl wegen ihres poetischen, politischen und gesellschaftlichen Inhalts, als wegen ihrer leichten und anmuthigen Form, ein so allgemein und rasch sich verbreitendes Interesse erregt, daß wir hoffen dürfen, den Dank unserer Leser zu verdienen, indem wir ihnen hier aus dem vielleicht nächstens erscheinenden dritten Theil jener Briefsammlung einige Bruchstücke mittheilen. Wie wir dazu gekommen sind, ist uns zu sagen nicht gewährt, wohl aber haben wir für die Aechtheit dieser Fragmente zu bürgen.

D. R.

Aus dem achten Briefe.

London, 12ten Dec. 1826.

Liebste Freundin!

Es ist nicht uninteressant, den hiesigen Auktionen beizuwohnen, zuvörderst wegen der Menge höchst seltener und kostbarer Dinge, die bei einem so regen Leben und ewigem Sinken und Fallen der Fortünen hier täglich vorkommen, und oft sehr billig erstanden werden, dann aber auch wegen der, schon in einem andern Briefe erwähnten, Genialität der Auktionatoren, die ihre Reden mit mehr Witz gratis verbrämen, als sie bei uns für schweres Geld zu geben Lust haben würden.

Diesen Morgen sah ich auf diese Art das indische Kabinet eines bankerot gewordenen Nabobs verkaufen, welches bewunderungswürdige Kunstwerke enthielt. Der Besitzer dieser Schätze, sagte der Redner, hat sich viel Mühe um nichts gegeben; nichts mehr für ihn, heißt das, aber noch viel für Sie, meine Herrn. Er hatte ohne Zweifel einst mehr Geld als Verstand, jetzt eben so gewiß mehr Verstand als Geld. Modesty and merit, bemerkte er später, gehen nur in sofern mit einander, als sie beide mit einem M anfangen, und in solchem Tone und mit Wortspielen fuhr er lange fort. Was macht die Armen leben, schloß er zuletzt, gibt ihnen Gesundheit, Nahrung und Comfort? Großmuth thut es wenig, Eitelkeit fast allein — nämlich nicht die der Armen, arme Teufel! sondern die der Reichen. Deploriren Sie also diese lobenswerthe Eitelkeit, meine Herren, und kaufen Sie, was ihr fröhnen mag; Sie verdienen so auch, gegen Ihren Willen, Gottes Lohn daran.

Ja wohl, dachte ich, daran hast Du ganz Recht, alter Spaßmacher; denn so schön hat unser guter Gott die Welt wirklich eingerichtet, daß immer wieder Gutes aus den Uebeln entstehen muß, und das Böse am Ende nur da ist, damit das Gute es besiegen und sich selbst daran erkennen möge. Man muß überall seine moralischen Anwendungen machen.

Ich aß bei einer vornehmen Lady, die mich den ganzen Tisch über nur von Napoleon unterhielt, und mit englischem Extrem so von ihm eingenommen war, daß sie sogar die Hinrichtung des Duc d'Enghien und die Treulosigkeiten in Spanien sehr lobenswerth fand. Obgleich ich nun nicht so weit gehe, so bin ich doch auch, wie Du weißt, ein Verehrer der kolossalen Größe dieses Mannes, und erfreute meine Nachbarin sehr, als ich ihr die einstige Herrlichkeit Napoleons in Frankreich als Augenzeuge beschrieb, jene Tage des Glanzes, wo Cäsar selbst vor seiner Größe staunte —

„Quand les ambassadeurs de tant de rois divers,
Vinrent le réconnaitre au nom de l'univers."

Ich möchte übrigens keinen seiner späteren Unfälle, für seinen eigenen Ruhm, so wie keine seiner Sünden, für das tragische Interesse, welches er dadurch einflößt, entbehren. Er hat die coups d'épée und die coups d'épingles mit gleicher Würde zu ertragen gewußt, und sich, wie sein Leben erhaben war, auch eine erhabene Grabschrift durch die Worte gesezt: Je lègue l'opprobre de ma mort à l'Angleterre. So viel ist gewiß, er steht immer noch zu nah für unpartheiische Beurtheilung, und im Ganzen lehrt die Erfahrung, daß man weniger seinen despotischen Grundsätzen, als seiner persönlichen Macht Krieg auf Tod und Leben erklärt hatte. Dagegen fehlt diesen Grundsätzen jezt Gottlob die Energie gänzlich, mit der er sie auszuführen wußte, und das ist ein Gewinn für die Menschheit *).

Es ist jezt ein französisches Theater hier, das nur von der besten Gesellschaft besucht wird, und das demungeachtet nur einer dunkeln kleinen Privatbühne gleicht. Perlet und Laporte sind seine Stützen, und spielen vortrefflich. Der leztere gibt aber auch, mit französischer Assürance, Rollen auf dem englischen Theater, und glaubt, wenn das Publikum über seinen Accent und französische Manieren lacht, es sey bloße Anerkennung seiner vis comica.

Ich war in Gesellschaft der Mistriß W . . ., Frau des bekannten Ministers und Parlamentsredners, ins Theater gegangen, und folgte ihr nachher auf den ersten ächten rout, den ich dießmal besuchte, und zwar in ein Haus, das mir ganz unbekannt war, denn es ist Sitte hier, Freunde in solche Art Gesellschaften mitzunehmen, und sie erst dort der Dame vom Hause zu präsentiren, der man nie genug bringen kann, um ihr kleines Lokal bis zum Ersticken zu füllen. Je mehr, je besser, und soll ihre Eitelkeit ganz befriedigt werden, so muß auch vor dem Hause eine Bagarre unter den Wagen entstehen, einige zertrümmert werden und einige Menschen und Pferde dabei verunglücken, damit den andern Tag ein recht langer Artikel in der morning post über die höchst fashionable soirée by Lady Vain oder Foolish paradiren könne. Ich machte indeß diesen Abend eine interessantere Bekanntschaft auf der Treppe, (weiter kann ich nicht) als ich erwartete, an Lady Charlotte B . . . ., die als Schriftstellerin einigen Ruf erlangt hat. Sie ist die Schwester eines Herzogs, war einst eine berühmte Schönheit und hat jezt den Hofmeister ihrer Kinder geheirathet. Den andern Tag besuchte ich sie, und fand in ihrem Hause alles braun, durch alle Nüancen schattirt, und ihre Stube blos mit Gypsabgüssen von antiken Büsten und Basreliefs geschmückt. Dieß ist eine neue Art von Brownomanie, an der alten hängt Lady B. dagegen, als Schriftstellerin betrachtet, desto weniger, und wenn ich sie mit Lady Morgan z. B. zusammenstellen sollte (die eine ächte geistige Brownianerin ist), so würde ich diese mit einem Glase alten Madeira, der mehr als einmal die Linie passirt hat, Lady B. dagegen mit einem lieblichen Quell krystallreinen Wassers, oder jene mit einer gefüllten Glühnelke, diese mit dem zarten Veilchen vergleichen.

In das braune Zimmer trat bald nachher der berühmte Buchhändler . . . . der durch Walter Scotts Werke reich geworden ist, obgleich er ihn mit seinem ersten und besten Roman, Waverley, abwies, und endlich nicht mehr als 40 Pf. dafür gab. Ich zweifle nicht, daß Lady B . . . . Ursache hatte, mit ihm zufriedener zu seyn, und ließ sie daher diskret mit dem Geschäftsmanne allein.

*

Den 16ten.

Die portugiesischen Affairen bewegen jezt alle Cirkel vielfach, und Marquis P. las uns heute sogar in einer Loge des französischen Theaters die eben gedruckte englische Erklärung vor. Die Politik ist hier ein Hauptingrediens der Gesellschaft, wie sie es in Paris zu seyn anfängt, und in unserm schläfrigen Deutschland auch einmal werden wird, weil die ganze Welt einer solchen Tendenz entgegen geht. Die frivoleren Vergnügungen leiden aber dabei, und die Kunst der Conversation, wie sie einst in Frankreich herrschte, möchte vielleicht ganz verloren gehen. Hier, glaube ich, hat sie ohnehin in dieser Beziehung wohl nie existirt, es müßte denn zu Karl II.

*) Von den neueren Memoiren des Hrn. v. Bourienne hat man leider auch weniger wahren Aufschluß über Napoleons eigenstes Wesen erhalten, als man erwartete. Bourienne schildert Napoleon als Bourienne, und wenn der Zwerg auch hundert Jahre um des Riesen Füße herumläuft, so ist doch seine Taille zu kurz, um ihm je in die Augen sehen zu können. In einer Sache hat Bourienne jedoch recht, die auch ganz à sa portée war, nämlich, daß der Hauptfeind, von dem Napoleon zu Boden geworfen ward, der so unpolitisch aufs Aeußerste gebrachte Handelsstand war, heutzutage eine größere Macht als Kirche und Heer, welche nur der Macht der öffentlichen Meinung weicht, wenn sich diese je gegen solches Interesse erklären sollte. A. d. H.

Zeiten gewesen seyn, auch ist man allen stattfindenden Gebräuchen hier zu sclavisch unterworfen, zu systematisch in allen Genüssen, zu unglaublich mit Vorurtheilen durchknetet, zu wenig lebhaft endlich, um jene ungezwungene Freiheit des Geistes zu erlangen, die allein die Basis liebenswürdiger Gesellschaftlichkeit bilden kann. Ich muß gestehen, daß ich keine einförmigere und eingebildetere Gesellschaft kenne, als die hiesige beste, mit nur wenigen Ausnahmen, und diese größtentheils unter den Fremden, oder denen, die sehr lange auf dem Kontinent lebten. Ein versteinerter, marmorkalter Kasten- und Modengeist regiert Alles und macht die ersten Klassen langweilig, die tiefern Abstufungen lächerlich. Wahre Herzenshöflichkeit und heitere Bonhomie vermißt man ganz, und sieht von den fremden Nationen weder die französische Leichtigkeit, noch italienische Natürlichkeit angenommen, sondern höchstens deutsche Steifheit und Verlegenheit, die sich hinter Arroganz und Hochmuth versteckt.

Bei alle dem hat der Nimbus, den eine festgeankerte Aristokratie und vieles Geld (nebst allerdings auch vielem Geschmack in seiner Anwendung, den man nicht bestreiten kann) um sich verbreiten, die hiesige große Welt zu der par excellence in Europa gestempelt, der alle Nationen mehr oder weniger den Vorrang einräumen. Daß Ausländern aber persönlich nicht wohl dabei wird, beweist die Seltenheit der Fremden in England und ihr noch weit seltnerer langer Aufenthalt daselbst. Jeder dankt im Grunde des Herzens Gott, wenn er aus der englischen Gesellschaft wieder weg ist, lobt aber nachher dennoch aus eigener Eitelkeit diese unerquickliche Nebelsonne, deren Strahlen ihm doch von allen dortigen Dingen gewiß am wenigsten Comfort gegeben haben.

Weit liebenswürdiger, wie liebender, scheinen die Engländer in ihren häuslichen und intimsten Verhältnissen zu seyn, obgleich auch hier viel Barockes vorwaltet, wie z. B. die allgemeine Sitte in den höhern Ständen, daß die Söhne, sobald sie, so zu sagen, flügge sind, das väterliche Haus verlassen und für sich allein leben müssen, ja ohne förmliche Einladung nicht einmal bei Vater und Mutter zum Essen erscheinen dürfen. Als rührendes Beispiel ehelicher Liebe las ich noch neulich in den Zeitungen, daß der Marquis Hastings in Malta verstorben sey und noch kurz vorher verordnet habe, sogleich nach seinem Tode ihm die rechte Hand abzuhauen, um sie seiner Frau als Andenken eingepöckelt zu übersenden. Ein Herr meiner Bekanntschaft schnitt seiner gestorbenen Mutter, aus wahrer Zärtlichkeit und mit ihrer vorher eingeholten Erlaubniß, den Kopf ab, um den Schädel sein ganzes Lebenlang küssen zu können, wogegen andere Engländer, glaube ich, lieber in die Hölle gingen, als zuließen, daß man ihrem Leichname mit einem Seciermesser zu nahe käme (denn die Resurrectionmen müssen auch leben.). Die Gesetze schreiben bei allen dergleichen Bestimmungen Verstorbener die scrupulöseste Genauigkeit vor, und wäre es noch so toll, verstößt es nur nicht gegen diese Gesetze selbst, so muß es ausgeführt werden. Es gibt ein Schloß in England, wo seit einem halben Jahrhundert ein Leichnam, wohl angezogen, am Fenster steht und sich ohne Störung noch immer sein einstiges Eigenthum besieht. Wie sehr muß dieser Mann die Häuslichkeit geliebt haben!

Paul und Josephine,

oder die Schmuggler vom Jura.

(Fortsetzung.)

Den Gedanken, den Gefühlen, den Vorsätzen gemäß, welche unsere Liebenden bei der einzigen Zusammenkunft austauschten, welche sie sich gestatteten, richteten sie späterhin ihre Handlungsweise ein. Zwar vermochte selbst das süße Bewußtseyn von Pauls inniger, alles überwindender Liebe Josephinen nicht aus der tiefen Trostlosigkeit zu ziehen, in welche sie versunken war; aber ihr irdisches Daseyn wurde dadurch gefristet, und oft, wenn sie in dunkeln, mondlosen Nächten den schweren Gang an der Seite des ungeliebten Gatten machte, goß die Ueberzeugung von der Nähe ihres einzigen Freundes eine Sicherheit, einen Trost in ihr beklommenes Herz, der alle Schrecken solcher einsamen Wanderungen überwand. Pauls Vorherverkündigung traf ein; niemals fühlte sie sich mehr verlassen, niemals empfand sie jene Vereinzelung mehr, die dem Weibe weit schwerer zu tragen ist als dem Manne, überall stand des Geliebten Bild vor ihr; in Flur und Wald, in der abgelegenen Wohnung und umgeben von den rauhen Bekannten ihres Mannes, war Paul ihre Welt und ihres Lebens einzige Freude, und in den stillen Augenblicken, die ihr vergönnt wurden, traten die schönen Hoffnungen einer einstigen Vereinigung vor ihre Seele und beschwichtigten den herben Schmerz einer schweren Trennung.

So waren Jahre dahin gegangen; ihre Spuren hatten sich gewaltsam auf den beiden, früher so jugendlich schönen Gestalten abgedrückt. Renauds Schleichhändlergeschäfte hatten eher zu- als abgenommen, und es schien, als ob die verdoppelte Wachsamkeit der Douane nur seine Verwegenheit vermehre. In den Schluchten und Klüften des Jura war es damals noch leicht, undurchdringliche Schlupfwinkel zu benutzen, die dem forschenden Auge der Polizeidiener entgingen, während heutzutage wenige solcher Orte mehr vorhanden sind, und es eines ungemeinen Scharfsinns bedarf, um der Beobachtung der französischen Grenzbewachung zu entgehen. Renaud kannte jeden Fußbreit Landes auf beiden Ufern des Doubs, und sein

feines Ohr unterschied von Ferne schon das leiseste Geräusch des sich nahenden Lauschers; aber nicht minder geübt war Paul in der Kenntniß der Umgebung und jeder Gefahr, denn er hatte nicht für sein eigenes, er hatte für ein weit kostbareres Daseyn, für das Leben seines Lebens zu sorgen. Oft durchstreifte er ohne Noth in finsterer Nacht die Grenzen beider Länder, stieg auf und nieder durch die wilden Felsen, und machte sich mit jedem Baume, jedem Gebüsche, jedem Verstecke bekannt. Ihm ahnete, daß Claude sein Handwerk nicht mehr lange treiben werde, er wußte, wie genau man ihm aufpaßte, und wie nahe er schon daran gewesen war, in die Schlingen zu fallen, die man ihm überall legte; er fürchtete, Josephine möchte mit ihrem schuldigen Gatten aufgefangen werden, und war entschlossen, in einem solchen Falle sie entweder zu retten, oder als Mitschuldiger ihr Loos zu theilen.

Renaud hatte freilich schon lange die Annäherung von Josephinens ehemaligem Liebhaber bemerkt und ihn auf seinen einsamen Wanderungen getroffen; auch fehlte es hier, wie überall in der Welt, nicht an den dienstfertigen Mittelspersonen, welche Bemerkungen und Neuigkeiten hin und her tragen und die Aufmerksamkeit derjenigen zu wecken suchen, welche sie für verblendet halten. Indessen war jedes Gefühl der Liebe, wenn man die Empfindung, die Claude für sein Weib hegte, jemals so hatte nennen können, in seinem Herzen erstorben, sobald er sich am Ziele seines Strebens gesehen hatte; auch hatte eine anhaltende Beobachtung ihn überzeugt, daß von Zusammenkünften zwischen den Liebenden oder auch einem mittelbaren Verkehr keine Rede sey, und überdies war ihm wirklich Morels Hülfe und seine öfteren Warnungen einigemale zu wichtig gewesen, als daß er nicht mit der Thorheit der einfältigen Menschen, wie er sie nannte, einige Nachsicht hätte haben sollen. Dessen ungeachtet ermangelte er nicht, bei jedem kleinen Anlasse Josephinen mit verächtlichen und heftigen Worten über den geheimen Anbeter oder Buhlen aufzuziehen oder zu schelten, und nach der Weise roher, unter wilden Leidenschaften groß gezogener Menschen, selbst vor fremden Zeugen das Zartgefühl seiner Frau nicht zu schonen und mit wehthuendem Spotte die Geschichte seiner Verheirathung zu erzählen, und wie er die verliebten Narren durch List und Gewandtheit getrennt habe. Ein heimlicher, von diesem Gährungsstoffe ausgehender Groll mochte auch der Grund der Mißhandlungen seyn, welche der arme Kartousche ertragen mußte. Zwar besaß der Hund Eigenschaften, welche für den verwegenen Schleichhändler nichts weniger als gleichgültig seyn konnten; seine Treue kannte keine Grenze, und er hätte das ihm übergebene Gut bis zu seinem lezten Athemzuge bewacht, so wie ein feines Ohr ihm jede gefahrvolle Annäherung aus der größten Entfernung bemerkbar machte, und darum ließ Renaud es an nichts mangeln, was ihm diesen wichtigen Theilnehmer an den gemeinsamen Streifereien (denn keine Gewaltthätigkeit konnte ihn bewegen, ohne Josephinen den Herrn zu begleiten) erhalten mochte. Wenn aber kleine Neckereien an ihm auszuüben waren, wenn er ihn unverdient schlagen und stoßen konnte, so wurde dem armen Hunde handgreiflich bewiesen, daß man ihn für einen Verbündeten hielt, der zu der Gegenparthei gehörte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, im December 1830.

Zustand der Bühne. Raupachs König Philipp.

Die flatternde Nachtigall ist dahin; aus dem Hafen der Erfüllung tönt nicht mehr — wie sonst aus dem paphischen Haine — ihr zauberisch-lockendes Lied; auch die Schwestern Leda's, die große wie die kleine, haben ihre Schwanentänze vollendet und sind unhaltbar lazertenartig nach Wien entschlüpft; der Schöpfer der Vestalin weilt noch in Paris; Terpsichore-Taglioni ist von dort noch nicht eingetroffen, Alceste auf Pension gesezt, und Titus, der uns bleibende heilig-römische Balletmeister, beschäftigt sich noch, wie es heißt, mit der Eroberung von Jerusalem, seiner neuesten Komposition, oder Ton- oder vielmehr Fuß-Dichtung.

Bei so bewandten Umständen der Oper und des Ballets wollen wir rasch die eingetretene Stille über Musik und Tanz benutzen, und schnell, ehe diese Pause vorübergeht, ein Wort über die Schutzkunst einschieben. — Schutzkunst, nach Schutzjude gebildet, ist nämlich eine eben nur geduldete, keineswegs aber beschüzte Kunst, also: im Gegensaz der Oper, das Schauspiel. Kotzebue's Hetman würde hinzusezen: wenn ich sage Schauspiel, so verstehe ich darunter Raupach; und er hätte wahrlich, wenigstens hier bei uns, vollkommen Recht. Ohne Raupach kein neues Lust-, kein neues Trauerspiel, da Schiller todt ist, Goethe nicht mehr für die Bühne schreibt, der Graf Platen, wie es scheint, auch nicht, und von den sonstigen deutschen Dramatikern doch füglich die Rede nicht seyn kann. Wer dieses läugnen wollte, den fragen wir: welche Stücke gelingen denn hier? und er wird antworten müssen: nur die Raupachschen. Oder wir fragen ihn: welche Stücke bleiben auf dem Repertorium? und er wird wieder antworten müssen: nur die Raupachschen. Vor dieser Thatsache muß der Neid verstummen, während partheilose Einsicht, schon allein wegen seiner Fruchtbarkeit, dem fleißigen Dramatiker den Kranz reicht. Wenn also die Rede hier von einem neuen Schauspiel seyn soll, so kann es nur von einem Raupachschen seyn; jezt also nur von seinem lezten Werke: König Philipp, historische Tragödie in fünf Abtheilungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 13.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 15. Januar 1831.

Wort gehalten wird in jenen Räumen
Jedem schönen gläubigen Gefühl.

Schiller.

Tod und Trennung.

Tod ist nicht Trennung, denn der Glaube webt
Aus ächtem Gold der Treue festes Band,
Das zieht vom Reich, wo frei die Seele lebt,
Sich unsichtbar durch dieses Pilgerland;
Das rauscht um theurer Wesen Grabeshügel,
An welchem schmerzbethränt das Auge weint,
Wie Harfenklang, wie freier Engelsflügel,
Verheißung, daß uns Liebe noch vereint.

Tod ist nicht Trennung; was des Herzens Gluth,
Was warm und rein umfaßt ein frischer Sinn,
Bleibt unverlierbar unser schönes Gut,
Zog es entfesselt auch zum Throne hin.
Wohl wandelt fern, auf ungesehnen Bahnen,
Das Herrliche in anderer Gestalt;
Doch wenn wir hoffnungsreich und gläubig ahnen,
Ist's oft sein Hauch, der tröstend uns umwallt.

Tod ist nicht Trennung; reiches Leben reiht
Sich an die Stunde, die ein Auge schloß,
Und Treue nur ist's, die das Daseyn weiht,
Drum blüht sie schöner in des Himmels Schooß;
Drum kann der Tod Verbundenes nicht trennen,
Ob er auf Augenblick' es auch entzieht;
Einst fühlen wir bei'm ewigen Erkennen,
Daß, was uns rein entflammte, fortgeglüht.

Nur wo mit rauher, liebeleerer Hand
Die Täuschung eines innigen Gefühls
Die Saiten rührt, im Herzen aufgespannt,
Zerreißt der schöne Einklang ihres Spiels,
Ertönt des Scheidens schmerzlich tödtend Zeichen.
Erkaltung ist der Trennung Machtgebot,
An dessen Hauch die Lebensfarben bleichen:
Tod ist nicht Trennung, aber Trennung Tod.

H. Ottenheimer.

Paul und Josephine,

oder die Schmuggler vom Jura.

(Fortsetzung.)

Wir müssen nun zu dem Felsen zurückkehren, wo wir zu Anfang dieser Geschichte Josephinen sammt ihrem Manne und dem getreuen Pudel ruhend verlassen haben, indessen seither ihre Vergangenheit uns beschäftigt hat. Es wird Niemand zweifeln, daß die Wanderer auch diesmal in einer ihrer gewöhnlichen Unternehmungen begriffen seyen, und daß das Körbchen, welches zu Josephinens Füßen ruht, leicht etwas Bedenkliches enthalten möchte. Die beiden Gatten kamen von einer kleinen Reise ins Val de Travers, nach Couvet und Motiers zurück, wo sie eine beträchtliche Anzahl schöner Spitzen als Kontrebande mit sich genommen hatten, die Renaud, zierlich und künstlich aufgewickelt, in seinem Knotenstocke

verborgen trug. Auf dem Heimwege waren sie durch Locle und Chaux de fond gekommen, und unter den niedlichen, am Baume gewachsenen und eßbaren Aepfeln in Josephinens Korbe fanden sich welche, die, täuschend von Wachs nachgemacht, in ihrem Innern herrliche Uhren enthielten, die in der nächsten Nacht über die Grenze gebracht werden sollten. Wie immer bei solchen Gelegenheiten, war des unglücklichen Weibes Sinn trübe und ängstlich, ihr Herz von bangen Ahnungen bewegt. Auf der ganzen Wanderung hatte sie Pauls Nähe vermißt, kein Zeichen von ihm hatte ihren Muth gestärkt, und diese so seltene Vereinzelung füllte ihr Gemüth mit dunkeln Ahnungen. Sie fühlte sich weniger sicher, als wenn das Geräusch seiner Schritte in dem Gebüsch ihr verkündete, daß ein treuer Mensch für sie wache, daß eine heilige Liebe unsichtbar an ihrer Seite wandle, und mit unaussprechlicher Bangigkeit sah sie die Schatten in der Tiefe sich mehren und die Gipfel der fernen Gebirge sich mit dem Lichte des Abends färben. Das Gewitter, das über dem Chasseral gedroht hatte, war allmählig etwas näher gerückt, die Luft blieb dumpf und still, und immer hörbarer rollte der ferne Donner und hallte schauerlich in den Felsen wieder.

„Nun, Josephine, mach, daß wir fortkommen," brummte Claude mit hartem, rauhem Tone; „wir müssen sehen, daß wir noch vor Einbruch der Nacht uns in Maison Monsieur verbergen können; die Spürhunde drüben möchten etwas wittern, wenn sie bei späterer Stunde Geräusch hörten. Auf alle Fälle gibt es heute eine tüchtige Gewitternacht, und sie müssen feine Nasen haben, wenn sie uns in Regen, Dunkelheit und bei dem Krachen der Donnerschläge erwischen wollen; nur mußt Du einmal Deine dumme Weichlichkeit überwinden, die uns so oft schon in Gefahr gestürzt hat, und den Muth zeigen, wie er dem Weibe eines braven Mannes ziemt, der sich nicht scheut, dem Teufel um Mitternacht in die Augen zu blicken." Josephine erwiederte nichts; sie stand auf, lud ihr Körbchen auf ihren Kopf und verfolgte stillschweigend ihren Weg, während Claude vor ihr her schlenderte und mit seinem scharfen Blicke den gegenüber liegenden Bergabhang, besonders die Gegend um la Chapelle oder Blancheroche durchspähte, wo das Bureau der Douane sich befindet. Man konnte leicht bemerken, wie jeder Schritt auf dem harten, heißen Felsenboden, der mit kleinen, runden, den Füßen sehr schmerzlich fallenden Kieselsteinen bedeckt ist, der müden Wanderern beschwerlich war. Ihre ganze Haltung zeigte, wie ermattet sie sich fühlte, und wie die Bürde, welche sie tragen mußte, ihr das Gehen erschwerte; ihr Auge maß ängstlich die Entfernung bis zu dem nächsten Ruhepunkt, klare Schweißtropfen perlten über das blasse Gesicht, dem selbst die Hitze des Abends die Rosenfarbe der Gesundheit nicht auf Minuten zurückzugeben vermochte, und wann eine neue Wendung des Weges dem Blicke eine weitere Strecke zu überschauen erlaubte, so hob ein banger Seufzer die beklemmte Brust. Endlich waren sie zu der Hälfte des steilen Abhanges gekommen, wo sich die Straße zwischen zwei Häusern durchbiegt, und bei dieser Ecke kam Claude, der immer einen Vorsprung vor seiner Gefährtin hatte, dieser auf einen Augenblick aus den Augen. Schon lange hatte ein Geräusch in dem Gebüsch und das freudige Wedeln des treuen Hundes Josephinen ahnen lassen, daß sie nicht mehr verlassen sey, und zum ersten Mal seit mehreren Tagen senkte sich eine süße Ruhe in ihr Herz. In der Minute aber, wo Renaud ihrem Blicke entschwand, drängte sich eine wohlbekannte Gestalt zwischen den Bäumen hervor, eilte dicht hinter ihr auf die andere Seite des Weges, und es trafen die flüchtigen, aber mit drängendem Tone ausgesprochenen Worte ihr Ohr: „Josephine, um Gotteswillen, diese Nacht nicht über die Grenze! Ihr seyd alle verloren, wenn ihr es wagt!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus den Briefen eines Verstorbenen.

Zehnter Brief.

Warwick, den 28ten.

Theure Julie!

Beim Himmel! dießmal erst bin ich von wahrem und ungemessenem Enthusiasmus erfüllt. — Was ich früher beschrieben, war eine lachende Natur, verbunden mit allem, was Kunst und Geld hervorbringen können. Ich verließ es mit Wohlgefallen, und obgleich ich schon Aehnliches gesehen, ja selbst besitze, nicht ohne Verwunderung. Was ich aber heute sah, war mehr als dieses, es war ein Zauberort, in das reizendste Gewand der Poesie gehüllt und von aller Majestät der Geschichte umgeben, dessen Anblick mich noch immer mit freudigem Staunen erfüllt.

Du erfahrene Historienkennerin und Memoirenleserin weißt besser als ich, daß die Grafen von Warwick einst die mächtigsten Vasallen Englands waren, und der große Beauchamp, Graf von Warwick, sich rühmte, drei Könige entthront und eben so viele auf den leeren Thron gesezt zu haben. Sein Schloß steht schon seit dem neunten Jahrhundert, und ist seit Elisabeths Regierung im Besitz derselben Familie geblieben. Ein Thurm der Burg, angeblich von Beauchamps selbst erbaut, hat sich ohne alle Veränderung erhalten, und das Ganze steht noch so kolossal und mächtig, wie eine verwirklichte Ahndung der Vorzeit da. Schon von Weitem siehst Du die dunkle Steinmasse über uralte Cedern vom Libanon, Kastanien,

Eichen und Linden, senkrecht aus den Felsen am Ufer des Avon, mehr als 200 Fuß hoch über der Wasserfläche emporsteigen. Fast eben so hoch noch überragen wieder zwei Thürme von verschiedener Form das Gebäude selbst. Der abgerissene Pfeiler einer Brücke, mit Bäumen überhangen, steht mitten im Fluß, der tiefer unten, gerade wo die Schloßgebäude beginnen, einen schäumenden Wasserfall bildet und die Räder der Schloßmühle treibt, welch leztere, mit dem Ganzen zusammenhängend, nur wie ein niedriger Pfeilervorsprung desselben erscheint.

Jezt verlierst Du im Weiterfahren eine Weile den Anblick des Schlosses, und befindest Dich bald vor einer hohen crenelirten Mauer aus breiten Quadern, durch die Zeit mit Moos und Schlingpflanzen bedeckt. Die Flügel eines hohen eisernen Thores öffnen sich langsam, um Dich in einen tiefen, durch den Felsen gesprengten Hohlweg einzulassen, an dessen Steinwänden ebenfalls von beiden Seiten die üppigste Vegetation herabrankt. Dumpf rollt der Wagen auf dem glatten Felsengrunde hin, den in der Höhe alte Eichen dunkel überwölben. Plötzlich bricht bei einer Wendung des Weges das Schloß im freien Himmelslichte aus dem Walde hervor, auf einem sanften Rasenabhang ruhend, und zwischen den ungeheuren Thürmen, an deren Fuß Du Dich befindest, verschwindet der weite Bogen des Eingangs zu dem Schein einer unbedeutenden Pforte. Eine noch größere Ueberraschung steht Dir bevor, wenn Du durch das zweite eiserne Gitterthor den Schloßhof erreichst. Etwas Malerischeres und zugleich Imposanteres läßt sich beinahe nicht denken. Laß Dir durch Deine Phantasie einen Raum hinzaubern, ohngefähr noch einmal so groß als das Innere des römischen Kolosseums, und versetze Dich damit in einen Wald voll romantischer Ueppigkeit. Du übersiehst nun den weiten Hofplatz, rund umher von bemoosten Bäumen und majestätischen Gebäuden umgeben, die, obgleich überall verschieden an Form, dennoch e i n erhabenes und zusammenhängendes G a n z e bilden, dessen bald steigende, bald sich senkende Linien in der blauen Luft, wie die stete Abwechselung der grünen Grundfläche am Boden, nirgends Symmetrie, wohl aber eine sonst nur den Werken der Natur eigene, höhere H a r m o n i e verrathen. Der erste Blick zu Deinen Füßen fällt auf einen weiten einfachen Rasenteppich, um den ein sanft geschlungener Kiesweg nach allen Ein- und Ausgängen dieses Riesenbaues führt. Rückwärts schauend, siehst Du an den beiden schwarzen Thürmen empor, von denen der älteste, Guy's Thurm genannt, ganz frei von Gebüsch in drohender Majestät, fest, wie aus Erz gegossen dasteht, der andere, von Beauchamp erbaut, halb durch eine, wohl Jahrhunderte zählende Kiefer und eine herrliche Kastanie verdeckt wird. Breitblätteriger Epheu und wilder Wein rankt, bald den Thurm umschlingend, bald seine höchsten Spitzen ersteigend, an den Mauern hinan. Links neben Dir zieht sich weit der bewohnte Theil des Schlosses und die Kapelle hin, mit vielen hohen Fenstern geziert, von verschiedener Größe und Gestalt, während die ihm gegenüber liegende Seite des großen Vierecks, fast ganz ohne Fenster, nur mächtige crenelirte Steinmassen darbietet, die einige Lerchenbäume von kolossaler Höhe und baumartige Arbutussträucher, welche hier im langen Schutze wunderbar hoch gewachsen sind, malerisch unterbrechen. Vor Dir jedoch erwartet Dich, wenn Du jezt den Blick nach der Höhe erhebst, vor allem das erhabenste Schauspiel. Denn auf dieser vierten Seite steigt aus einem niedrigen, bebüschten Kessel, den der Hof hier bildet, und mit dem sich auch die Gebäude eine geraume Strecke senken, das Terrain von Neuem, in Form eines konischen Berges, steil empor, an dem die gezackten Mauern des Schlosses mit hinanklimmen. Dieser Berg, der Keep, ist bis oben dicht bewachsen mit Gesträuch, das jedoch nur den Fuß der Thürme und Mauern bedeckt. Dahinter aber ragen, hoch über alle Steinmassen, noch ungeheure, uralte Bäume hervor, deren glatte Stämme man wie in der Luft schwebend erblickt, während auf dem höchsten Gipfel eine kühne Brücke, auf beiden Seiten von den Bäumen eingefaßt, gleich einem hehren Himmelsportal plötzlich die breiteste, glänzendste Lichtmasse, hinter der man die Wolken fern vorüberziehen sieht, unter dem Schwibbogen und den dunkeln Baumkronen durchbrechen läßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, im December 1830.

(Fortsetzung.)

Raupachs Philipp von Schwaben.

Bei Beurtheilung historischer Dramen pflegt Rezensenteneitelkeit vorweg mit ihrer Geschichtskenntniß prunkend aufzutreten, sich in ihrer vielleicht eben erst erworbenen Gelehrsamkeit selbstgefällig zu bespiegeln, und mit kleinlichem Wissen kritisch groß zu thun. Was uns betrifft, so halten wir es für geeigneter, den entgegengesezten Weg einzuschlagen. Wir geben dem Logenschließer nicht nur Hut und Mantel ab, wir lassen auch die wenigen historischen Kenntnisse, die wir vielleicht besitzen, vor der Thür und erwarten unbefangen die Darstellung der Tragödie, ohne vorher zu wissen, weder was die ältesten Handschriften, noch was die neuesten Untersuchungen von König P h i l i p p, von I r e n e, von dem W i t t e l s b a c h e r, von dem nachmaligen G r e g o r IX., oder von sonst einer Person des Trauerspiels erzählen und konjekturiren. Ja wir wissen nicht einmal, daß es eine Kaiserreihe aus dem Hause H o h e n s t a u f e n gab, die dem allgewaltigen Hierarchen, dem römischen Bischof, das Scepter der Herrschaft entwinden wollte und in diesem langjährigen Kampfe endlich erlag, weil derselbe unzeitig, ehe die Welt dazu reif war, geführt wurde, so wie heute die Welt wiederum noch lange nicht reif ist zum Höchsten, zu ächter Hierarchie, die daher, im unzeitigen Kampfe, ebenfalls erliegt. Kurz, wir sind zuvörderst Zuschauer, nichts als Zuschauer, die ein angekündigtes Trauer=

spiel erwarten, für die aber das Wort: „historische Tragödie“ keine andere Bedeutung hat, als daß Stoff und Personen derselben keine Gebilde der Phantasie, sondern einer entschwundenen Wirklichkeit entnommen sind; einer Wirklichkeit die uns kennen zu lehren eben der Dichter verspricht.

Von diesem Standpunkt aus können wir nun mit freudiger Genugthuung versichern, daß wir die Darstellung eines dramatischen Werks sahen, das, durch klar-verständliche Exposition, rasch inmitten der Begebenheiten führt und, mit bestimmten Umrissen, die Charaktere der Hauptpersonen sogleich anschaulich macht. Wir werden mit diesen vertraut und vertrauter, unsere Theilnahme an ihren Schicksalen steigert sich, und bis zu ihrem unglücklichen Untergange wird unsere Aufmerksamkeit auch nicht einen Moment lang durch müßige Breite oder Nebendinge zerstreut. Wir sehen einen römisch-deutschen König zuerst als glücklichen Krieger nach einem über seinen Gegenkönig errungenen Sieg; dann hausväterlich-schlicht im Kreise seiner Familie; dort gütig, selbst gegen Feinde; hier glücklich und geliebt von einer edeln Gattin und anmuthigen Töchtern; überall anziehend, doch mehr durch liebenswerthe Gemüthlichkeit, als durch Kraftfülle. Wir sehen ihn unwandelbar verharrend im religiösen Glauben an das Supremat des römischen Stuhls, dennoch dessen Bannstrahl trotzen; wir sehen ihn seine Wahl und seinen Thron mit siegreichen Waffen vertheidigen, und dennoch, dem päbstlichen Legaten gegenüber, fügsam wieder nachgeben. Wir sehen ihn endlich, inmitten der Verhandlungen, von der Hand eines anhänglichen, aber wild und roh aufwallenden Freundes, der durch einen verfälschten Brief ihn für treulos halten muß, meuchelmörderisch fallen, seinen Nebenkönig auf den Thron gelangen und die römische Politik siegen, die dem gefährlichen Geschlechte der Hohenstaufen das kaiserliche Scepter für immer entreißen will.

Dies der Inhalt des Stücks. Was die Charaktere betrifft, so ist nächst Philipp, dem Helden, seine Gemahlin Irene eine anziehende Erscheinung ehelicher Liebe und Treue, sowohl in der unglücklichen Stunde ihres herannahenden Todes, als früher in einer höchst anmuthigen Familienscene, die, im besten Sinne des Worts, den Eindruck eines vortrefflichen Genrebildes macht. Den Wittelsbacher Otto sehen wir auffahrend und roh, selbst gegen den königlichen Freund, mit dem der Unzufriedene argwöhnisch hadert, so daß es der List nicht schwer wird, ihn zu wilder Hitze zu entflammen, doch nur gegen die Person des Königs, nicht gegen dessen politische Parthei, von der er, und wie es scheint aus reinem Eigenwillen, nicht abwendig zu machen ist. Seine an Wahnwitz grenzende Wuth trägt nicht wenig dazu bei, die liebenswürdige Milde Philipps hervorzuheben; und mit großem Verstand hat es der Dichter so einzurichten gewußt, daß uns dieser Otto wenig oder gar nicht interessirt. Denn nähme er unsere Theilnahme in Anspruch, so würde Er, der in den Gang der Handlung so gewaltsam eingreift, aufhören, eine dienende Figur in dem dramatischen Gemälde zu seyn; er würde, statt daß er jezt nur den Helden hervorhebt, diesen verlöschen und selbst als eigentlicher Held des Stückes erscheinen. Dies die Ursache, weshalb er sogar in seiner Reue und in seinem Tode das Mitgefühl des Publikums nicht erregen durfte. — Ludwig von Baiern rettet, durch Treue und in Entrüstung über seinen mörderischen Vetter, die Ehre und Würdigkeit des Wittelsbacher Hauptstammes. — Die zwei Brüder Andechs, die heimlich von Philipp abfallen und die der Dichter den verhängnißvollen Brief verfälschen läßt, erscheinen als Werkzeuge fremder Absicht, der Eine ein wenig leidenschaftlich, der Andere ganz charakterlos, beide die unvorhergesehene Folge ihres Betruges schmerzlich bereuend. — Beatrix, das Töchterlein Philipps, ist eine interessante und in ihrer Keckheit neue Kindergestalt. — Beatrix von Burgund, Philipps Nichte, ist dagegen eine Liebhaberin hergebrachter Art und Weise, die, im Fall solches unvermeidlich war, mit weniger Anspruch auftreten und, statt mit Redepomp über die Liebe zu philosophiren, ungesuchter und schlichter reden durfte. Der Zuschauer konnte dies um so mehr erwarten, als die Sprache des ganzen Stücks, in angemessener Schlichtheit, wahrhaft kunstreich, und also weit entfernt ist von jenem koketten Bombast, den anmaßende Unkenntniß eine schöne Diktion zu nennen pflegt. — Der römische Legat und nachmalige Pabst nimmt unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, theils weil er an feinen Fäden die Handelnden leitet, mehr aber noch, weil er nicht, wie in hundert andern Stücken, lediglich aus gemeiner pfäffischer Herrschsucht also verfährt, sondern aus der vollen Ueberzeugung, daß nur von der souveränen Kirche das Heil der Welt ausgehen könne. Ob ihm aber diese Ueberzeugung eine ausschließlich-religiöse, oder auch, oder nur eine politische ist, geht aus seinen Monologen nicht deutlich hervor; und die Gelegenheit, um den Konflikt der Kirche und des Staats, um das nothwendige Gegengewicht der geistigen Macht gegen rohe Faustgewalt, und um das aristokratische Prinzip des Feudalwesens und das im Grunde demokratische der Klerisei anschaulich zu machen, hat der Dichter entweder versäumt oder verschmäht. Er nennt Guelfen und Ghibellinen, aber er unterrichtet uns eben so wenig über den Ursprung ihres Streits, als er uns etwas von Heinrich dem Löwen, dem Vater des Gegenkönigs Otto von Braunschweig, sagt, dessen Charakter überdies in unentschiedener Ferne bleibt. Auf unserm ungelehrten Standpunkt reiner Zuschauer erfahren wir von alle dem nichts; der Geschichtskundige legt es vielleicht hinein, wir aber vermissen eine lebendig treibende Grundidee, die Wurzel aller Konflikte, und haben am Ende nur eine blutige Anekdote, in reich gruppirter und geschickter Bearbeitung, gesehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 7:
Aganippe.

Charade.

Erste Sylbe.

Lag Euch Aganippe zu fern, so wißt,
Daß mein Gebiet Euch nicht näher ist,
Wo Ihr zwar oft habt Bären stehen,
Doch nie die Sonne noch glänzen sehen.
Wohl mahnet an Kraft mein starres Wort,
Doch auch an Vater- und Brudermord.

Zweite Sylbe.

Die zweite Sylbe, wer suchte nicht
Die herrliche? höchstens ein armer Wicht;
Der fürchtet sie, die doch die Welt belebet,
Mit Schöpferkräften das All durchwebet,
Der Gottheit herrlich, unsterblich Gewand;
Im Kopfe des Menschen wird sie — Verstand.

Das Ganze.

Von einem Purpurmantel spricht
Mein Räthsel, ein Königsmantel ist's nicht;
Sonst als Kriegsmantel wohl angesehen
Mit Zittern und Beben, mit Beten und Flehen;
In unsrer prosaischen Zeit jedoch
Nur Spiel von elektrischem Strome noch.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 14.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 17. Januar 1831.

In alterthümlich roher Pracht
Glänzt hier des Ritterthumes Macht.

Walter Scott.

Aus den Briefen eines Verstorbenen.

(Fortsetzung.)

Stelle Dir nun vor, diese magische Dekoration auf einmal zu übersehen, verbinde die Erinnerung damit, daß hier neun Jahrhunderte stolzer Gewalt, kühner Siege und vernichtender Niederlagen, blutiger Thaten und wilder Größe, vielleicht auch sanfter Liebe und edler Großmuth, zum Theil ihre sichtlichen Spuren, oder wo das nicht ist, doch ihr romantisch ungewisses Andenken zurückgelassen haben — und urtheile dann, mit welchem Gefühl ich mich in die Lage des Mannes versetzen konnte, dem solche Erinnerungen des Lebens seiner Vorfahren durch diesen Anblick täglich zurückgerufen werden, und der noch immer dasselbe Schloß des ersten Besitzers der Veste Warwick bewohnt, desselben halbfabelhaften Guy, der vor einem Jahrtausend lebte, und dessen verwitterte Rüstung mit hundert Waffen berühmter Ahnen in der alterthümlichen Halle aufbewahrt wird. Gibt es einen so unpoetischen Menschen, in dessen Augen nicht die Glorie dieses Andenkens auch den schwächsten Repräsentanten eines solchen Adels noch heute umglänzte?

Den Fluß auf der andern Seite mußt Du Dir nun noch tief unter dem Schloßplatz denken, und daß er von den bisher beschriebenen Stellen nicht gesehen wird, sondern erst aus den Fenstern des bewohnten Schloßtheils, nach außen hin, zugleich mit dem herrlichen Park sichtbar wird, der überall durch Wald am Horizont geschlossen ist, was der Phantasie so viel Spielraum läßt und wieder für sich eine neue, höchst romantische, Aussicht bildet.

Nur über wenige Stufen tritt man vom Hofe aus in die Wohnzimmer, zuerst in einen Durchgang und von da in die Halle, auf deren beiden Seiten sich die Gesellschaftszimmer, 340 Fuß lang in ununterbrochener Reihe, ausdehnen. Obgleich fast de plein pied mit dem Hofe, sind diese Zimmer doch auf der andern Seite mehr als fünfzig Fuß hoch über dem Avon erhaben. Acht bis vierzehn Fuß dicke Mauern bilden an jedem Fenster, welche auch zehn bis zwölf Fuß breit sind, ein förmliches Kabinet, mit den schönsten, mannigfaltigsten Aussichten auf den unter ihnen wildschäumenden, weiterhin aber in sanften Windungen den Park bis in düstere Ferne durchströmenden Fluß. War ich nun vorher, schon seit dem ersten Anblick des Schlosses, von Ueberraschung zu Ueberraschung fortgeschritten, so wurde diese, wenn gleich auf andere Weise, fast noch in den Zimmern überboten.

Ich glaubte mich völlig in versunkene Jahrhunderte versezt, als ich in die gigantische Baronial-Hall trat, ganz wie sie Walter Scott beschreibt, die Wände mit geschnitztem Cedernholz getäfelt, mit allen Arten ritterlicher Waffen angefüllt, geräumig genug, um alle Vasallen auf einmal zu speisen, und ich dann vor mir einen Kamin aus Marmor erblickte, in dem ich ganz bequem mit dem Hute auf dem Kopf, noch neben dem Feuer stehen konnte, das auf einem, 300 Jahre alten, eisernen, seltsam gestalteten Roste, in der Form eines Korbes, wie ein Schei-

terhaufen aufloderte. Seitwärts war, der alten Sitte getreu, auf einer Unterlage, gleichfalls von Cedernholz, mitten auf dem steinernen Fußboden, den nur zum Theil verschossene Hautelissetepiche deckten, eine Klafter ungespaltenes Eichenholz aufgeschichtet. Durch einen in Braun gekleideten Diener, dessen Tracht, mit goldenen Kniegürteln, Achselschnüren und Besatz, hinlänglich alterthümlich aussah, wurde von Zeit zu Zeit dem mächtigen Feuer, vermöge eines drei Fuß langen Klotzes, neue Nahrung gegeben. Hier war überall der Unterschied zwischen der ächten alten Feudalgröße und der nur in moderner Spielerei nachgeahmten eben so schlagend, als der zwischen den bemosten Trümmern der verwitterten Burg auf ihrer Felsenspitze, und der gestern aufgebauten Ruine im Lustgarten eines reich gewordenen Lieferanten. Fast alles in den Zimmern war alt, prächtig und originell, nirgends geschmacklos, und mit der größten Liebe und Sorgfalt unterhalten. Es befanden sich die seltsamsten und reichsten Zeuge darunter, die man jezt gar nicht mehr auszuführen im Stande seyn möchte, in einer Mischung von Seide, Sammt, Gold und Silber, alles durch einander gewirkt. Die Meubles bestanden fast ganz entweder aus alter, außerordentlich reicher Vergoldung, geschniztem braunen Nuß- und Eichenholz, oder jenen alten französischen, mit Messing ausgelegten Schränken und Kommoden, deren eigner Name mir eben nicht beifällt. Auch waren viele herrliche Exemplare von Mosaik, wie von eingelegten kostbaren Hölzern, vorhanden. Ein Kaminschirm mit schweren goldnen Rahmen bestand aus einem einzigen so klaren Glase, daß es völlig mit der Luft zusammenstoß. Ein solcher Schirm hat das Angenehme, daß man, am Kamin sitzend, das Feuer sieht, ohne es sengend am Gesicht zu fühlen. In dem einen Zimmer steht ein Staatsbett, von der Königin Anna einer Gräfin von Warwick geschenkt, noch immer wohl erhalten, von rothem Sammt, mit grün und blauer Seide gestickt. Die Kunstschätze sind unzählbar, und die Gemälde, unter denen sich auch nicht ein mittelmäßiges befand, sondern die fast alle von den größten Meistern sind, haben überdem zum Theil ein ganz besonderes Familieninteresse, da sehr viele Porträts der Ahnen sich darunter befinden, von der Hand Titians, Vandyks und Rubens gemalt. Der größte Schatz, und zwar ein unschätzbarer, ist eines der bezaubernsten Bilder Raphaels, die schöne Johanna von Arragonien, (eine nicht genau historisch auszumittelnde Person) von der es, seltsam genug, vier Bilder gibt, alle höchst vortrefflich, und die alle für das ächte Original ausgegeben werden; drei davon werden jedoch wahrscheinlich nur von den besten Schülern Raphaels kopirt seyn, sind aber dem Vorbilde so gut wie gleich geworden. Das eine ist in Paris, das andere in Rom, das dritte in Wien, das vierte hier. Ich kenne sie alle vier, und muß unbedingt dem hiesigen den Vorzug geben. Es liegt ein Zauber in diesem herrlichen Weibe, der nicht auszusprechen ist: ein Auge, das in die Tiefen der Seele führt, königliche Hoheit, verbunden mit der weiblichsten Liebesempfänglichkeit, wollüstiges Feuer im Blick, zugleich mit süßer Schwermuth gepaart, dabei eine schwellende Fülle des schönsten Busens, eine durchsichtige Zartheit der Haut und eine Wahrheit, Glanz und Grazie der Gewänder, wie des ganzes Schmucks der Bekleidung — so wie es nur ein so göttliches Genie in himmlischer Schöpferkraft vollständig hervorrufen konnte.

Zu den interessantesten Porträts, bei denen das historische Interesse dasjenige, welches man an den Personen nimmt, noch erhöht, gehören folgende:

Zuerst Machiavell von Titian; ganz wie ich mir ihn gedacht. Ein feines und kluges, und doch dabei leidendes Gesicht, wie trauernd über die so tief erkannte, nichtswürdige Seite des menschlichen Geschlechts, jene hündische Natur, die nur liebt, wenn sie getreten wird, nur folgt, wo sie fürchtet, nur treu ist, wo sie Vortheil davon hat. Ein Zug mitleidigen Spottes umschwebt die schmalen Lippen, während das dunkle Auge nachdenkend in sich selbst hinein zu schauen scheint.

Es däucht einem im ersten Augenblick sonderbar und auffallend, daß dieser große und klassische Schriftsteller so lange auf die abgeschmackteste Weise mißverstanden worden ist, indem er entweder als ein moralisches Scheusal geschildert, (und wie albern ist in dieser Hinsicht die Refutation Voltaires) oder gar die abentheuerliche Hypothese aufgestellt wurde, daß sein Buch eine Satire sey! Bei näherer Betrachtung erlangt man indeß bald die Ueberzeugung: daß nur die neuere Zeit, welche endlich anfängt, die Politik aus einem höhern, wahrhaft menschlichen Gesichtspunkte zu verstehen und zu behandeln, Machiavell's Fürsten richtig beurtheilen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paul und Josephine,
oder die Schmuggler vom Jura.

(Fortsetzung.)

Mit dem lezten Laute war der wohlmeinende Warner in dem jenseitigen Dickicht verschwunden und hatte seine arme Freundin in einem Zustande der Sorge und Bangigkeit zurückgelassen, der schwer zu beschreiben wäre. Daß Paul nur auf bestimmte Angaben gegründet, einen solchen Schritt gethan hatte, daß er von der drohenden Gefahr genau unterrichtet seyn mußte, davon war sie überzeugt, allein welche Mittel standen ihr zu Gebote, um ihren Mann zurückzuhalten, dem sie doch unmöglich Pauls Erscheinung und den Namen des Freundes berichten konnte,

dem sie die Warnung verdanke? Mit hochklopfendem Herzen, mit bang athmender Brust suchte sie Renaud einzuholen und gleichen Schritt mit ihm zu halten; dann knüpfte sie ein Gespräch mit ihm an, und leitete dasselbe mit ängstlicher Schüchternheit auf die Unternehmung der nächsten Nacht und ihre möglichen Folgen. Sie behauptete, eine innere Stimme, die sie noch selten getäuscht habe, verkünde ihr Unglück; sie sagte, wie sie schon einige Male verdächtige Bewegungen auf der einen und der andern Seite der Straße wahrgenommen, wie es ihr sogar geschienen habe, als höre sie jenseits des Flusses ein leises Pfeiffen, das ihr äußerst verdächtig vorgekommen sey, und zuletzt fing sie an, ihren Mann zu beschwören, er möchte doch nur für die nächste Nacht sein Vorhaben aufgeben, und statt über den Doubs zu gehen, mit ihr nach Hause zurückkehren. Claude war nun freilich nicht der Mann, welcher durch Ahnungen und weibliche Besorgnisse von einem fest gefaßten Vorsatze sich abbringen ließ; darum ward auch Josephinen eine so rauhe und abweisende Antwort, als man sie aus diesem Munde nur irgend erwarten konnte. „Du bist eine Närrin,“ hieß es; „nun Deine zarten Füßchen müde sind und sich vor einem weiten Gange fürchten, muß sich Gefahr zeigen, damit sie wohlbehaglich nach Hause spazieren können, statt einen Theil der Nacht in nothwendiger und einträglicher Arbeit zuzubringen. Das glaube ich wohl, daß Du Dich lieber daheim im Bette dehnen würdest, als um Mitternacht durch Wald und Berg zu laufen; aber Claude Renaud hat keine Frau genommen, die auf Erden nichts hat, um sich von ihr und ihren Launen und Träumen necken und trillen zu lassen. Nur vorwärts, mein feines Liebchen, vorwärts, damit wir an Ort und Stelle kommen.“

Josephinen entfiel der Muth, ein Wort weiter zu sagen; sie fühlte wohl, daß alles, was sie erwiedern konnte, vergeblich seyn würde. Darum blieb sie mit ihren Gedanken und innerlichen Schrecken wieder einige Schritte hinter ihrem Manne zurück, und vollendete den Rest des Weges unter der Bemühung, ihre ungemeine Ermüdung zu überwinden und ihrem Geist eine größere Fassung zu gewinnen.

Die niedrige, dunkle Wirthsstube in maison Monsieur war voll seltsamer, mit den sonderbarsten Verkleidungen versehener Gestalten, die lärmend, rauchend und trinkend um den langen Tisch saßen. Daß sie nicht nur unter einander wohlbekannt, sondern auch mit Renaud und seiner Frau in näherer Verbindung stehen mußten, sah man an der vertrauten Begrüßung, an der schnell sich anknüpfenden Unterhaltung in eigenen, jedem fremden Zuhörer unverständlichen Redensarten, und an den bedeutungsvollen Zeichen, die hin und wieder gegeben wurden. Josephine hatte sich jederzeit in solchen Versammlungen unbehaglich und bedrückt gefühlt, und ihre heutige Erschöpfung, die Angst vor den nächsten verhängnißvollen Stunden machte, daß sie diesesmal mehr noch als sonst sich weit weg in einsame Stille wünschte. Sie zog sich unbemerkt in eine kleine unbeleuchtete Ecke des Zimmers zurück, wo sie sich niedersetzte, sich halb bewußtlos ihren mannigfaltigen Gefühlen überließ, und nur in der Gewißheit einigen Trost fand, daß Paul nicht weit sey, daß er liebend und getreu für sie sorge. Immer lauter wurden die Reden der Männer, je mehr leere Flaschen aufs Neue gefüllt worden waren, und bald konnte man weder die Stimmen, noch die Worte mehr unterscheiden; da klopfte eine Hand leise auf Josephinens Schulter, und es wurden ihr die Worte zugeflüstert: „kommt doch ein wenig heraus, junge Frau, an den Heerd, da könnt Ihr besser ausruhen als hier, wo ja das wilde Geschrei einem fast den Verstand nimmt.“ Josephine konnte zwar bei dem Qualm und dem Mangel an Licht die Gestalt nicht genau unterscheiden, die mit ihr sprach, allein die Stimme gehörte offenbar der alternden Wirthin, einer gutmüthigen Frau, die schon öfters bei ähnlichen Fällen ein wärmeres Interesse gegen sie geäußert und ihr zuweilen kleine Dienste geleistet hatte. Unbedenklich und froh, aus dem beengten Zimmer wegzukommen, folgte sie der Einladung und trat in die ziemlich große, reinliche Küche, wo um den Feuerheerd, zur Bequemlichkeit der Gäste, Sitze angebracht waren und die wirthliche Flamme erfreulich in die Höhe flackerte. Ein Mann, in einen Oberrock gehüllt, saß, mit dem Rücken gegen die Eintretenden gewendet, daran und schien in tiefe Gedanken versunken; als er aber die Tritte der Frauen hörte, wandte er sich um, stand auf, und Josephine hätte schon an dem lauten Pochen ihres Herzens den Liebling ihrer Seele erkannt, wenn auch nicht seine Züge ihr in dem Schimmer des Feuers entgegen geleuchtet hätten. Verlegen und ungewiß über seine Absichten, wie über die Art ihres Benehmens, stand sie einen Augenblick zögernd still; aber die Alte, welche die Gefühle der unglücklich Liebenden gleich der ganzen Umgegend kannte, faßte sie bei der Hand und sprach: „Nur ohne Furcht und ohne Sorge, junge Frau! Ich weiß, daß Ihr ehrlich und brav seyd, und mir ließe ich denn eben auch nichts Schlechtes zumuthen. Morel will Euch nur von einem Anschlag Nachricht geben, der Euch gefährlich werden könnte, und wünscht, daß Ihr ihn Eurem Manne mittheilet.“ Paul trat schweigend auf Josephine zu und reichte ihr die Hand. Ach dieser erste Augenblick der Vereinigung nach langen, unendlichen Leiden, wie war er so süß und doch so schmerzlich! Als ob sie den Geliebten aus der Ewigkeit herüber begrüße, so fügte die arme Dulderin ihre zitternde Hand in seine dargebotene, und Thränen der innigsten Wehmuth, der heißen, nie erfüllten Sehnsucht strömten aus den niedergeschlagenen Augen auf den Boden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

Miscellen. Lord Byrons Briefwechsel.

Man fährt jezt von Liverpool nach Manchester und umgekehrt in $1\frac{1}{2}$ Stunden und für 7 Schilling die Person, welcher Preis aber auf $1\frac{1}{2}$ Schilling herabgesezt werden soll. Ehemals dauerte die Reise gegen 3 Stunden und kostete 12 Schilling. Auch sollen die Eigenthümer in den ersten 9 Wochen 18,000 Pf. St. eingenommen haben. — In dieser Zeit des thätigen Strebens will man nichts unbenuzt lassen; so will Jemand eine Vorrichtung erfunden haben, vermittelst welcher man den vom Brode während des Backens ausdünstenden Geist auffangen und verdichten könne, und zwar so, daß das Produkt die Mühe und Auslage reichlich erstatte.

Der beste Band, welcher bisher von der Cabinet Cyclopedia herausgekommen, ist ein Lehrbuch der Physik (Natural Philosophy) von Hrn. Herschel, dem man eben — den Herzog von Sussex als Präsidenten der königl. Gesellschaft vorgezogen hat. Am meisten Aufsehen aber erregt gegenwärtig der zweite Band des Lebens und Briefwechsels Lord Byrons, von Moore. Die Briefe sind meistentheils an den Herausgeber und an Murray, Byrons Verleger, geschrieben und um so interessanter, weil sie im Mannesalter des großen Dichters abgefaßt sind. Sie beziehen sich oft auf seine Werke, und viele Stellen derselben kann man als das rohe Material ansehen, woraus er später seine herrlichen Gebilde schuf. Ich hebe folgende Stelle aus einem Briefe an Murray als sehr charakteristisch aus: „Sie bieten mir 1500 Guineen für den neuen Gesang: ich mag sie nicht; ich fordere 2500 Guineen dafür, und die mögen Sie, nach Belieben, geben oder nicht. Er schließt das Gedicht und enthält 144 Stanzen. Die Noten sind zahlreich und meistens von der Feder des Hrn. Hobhouse, der wohl mehr wirkliche Kenntniß von Rom und dessen Umgebung besizt, als irgend ein Engländer, der seit Gibbon hier gewesen ist. Indessen muß ich, um jedem Irrthum vorzubeugen, melden, daß er, nämlich Hobhouse, durchaus kein Interesse, mittelbar oder unmittelbar, an dem Gewinn hat, den mir das Privilegium des Gedichtes oder der Noten eintragen könnte, so daß Sie nicht glauben müssen, ich fordere, von ihm veranlaßt oder für ihn, mehr für diesen Gesang, als für die vorhergehenden. Nein, aber wenn Hr. Enstone 2000 Pf. für ein Gedicht über die Erziehung bekommen hat; wenn Moore 3000 für Lalla u. s. w., wenn Hr. Campbell 3000 für seine Prosa über die Poesie (Geschichte der englischen Dichter) bekommen hat, so verlange ich, ohne die Arbeiten dieser Herrn herabsetzen zu wollen, den erwähnten Preis für die meinige. Sie werden vielleicht sagen, ihre Werke seyen weit länger: sehr wahr, und wenn sie dieselben abkürzen, so will ich das meinige länger machen und weniger fordern. Sie können das Manuscript Hrn. Gifford und zwei andern von Ihnen selbst gewählten Herrn vorher zeigen, und wenn sie diesen Gesang im Ganzen für schlechter erklären, als die vorigen, so will ich von ihrer Entscheidung nicht appelliren, sondern die Handschrift verbrennen und die Sache hierbei beruhen lassen. — Sie haben recht, Gifford hat recht, Crabbe hat recht, Hobhouse hat recht, sie haben alle recht, und ich habe allein unrecht; aber lassen Sie mir doch dieses Vergnügen. Hauen Sie mich mit Stumpf und Stiel nieder; viertheilen Sie mich im Quarterly (Quarterly Review); schikken Sie meine disjecti membra poetae umher, wie die von des Leviten Beischläferin; machen Sie mich, wenn Sie wollen, zum Spektakel vor Menschen und Engel; aber verlangen Sie nicht, daß ich meinen Sinn ändere, denn ich will nicht; ich bin halsstarrig und träge, und das ist die Wahrheit."

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, im December 1830.

(Fortsetzung.)

Das historische Schauspiel.

Sollen wir nun unsere Ueberzeugung aussprechen, so eignet sich nur allein eine historische Anekdote (worunter wir ein sich abrundendes und geschlossenes Ereigniß verstehen) zur Bearbeitung eines historischen Drama's, das den Erfordernissen einer theatralischen Darstellung Genüge leistet, d. h. welches nicht zum Lesen und Studiren, sondern bestimmt ist, in einer gegebenen Zeit, in einem gegebenen Raum und vor einem Publikum gespielt zu werden, welches sich der Dichter als durchaus ungelehrt zu denken, und dem er also ein ursprünglich beginnendes und vor seinen Augen sich entwickelndes und völlig abschließendes Ganze vorzuführen hat. Es begreift sich von selbst, daß wir hier das Wort „historische Anekdote" nicht im gewöhnlichen Sinne spottenden Tadels gebrauchen; wir verstehen darunter zwar eine verhältnißmäßig kleine, keinesweges aber eine kleinliche Begebenheit; sie darf, als dramatischer Stoff, keinesweges die extensive Größe eines epischen haben; unerläßlich aber muß sie intensiv-groß, großartig seyn. Innerliche Großartigkeit kann aber nur aus der tiefen Einheit einer lebendigen Grundidee hervorgehen, nur aus ihr sich organisch entwickeln und künstlerisch gestalten. Daher die längst erkannte Schwierigkeit, einen geeigneten Stoff für das historische Schauspiel aufzufinden; nämlich eine Begebenheit von äußerlich geringer Dimension bei tief innerer Fülle, ganz für sich bestehend, ursprünglich beginnend und rein und vollkommen endend. Einen solchen Stoff beut die Geschichte äußerst selten, streng genommen, vielleicht gar nicht, da sie in ihrem Wesen unendlich, ohne absoluten Anfang, ohne absolutes Ende ist. Ihre Ereignisse gehen aus früheren hervor, und sind zugleich die Bedingungen späterer; nichts steht isolirt in ihr, nichts uranfänglich, nichts abgeschlossen da; sie ist ein fortwährend dahin wogender Strom zusammenhängender Thatsachen; und je bedeutender diese sind, um so weniger lassen sie sich von dem großen Ganzen abtrennen und in den engen Rahmen eines Schauspiels einschließen. Ja, mit solchem schwierigen und meist unmöglichen Abtrennen, mit solcher in und an sich selbstständigen Darstellung kämpft bei der Komposition einer Specialgeschichte selbst der Historiker nicht selten vergebens, obgleich er den großen Vortheil vor dem Schauspieldichter hat, weder auf einen gegebenen Raum für seine Darstellungen, noch auf deren Dauer beschränkt zu seyn.

So geschah es denn, daß die Dramatiker sich lieber der Sage zuwandten, auf deren Nebelferne sie die eigenen Erfindungen auftragen konnten; oder, wenn sie einen näheren geschichtlichen Stoff behandelten, selbst diesen nach ihren Bedürfnissen modelten und änderten. Aber auch dann noch war das Massenhafte der Geschichte oft zu gewaltig für die beschränkte Zeit einer dramatischen Darstellung, und schon die Griechen nahmen zu historisch-zusammenhängenden Stücken ihre Zuflucht, und erfanden die Trilogie. Shakespeare ging weiter: in einer langen zusammenhängenden Reihe von Schauspielen dramatisirte er den thaten- und folgereichsten Theil der englischen Geschichte. Keines derselben ist in so eigentlichstem Sinne wie sein „Hamlet," sein „Lear" oder sein „Macbeth" eine selbstständige Tragödie zu nennen; wenige nur stehen, allein und für sich, in klarer Verständlichkeit da, und nur diese haben sich auf der Bühne erhalten, nur diese dramatischen Meistergebilde sind auch theatralische.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.



N°. 15.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 18. Januar 1831.

— Was ihr gethan,
Geschah für einen queren Mann,
Der spröd' und wild, wie's manche gibt,
Nur seinen Ruhm, nicht euren liebt.

Shakespeare.

Paul und Josephine, oder die Schmuggler vom Jura.

(Fortsetzung.)

Paul suchte sich zu fassen, die geschenkte Minute war ihm doppelt wichtig, weil die Rettung seines einzigen Kleinods von ihr abhängen konnte, und es gelang ihm, seine tiefe Rührung zu überwinden und Josephinen mit gedrängten Worten darzulegen, wie er mit Sicherheit in Erfahrung gebracht habe, daß man dem Plane ihres Mannes und einiger seiner Gesellen, in dieser Nacht eine bedeutende Quantität Waaren über die Grenze zu bringen, auf die Spur gekommen sey, und damit umgehe, die ganze Gesellschaft einzuschließen und aufzuheben, sollte man sie auch in ihre verborgensten Schlupfwinkel verfolgen müssen. Josephine dagegen machte dem Erzähler deutlich, wie alles, was sie über die Sache sagen könnte, nur als Einfalt, Unverstand oder als übertriebene Sorgfalt für sich selbst angesehen werden würde, wie sie schon im Heruntergehen einen Versuch gemacht habe, der gänzlich mißlungen sey, und schloß mit der Erklärung, daß sie nichts zu thun wisse, als das Schicksal über sich ergehen zu lassen, das nun einmal über sie verhängt zu seyn scheine. „Nein," rief Morel stürmisch bei diesen, mit inniger Ergebung ausgesprochenen Worten, „nein Josephine, so sollst Du nicht untergehen, wenn mein fester Wille noch irgend etwas vermag. Will Renaud Deine liebe Stimme nicht hören, so soll er vernehmen, was ich ihm zu sagen habe, und wenn er nicht ganz zum Teufel geworden ist, so wird er doch Dich nicht in die augenscheinlichste Gefahr stürzen, Dich, die Du unabsehbarem Jammer Preis gegeben werden sollst, wie ein unschuldiges Lamm. Ruft mir Claude heraus, Mutter Martin, ich will selbst mit ihm sprechen!"

Ehe Josephine, von der bittersten Angst gefoltert, diesem Befehl Einhalt thun konnte, war er schon ausgeführt, und Renaud, dessen Augen, von Wein und Lärm belebt, noch wilder glänzten als sonst, stand dem Geliebten gegenüber, bevor sie es zu hindern vermochte. Es war einer der schrecklichsten Augenblicke ihres Lebens, denn sie mußte fürchten, Pauls Eifer möchte den Mann beleidigen, dessen Eigenthum sie nun einmal war, und dessen Anfälle von Wuth sie besser kannte, als sonst irgend Jemand. Bebend an allen Gliedern, unfähig, die beklemmte Brust zu freiem Athem zu heben, zog sie sich in eine Ecke zurück, um wo möglich Claudes Blicken zu entgehen, damit nicht ihre Gegenwart schon seinen Zorn entflamme, ehe er wisse, wovon es sich handle. Ihre Furcht war jedoch, von einer Seite mindestens, ungegründet, denn Paul, welcher die Absicht, ihr zu nützen, niemals aus den Augen verlor, hatte Kraft genug in sich selbst, dem Manne gegenüber, der ihm sein höchstes Lebensglück geraubt hatte, und den er also tief im Herzen hassen mußte, seine Fassung zu behaupten und durch kein Wort, durch keine Geberde das traurige Geschick derjenigen noch mehr zu erschweren, die er über alles in der Welt liebte.

Ohne irgend ein Verhältniß zu berühren, gab er mit großer Umsicht und auf eine nach dem Charakter der vor ihm stehenden Person berechnete Weise Kunde von allem, was er über die Unternehmung dieser Nacht vernommen hatte, und ermahnte ihn, um seiner und seiner Gefährten Sicherheit willen ein Vorhaben aufzugeben, das unter solchen Umständen gewiß nicht gelingen könne. Er schilderte die Wachsamkeit der Douaniers, die Maaßregeln, die sie genommen hatten, und die beinahe nicht fehlschlagen konnten, ihre Ueberlegenheit an Waffen und Mannschaft, und die Kenntniß, die sie sich von den Oertlichkeiten verschafft hatten, mit einer so großen Bestimmtheit, daß Renauds erhiztes Gehirn sogar einige Wirkung zu spüren begann, sein Blick sich düster und unentschlossen zu Boden senkte, und er mit halben Worten nur, aber doch merklich, seine entstehende Unruhe zu erkennen gab. Schon glaubte Paul gesiegt zu haben, schon athmete Josephine in ihrem dunkeln Verstecke freier; aber sie kannten den Menschen doch nicht ganz, mit dem sie es zu thun hatten; bis zur Starrsinnigkeit auf seinen einmal gefaßten Ideen beharrend, seinem Gewerbe mit einer Leidenschaft ergeben, die nicht blos aus dem Wunsche nach Gewinn entstand, und im höchsten Grade frech, hätte er noch ganz andere Gründe sehen müssen, um einen Plan aufzugeben, dessen Ausführung nicht nur die Aussicht auf einen bedeutenden Gewinn darbot, sondern auch das, was er seine Ehre nannte, zu berühren schien, welcher er Eintrag zu thun fürchtete, wenn er jenen feige aufgab. Nach einigen Augenblicken tiefsinnigen Schweigens, fing er an seinen Kopf hin und her zu wiegen, ein wildes Lächeln brach aus seinen Zügen hervor und seine rasche Geberde zeigte, daß sein aufsteigender Zweifel niedergekämpft und sein Entschluß aufs Neue gefaßt sey.

„Ich danke Euch, Morel,“ sprach er mit erkünstelter Ruhe. „Zwar weiß ich wohl, daß nicht eigentlich Liebe zu mir Euch treibt, den Gefahren nachzuspüren, welche meine nächtlichen Gänge mir verursachen könnten, und Euch damit selbst Unannehmlichkeiten auszusetzen; aber wenn man immer auf die Ursachen der Dinge zurückgehen wollte, so würde man selten zufrieden seyn. Dießmal indessen kann ich von Eurer Dienstfertigkeit keinen Gebrauch machen; die Waare ist da und meine Gehülfen würden mit Recht über Saumseligkeit klagen, wollte ich ihre Einbringung verschieben. Die Nacht ist günstig, das Gewitter wird uns zu statten kommen, und der Regen, der jezt schon zu strömen beginnt, möchte wohl den Herrn da drüben die Lust benehmen, uns nachzujagen. Nein, nein; alles wohl überlegt, kann ich nicht warten. Morgen und übermorgen ist Markt in Montbeliard, da wird die Gegend voll von Menschen und die Polizei doppelt wachsam seyn, und später gibts Mondschein, wo einen die Spürhunde schon von Weitem wittern. Drum habt nochmals Dank, ich werde Eures guten Willens bei Eurer Heiligen nicht vergessen.“ Mit diesen höhnischen Worten wandte er sich um und wollte in die Stube zurück, als die Flamme des heller auflodernden Feuers Josephinens Gestalt mit einem Male erleuchtete und sie seinem Blicke darbot. Der Ausdruck, den jezt sein Gesicht erhielt, wäre des Pinsels eines Vandyks oder der Zeichnung eines Hogarth würdig gewesen; das sich ganz schuldlos fühlende Weib bebte davor zurück, und selbst Paul konnte sich eines vorübergehenden heimlichen Entsetzens nicht erwehren. Eine lange Pause folgte, Renaud schien mit seinen Empfindungen zu kämpfen und die aufsteigende Wuth beinahe nicht überwinden zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus den Briefen eines Verstorbenen.

(Fortsetzung.)

Dieser tiefe und scharfsinnige Geist gibt wirklich den Fürsten der Willkühr, so nenne ich aber alle die, welche sich nur par la grâce de Dieu, um ihrer selbst willen, Fürsten glauben, alle Eroberer, auch alle Glücksspilze der Geschichte, denen durch ein blindes Ohngefähr Völker geschenkt wurden, die sie für ihr Eigenthum ansahen, dieser Art Fürsten also, sage ich, gibt Machiavell die einzige und wahre Weise an, wie sie prosperiren, die einzigen erschöpfenden Regeln, die sie befolgen müssen, um ihre, von Haus aus auf dem Boden der Sünde und des Irrthums erwachsene Macht erhalten zu können. Sein Buch ist und bleibt für ewige Zeiten das unübertreffliche, das wahre Evangelium für solche, und wir Preußen insbesondere mögen uns Glück wünschen, daß in neuester Zeit Napoleon seinen Machiavell so schlecht inne hatte, weil wir sonst wohl noch unter seinem Joche seufzen möchten.

Wie herrlich geht aber über diesem Abgrund, dem seine relative Wahrheit nicht abzustreiten ist, die Sonne des repräsentativen Volksfürsten neuerer Zeit auf. Wie nichtig wird dann, geht man von dieser Basis aus, das ganze Gebäude der Finsterniß, welches Machiavell so meisterhaft entwickelt, und sinkt vor ihren Strahlen in nichts zusammen; denn es braucht ja nun weder mehr der List und Unwahrheit, noch der despotischen Gewalt und Furcht, um zu regieren. Humanität und Recht tritt, hundertmal mächtiger und wohlthätiger für Fürst und Völker, an die Stelle jenes trüben Glanzes, und dem fortwährenden Kriege folgt einst ein ewiger Frieden! Dieß aber fühlte und ahndete und wünschte Machiavell, und gar viele Stellen seines Buchs deuten deutlich darauf hin, unter andern, wenn er sagt: „Wer eine freie Stadt erobert hat, dem bleibt kein sicheres Mittel,

sie zu behalten, als sie zu zerstören, oder ihre Einwohner zu erneuen; denn keine Wohlthat des Souveräns wird sie ihre verlorene Freiheit vergessen lassen."

Indem er endlich unumstößlich beweist, daß man sich nur durch Nichtachtung aller Moral (und was war bis jezt, beinahe anerkannt, die Politik anders?) auf einer solchen Stufe willkührlicher Macht erhalten könne, und den Fürsten ernstlich diese Lehre gab, zeigt er auch zugleich nur zu deutlich, daß die ganze Gesellschaft damals ein Prinzip des Verderbens in sich trug, bis zu dessen Erkenntniß und Beseitigung kein wahres Glück der Völker, keine wahre Civilisation möglich war. Die Revolutionen neuerer Zeiten und ihre Folgen haben endlich der Menschheit die Augen geöffnet, und sie wird sie nicht wieder schließen.

Der Herzog Alba, von Titian. Höchst ausdrucksvoll und, wie ich glaube, treu, denn dieser Mann war keineswegs eine blos grausame und finstere Karrikatur. Ernst, fanatisch, dabei fest wie Eisen, praktisch, die Idee eines unerschütterlichen, sclavischen Dieners aufstellend, der weder rechts, noch links abweichend, seines Herrn und seines Gottes Willen blind zu erfüllen, stets bereit ist, und nicht darnach fragt, ob Millionen darüber in Martern untergehen; mit einem Wort, ein kräftiger, aber beschränkter Geist, der andere für sich denken läßt und für fremde Autorität handelt.

Heinrich der Achte mit Anna Bullen, von Holbein *). Der König in prachtvoller Kleidung, ein fetter, etwas fleischerartig aussehender Herr, bei dem Wollust, Schlauheit, Grausamkeit und Kraft in einer furchtbar behaglichen und fast jovialen Physionomie vorherrschen. Man sieht bei alle dem, daß ein solcher Mann zittern machen, und dennoch an sich fesseln kann. — Anna Bullen ist eine freundlich unbedeutende, beinah etwas dumm erscheinende, ächt englische Schönheit, von einer Gestalt, wie man sie auch heute, nur in anderem Kostüme, noch häufig hier antrifft.

Cromwell, von Vandyk. Ein herrlicher Kopf; etwas von dem bronzenen Gladiatoransehn Napoleons, aber dabei mit viel gemeinern Zügen, hinter denen jedoch, wie hinter einer Maske, eine große Seele dämmert. Schwärmerei ist fast zu wenig darin ausgedrückt, dagegen eine beinah ehrlich scheinende, und desto betrügendere List im Auge, aber nirgends eine Spur von eigentlicher Grausamkeit, die man auch dem Protektor wohl nicht vorwerfen kann, da selbst die Hinrichtung des Königs zwar eine grausame Handlung war, in Cromwells Gemüth aber nur wie eine ihm unumgänglich nothwendige politische Operation erschien, keineswegs in Freude am Blutvergießen ihren Grund fand. Unter Cromwells Bilde hängt sein eigener Helm.

Prinz Rupert, von Vandyk. Ganz der kühne Soldat, jeder Zoll ein Kavalier. Du weißt, daß die Anhänger des Königs sich damals ausschließend „Kavaliere" nannten. Ich meine jezt aber damit den Vornehmen und Ritterlichen. Ein schönes, den Weibern wie dem Feinde gefährliches Gesicht, und eine malerische Kriegertracht und Haltung.

Elisabeth, von Holbein. Das beste und vielleicht ähnlichste Bild, was ich bis jezt von ihr gesehen. Sie ist in ihrer Blüthe dargestellt, ziemlich widerlich weiß, mit sehr blaßröthlichen Haaren. Die Augen etwas albinosartig, fast ohne Augenbraunen. Das viele Weiße darin gibt ihnen, troz ihrer künstlichen Freundlichkeit, einen falschen Ausdruck.

Man glaubt zu entdecken, daß heftige Begierden und beharrliche Leidenschaften unter dieser blassen Hülle verborgen sind, wie ein Vulkan unter dem Schnee, und erblickt hinlänglich jene eitle Sucht zu gefallen in der überreichen, mit Zierrathen überladenen Kleidung. Ganz anders, streng, hart und gefährlich zu nahen, erscheint sie in den Bildern ihres spätern Alters, aber auch da immer noch gleich übertrieben gepuzt.

(Die Fortsezung folgt.)

*) Heinrichs des Achten und Elisabeths Bilder findet man so häufig in England, daß Du auch, bei ausgezeichneten Exemplaren, die öfter wiederkehrende Schilderung derselben verzeihen mußt. Immer findet sich doch eine oder die andere Nüance verschieden.

Pariser Theaterstatistik.

Im verflossenen Jahr sind zu Paris 175 neue Stücke auf dreizehn Theatern gegeben worden, nämlich: 7 Tragödien, 13 sogenannte Dramen, 32 Lustspiele, 21 Opern, worunter vier deutsche und eine italienische, 28 Melodramen, 73 Vaudevilles und 2 Pantomimen. Die einträglichsten Stücke waren Hernani, Fra Diavolo, der 27., 28. und 29. Juli, Voltaire bei den Kapuzinern, Heinrich V. und seine Gefährten, die Schule von Brienne, die Sündfluth und der Kaiser; die anziehendsten Charaktere, Napoleon und die Jesuiten. — 144 Schriftsteller und 9 Komponisten hatten die Ehre, ihre Stücke aufführen zu sehen; die fruchtbarsten waren, wie immer, Scribe und Melesville; jener hat 13, dieser 11 Stücke geliefert. Die Theaterdirektoren wollen die Revolution nicht so sehr loben, wie die Journalisten. Die Redaktoren sind Präfekten geworden, aber in den meisten Theaterkassen fand sich am Jahresschluß ein Defizit; am übelsten daran sind in dieser Hinsicht die komische Oper, das Theater der Porte St. Martin und der olympische Cirkus.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

(Fortsetzung.)

Unruhen. Zustand des Volks.

Die Prozesse der armen, meistentheils verführten Taglöhner, welche neulich in mehreren Grafschaften stattgefunden haben, geben ein trauriges Bild von diesem Theile unserer Bevölkerung. „Der edle Bauernstand," wovon unsere Dichter so viel gesungen, hat entweder nur in ihrer Einbildung gelebt, oder ist in den lezten Jahren tief, tief gesunken. Sie sind im höchsten Grade unwissend und meist viehisch roh, weßwegen sie sich auch so leicht von Bösewichtern zu Raub, Brand und Zerstörung gebrauchen ließen. Unter 138, welche zu Reading vor Gericht gebracht werden sollten, konnten nur 25 lesen und schreiben, und 37 allein lesen; alle Uebrigen kannten keinen Buchstaben. Dabei waren es nicht alte Leute, denn nur 18 waren über 40 Jahre alt. Die Gebildetsten gehören noch dazu meistens zu dissentirenden Gemeinden, die unter dem gemeinen Volk in den Städten sehr zahlreiche Anhänger haben, aber auch hie und da auf dem Lande sich bilden. Dieser Umstand allein spricht ein verdammendes Urtheil über die Geistlichkeit der Staatskirche, die doch eigentlich dazu bestellt ist, den Armen zu unterweisen, zu trösten und zu belehren, sich aber zu gut dünkt, sich unter die untern Volksklassen zu mischen und sie in ihren Hütten zu besuchen. So vernachläßigt und mit Mangel und Versuchung kämpfend, gehen die, bei denen sich innere Thätigkeit regt, zu andern Kirchen über, während die Trägen und Dümmeren in die tiefste Rohheit versinken. Aber die Geistlichkeit büßt schon jezt für ihre Nachläßigkeit, da die Taglöhner den Reden interessirter Pächter Gehör geben und sich willig dazu brauchen lassen, dem Pfarrer seinen Zehnten zu verkümmern.

Nachdem in den meisten Orten ein Vergleich zwischen den Partheien zu Stande gekommen ist, hat das Sengen und Brennen nachgelassen; übrigens ist es ein schrecklicher Zustand. Die Erbgeseze, die hohen Steuern, der Einfluß der Maschinerien, der frevelhafte Mißbrauch der Armengeseze und tausend andere Ursachen haben nach und nach den Reichthum in wenige Hände concentrirt, die große Masse alles Besizes und alles Kapitals, das ihnen zu ihrem Erwerb helfen könnte, beraubt und eine solche Konkurrenz für Handarbeit hervorgebracht, daß es leicht war, den Lohn bis auf das Aeußerste herabzudrücken, besonders mit Hülfe der Armengeseze. Die Kommunen pflegten die Arbeit der Armen, die ihnen anheim gefallen waren, im Aufstreich zu vermiethen, und wenn weniger geboten wurde, als unumgänglich nothwendig war, ihr Leben zu fristen, so bezahlte die Kommune den Rest, und drückte durch dieses System den Taglohn der freien Arbeiter so herab, daß sie nicht mehr leben konnten, also auch der Kommune anheim- und in die absolute Sklaverei der Armenaufseher fielen, die sie vermietheten, nährten, behandelten, wie sie wollten. Wenn sie in gute Hände fielen, war ihr Zustand leidlich, aber besonders im Süden von England scheint er über alle Maßen hart gewesen zu seyn. Das Schlimmste ist die vollkommene Hoffnungslosigkeit, da weder Fleiß, noch Glück ihre Lage bessern können. Der Erfolg war, wie wir gesehen haben, bitterer Haß gegen die höhern Klassen und ein Versuch, sich durch Gewalt zu verschaffen, was sie auf keine andere Art erhalten können; es ist ein bürgerlicher Krieg, bei dem bisher der Vortheil auf Seiten des Pöbels war. Dieß ist übrigens nur Eine Seite und Ein Symptom des künstlichen Zustandes dieses Landes; man weiß nicht, was einen mehr in Erstaunen sezt, die großen Hülfsmittel des Staats, oder die endlosen, schreienden Mißbräuche und das durchgängige System von Corruption, durch das die Mißbräuche aufrecht erhalten werden; aber der ganze Zustand ist so, daß es nicht zu Verwundern wäre, wenn Alles auf einmal zusammenfiele.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, im December 1830.

(Beschluß.)

Das historische Schauspiel.

Auch über diese äußerste Grenze des Drama's schritt in allerneuester Zeit ein Franzose, der Verfasser der Barrikaden und der états de Blois, hinweg. Nur die historische Genauigkeit, keineswegs aber die Kunst der Bühne beachtend, schrieb er, chronologisch, mit Datum und Stunde bezeichnet, fortlaufend aneinander gereihte historische Scenen, deren Undarstellbarkeit er selbst in der Vorrede anerkennt, demungeachtet aber das Kostüm seines Personals und den jedesmaligen Ort der Handlung mit der größten Umständlichkeit — versteht sich, nur für die Phantasie des Lesers — vorschreibt. Von Liebhabern der Geschichte wurden diese Produktionen mit Enthusiasmus aufgenommen, der dramatischen Kunst brachten sie wenig Gewinn. — Soll denn der Schauspieldichter ein dramatischer Geschichtschreiber seyn? — Große Muster haben sich bei Behandlung historischer Stoffe das Recht der Erfindung nicht nehmen lassen. Ja, sie haben auch wohl, bei einem gegebenen historischen Hintergrund, ein rein erfundenes Ereigniß zum Stoff ihres Drama's gewählt, und nicht läugnen wollen wir, daß wir eine ganz besondere Vorliebe zu dieser Gattung haben. In ihr muß die Eigenheit, das Kolorit der Zeitepoche mit historischer Strenge gehalten werden, die Fabel selbst in dieser Zeit nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich seyn, ebenso die Gefühl- und Denkweise der Personen, unter denen auch wirklich historische auftreten, oder, wenn sie nicht erscheinen, doch in die Handlung einwirken können. Und so waltet denn hier das eigentliche, das Lebenselement der Kunst, in welchem jede maßlose Willkühr gebunden und doch volle dichterische Freiheit ist.

Raupach hat — und auch dieses ist ein historisches Faktum, von dem der reine Zuschauer nichts weiß — Raupach hat sich den Shakespeare zum Muster gewählt, und gedenkt in einer Reihe historischer Dramen die Geschichte der Hohenstaufen zu geben. Ungerecht wäre es und unverständig, ein solches Werk vor seiner Vollendung zu beurtheilen. Da uns aber der Dichter einzelne, und sogar aus der Mitte herausgerissene Theile des großen Ganzen aufführen läßt, so muß er doch von diesen Theilen glauben, daß sie für sich bestehende, geschlossene und vollendete Schauspiele seyen, und wir durften sie also, ja wir mußten sie, als solche, von dem Standpunkt des reinen Zuschauers beurtheilen. In solcher Hinsicht nun steht Philipp doch über Heinrich VI., sowohl in Fülle und Tiefe der Handlung, als in ihrer lebendigen Entwickelung und dem, wenn gleich etwas epischen, Ende. — Wie ganz das Publikum nur reiner Zuschauer ist beweisen dessen Aeußerungen über den fünften Akt, der nach dem Tode Philipps spielt und, als ein Anhang an den schon herbeigeführten Schluß, nicht recht behagen wollte. Das Publikum hat recht, aber auch der Dichter, der eine Reihe von Schauspielen schreibt und also an das Folgende anknüpfen mußte. Das Unbehagen des Zuschauers trifft also die Gattung.

Von der Darstellung sey es uns erlaubt zu schweigen; nicht etwa, weil sie nicht gut war, sondern weil wir nichts darüber zu sagen wissen, was von allgemeinem Interesse wäre. Das Lokal-Bemerkenswerthe aber gehört in ein Lokalblatt.

LRbt.

Beilage: Kunstblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 16.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 19. Januar 1831.

Wohin er auch die Blicke kehrt und wendet,
Jemehr erstaunt er über Kunst und Pracht;
Mit Vorsatz scheint der Reichthum hier verschwendet,
Es scheint, als habe sich nur alles selbst gemacht.

Goethe.

Aus den Briefen eines Verstorbenen.

(Fortsetzung.)

Maria von Schottland. Wahrscheinlich im Gefängniß und kurz vor ihrem Tode gemalt; denn sie hat hier das Ansehen einer vierzigjährigen Matrone. Noch immer eine gediegene Schönheit, aber nicht mehr die leichtsinnige, Leben und Reize üppig genießende Maria, sondern sichtlich geläutert durch Unglück, ernsten Ausdrucks, Schillers Maria, eine edle Natur, die sich endlich selbst wiedergefunden hat. Es ist eines der selteneren Bilder dieser vielbeweinten Königin, die man sonst immer jung und glänzend geschildert zu sehen gewohnt ist.

Ignaz Loyola, von Rubens. Ein sehr schön gemaltes, großes Bild, dem man es indessen anmerkt, daß es nur eine Fiktion und kein Porträt ist. Der heilige, ganz gewöhnliche geistliche Ausdruck ist nichtssagend, und das Kolorit daran bei weitem das Schönste.

Doch ich würde nicht aufhören, wenn ich die ganze Gallerie durchgehen wollte. Also laß Dich in das lezte Kabinet führen, wo sich noch eine schöne Sammlung von Majolika und Email, gröstentheils nach Zeichnungen von Raphael, befindet, so wie eine Marmorbüste des schwarzen Prinzen, eines derben Soldaten mit Kopf und Faust, aus einer Zeit, wo die lezte allein oft schon zu großem Ruhme hinlänglich war. Viele kostbare etruscische Vasen, nebst andern Kunstwerken, dienen den verschiedenen Zimmern, außer den Gemälden und Antiken, zum Schmuck, und es ist sehr zu loben, daß sie hierzu verwandt, und nicht in einer Gallerie als todte Masse zusammengehäuft sind. Es wurde mir als eine Merkwürdigkeit der genauen und festen Bauart des Schlosses gezeigt, daß, ohngeachtet seines Alters, wenn alle Thüren der Enfilade geschlossen sind, man aus dem lezten Kabinet, die ganze Weite von 330 Fuß entlang, durch die Schlüssellöcher eine am andern Ende gerade in der Mitte stehende Büste erblicken kann. In der That eine merkwürdige Genauigkeit, die unsere Handwerker sobald noch nicht begreiflich oder gar ausführbar finden werden. Obgleich, wie ich Dir erzählte, schon die Wände der Halle mit einer Unzahl von Waffen bedeckt sind, so befindet sich doch auch noch eine eigene Rüstkammer im Schloß, die außerordentlich reich ist. Hier wird unter andern Lord Brooks lederner, noch mit schwarz gewordnem Blut befleckter Koller aufgehoben, in dem dieser nicht unberühmte Vorfahrer der jetzigen Grafen in der Schlacht von Lichfield getödtet wurde. In der einen Ecke des Zimmers liegt ein ganz eigenthümliches Kunstwerk, von sehr heterogener Natur mit den übrigen, eine aus Eisen gegossene Meerkatze, aber von einer Vollkommenheit und einem Abandon in ihrer Stellung und ihren Gliedern, die die Natur selbst erreichten. Es that mir sehr leid, nicht von der Castellanin erfahren zu können, wer das Modell zu diesem Guße gemacht. Es muß ein bedeutender Künstler gewesen seyn, der alle Affengrazie und Gelenkigkeit in dieser Stellung,

in der das Thier in der behaglichsten Faulheit schwelgt, mit so viel Wahrheit auszudrücken vermochte.

Ehe ich von dem prachtvollen Warwick schied, bestieg ich noch den höchsten der beiden Thürme, und genoß dort eine schöne und reiche Aussicht nach allen Seiten hin, bei ziemlich hellem Wetter. Weit entzückender als dieses Panorama war aber der lange Spaziergang in den Gärten, die das Schloß von zwei Seiten umgeben, und in ruhiger Größe dem Charakter desselben ganz angemessen sind. Die Höhe und Schönheit der Bäume, wie die Ueppigkeit der Vegetation und des Rasens kann nirgends übertroffen werden, während eine Menge riesenmäßiger Cedern (vom Libanon genannt) und die sich jeden Augenblick neu gestaltenden Ansichten der majestätischen Burg, in deren hohen Zinnen transparente Kreuzesformen den Lichtstrahlen ein immer wechselndes Spiel gewähren, einen solchen Zauber über das Ganze webten, daß ich mich nur mit Gewalt davon losreißen konnte. Wir gingen bis zum anbrechenden Mondschein, der alles noch gigantischer erscheinen ließ, in den dunkelnden Gängen umher, und konnten deßhalb nur bei Laternenlicht die berühmte kolossale Warwick-Vase, welche mehrere hundert Gallonen Wasser halten kann und mit der schönsten Arbeit geziert ist, so wie die Alterthümer besehen, welche in der Loge des Pförtners aufbewahrt werden und hauptsächlich in den antediluvianischen Stierhörnern und Eberzähnen bestehen, die man Thieren zuschreibt, welche der fabelhafte Ahnherr der ersten Grafen von Warwick, Guy, aus der Sachsenzeit, erlegt haben soll. Die Dimensionen seiner, ebenfalls hier aufbewahrten Waffen verrathen einen Riesen von größeren Kräften, als sie jezt die Natur hervorbringt.

Hier nahm ich endlich zögernden Abschied von Warwickcastle, und legte die Erinnerung wie einen Traum erhabener Vergangenheit an mein Herz, und mir war in dem dämmernden Mondlichte wie einem Kinde, dem ein phantastisches Riesenhaupt aus ferner Zeit über den Wipfeln des Waldes freundlich zugenickt.

Mit solchen Phantasien, gute Julie, will ich einschlummern und dem Morgen wieder entgegentreten, der mir auch Romantisches beut — die Ruinen von Kenilworth.

Paul und Josephine,
oder die Schmuggler vom Jura.

(Fortsetzung.)

Endlich unterbrach Renaud zuerst die allgemeine Stille, und der Laut seiner Stimme zeigte den Aufruhr seiner Leidenschaften an. „Nun, ich sagte es ja, um mich sey es bei dem allen nicht zu thun und ich habe Eure Sorgfalt einer ganz andern Person zu verdanken; daß ich aber mein Weib in dunkler Nacht bei Euch finde, daß sie sich bei diesem abgekarteten Stelldichein meinen Augen zu entziehen strebt, das würde kein Ehrenmann ertragen, und ich werde mich mit beiden Theilen abzufinden wissen." Mit diesen Worten ergriff er den Arm der zitternden Josephine und schleppte sie eben nicht auf die sanfteste Weise nach der Nebenthüre, während Paul mit verbissenem Grimm sich vor ihn hinstellte und im Begriffe schien, einen ernstlichen Kampf zu beginnen. Nun aber sprang die Wirthin herbei, welche bisher eine schweigende Zuschauerin gewesen war, und indem sie nach Art der ächten Bergbewohnerinnen Renaud einen tüchtigen Stoß in die Seite versezte, fiel sie mit einem solchen Schwall von Schmähungen und Schimpfwörtern über ihn her, daß seine sonst so fertige Zunge einige Minuten lang verstummte. „Ei, Du verdammter Schleichhändler," rief die zornige Frau, „sollst Du Spitzbube mein ehrliches Haus noch zu einem schlechten Winkel und mich zu einer Gelegenheitsmacherin stempeln! Wärest Du Schuft nicht Dein Lebtage ein solcher Auswurf der Menschen gewesen, so würdest Du der lieben jungen Frau hier und dem artigen Burschen, der es so gut meint, nicht so abscheulich mitspielen können; aber was man selbst thut, das traut man auch andern zu. Vor jedem Gericht will ich die Unschuld der beiden Leute bezeugen, die kein Wort allein mit einander gesprochen haben, und wohl besser sind, als Du jemals in Deinem Leben, von Mutterleibe an, gewesen bist. Aber so geht es: unrecht Gut gedeiht nicht; Du hast die Frau mit Teufelskünsten erworben, und weißt nun nicht mit ihr umzugehen, kannst nicht einmal ihrer froh werden. Hättest Du sie dem gelassen, dem sie von Gott und Rechtswegen gehörte, es stände jezt besser mit ihr, und Dich würde der Gott sey bei uns auch nicht bei lebendigem Leibe holen. Daß Du aber meine ehrliche Herberge geschimpft hast, das sollst Du mir bezahlen, oder ich will nicht Lise Martin heißen."

Man kann sich leicht vorstellen, daß Renaud Manns genug war, es allenfalls mit zehn Weibern dieses Schlages aufzunehmen, und ihnen auf die eine oder andere Weise den unverschämten Mund zu schließen; allein hier mußte doch einige Behutsamkeit beobachtet werden, denn die Alte war nicht nur in der ganzen Umgegend und bei all ihren vielen Kunden sehr beliebt, sondern sie hatte auch die Macht, ihr Haus demjenigen zu verschließen, den sie nicht mehr darin aufnehmen wollte, und gleichwohl war dasselbe weit und breit der bequemste, ja beinahe der einzige Zusammenkunfts- und Zufluchtsort, der für Leute seines Gewerbes gefunden werden mochte. Er fühlte sich deßhalb gezwungen, seine aufbrausende Wuth, so gut es gehen wollte, zu bemeistern und der alten Dame, deren eingestemmten Arme und auf die Seite geschobene Haube nichts Gutes weissagten, gute Worte zu geben. „Nun,

nun, Mutter Martin," sprach er, „nehmt nur nicht alles gleich so schlimm auf; Ihr wißt wohl, ich bin ein Bischen heftig, ein Bischen geradezu, und es konnte mir freilich nicht behagen, meine Frau mit ihrem ehmaligen Liebhaber in Eurer Küche beisammen zu finden. Aber so wie Ihr mir die Sache erklärt, habe ich gar nichts mehr dawider, und Du, liebe Josephine," sezte er hinzu, indem er den Arm des halb bewußtlosen Weibes losließ, „kannst ja thun, was Dir gefällt. Ich bin entschlossen, in dieser Nacht jeder Gefahr entgegen zu gehen, allein wenn Du Dich fürchtest, so laß mich allein, der Nachbar Morel mag Dich heim begleiten." Dieser Vorschlag könnte nun freilich eine ganz andere Meinung von Claude geben, als wir bisher hatten, wenn man nur die Worte gehört und weder den Ton, noch die Miene beobachtet hat, mit denen sie gesagt wurden. Wäre aber auch der eine nicht so ingrimmig und die andere nicht so furchtbar gewesen, so würde dennoch Josephine zu einem solchen Auskunftsmittel sich niemals haben entschließen können, und eben so wenig hätte Morel unter diesen Umständen und auf diese Weise die Geliebte selbst einer nahen Gefahr entreißen mögen. Mit leiser Stimme, aber ohne Zaudern, sprach sie den Entschluß aus, den Gatten zu begleiten, und dieser kannte, ungeachtet er selbst keiner edleren Gefühle fähig war, seine Frau zu gut, als daß er nicht zum Schein noch länger auf seinem Vorschlage hätte beharren können. Nachdem er durch diesen Kunstgriff die alte Wirthin zufrieden zu stellen gesucht hatte, grüßte er Morel flüchtig und kehrte, von Josephinen begleitet, in die Wirthsstube zurück, während die Martin, die ihn zu wohl kannte, um sich von ihm täuschen zu lassen, die Faust hinter ihm her ballte und ihn mit einigen halblauten, nicht sehr höflichen Redensarten begleitete. Als sie sich dann aber umwandte und Paul mit freundlich theilnehmenden Worten zu trösten gedachte, war dieser schon in die finstere Gewitternacht mit Verzweiflungsmuth und dem festen Vorsatze hinaus gestürmt, Josephine, es koste was es wolle, zu retten, oder an ihrer Seite dieses dunkle Erdenleben zu verlassen.

Mitternacht war vorüber, die meisten der Anwesenden hatten sich auf verschiedenen Wegen zerstreut, um keine Aufmerksamkeit zu erregen, und ein jeder wußte seinen bestimmten Standpunkt, der ihm die Möglichkeit verschaffen sollte, bei einem plötzlichen Ueberfall den Gefährten beizustehen. Da traten auch Renaud und Josephine an das dunkle Gestade und in das kleine schwankende Schiff, welches ein Mann leitete, dessen Aussehen beinahe mehr noch als das tiefe schwarze Gewässer an Freund Charon mahnte. In tiefem Schweigen, den verrätherischen Ruderschlag nach Möglichkeit mäßigend, legte man die kleine Strecke zurück; leise gleitete der Kahn über die Wellen, die links und rechts zuweilen über das niedere Bord schlugen. In einer halben Viertelstunde legte das Schiff an dem jenseitigen Ufer unter einem Felsenstücke an, das, von unten ausgehöhlt, bei niedrigem Wasser Schutz und Verborgenheit bot, und auch jezt unser Paar wirthlich aufnahm. Der Regen hatte aufgehört, doch zog dunkles Gewölke noch immer drohend an dem nächtlichen Himmel; das Gewitter hatte sich getheilt, es donnerte bald hie, bald da, und ein heller Blitzstrahl erleuchtete zuweilen auf eine Sekunde die grause Finsterniß. Sorgsam lauschte Renaud nach allen Seiten, legte sein Ohr auf den Boden; tiefe Stille herrschte überall, und nur aus der Ferne herüber tönte das Rauschen des Doubs zwischen den Schleußen und Rädern von Morels Mühle.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Tannenbaum.

Sey mir gegrüßt, o Tannenbaum,
Da rings der Winter schneit!
Wie steht dir auf dem öden Raum
So schmuk dein grünes Kleid!

Voll Lust und Muth das Herz mir schwillt,
Seh' ich zu dir empor;
Gleich schwebt der wahren Größe Bild
Mit deinem Bild mir vor.

Im Lenze Bäum' und Blumen blüh'n
In muntrer Farbenpracht;
Du wahrst dein altes düstres Grün,
Und Niemand hat dein Acht.

Doch kommt der Herbst herangeschnaubt,
Da welkt die Rosenau,
Und Eich' und Buche stehn entlaubt,
Und frieren braun und grau.

In Jammer sinkt der ganze Hain,
Nur du, du bleibst ein Held,
Und wirfst der Hoffnung grünen Schein
Auf's weiße Leichenfeld.

Und streckst so kühn und streckst so hehr
Die Aeste himmelan,
Und gibst dem Wandrer gute Lehr:
Sey auch im Unglück Mann!

O Tannenbaum, stets jung und grün,
Sey du mein Losungswort,
Wenn einst mich Lenz und Sommer fliehn
Und meine Welt verdorrt.

G. Fein.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

(Beschluß.)

Die Pfarrverweser. Owen.

Es existirt eine Gesellschaft, die alte Kleider für die armen Verweser der Geistlichen der hohen Kirche sammelt, welche eine oder auch mehrere Stellen haben, die sie aber bekanntlich nicht versehen, sondern einen armen Schelm von Kandidaten, genannt Curate, statt ihrer aufstellen. Diese sollen nach dem Gesetz nicht weniger als 100 Pf. jährlich erhalten; da sie aber von den Geistlichen ernannt und entlassen werden, so wird das Gesetz nicht ausgeführt, sondern der arme Mensch macht einen Kontrakt mit dem Geistlichen, so gut er eben kann. Viele haben daher nicht 30 Pf. und Hunderte nicht 50. Dabei sollen sie anständig gekleidet seyn, um ihrem Meister und ihrem Amt keine Schande zu machen; dies ist natürlich völlig unmöglich, und es hat sich jene Gesellschaft gebildet, um für sie, ihre Frauen und Kinder getragene Kleider zu betteln und unter sie auszutheilen. So handelt der reichste und heuchlerischste Clerus in der Welt, und Niemand sagt etwas oder denkt darüber nach, und wenn es etwa Jemand wagt, so wird er von den sogenannten Frommen in ihren Journalen gehöhnt und verläumdet. Man kann nicht ohne Widerwillen in den Zeitungen sehen, wie Viele die Brandstiftungen auf Fremde zu schieben suchen, weil es gegen den englischen Charakter sey. Nachdem sie die Leute durch Unterdrückung zu Wilddieben, Brandstiftern, Räubern gemacht haben, so schämen sie sich und suchen die Welt glauben zu machen, es seyen die Jesuiten.

Der gedrückte Zustand, in dem die mittlern und untern Klassen sich befinden, macht sie geneigt, jeden Plan, der ihren Zustand zu verändern verspricht, anzunehmen, und die wildesten, unsinnigsten Theorien finden sogleich Tausende von Anhängern. Ich war vor einigen Tagen in einer öffentlichen Vorlesung, wo Owen (derselbe, der in New Lenor in Schottland und dann in Amerika eine neue Organisation der Gesellschaft versuchte) sein System der Reformation der Gesellschaft von Grund aus predigte; es waren viele Hundert anständig gekleidete Handwerker u. dgl., Männer und Frauen da, die mit unbeschreiblicher Begierde und Hingebung die Weisheit einsogen. Owen zählte die Gesetze der neuen Menschheit auf, deren erstes war, daß der Staat jeden Bürger mit Allem, was für ihn das Beste sey, versehen müsse. Neben mir stand ein dickköpfiger, ernsthafter Spießbürger, der, als er dieses tröstliche Prinzip hörte, halblaut ausrief: „Bei Gott, das ist tiefsinnig!“ Owen fuhr fort: „Alle Strafen sollen abgeschafft, alle Kinder auf Staatskosten erzogen werden;“ der arme Mann neben mir, der wahrscheinlich ein Dutzend Kinder hat, konnte sein Entzücken kaum verbergen und murmelte: „Wahrhaftig, er ist ein Prophet!“ Wahrlich, Niemand konnte einem Propheten weniger ähnlich sehen, als Owen mit seinem Kalmuckengesicht, seinem schleppenden, matten Predigtton und kalten, talentlosen Vortrag; aber der Gedanke an alle die Herrlichkeit und das Gefühl ihrer gedrückten, verzweifelten Lage schien die Leute außer sich zu bringen.

Basel, Januar.

Volks- und politische Schriften.

Wie seit etlichen Jahren, so sezt auch jezt wieder für das Jahr 1832 die hiesige „Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen“ einen Preis von 240 Schweizerfranken (15 Louisdors) für die zweckmäßigst abgefaßte Handschrift eines Volkskalenders aus, den sie, was bereits von ihr einigemal geschehen ist, alsdann bekannt zu machen und zu verbreiten übernimmt. Von den Preisbewerbern wird blos der, den eigentlichen Kalender und seine unmittelbaren Zugaben nicht betreffende Theil des Textes verlangt, in belehrendem, erzählendem und unterhaltendem Lesestoff; darunter eine Anzahl Denk- und Sinnsprüche, die zu Ausfüllung etwaigen Raumes dienen können, und eine Uebersicht der merkwürdigsten Begebenheiten, welche im Vaterlande sowohl, als im Auslande im lezten Jahr vorgefallen sind. Wenn irgendwo, so müssen solche Bemühungen für zweckmäßige Volksschriften in Basel für nuzbar und wohlthätig gehalten werden, wo die Fabrikation und Verbreitung mystischer und verdummender Traktätlein fortgehend durch mannigfache Mittel betrieben und auch vielseitig begünstigt wird. Am meisten dürfte aber wohl die ungehinderte Vertheilung solcher Schriften in den Schulen befremden, wo dieselben nicht selten sogar zum Vorlesen und Uebersetzen gebraucht werden. Den Schülerinnen der Töchterschule (um nur ein Beispiel hier namhaft zu machen) ward vor Kurzem ein Büchlein ausgetheilt, das die Kinder belehren will, wie sie mit christlichem Sinne die Messe (den Jahrmarkt) besuchen sollen. Dabei wird ihnen nun zur Pflicht gemacht, in der aufgestellten Menagerie die fremden Thiere nicht etwa zu betrachten, um ihre Kenntnisse zu vermehren, sondern wenn sie z. B. Schlangen sehen, so sollen sie sich die Schlange vergegenwärtigen, welche Eva verführte, oder jene, die Moses erhöhte, und dabei sich der Erhöhung Christi ans Kreuz erinnern; in den Flecken des Leopards sollen sie ihre Sünden erblicken; ihr Geld sollen sie ja nicht etwa für Eßwaaren, Waffeln u. dgl. verwenden, sondern Traktätlein kaufen und an die Savoyarden (obgleich diese dieselben nicht lesen können) verschenken u. s. w. Welchen Eindruck, fragt man billig, mögen dergleichen Betrachtungen auf die Kinder machen? Was mögen die Kinder sogar von Lehrern denken, die durch solche Mittel ihnen Ehrfurcht für die Religion einpflanzen wollen?

Die politische Aufregung der Gemüther hat, wie in den meisten übrigen Schweizerkantonen, so auch in Basel eine große Zahl von Zeit- und Flugschriften veranlaßt, deren Aufzählung nicht hieher gehört; doch darf wohl der wichtigsten derselben, die am Schlusse des Jahrs ausgegeben wurde, kurze Erwähnung gethan werden. Sie führt die Aufschrift: „Basels Verfassungsänderungen in den Jahren 1798, 1803 und 1814, ihr Verhältniß unter sich und zum Jahr 1830.“ und ihr Verfasser ist ein Rechtsgelehrter aus dem an den Kanton Basel übergegangenen Theil des Bisthums Basel, Stephan Gutzwiller, der denen, die fragen: ob ihm als neuem Schweizer eine volle Stimme gebühre? — mit der Gegenfrage antwortet: „Ob nicht das Bisthum Basel mit dem Kanton Basel einst Eines gewesen, ob nicht selbst nach der Trennung dieses Bisthum in vielen Beziehungen immer zur Schweiz gezählt worden sey, ob nicht der Bezirk Birsek lange mit Basel verschwistert und verbürgert gewesen, ob er endlich während der Zeit, in der er zu Frankreich gehörte, nicht wieder mit Basel und der ganzen Schweiz aus der gleichen Hand Glück und Unglück empfangen, und Vieles gelitten und geopfert habe für die Freiheit, um die er durch den Helden des Jahrhunderts mit noch Vielen betrogen worden sey?“

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 17.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Donnerstag, 20. Januar 1831.

> In dein mannhaftes Thun würd' ich verliebt,
> Wärst du nicht mein so ausgemachter Feind.
> Krieg gab dir Frieden nur, denn du bist still,
> Mit deiner Seele Frieden, so Gott will!
>
> Shakespeare.

Paul und Josephine,
oder die Schmuggler vom Jura.

(Fortsetzung.)

Zwischen Klippen und dichtem Gestrüpp sich hindurchwindend, mühsam oft auf Händen und Knieen kriechend, hatte das Paar einen Theil des Weges zurückgelegt, und Josephine blutete schon an mehreren Stellen, von den scharfen Steinen und Dornen verlezt. Die Reise ging um so langsamer von Statten, als jedes Geräusch vermieden, jeder rollende Stein aufgefaßt und das Körbchen, worin die Aepfel lagen, mit Sorgfalt nachgehoben werden mußte. Endlich hörte man das Geräusch des sich an den zweiten Schleußen brechenden Wassers, und Renaud stand auf dem Punkte, den er seinen Gefährten als Sammelplaz bezeichnet hatte. Nicht als ob dieselben in Masse hätten marschieren wollen; einzeln und möglichst verborgen sollten sie von hier den kurzen Weg nach dem Hause, wo die Waaren niedergelegt werden konnten, auf eine Weise vollenden, welche beim geringsten Anschein von Gefahr ihre gesammte Macht gegen die Angriffe der Douaniers vereinen konnte. Schon hatte Claude hin und wieder ein leises, kaum seinen feinen Ohren hörbares Husten vernommen und wußte, daß er von treuen Leuten umgeben war, schon näherten sie sich den ungeheuren Felsenmassen, die sich der Mühle des Todes gegenüber gen Himmel thürmen, und hatten nur noch einige hundert Schritte zu machen, um den Ort zu erreichen, wo sie sich sicher glauben durften, als mit einem Male die ganze, wild romantische Umgebung sich zu beleben schien. Von jeder Seite erscholl ein durchdringendes Pfeifen, das näher und entfernter gleichzeitig beantwortet wurde, hinter jedem Baume hervor blizte Gewehrfeuer, hinter jeder Klippe lauschte Tod und Verderben. Die Douaniers hatten sich, von Renauds Vorhaben durch ihre Spione unterrichtet und seit kurzem erst mit diesem, fast unzugänglichen Schlupfwinkel bekannt geworden, heute alle vereinigt, um wo möglich den gefährlichsten aller Schleichhändler, der schon so lange jeder ihrer Nachforschungen trozte, zu überwältigen und sammt seinen Gehülfen für die Zukunft unschädlich zu machen. Man kann sich leicht vorstellen, daß zu einem solchen Hauptschlag alles hinlänglich vorgesehen und alle Hindernisse gehörig beseitigt waren. Man hatte alles umstellt, jeder Ausweg war verschlossen, ein einziger ausgenommen, den die Polizei bei all ihrer Wachsamkeit noch nicht entdeckt hatte, allein diesen zu erreichen, mußte man sich durchschlagen, mußte mit den Ziegen um die Wette klettern können, und Renaud hatte nicht nur für sich, er hatte auch für sein zitterndes Weib zu sorgen, das athemlos, bis zur Ohnmacht entkräftet, neben dem Körbchen auf der Erde saß, und von welchem in diesem Augenblicke die erforderliche Schnelligkeit und Kühnheit zu fordern, Unsinn gewesen wäre. So schlecht der Mann immer seyn mochte, so war er doch nicht unmenschlich genug, seine unglückliche Begleiterin, die er selbst zu der Ausübung eines ihr verhaßten Geschäftes gezwungen hatte, hülflos zu verlassen; ja es regte sich

zum erstenmale einiges Mitleiden mit ihrer Lage in seiner harten Brust. Sein Scharfblick und die Kenntniß, die er von der ganzen Umgebung hatte, ließ ihn nur allzugut seine gefährliche Stellung und die Unmöglichkeit erkennen, sich anders als durch die größte Geistesgegenwart und durch kräftigen Muth zu retten. Daß er keine Schonung zu erwarten habe, wenn man ihn fangen sollte, sagte ihm sein Bewußtseyn, und er war fest entschlossen lieber mit den Waffen in der Hand zu sterben, als auf den Galeeren den Rest seines Lebens hinzubringen; allein was mußte aus Josephinen werden, die als Frau eines Schleichhändlers, als Mitschuldige ertappt, um so weniger Schonung erwarten durfte, als man ihr leicht beweisen konnte, daß sie schon früher ihren Mann in seinem Gewerbe unterstützt habe? „Arme Josephine," sprach er, „die Schufte haben uns in der Klemme, ich wollte, ich hätte Dich heimgeschickt; aber ganz ohne Versuch zur Rettung wollen wir nicht in ihre Hände fallen. Fasse mich hinten an meiner Jacke, laß nur das Körbchen stehen, an dem ist jezt nichts gelegen, und nun halte Dich fest; was auch geschehen mag, laß nicht los, ich will sehen, daß ich uns beide davonbringe." Diese Weisungen waren das Werk weniger Sekunden, während links und rechts in den Gebüschen das Halloh der Jäger, der Knall ihrer Flinten, die Gegenwehr und das Röcheln des gejagten und gefallenen Wildes erschollen. Die halb bewußtlose Josephine klammerte sich krampfhaft an Renaud und ließ sich von ihm fortschleppen, während er seine Pistolen in der Hand muthig und entschlossen dem drohenden Tode entgegenschritt. Schon hatte er einige hundert Schritte zurück gelegt, schon athmete er freier und sah die Freistätte dicht vor Augen, die er zu erreichen hoffte, als zwei große, tüchtige Gestalten ihm mit gesenktem Bajonet entgegen traten und ihn mit donnernder Stimme aufforderten, sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. „Nur todt sollt Ihr mich haben, Ihr Hunde," rief Claude; „Josephine, faß an, laß nicht los!" Und mit diesen Worten hatte er schon seine eine Pistole losgeschlossen und den nächststehenden seiner Gegner tödtlich getroffen. Ein hartnäckiger und mörderischer Kampf begann jezt, in welchem wahrscheinlich Renaud Sieger gewesen wäre, hätte nicht sein Toben und seine wohlbekannte Stimme dem bedrängten Douanier Sukkurs herbeigezogen. Aber obgleich er nun der Uebermacht unterliegen mußte, so hielt er dennoch Wort; zu Boden gerissen und aus mehreren Wunden blutend, kämpfte er fort wie ein Löwe, und seine Tapferkeit wäre einer bessern Sache würdig gewesen. Der Wunsch, ihn lebendig in die Hände zu bekommen, und dann aus seinem Munde wichtige Geständnisse und Nachrichten zu erhalten, konnte nicht erfüllt werden, denn er vertheidigte sich, bis Besonnenheit und Athem ihn verließen, und als man endlich seiner mächtig wurde, hatte sein wilder, ungezähmter Geist die todte Hülle auf immer verlassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Naturgeschichtliches aus der römischen Campagna.

Wodurch schüzten die Alten sich gegen den Einfluß der schlechten Luft?

Bekanntlich ist es die Aria cattiva, die besonders gegen die Herbstzeit ihren üblen Einfluß äußert, welche die Gegend Roms immer entvölkert. Unter den Schriftstellern, die über diesen Gegenstand geschrieben, sind die meisten der Meinung, es sey die Luft um Rom einst nicht so ungesund gewesen wie jezt, und schreiben dieß der frühern trefflichen Bebauung des Bodens zu. Der Satz hat seine Richtigkeit, allein er gilt, wie jeder gleich einsieht, nur von der Zeit, wo Rom und die Campagna schon sehr bevölkert, überhaupt schon großer Wohlstand vorhanden war. Gehen wir aber weiter zurück und betrachten wir diese Landschaft, wie sie ausgesehen haben muß, als die ersten Bewohner in ihr sich ansiedelten. Es läßt sich nicht anders denken, als daß in der Campagna damals noch viele Sümpfe vorhanden gewesen; ja, wir wissen sogar, daß noch lange nach Erbauung Roms große Sümpfe zwischen den Hügeln, namentlich zwischen dem aventinischen und palatinischen und wieder zwischen diesen leztern und dem kapitolinischen lagen, von denen Dionysius versichert, daß sie sehr tief gewesen seyen, und auf welchen man, nach Properz, sogar mit besegelten Schiffen fuhr. Livius vergleicht die Gegend von Rom zur Zeit der Gründung der Stadt einer weiten Einöde, Ovid sagt, alles sey ein schrecklicher Wald gewesen.

Die Erfahrung lehrt aber, daß allenthalben in sumpfigen, unbebauten Gegenden die Luft sehr ungesund ist; es muß dieß also einst auch in Rom der Fall gewesen seyn. Da wir nun aber wissen, wie schnell troz dem die Bevölkerung in dieser Gegend zugenommen, zu welch enormer Zahl sie erwachsen, welch bedeutende Städte, wie Gabii und andere, selbst in der Nähe verpestender Seen gestanden, ja daß auch das von Ancus Marcius gegründete Ostia, wo jezt zur Herbstzeit nur eine Taverne ist, um den Büffelhirten Wein und Brod zu verschaffen, einst ein blühender Ort gewesen, so wie Ardea, das gegenwärtig kaum sechzig Bewohner zählt, und Lavinium, wo nunmehr nur das elende Kastell Trattica steht; da wir, sage ich, alles dieses aus der Geschichte wissen, so drängt sich uns nothwendig die Frage auf, wodurch sich denn die Alten gegen den Einfluß der schädlichen Luft geschüzt haben?

Die Meinungen hierüber sind sehr verschieden. Viele glauben, die Campagna Latiums sey in frühern Zeiten weniger warm gewesen als jezt, weil, nach Horaz, der

Sorakte beschneit und, nach Livius, der Tiber einst zugefroren war. War dieß der Fall, so, schließen sie, müssen damals weniger und zugleich minder schädliche Dünste aus den Sümpfen aufgestiegen seyn. Andere dagegen schreiben das Nichterkranken der Alten in der ungesunden Luft einer robustern Konstitution zu und sagen mit Juvenal:

„Nam genus hoc vivo jam decrescebat Homero,
Terra malos homines nunc educat atque pusillos."

Noch andere endlich behaupten, daß die ungesunde Luft durch die vielen Wälder und Haine, die einst in und um Rom gestanden, verbessert worden sey, indem bekanntlich die Pflanzen kohlensaures Gas einsaugen, es zersetzen und Sauerstoffgas wieder aushauchen. So richtig dieser aus dem Prozesse des Pflanzenlebens gefolgerte Schluß auch ist, und so sehr er in vielen Gegenden in Hinsicht auf Gesundheit derselben sich bewährt, so scheint er doch in Bezug auf die Campagna Roms keine Anwendung zu finden; vielmehr läßt sich hier das Gegentheil darthun.

Wenn je die Wälder und Haine zu Verbesserung der Luft in der Ebene Latiums auf angeführte Weise beigetragen hätten, so müßten sie es auch jezt noch thun, da ja die Prozesse des Pflanzenlebens noch immer dieselben sind. Es zeigt sich aber, daß gerade die Ortschaften um Rom, wo gegenwärtig noch Wälder und Haine stehen, wie in der Gegend von Ardea, Prattica und Nettuno, die aller ungesundesten sind und es schon zur Zeit des Tacitus waren; ferner müßten die Villa Borghese, die Villa Medici und andere, die waldige Anlagen haben, gesunder seyn, als die, welche solcher Anlagen entbehren, und es ist dieß wieder nicht der Fall; endlich herrscht ja auf dem vatikanischen Berg, so wie am Janikulus, die großentheils mit Hainen und Gärten besezt sind, die schlechteste Luft. Es ergibt sich also hieraus, daß Wälder in Gegenden, wo in Folge der physischen Beschaffenheit des Bodens Aria cattiva herrscht, wie in der Gegend von Rom, geradezu schädlich seyen, und dieß aus dem Grunde, weil sie die Winde, durch welche die verpestenden Ausdünstungen fortgeweht werden und die Luft erfrischt wird, hemmen.

Brocchi meint, und seine Ansicht scheint uns die richtige, die wollene Kleidung sey es hauptsächlich gewesen, welche die Alten gegen den Einfluß der schlechten Luft, ehe diese durch zweckmäßige Bebauung des Bodens verbessert worden, geschüzt habe, und zwar dadurch, daß sie den Körper in beständiger Ausdünstung erhielt. Diese Meinung wird durch die Beobachtung unterstüzt, daß seit der Zeit, da man wieder angefangen, Wollenzeuge auf dem bloßen Leibe zu tragen, die intermittirenden Fieber in Rom merklich abgenommen haben. Selbst jezt noch, und auch in der größten Sonnenhitze, gehen die Hirten auf der Campagna in Schaffelle gekleidet, und dies gewiß nur, um sich vor der Einwirkung der Aria cattiva zu schützen; die alten Togen aber, die durch Stoff und Schnitt dem Körper so angemessen waren, sind verschwunden und an ihre Stelle ist, mit Brocchi zu reden, das unsolide, lächerliche Stück- und Flickwerk einer neuern Zeit getreten, das so wenig geeignet ist, gegen schädliche Einflüsse einer ungesunden Atmosphäre zu verwahren. Es wäre der Mühe werth, zu untersuchen, ob die Kuttengeistlichen in und um Rom weniger durch die Aria cattiva leiden, als die übrigen Bewohner. Ihre große Anzahl widerspricht wenigstens der Annahme nicht. Durch das Aufkommen jener leichten Bekleidung einerseits, und anderseits durch die, nach den vielen über Rom und seine Umgebungen gekommenen Verheerungen, erfolgte und durch schlechte Regierung unterhaltene Vernachlässigung der Kultur des Bodens, gewann die Aria cattiva an Stärke und Einfluß auf den Körper, und die Campagna Roms wurde in dem Grade ungesund und somit auch entvölkert, wie sie jezt ist.

Ehe ich diese Betrachtung schließe, muß noch etwas von den Krankheiten gesagt werden, welche zu verschiedenen Zeiten auch die alten Römer heimsuchten, und welche sie Pestilenzen nannten. Plutarch, Livius, Dionys und Andere sprechen von solchen Pestkrankheiten, die Rom unter den Königen und noch zur Zeit der Republik befallen und oft schreckliche Niederlagen verursacht haben sollen. Allein selbst wenn wir den Begriff von Pestilenz auch nicht so scharf nehmen, so kamen einige dieser Krankheiten, die ja in großen Intervallen sich zeigten, doch sicher aus Egypten über Griechenland gezogen, wie die im Jahre 573, die sich nicht allein über Latium, sondern über ganz Italien verbreitete; andere von Livius angeführte Pestilenzen waren offenbar Lagerkrankheiten, die unter dem Heere ausgebrochen, wie die im Jahre 287 und die im Jahre 365, als die Gallier das Kapitolium belagerten; endlich konnten es auch andere epidemische Krankheiten gewesen seyn, die ja überall unter gewissen Bedingungen entstehen können. Sicher waren es keine solche intermittirende Fieber, wie sie jezt alljährlich in Rom, in stärkerem oder geringerem Grade, sich einfinden.

Fassen wir zum Schlusse das Gesagte kurz zusammen, so ergibt sich Folgendes daraus. Die ersten Bewohner Latiums, die sich auf den Hügeln der wüsten, sumpfigen Landschaft angesiedelt und viel mit der Urbarmachung des Bodens zu kämpfen hatten, waren gegen den Einfluß der schlechten Luft durch wollene Kleidung, wodurch die Hautausdünstung immer gehörig unterhalten wurde, geschüzt, bis durch allmählig erhöhte Kultur des Landes diese Luft selbst verbessert ward. Wie aber diese Kultur durch die vielen Verheerungen, die Rom und die Campagna mit der Zeit erlitten, wieder in Verfall gerieth, vermehrten sich die übeln Ausdünstungen des Bodens wieder, und es gewann durch die Einführung einer leich-

ten, unzweckmäßigen Körperbedeckung die Aria cattiva einen Einfluß, den sie früher nicht gehabt hatte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Holzpapier.

Von allen Siebensachen, die hier gegen Neujahr zum Vorschein kommen, Juwelen und Nürnberger Waaren, Zukkerwerk und Almanachen, von all dem blendenden Tand, der die Straßen, Passagen und manche Häuser bis zum vierten Stockwerk hinauf anfüllt, hat mich nichts in so große Verwunderung gesezt, als zwei Adreßkarten, die ich heute früh in der Pförtnerloge an meinem Nagel fand. Ich habe doch in meinem Leben viele Adreßkarten zu Gesichte bekommen, gestochene, gedruckte und lithographirte, einfarbige und bunte, mit großen gothischen und unsichtbaren englischen Lettern, mit mannigfachen Schnörkeln. Karten, wo ein Händchen den Namen im Munde trägt, und der Himmel weiß, wie viele andere; aber solche Adreßkarten, wie die von heute Morgen, waren mir noch nicht vorgekommen. Ich bat daher zwei Leute, die gerade neben mir standen, sie möchten doch einmal diese Karten anfühlen, und sie gaben mir zu gleicher Zeit die widersprechende Antwort, der eine: „Wie glatt!“ und der andere: „Gar zu rauh!“ Die Leute hatten aber beide Recht, denn man wußte wirklich nicht, ob man Holz oder Seide in Händen hatte. Neugierig, wie ich bin, ging ich sogleich zu den Personen, die mir so früh ihre Karten und so merkwürdige Karten ins Haus geschickt hatten, und ich erfuhr: Ein Mann aus dem südlichen Frankreich, Namens Brard, fand auf seinen Reisen, besonders in den französ. Alpenwäldern, eine ungeheure Menge verfaultes Fichtenholz. Er sann auf Mittel, diese unbrauchbare Substanz zu irgend etwas zu benuzen, um dann sich selbst ein Brevet auf etliche Jahre und den Gebirgsbewohnern [illegible] neuen Handelszweig auf ewige Jahre zu verschaffen. [illegible]r 1815 am Fuße des Montblanc begonnenen Ver[illegible] ard seitdem in den Wäldern der hohen Provence [illegible] Er hatte nämlich in dem Fasergewebe des gefaulten Fichten- und Tannenholzes eine vollkommene Aehnlichkeit mit der Substanz unsers gewöhnlichen Lumpenpapiers entdeckt, ließ eine große Menge der sogenannten Pinus maritima nach Fréjus bringen, die Knorren herausnehmen und das Uebrige in einer Oehlmühle zu Brei mahlen. Diesen Brei that er in Säcke, ließ die Flüssigkeit ablaufen und brachte ihn nach der Papiermühle des Hrn. Ligier zu Brignolle im Departement Var. Die Schlägel des Papiermüllers thaten ihre Pflicht; nach wenigen Minuten schüttete man den Brei in eine Bütte und zog daraus nach der herkömmlichen Arbeit 500 Bogen graulichen Papier, das sich glätten ließ und auf welches man schreiben konnte, ohne es zu leimen. Dies Papier besorgte Brard nach Marseille, um Pappdeckel daraus zu machen, und man erhielt festen und leichten Pappdeckel, den man eben so gut wie den gewöhnlichen zum Einbinden der Bücher gebrauchen konnte. Endlich brachte er dasselbe Papier zu Schiffsbaumeistern, die es geeignet fanden, das grobe Theerpapier zu ersezen, welches man unter den Kupfer- oder Zinkbeschlag legt. Noch nicht zufrieden mit diesen Entdeckungen, wollte sich Brard die Mühe ersparen, das faule Holz aus dem Walde holen zu lassen, und beschloß, in den Wäldern selbst, und weil er Wasser brauchte, am Rande der Bergwasser bewegliche Fabriken anzulegen, nach Art der nomadischen Destillationswerkstätten, die man auf den Bergen der Provence findet. Er hat diesen Plan noch nicht ausgeführt, weil die Gegend, wo er sich jezt aufhält, zu wenig faules Fichtenholz enthält. Auf den Alpen, Pyrenäen, in der Auvergne und auf den Vogesen gibt es die Menge. Brard hat sich einstweilen ein Brevet auf fünf Jahre geben lassen, und der Akademie von Bordeaux seine Erfindung mitgetheilt.

(Der Beschluß folgt.)

Aus der Schweiz, Januar.

Die Taubstummen.

Die Rundschreiben und Berichte, welche von der Direktion der königl. Taubstummenanstalt in Paris, auf diplomatischem Weg der königl. Gesandtschaften, zur Einholung von Nachrichten über die Verhältnisse der Taubstummen und ihres Unterrichts in den kultivirten Staaten beider Welten verbreitet werden, haben die in Zürich seit einigen Jahren eröffnete Anstalt für Taubstumme und den Oberlehrer an derselben, Hrn. Scheer, zu einer umständlichen Darstellung dieser leztern und ihres Bildungsverfahrens veranlaßt, die ohne Zweifel in der von dem Staatsrath Degerando besorgten Sammlung jener französischen Berichte verdiente Aufnahme finden wird. Einige Bruchstücke daraus können hier einstweilen mitgetheilt werden.

„Vergleichen wir den Taubgebornen in der ersten Zeit seines Lebens mit einem vollsinnigen Kinde gleichen Alters, so ist hier keine Verschiedenheit wahrzunehmen. Beide geben ihre Freude durch Lächeln, ihr Schmerzgefühl durch lautes Weinen, ihr Verlangen durch Mienen oder schwaches Geberdenspiel kund. Beide sind mit gleichen Anlagen in die Welt getreten, in beiden wohnt der göttliche Funken, der hohe menschliche Geist. Wenn nun ein organischer Fehler die Entwickelung der geistigen Kraft erschwert oder auf einen geringern Umfang beschränkt, so gibt dies noch kein Recht, dem Taubstummen die erhabene Menschenwürde abzusprechen und ihn, wie es schon vielfach geschehen ist, in den Kreis der Thiere zurückzustellen. Auch ohne besondern Unterricht, blos im Umgange mit andern Menschen, erhebt sich der Taubstumme auf eine Stufe der Bildung und Erkenntniß, auf die außer dem Menschen kein auf Erden wohnendes Geschöpf gelangt. Wie indessen ein vollsinniges achtjähriges Kind, von sorgfältigen Eltern und Lehrern erzogen und unterrichtet, in seinem geistigen Verstehen und Wissen noch weit unter dem wohlunterrichteten Jünglinge, unter dem gelehrten Manne steht, eben so steht der blos durch Umgang gebildete Taubstumme noch hinter jenem Kinde zurück; gleichwohl zeigt sich auf dieser untersten Erkenntnißstufe der Mensch durch seine innere Kraft weit über die Thiere erhaben. Von dem Zeitpunkte an, da das hörende Kind Worte durch das Gehör aufzufassen, zu verstehen und nachzuahmen anfängt, zeigt sich bei dem andern die schreckliche Wirkung der Taubheit. Wer die Worte nicht hören, nicht verstehen kann, ist nicht im Stande, sie nachzuahmen. Der gewöhnliche Weg zur Spracherlernung ist verschlossen; aus der Taubheit folgt die Stummheit, und so die Taubstummheit.“

„Der Taubstumme hat von unserer Sprache kaum eine Ahnung, durchaus keinen Begriff. Sein Gedächtniß, seine Urtheilskraft bleibt fast ungeübt, Abstraktionen sind ihm unmöglich; was die Vergangenheit gelehrt, was die Zukunft verheißt, bleibt ihm verborgen; er erkennt weder Tugend, noch Religion, er ist von aller höhern Freude dieses Lebens und von den Hoffnungen eines künftigen ausgeschlossen.“

(Die Fortsezung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 18.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 21. Januar 1831.

> Am Himmel herrscht grausamer Sterne Macht,
> Unholde Kraft ausströmend, deren schlimmer,
> Feindsel'ger Druck die Luft verderblich macht.
>
> Tasso.

Naturgeschichtliches aus der römischen Campagna.

Ueber die Aria cattiva und die Art ihrer Einwirkung auf den thierischen Organismus.

Im Jahre 1818, berichtet Brocchi, war der Einfluß der Aria cattiva so bedeutend, daß im Verlauf der Monate Juli, August und September über 6000 Fieberkranke in das Spital di Santo Spirito aufgenommen wurden. Die Soldaten, welche die Wachtthürme am Meere besetzten, mußten alle drei oder vier Tage abgelöst werden, und die Erndte, welche reif auf den Feldern stand, wollte Niemand sammeln.

Ueber die Ursache der Aria cattiva sind die Meinungen sehr getheilt. Einige legen ihr die Ausdünstung des Schwefelwasserstoffgases, andere die des kohlensauren Gases, noch andere endlich die des Kohlenstoffgases zu Grunde; allein man hat, wie Brocchi richtig bemerkt, dabei allzeit übersehen, daß alle diese Gasarten an verschiedenen Orten in Italien und Sizilien in großer Menge ausdünsten, wo die Gegenden doch als sehr gesund gepriesen werden. Man hat ferner die Entstehung der Aria cattiva der Ausdünstung des Stickstoffgases zuschreiben wollen; dieses Gas aber ist leichter als die atmosphärische Luft und steigt daher immer in die Höhe, wornach denn die höchsten Punkte in der Campagna viel ungesunder seyn müßten, als die tiefer gelegenen Gegenden, und die Erfahrung zeigt uns hierin wieder gerade das Gegentheil.

Die Campagna Roms ist eine weite, hügeliche, großentheils unbebaute Landschaft. Tritt die Regenzeit ein, so sammelt sich das Wasser in den Niederungen zu Sümpfen, bleibt da stehen und geht in Fäulniß über, zumal es von den glatten und festen Hügelabhängen während des Herabrinnens in die Tiefen allerlei vegetabilische Substanzen, so wie auch thierische Exkremente mit sich herabgeschwemmt hatte. Kommt nun die wärmere Jahreszeit wieder, welche das Verfaulen noch mehr begünstigt, so fangen die Sümpfe zu verdunsten an; allein da dieses Verdunsten bei dem noch geringen Grad von Wärme nur sehr langsam vor sich geht, so verderbt es die Luft noch nicht so sehr, bis endlich mit dem Monat Juli die fürchterliche Hitze eintritt, wo die Verdunstung dann plötzlich stark vor sich geht, und nun erscheinen mit einmal auch die Fieber, die so lang anhalten, bis die Hitze wieder abnimmt, das ist, bis gegen Ende Septembers.

Wäre die Campagna überall gehörig aufgeackert, wie sie es einst gewesen, so würde die Luft nie diese Verderbniß erleiden; denn es würde sich das Winterregenwasser alsdann nicht so in Sümpfen ansammeln können, sondern von dem aufgelockerten Boden mehr aufgesogen werden, und könnte somit im Frühling bei noch geringem Grad von Wärme wieder verdunsten, ohne in Fäulniß übergegangen zu seyn.

Man führe gegen diese Meinung nicht an, daß auch in der Lombardei, namentlich in der Gegend von Bologna nach Ferrara hin, die weiten Reisfelder den Winter über

unter Wasser gesezt werden, und die Landschaft doch nicht, wenigstens nicht in dem Grade wie um Rom, ungesund sey. Diese künstlichen Seen oder Ueberschwemmungen, die ich selbst beobachtet habe, werden erstens, eben weil sie so ausgedehnt sind, vom Winde immer bewegt, gleich dem Wasser eines Sees, und dann erhalten sie ja durch die vielen Schleußen, wodurch sie zu Stande gebracht werden, immerwährenden Zu- und Abfluß; dies sind zwei Ursachen, welche die Fäulniß verhindern.

Der Gelehrte Moscati will gefunden haben, daß die Basis der schädlichen Luft, welche Lazarethfieber verursacht, ein wässeriger Dunst sey, der einen thierischen Schleim enthalte, worin das Gift liege. Brocchi unternahm es, Versuche über die Aria cattiva anzustellen *). Er wählte dazu die Gegend um die Basilika di San Lorenzo fuori dello muro, eine der ungesundesten um Rom, und sezte daselbst seine Arbeit mehrere Nächte lang fort. Ein rüstiger Bursche, den er die erste Nacht als Gehülfen mit sich genommen, entschlief auf einige Stunden und hatte den andern Morgen schon ein intermittirendes Fieber, an dem er mehrere Wochen lang litt. Er verdichtete die aufgefangene Luft auf verschiedene Weise und erhielt immer eine Menge faules Wasser daraus.

Es bleibt nun übrig, etwas über die Art und Weise zu sagen, wie die Aria cattiva auf den Organismus einwirkt. Was die Wege betrifft, auf welchen diese Einwirkung stattfindet, so meint Brocchi, und thut es mit vielen Gründen dar, daß es mehr durch die absorbirenden Hautorgane, als durch die Respiration selbst geschehe. Sind aber die schädlichen Theile einmal in den Organismus gedrungen, so suchen sie die Säfte desselben sich analog zu machen, der Organismus, oder besser die den Organismus in seiner Integrität zu unterhalten strebende Kraft streitet dagegen, und es entsteht das Fieber.

Merkwürdig ist, daß die Aria cattiva auf die Heerden, die doch bei Tag und Nacht auf der Campagna frei herum gehen, nicht den schädlichen Einfluß äußert, wie auf den Menschen; eine Beobachtung, die wieder die Einwirkung der schädlichen Luft durch die absorbirenden Hautorgane zu beweisen scheint, eine Einwirkung, die bei den mit Wolle und Haaren bekleideten Thieren nothwendig weniger stark ist; ferner aber scheint hieraus auch wieder hervorzugehen, daß das vorzüglichste Mittel, wodurch sich die alten Bewohner der Campagna gegen den Einfluß der Aria cattiva, eh' diese nämlich durch eine treffliche Bebauung vermindert wurde, schüzten, wirklich die wollene Körperbedeckung gewesen, und daß somit die Kleidung unserer Zeit für Gegenden, wo einmal schlechte Luft herrscht, durchaus unzweckmäßig sey.

Baumann.

*) Das Verfahren sowohl, als die Resultate dieser höchst interessanten Versuche finden sich in der Biblioteca Italiana, vom Jahr 1818, unter dem Titel: Esperienze sull' aria cattiva de' contorni di Roma. Auch sind sie in dem trefflichen Buche: Dello stato fisico del suolo di Roma, mit einigen Zusätzen, wieder abgedruckt.

Paul und Josephine,

oder die Schmuggler vom Jura.

(Fortsetzung.)

Was war unterdessen aus Josephinen geworden? Der instinktartige Trieb, ein Daseyn zu erhalten, das für sie keinen Werth haben konnte, hatte sie verlassen, als sie den ersten Douanier fallen sah, und unfähig, länger solche Schreckensscenen zu ertragen, war sie ohnmächtig in das Gebüsch zurückgesunken, unbemerkt von den kämpfenden Männern. Als sie wieder zum Leben erwachte, fühlte sie sich fortgetragen, und in dunkler Verworrenheit schloß sie die Augen fester, weil sie zu träumen glaubte. Jezt aber hörte sie deutlich das Keuchen dessen, der sie mit Anstrengung in seinen Armen hielt, sie empfand seinen schnellen Herzensschlag, und wie hätte sie das Klopfen dieser treuen Brust verkennen mögen? Unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen, oder sich mit Bestimmtheit der früheren Vorgänge zu erinnern, war sie sich nur bewußt, in Liebesarmen zu ruhen und von dem Schutzengel ihres Lebens gehalten zu seyn. Sie wurde nun auf weichen Rasen niedergelegt, augenscheinlich, damit ihr Retter neuen Athem gewinnen möge; es schien ihr, als töne aus weiter Ferne herüber ihr Name von Pauls Lippen gerufen, seltsame Lichtpunkte und gefärbte Strahlen tanzten in herrlicher Mischung vor ihrem innern Auge, und ihr Ohr empfing harmonische Laute, die sie niemals so schön gehört hatte. So wie aber das Bewußtseyn deutlicher wiederkehrte, wandelten sich alle diese Täuschungen der Einbildungskraft in furchtbare Wirklichkeit. Sie hörte das Geschrei der Streitenden, das Gewimmer der Verwundeten und Sterbenden; das ganze Ereigniß stand nun klar vor ihrer Seele, und selbst Pauls sanftes Zureden, seine Gegenwart, das Gefühl seines thätigen Schutzes konnten ihre geschwächten Lebensgeister nicht vor neuer Ohnmacht bewahren. Morel hörte nicht sobald, daß der Lärm sich wieder nach der Seite hinzog, wo sie waren, als er Josephinen zum zweiten Male aufhob, um sie wo möglich in Sicherheit zu bringen. Seine häufigen Streifereien, durch die Besorgniß um das Weib seines Herzens veranlaßt, hatten ihn mit einem Orte bekannt gemacht, dem nämlichen, wohin Renaud sich hatte retten wollen und dessen Daseyn damals noch außer einigen Schleichhändlern Niemand ahnete.

Wir haben schon der furchtbaren Felsenmassen dem Moulin de la Mort gegenüber erwähnt, die wahrscheinlich dazu beigetragen haben, diesem Aufenthalte einen so abschreckenden Namen zu verschaffen. Ein kleiner, sich stets windender Pfad führt an den Fuß derselben und die Masse von Klippen erscheint von Weitem schon dem Auge wie die Thürme und Verschanzungen einer hohen Festung. Mitten unter diesen Felsen findet sich Einer, der senkrecht und ganz nackt emporsteigt, an welchen eine Leiter von wenigstens fünfzig Schuh Höhe gelehnt ist, die zu einem kleinen Ruhepunkt führt, auf dem wieder eine zweite Leiter, zehn Fuß hoch, steht, die endlich den Klimmenden auf eine Art ebener Terrasse trägt, von welcher man eine entzückende Aussicht genießt. Hier war der Punkt, wo die Kontrebandiers der Gegend, die ihn kannten, Rettung fanden, wenn sie verfolgt wurden, und in diesen Klüften bargen sie auch mit vollkommener Sicherheit einen Theil ihrer Waaren, bis sie dieselben zu gelegener Stunde tiefer ins Land bringen konnten.

Pauls einziger Wunsch war es nun, mit Josephinen diesen Zufluchtsort zu erreichen; allein obschon des Wegs ganz kundig, und nicht mehr weit davon entfernt, mußte er dennoch seine theure leblose Bürde mehrere Male niederlegen, um freien Athem zu schöpfen, und hätte nicht eine Liebe, die, wenn sie ächt ist, selbst das unmöglich scheinende möglich macht, seine Kräfte unterstützt, so wäre er vor der Ausführung der Anstrengung unterlegen. An dem Fuße der Leiter angelangt, sah er erst ganz die fast unüberwindliche Schwierigkeit ein, mit einer bewußtlosen Person dieselbe zu besteigen, und schon war er entschlossen, zwischen den umliegenden Felsen einen Versteck zu suchen, als es ihm schien, als ob er die Stimmen der Verfolger näher kommen höre. Mit welchem namenlosen Schreckensgefühl Josephinens treuer Freund in diesen Minuten die steile Wand vor sich, die er sammt ihr zu erklimmen sich unfähig fühlte, und dann wieder die sterbende Geliebte seines Herzens anschaute, mögen sich diejenigen selbst vorstellen, welche jemals ein heißes Gefühl in ihrer Brust getragen haben. Glücklicherweise dauerte dieser Zustand unaussprechlicher Angst nicht lange; entweder gab die Verzweiflung seinen Worten ein besonderes Gewicht, oder Josephinens Geist wurde durch eigene Lebenskraft von den Fesseln der Ohnmacht entbunden, denn es gelang ihm, wenigstens einen instinktartigen Wunsch nach Rettung in ihr zu erregen, und diejenige Hülfe von ihr zu erhalten, deren sie mit halbem Bewußtseyn fähig war. In seiner Tasche fand er einen Strick, den er zu sich gesteckt hatte; dieser und sein Tuch, mit Josephinens zusammengebunden, waren hinlänglich, ein paar Schlingen zu machen, welche ihm dazu dienten, die theure Bürde auf seinem Rücken festzubinden, und da er hoffen konnte, das wiederkehrende Bewußtseyn sey hinreichend, um ihre physischen Kräfte zur Thätigkeit aufzurufen, so bestieg er ohne Zaudern den gefährlichen Pfad. Nicht ohne große, beinahe übermäßige Anstrengung ward der erste Absatz erreicht, und er hätte sich vielleicht außer Stande gesehen, die Höhe völlig zu gewinnen, wenn nicht die luftige Fahrt und die augenscheinliche Todesgefahr Josephinens Besonnenheit so weit gesteigert hätten, daß sie die zweite, kürzere Leiter nun selbst besteigen konnte.

Jezt hatten sie die lezte Sprosse erklommen und sanken athemlos, bis zum Tode erschöpft, auf den kahlen, harten Stein hin. Dunkel ruhte noch auf der ganzen Gegend; durch zerrissene Wolken blinkte matter Sternenschimmer, ein feuchter Nebel schlich an den Bergen hin, und nur im Osten entglomm ein bleicher Schein des kommenden Tageslichts.

(Die Fortsetzung folgt.)

Griechischer Heldensinn.

Von Thessaliens Gebirgen bricht herein der Perser Macht,
Dumpf erschallt der Völker Brausen, Rosse wiehern nach der Schlacht;
Aufgegangen ist die Sonne fern im Osten blutig roth,
Und der Sparter kühne Herzen träumen schon von Kampf und Tod,
Zittern nicht, hinabzusteigen aus der Jugend frischem Glanz
In des Hades Nacht als Schatten mit dem bleichen Lorbeerkranz.
Aber kein verworrner Jubel gibt die Todesweihe kund,
Und wie vormals spielt ein mildes Lächeln um der Helden Mund.
Wie das Opfer schwer von Golde und bekränzt tritt zum Altar,
Schmücken sie, zu sterben sicher, sorgsam sich das braune Haar.
Wie zu heil'gen Göttertänzen auf der Heimath grünem Plan,
Führt die Charis noch zum Sterben die geweihten Schaaren an.

Gustav Pfizer.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Januar.

(Fortsetzung.)

Die Taubstummen.

„Der Drang und die Nothwendigkeit einer Mittheilung (heißt es in dem Berichte der Züricher Taubstummenanstalt weiter) hat dem Taubstummen ein Mittel angegeben, sein Begehren, seine Affekte durch Gebehrden und Mienen Andern begreiflich zu machen und hiedurch mit ihnen zu korrespondiren. Diesen natürlichen Zeichen fügt er bald noch andere konventionelle bei, durch die er besondere Personen und Sachen andeutet. Seine Gebehrden- und Mienensprache bildet sich so weit aus, daß er im Kreise der Seinigen über das Nothwendigste sich ausdrücken kann. Mit unserer Sprache möchte aber eine solche Bezeichnung kaum verglichen werden können. Es fehlen dieser alle jene Beziehungen, welche wir durch Flexion der Begriffswörter, durch Syntax und Topik der Säze bezeichnen. Man suchte dieser Mangelhaftigkeit durch Annahme einer Menge willkührlicher Gebehrdenzeichen für grammatische Wörtereintheilung, Beziehung nach Zahl, Fall, Zeit, Ort und Weise abzuhelfen. Da aber dies nicht recht angeht, so nimmt man das Handalphabet zu Hülfe. Wir geben zu, daß man mittelst dieser künstlichen Gebehrdensprache die Geisteskräfte des Taubstummen auf einen gewissen Grad entwickeln und die Mittheilung bedeutend erweitern könne; wir sind überzeugt, daß der Taubstumme sich mit Vorliebe in der Gebehrdensprache ausdrückt; aber wir behaupten anderseits, der ganze mögliche Umfang dieser Sprache sey in Reichhaltigkeit, Bestimmtheit und Beziehungsfähigkeit bei weitem nicht hinreichend, Erkenntnisse und Mittheilungsfähigkeit zu verschaffen, wie solche oft schon das siebenjährige vollsinnige Kind gebildeter Eltern besizt.

Ist es möglich, unsere Sprache dem Taubstummen in Formen für das Auge wahrnehmbar zu machen, wie sie der Hörende durch das Ohr in Tönen vernimmt, so ist auch die Möglichkeit ausgesprochen, daß der Taubstumme ohne eine andere Vermittelung unsere Sprache müsse erlernen können; diesen Sprachausdruck in sichtbaren Formen haben wir und kennen wir alle, die Schrift. Lebte ein Taubstummer in einem Hause, wo alle Mittheilungen schriftlich geschähen, er würde, wie das hörende Kind unter Redenden, die Schriftsprache auf einen ziemlichen Grad blos im Umgange sich aneignen. Gegen die Richtigkeit dieses Satzes läßt sich nichts einwenden; somit dürfte sich die Schrift als vorzüglichstes Sprachbildungsmittel für Taubstumme darstellen.

Bei den Vollsinnigen ist die Schriftsprache ein bloßer Abdruck der Tonsprache; auch wenn wir im Stillen lesen oder schreiben, ist's, als ob das Wort klänge. So kann die Schriftsprache, als eine sichtbare Lautbezeichnung, der Träger und Erhalter der Muttersprache werden, gesezt daß wir in einem fremden Lande lange nicht mehr in derselben reden hörten. Anders ist es bei dem Taubstummen, bei dessen Unterricht die Schrift ursprünglich Hauptbildungsmittel ist; er denkt nicht in betonten, sondern in geschriebenen Worten. Die Formen der geschriebenen Worte stehen eben so klar in seinen Vorstellungen, als bei uns die Klänge der gesprochenen. Die verschiedene Weise der Anschauung muß nothwendig diese Verschiedenheit der Vorstellung bewirken. Wie dann die Schrift für Hörende als bleibender Abdruck ein Mittel zur Erhaltung und Ausbildung der Tonsprache ist, so wird die von dem Taubstummen auf einen gewissen Grad zu erlernende Tonsprache ein Stützpunkt für die Schriftsprache."

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Holzpapier. Frau v. Genlis.

So besitzen wir denn zum ersten Male Papier und Pappdeckel aus einer Substanz ohne Werth, oder die jezt erst einen Werth erhält. Man hat schon früher aus Heu Papier bereitet; nach einigen deutschen Blättern zu schließen, ist diese Erfindung in Deutschland bekannt. Heu läßt sich aber besser zum Ackerbau verwenden, und wenn es anders bei uns faule Fichten gibt, so benutze man ja die Entdeckung Brards. Wenn man aber will, ist das feine Holzpapier Brards keine Entdeckung, nur eine Verfeinerung. Das Pergament, welches man sich gewöhnlich dick vorstellt, wurde ebenfalls im Alterthum sehr verfeinert; man trug die ganze Iliade auf Pergament in einer Nuß. So hat man jezt auch das Holz verfeinert; die Adreßkarten von heute Morgen sind in dieser Hinsicht ein wahres Meisterstück; ohne ihre Holznatur ganz zu verläugnen, sind sie glatt wie Seide; auch hat man mir heute einen großen hölzernen Bogen gezeigt, den ein deutscher Rezensent füglich sauberes Papier nennen könnte. Wenn das so weiter geht, schreibt bald ganz Europa auf Holzpapier; wer weiß, am Ende verfeinert man auch den Stein und schreibt und druckt darauf. Möge alsdann auch der Styl unserer Schriftsteller desto körniger und am Ende ordentlich lapidarisch werden!

Frau von Genlis ist gestorben. Dem höflichen Moniteur zufolge, war sie 85 Jahre alt. Als ihr Zögling auf den Thron gelangte, wurde sie vor Freude wieder jung. Sie hatte sich seit fünfzehn Jahren völlig zurückgezogen, und erschien nun von Neuem in Gesellschaft. Die Gouvernante, ich sollte sagen der Gouverneur im Hause Orleans, war zur Zeit eine eifrige Anhängerin der Revolution und besuchte den Jakobinerklub. In Altona kehrte sie bei dem Gastwirthe ein, „welcher für den eifrigsten Anhänger der französ. Revolution galt." Unter Napoleon hatte sie freie Wohnung im Pariser Arsenal. Darauf unterwarf sie sich freiwillig einer fünfzehnjährigen Buße und schrieb fromme Bücher. Die Buße hatte mit dem 8. August 1830 ein Ende; Frau von Genlis war wieder die alte geworden, das heißt jung und lustig, brillirte in Gesellschaft, addirte den Tag über ihre Conqueten und schrieb Memoiren. Als ich ihr vor Kurzem in einer Soirée vorgestellt wurde, entschuldigte sie sich vor Allem, daß sie nicht aufstehen könne, und behauptete, sie sey 84 Jahr alt. Ehe ich Zeit gewann, dieser Behauptung nicht glauben zu wollen, erzählte sie mit einer Geläufigkeit und einem Feuer, worüber man erstaunte, drei, vier Anekdoten, und versezte die ganze Gesellschaft in ein konvulsivisches Lachen. Talent hat Niemand den Schriften dieser Frau abgesprochen; allein es ging ihr anders als den meisten Schriftstellern: sie sprach weit besser, als sie schrieb. Als ich das Gespräch auf ihre Werke lenken wollte, fiel sie mir ins Wort und sagte eifrig: „Mein Herr, ich habe nie ein Plagiat begangen." Man hatte ihr nämlich ein Plagiat aus dem Buche des Abbé Gauchat über die Religion vorgeworfen. Sie befand sich seitdem in den angenehmsten und unangenehmsten Verhältnissen, konnte aber nie jenen Vorwurf vergessen, der sie wie eine fixe Idee verfolgte. Es ist merkwürdig, daß Ludwig XVI. von einem Höflinge den Rath erhielt, den Kronerben von Frau v. Genlis erziehen zu lassen; Ludwig XVI. lachte ihn aus.

D.

Beilage: Literaturblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 19.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 22. Januar 1831.

— Immer hab' ich sagen hören, daß
Geberdenspäher und Geschichtenträger
Des Uebels mehr auf dieser Welt gethan,
Als Gift und Dolch in Mörders Hand nicht konnten.

Schiller.

Briefe eines Auferstandenen.

(Fortsetzung von Nr. 11.)

VI.

December 1829.

Was soll daraus werden! Ich verliere mich in dieser hellen, blendenden Weite.

Die Abende bei dem Bankier thun mir nicht wohl. Es blitzen so viel Lichter dort, und man geht doch im Dunkeln nach Hause. Unzählige Fragen kommen zur Sprache, aber die nächsten und liebsten bleiben unbeantwortet. Niemals war vielleicht das Interesse für das Große, Allgemeine der Welt so rege als jezt, stände nur der **Einzelne** nicht so **einzeln** dabei.

Denke ich zurück — damals! — Es gab nur **einen** Gedanken, doch der **ganze** Mensch mit seiner Freundschaft und Liebe, dem gleich empfundenen Vertrauen, der Zuversicht und dem Stolze ernster Bestimmung lag darin. Jezt glaubt man an die Aechtheit keines Gefühles, an keine That, an keine Erfolge. Alle urtheilen scharf, Niemand fühlt bescheiden, daß irren menschlich sey. Die Sehenerven des Auges haben sich an ein Zusammenpressen und stechendes Durchdringen gewöhnt, sie können nicht mehr aufsehen zu einem Höhern. Dabei muß ich hier bei den Fremden verweilen; die Wege sind verschüttet, die Kälte steigert sich täglich, selbst der Postenwechsel stockt. Ich höre nichts aus der Ferne, kann nun auch diese Blätter nicht abschicken. Wellborn hat es mir unmöglich gemacht. Der Mensch wird wider seinen Willen mein Schutzgeist.

Heute durchlese ich alles, was ich seither geschrieben habe. Wellborn war im Zimmer, er machte sich allerlei um mich zu thun. Ein Paar mal ertappte ich ihn auf verstohlenem Hineinschielen in meine Papiere. Ich sah ihn unwillig an; er verlor die Fassung nicht. Lächelnd sagte er: „Verzeihen Sie, wenn ich den Genuß, den Sie uns bereiten, anticipire." Ich verstand ihn nicht; mich ärgerte aber seine Unverschämtheit und ich ließ mich hierüber aus. „Nun," versezte er, „was zum Drucke bestimmt ist, das duldet schon den ungeduldigen Blick des Bewunderers." — „Woher wissen Sie, was ich schreibe?" — „O das läßt sich leicht aus der Erfahrung abnehmen. Bemerkungen über Zeit und Ort, Personen und ihre Verhältnisse können in Ihrer Lage nicht fehlen. Es reist jezt Niemand, ohne seine Reisen drucken zu lassen. Es besucht kaum Einer den Andern, ohne eine Anzahl artiger Anekdoten in Umlauf zu bringen. Das Innere der Häuser nach Außen gekehrt, von dem zufälligen Aeußern der Menschen nach Innen geschlossen, das gibt einen lustigen Mischmasch, der, ist er nur halbwegs boshaft und geeignet, die feinen Lacher auf seine Seite zu bringen, heutzutage gewaltig zieht." Ich war so erschrocken, so verwirrt über das, was ich mir wirklich schon Voreiliges in diesen Blättern zu sagen erlaubt habe, daß ich nicht eine Sylbe antwortete und er fortfuhr: „Ihnen nun ganz besonders hat der Zufall, in Folge Ihres seltsamen

Geschickes eine Veranlassung gegeben, Ihre Gedanken und Empfindungen in die interessante Nacht des Gespenstischen zu hüllen und dadurch Aufmerksamkeit, wie poetische Spannung zu erregen.“ — „Was soll das heißen?“ rief ich entrüstet. „Wer gab Ihnen das Recht —“ — „O um alles in der Welt,“ unterbrach er mich, „keine Aufwallung des Zorns, mein Herr, wo Sie nur einem günstigen Geschicke dankbar seyn sollten. Aufsehen zu erregen, das ist ja das Ziel der unsinnigsten Verzerrungen der Mode, und oft eines ganzen Lebens voll Qual. Sie erreichten das ganz von selbst. Ich versichere Sie, ich bin vollkommen unschuldig daran. Noch ehe ich so glücklich war, in Ihren Dienst zu treten, nannte man Sie, ich wüßte nicht zu sagen warum? das Gespenst von 1813. Es gehen, Sie wissen, oft unsichtbare Stimmen vor einem her. Die Abentheuer einer merkwürdigen Erscheinung rollen sich in irgend einem Moment, wie im Vorüberfliegen, auf, es bleibt etwas davon zurück, dieß Etwas bildet die Atmosphäre einer Person, man sieht weit mehr darauf, als auf den Menschen selbst. So, mein Herr, folgen Ihnen hier alle Blicke, und Sie dürfen dreist auf die Gewalt dieses Eindrucks einen momentanen Einfluß begründen wollen, der“ — „Halten Sie ein!“ rief ich, von Zorn glühend. Doch gleich darauf besonnener, sezte ich hinzu: „Ich danke Ihnen. Aber gehen Sie; ich will allein seyn.“

Ich bin allein! Himmel! welche Lehre! Niemals, niemals werde ich eine Zeile von allem hier Niedergeschriebenen in die Welt schicken. Ist es eine Zeit darnach, in dem kleinlichen Spiel geheimnißvoller Mummerei das Bischen Wohlwollen und Güte, was die Gesellschaft noch verbindet, zu untergraben? Darf man so mit den lezten Pfennigen freventlich prassen? Gott bewahre mich, einer Seele wehe zu thun, die ich doch wohl nicht verstehe. Was hilft es, die Stacheln heraus zu kehren? die Menschen prallen davon auseinander; es wird nur leer um uns; aber der Wellborn — — — — — —

Eben war Kornelias Vater bei mir. Als ihm mein schlauer Diener die Thür öffnete, sah er ihn starr an, entfärbte sich und eilte dann mit Besorgniß auf mich zu. „Ein Wort,“ flüsterte er. Wir traten in ein Fenster; ich winkte Wellborn, uns allein zu lassen. „Um Gottes Willen,“ rief der erschrockene Mann, „wie kommen Sie zu dem gefährlichen Menschen? Wer hat Ihnen den verschlagensten, ränkevollsten Burschen, der je die Taschen und Mantelsäcke eines Reisenden durchsuchen durfte, empfohlen?“ — „Die Bescheinigungen früherer Herrschaften, welche er vorzeigte,“ entgegnete ich, „haben ihn mir empfohlen. Ich glaube mich auch nicht berechtigt, solchen zu mißtrauen. Und darf ich das nicht, wie soll ich das viele Gute, das dort von ihm gesagt wird, mit Ihren Aeußerungen vereinen?“ — „Auf ganz natürliche Weise,“ war die Antwort. „Jene Atteste erhielt er jedesmal, ehe man seine listigen Schelmstücke inne ward. Diese sind zudem von der Art, daß sie ihm nicht absolut bewiesen werden können. Es handelt sich nämlich keineswegs hier um Geld und Gut. Der gebildete Eskamoteur weiß wohl, wodurch man jezt vorzüglich sein Glück macht. Ihm gelüstet nach einem Pfunde, mit dem sich Wucher treiben läßt. Saaten des Mißtrauens, der Entzweiung, des Haders, darnach spührt er behend. Deßhalb hat er sein Augenmerk auf jede vertrauliche Mittheilung in Briefen, auf Tagebücher, Reisenotizen u. s. w. gerichtet, die er in seinem Gewerbe als Lohnlakai geschickt erhascht, kopirt und in Schmähschriften umherlaufen läßt. So beging er, allem Vermuthen nach, ganz vor Kurzem einen ähnlichen Raub an einem vornehmen Herrn, den er auf Reisen begleitete. Auf unerhörte Weise mißbrauchte er das Vertrauen, das jener in ihn sezte, erbrach, las und schrieb Briefe ab, die er zur Post besorgen sollte, um die verfälschten, entadelten Kopien später dem Publikum Preis zu geben und einen Mann zu kompromittiren, dem die Gesellschaft vieles, was seiner Feder sicher nicht angehört, niemals verzeihen wird.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Paul und Josephine,

oder die Schmuggler vom Jura.

(Fortsetzung.)

„Renaud,“ sagte Josephine, nachdem sie lange stillschweigend da gesessen und allmählig ihr Besinnung vollständig wieder zu sammeln gesucht hatte, „wo ist Renaud geblieben? Mein Gott!“ rief sie auf's Neue nach einigen Augenblicken der Ueberlegung; „ich erinnere mich, er wollte uns beide retten, er erschlug einen der Douaniers, ach was wird aus ihm geworden seyn! O Paul,“ bat sie nun mit den süßesten Tönen ihrer Stimme, „Paul, erbarme Dich über den Elenden; steige hinunter, suche ihn auf, stehe ihm bei, wenn es noch möglich ist, damit auch Dir einst in Deiner Todesstunde ein Engel beistehe.“ Ihre Angst, ihr unterdrücktes Schluchzen, ihre gefaltenen Hände erschütterten Morel tief im Innern, und sein Herz war allerdings edel genug, selbst dem Todfeinde, dem Manne, den er unaussprechlich hassen mußte, seine Hülfe nicht zu versagen; aber wie konnte er die kaum Gerettete, Schutzlose auf diesem unwirthbaren Felsen ihrem Schicksal überlassen, sich, dessen Daseyn in diesem Moment zur Bedingung des ihrigen geworden war, in die augenscheinlichste Gefahr stürzen, vielleicht als Mitschuldiger oder wenigstens als verdächtig festgenommen zu werden und dann das Bewußtseyn in sich tragen zu müssen, das theure Wesen, an dem er einzig in der Welt hing, werde hier oben hülflos verschmachten? Jede dieser Bedenklichkeiten

und alles, was innige Liebe Süßes und Ueberredendes hat, ward von ihm benutzt, um Josephinen zu bewegen, ihr Ansuchen zurückzunehmen, allein vergeblich. Mit jeder Minute stieg ihre Angst; ihre Vorstellungen und Bitten hatten all das Rührende und Eindringende, das der wahren Tugend, der edlen Selbstaufopferung immer zu Gebote steht. „Paul," flüsterte sie, „mein geliebter Freund, laß uns nicht vergessen, daß es höhere Pflichten gibt, als für den Gegenstand des heißesten Gefühls zu leben! Laß uns, wenn wir auch das höchste Glück nicht erreichen konnten, desselben wenigstens würdig seyn! Renaud ist mein Gatte; wenn ich ihn auch niemals geliebt habe, wenn er mich auch durch schwarzen Betrug erworben hat, so hat er dennoch meinen Schwur der Treue und des Gehorsams am Altar empfangen, und ich muß ihn halten, so lange mir das Herz nicht bricht. Claude hat schlimm an mir gehandelt, hat mein Leben vergällt und mir meine irdische Seligkeit gestohlen; aber er wollte mich doch in dem Augenblick der höchsten Gefahr nicht verlassen; er hätte sich leicht seinen Verfolgern entziehen können, wäre er allein gewesen, oder hätte er mich nicht retten wollen. Daß er mich nicht, wie so mancher andere, vielleicht bessere, an seiner Stelle gethan haben würde, hülflos meinem Geschick dahingegeben hat, das wischt in meinen Augen seine Schuld aus, und ich will es ihm durch das Opfer meiner ganzen Zukunft vergelten. Du hast mir mein Leben heute gerettet, wie Deine Liebe allein dasselbe schon lange erhalten hat; setze Deinem Edelmuth die Krone auf, steh auch ihm bei, den Du hassest, der Dich beleidigt hat, oder laß mich selbst gehen und die Pflichten, die ich über mich genommen habe, bis zum Tode erfüllen." Sie wollte sich emporraffen, daß aber Paul das nicht zugab und sich selbst sogleich auf den Weg machte, kann man sich wohl vorstellen. Er that es mit banger Sorge um das Geschick der Geliebten im Herzen, aber dennoch mit der Ruhe und Entschlossenheit, die dem Tugendhaften niemals gebricht.

Ein trüber, umwölkter Tag war nun vollends angebrochen, als Paul die Felsengruppe verlassen hatte, auf deren höchstem Gipfel Josephine zitternd und in furchtbarer Einsamkeit jede Minute angstvoll an den Schlägen ihres Herzens zählte. Er horchte aufmerksam nach allen Richtungen hin, alles war auf dem erst noch so lebendigen Kampfplatze stille geworden, und er vernahm nichts, als das leise Tropfen von den Bäumen, auf deren Zweigen der Regen sich gesammelt hatte. Sorgsam, denn von seinem Leben hing ein anderes, weit theureres ab, spähte er umher, ob nicht irgendwo ein verrätherisches Auge lausche; ängstlich vermied er jedes Geräusch und bog die Gebüsche mit zagender Hand auseinander; nirgends fand er etwas, das ihn für die Gegenwart hätte beunruhigen können, wohl aber traf sein Blick überall auf die Spuren des furchtbaren Kampfes, der hier geliefert worden war. Abgerissene Zweige, niedergetretenes Gesträuch, zerbrochene Waffen und blutige Fetzen von Kleidungen zeigten nur zu sehr, wie heftig der Angriff und wie hartnäckig die Gegenwehr gewesen war. Endlich nahte er sich der Stelle, wo er sich genau erinnerte, Renaud und seine Gegner zum leztenmale gesehen und Josephinen ohnmächtig gefunden zu haben. Eine Menge Blut, das sich in den Vertiefungen des Bodens gesammelt hatte, wies ihm den Weg, den er gehen mußte; er wandte sich in dichtes Gesträuch, bog es auseinander, und da hatte er mit einemmale eine Ansicht, welche, obschon nicht ungeahnt, dennoch auf einige Minuten ihm das Blut in den Adern erstarren machte. Die Douaniers hatten, nachdem sie Sieger geblieben, die Gefangenen und Verwundeten weggeschafft, und mit den erstern nach Montbeliard zu gehen sich entschlossen; Renauds Leichnam aber, des einzigen Todtgebliebenen, sezte sie in Verlegenheit. Die Dunkelheit begann sich zu zerstreuen, es schien ihnen nicht rathsam, die Leiche bei hellem Tage durch alle die Ortschaften zu schleppen, durch welche sie kommen mußten, weil, da sie in jenen Gegenden allgemein verhaßt waren, leicht ein kleiner, aber immer unangenehmer Aufstand hätte veranlaßt werden können, und sie vereinigten sich endlich dahin, über Renauds Leiche, die man unterdessen in das Dickicht zu legen und mit Zweigen und Moos so gut als möglich zu bedecken beschloß, in Montbeliard selbst Verhaltungsbefehle zu holen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Januar.

Vorträge über das Klima von Deutschland.

Im physikalischen Vereine vernahmen wir im lezten December die Fortsetzung der in meinem lezten Berichte erwähnten, eben so viel Belehrung als Unterhaltung gewährenden Vorträge des Herrn Cläpius aus Köthen über das Klima von Deutschland. — Sich zu den mittlern Extremen der Temperatur wendend, bemerkte der Redner, daß diese eine arithmetische, aus den höchsten Wärme- und Kältegraden einer längern Reihe von Jahren gefolgerte Abstraktion seyen, vermöge der man zur Bestimmung des Hochpunkts der Wärme und Kälte an irgend einem Orte insoweit gelange, daß man auf dessen Eintritt in jedem Sommer und Winter für kurze Zeit mit Wahrscheinlichkeit rechnen könne. In einigen warmen Thälern Deutschlands sey nun das höchste mittlere Wärmeextrem × $27\frac{1}{2}$° R.; auch in der Gegend von Leipzig betrage es × 27°; das tiefste Wärmeextrem in den Küstengegenden Pommerns sey beiläufig × $23\frac{1}{4}$° (in Hamburg × 24°). In den meisten Bezirken dieses großen Landes zeige es sich jedoch nicht höher als × 26°, und nicht tiefer als × 25°; der Unterschied der Temperatur sey also auch in diesem Betracht nur unbedeutend in ganz Deutschland. „Aehnliche Bewandniß hat es," fährt Hr. C. fort, „mit dem mitt-

lern Kälteextrem; denn nur an einigen niedrig liegenden Orten beträgt dieses mehr als — 14°. und weniger als — 12½°; bei Strasburg aber ist es — 11° und in Oberschlesien beiläufig — 16°." Aus diesen Thatsachen nun zieht C. den Schluß: es seyen die meisten niedern deutschen Gegenden hinsichtlich der Temperatur im Ganzen nur wenig von einander verschieden; blos einige, z. B. manche Rheingegenden, seyen etwas wärmer, einige andere dagegen, z. B. Schlesien, etwas kälter, doch eigentlich blos im Winter. — Sich vorbehaltend, später ausführlicher zu zeigen, daß viele Orte im südlichen Deutschland nicht nur keineswegs wärmer, sondern zum Theil selbst kälter sind als andere, fast gleich hoch gelegene im nördlichen, theilte der Redner für jezt nur noch folgende Bemerkungen mit: Die Gegend um Köthen hat im Ganzen die nämliche Temperatur, wie die um Frankfurt a. M., 1½ Breitegrade südlicher. Zu Berlin dagegen ist es im Mittel um ½° R. kälter als hier, wiewohl wärmer als zu Augsburg. Die Gegend um Nürnberg ist kälter, als die um Köthen u. s. w. Wiewohl nun aber Deutschlands Temperatur im Ganzen nur geringe Verschiedenheiten darbietet, so kommen doch gleichzeitig nicht selten bedeutende Abweichungen, besonders an einzelnen Tagen, selbst bei Orten vor, die nicht weit von einander in einer fast ununterbrochenen Ebene liegen. So betrug am 21. Januar 1823 zu Köthen die höchste Kälte — 25°, dagegen zu Frankfurt a. M. in dem nämlichen Winter, und zwar am 23. Januar, — 18°. Umgekehrt war im Winter 1827 zu Köthen und Berlin die höchste Kälte — 17°, zu Frankfurt a. M. — 22°, zu Würzburg, Heidelberg und Stuttgart — 21°. Die hier bemerkten, zuweilen so bedeutenden Abweichungen einzelner Zeitpunkte finden indessen fast ausschließlich nur im Winter statt; in der Regel aber ist die Temperatur selbst in den durch weite Strecken von einander getrennten Punkten Deutschlands ziemlich übereinstimmend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus der Schweiz, Januar.

(Beschluß.)

Die Taubstummen.

„Leitende Grundsätze beim Taubstummenunterricht (schließt der Bericht der Züricher Taubstummenanstalt) sind diese: 1) Der Taubstumme steht in Rücksicht auf geistige Anlagen ursprünglich dem Vollsinnigen gleich. 2) Wie bei andern Menschen, ist auch bei Taubstummen die Entwickelung geistiger Anlagen nur durch Sprache möglich. 3) Der Taubstumme muß die Sprache derjenigen Menschen, unter welchen er lebt, erlernen. 4) Da unsere Sprache in sichtbaren Formen gegeben werden kann, so muß sie der Taubstumme ohne vermittelnde Zwischensprache erlernen können. 5) Die Erlernung und Anwendung einer nach unserer Sprachweise gemodelten Gebehrdensprache ist unzweckmäßig und der wahren lebendigen Bildung hinderlich. 6) Die natürliche Gebehrden- und Mienensprache, welche auch bei der ersten Sprachentwickelung anderer Kinder eine wichtige Stelle einnimmt, kann beim Taubstummenunterrichte ein bedeutendes Hülfsmittel seyn; ein zweites vorzügliches Hülfsmittel sind Bilder. 7) Die Schrift ist Basis des Unterrichtes; in derselben erlernt der Taubstumme unsere Sprache. 8) Die Tonsprache kann durch das Gesicht verstanden und so weit auch von dem Taubstummen nachgeahmt werden. Sie ist auf die Schrift gegründet, auf's Engste mit dieser vereinbart, gleichsam eine Reproduktion derselben. 9) Unterricht in der Tonsprache ist zugleich immer Uebung in der Schriftsprache; sie beseitigt das Schwerfällige und Langsame der Schriftsprache, sichert derselben Erhaltung im gewöhnlichen Leben, erleichtert die Mittheilung und bringt überhaupt den Taubstummen andern Menschen näher. 10) Der Sprachunterricht muß in Gang und Weise so eingerichtet seyn, daß er fortschreitend die Geisteskräfte mehr anregt, bethätigt und ausbildet.

Ist der Taubstumme im Stande, mündlich und schriftlich Mittheilungen zu geben und zu empfangen, hat er die bürgerlichen Verhältnisse, Rechte und Pflichten aufgefaßt, ist er zum klaren Bewußtseyn des Guten und Wahren gelangt, lebt in ihm die Ueberzeugung einer höhern Bestimmung, einer seligen Zukunft jenseits, so möchte dies im Allgemeinen genügen; um so mehr, wenn man bedenkt, daß noch in keinem Lande der Erde auch nur die Hälfte der bildungsfähigen Taubstummen unterrichtet wird. Taubstummenanstalten sollten nimmer allzuviel Zeit darauf verwenden, bei einzelnen Subjekten glänzende Erfolge zu erzielen, während der größere Theil dieser Unglücklichen im Zustande völliger Rohheit bleibt."

Auflösung der Charade in Nr. 13:

Nordlicht.

Charade.

(Homonymisch.)

Erste Sylbe.

Du Räthsel der Natur,
  Das sie, ja sie nur lös't,
Du, ihr so liebes Kind,
  Das sie doch oft verstößt,
Du schön verborgne Welt,
  Bald kommt auch deine Stunde,
Doch gehst du oft im Keim,
  Im schönsten Keim zu Grunde.

Zweite Sylbe.

Du, tiefen Denkens Keim,
  In manchem Geist entsprossen,
Von feinen Lippen dann
  Wie Honigseim geflossen,
Du süße Kost, die oft
  Mein Aug' und Ohr verschlang,
Die dann im Herzen mir
  So wohl macht und so bang.

1 — 2.

Die Beiden, wenn sie nun
  In Eins zusammenfließen,
Sieht man sie neidisch oft
  Die schönste Aussicht schließen,
So liebenswürdig dann
  Dem lieben Freunde winken,
Sich heben himmelwärts,
  Gefühlvoll wieder sinken;
Ein Schirmchen, das sich schließt,
  Zwei Welten dann verdeckt,
Mit leichtem Spiele doch
  Oft auch die Liebe neckt.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 20.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 24. Januar 1831.

> — Uns macht
> Unsterblich des Genius Flug,
> Und die Kühnheit des Entschlusses,
> Von des Lohns Verachtung entflammt.
>
> Klopstock.

Großmuth.

Es zog in ferne Lande,
Im dürftigen Gewande
Ein Pilger einsam fort;
Ihn treibt ein kühn Verlangen,
Und eh' er weggegangen,
Hat er gelobt das Wort:
Wenn, drauf ich stets gesonnen,
Die Kleinod' ich gewonnen,
Dann kehr' ich zu der Heimath Port.

Viel Jahre sind vergangen,
Da kehrt, mit dunkeln Wangen,
Er heim auf ebner Fluth;
Die schwarzen Augen lodern,
Die stillen Züge fodern
Der Huldigung Tribut;
Sein Haupt die Krone drücket,
Die stolzen Glieder schmücket
Des Mantels tiefe Purpurgluth.

Die Schauenden ergötzen
Sich an den bunten Schätzen,
Die er mit heimgebracht;
Bald, in dem Grund der Herzen,
Erregend bittre Schmerzen,
Ist auch der Neid erwacht;

„Wo hat er's nur erworben?
Uns ist der Glanz erstorben!
Uns ekelt unsre trübe Nacht!"

Sie sprachen's nicht im Hohne;
Es schimmert hell die Krone,
Der Herrschaft goldnes Pfand;
Es schillern und es leuchten
Die Morgenrothesfeuchten
Rubinen in der Hand;
Ein Vogel hoch im Kreise,
Gefährte seiner Reise,
Schwebt über ihm in grünem Brand.

Umfluthet von der Menge,
Im tosenden Gedränge
Steht er mit hohem Haupt
Dort, wo auf grünen Matten
Verströmt den duft'gen Schatten
Die Linde, dicht belaubt.
Er stillt des Neides Schmerzen,
Und aller Hörer Herzen
Sein süßes Wort den Stachel raubt.

„Die Schätze zu gewinnen,
Worauf die Menschen sinnen,
Zog ich, ein Jüngling, aus;
Ich scheute nicht die Meere,
Der heißen Wüste Leere
Und nicht der Schlacht Gebraus;

Daß sich des Herzens Größe
Nun auch in Thaten löse,
Ließ ich der Heimath stilles Haus."

„Und rastlos, unerschrocken
Folgt' ich der Sehnsucht Locken,
Und war der Zukunft Sohn;
Das Kleinod, heut geborgen,
War nur ein Sporn für Morgen,
Und als der höchste Lohn,
Das lezte Gut gewonnen,
War auch die Lust zerronnen
Und das Verlangen schnell entflohn!"

„Geläutertem Gemüthe
Genügt der Schönheit Blüthe,
Vom Golde schon der Glanz;
Vom Feinde keine Beute!
Vom Leben nur das Heute!
Vom Siege nur den Kranz!
So schwebt in gleicher Schöne,
Gewiegt vom Strom der Töne,
An mir vorbei der Horen Tanz."

Dann that er auf die Habe,
Schenkt' allen eine Gabe,
Vertheilte Gold wie Sand
Im fürstlichen Genügen;
Er ließ den Phönix fliegen
Ins heimathliche Land;
Die Krone, hell von Scheine,
Die glühnden Edelsteine
Legt er in eines Kindes Hand.

So hoch zuvor beneidet,
Steht er, des Schmucks entkleidet,
Von Milde ganz entlaubt;
Doch glüht ein leichter Schimmer,
Gleich als von Gold, noch immer
Um sein gelocktes Haupt;
Auch wallt die schönen Glieder
Der Purpur noch hernieder,
Und nichts noch scheinet ihm geraubt.

Im wogenden Gedränge
Stand, in des Volkes Menge,
Halbnackt ein armer Mann;
Da nahm mit güt'gen Händen
Das Kleid er von den Lenden
Und bot's dem Bettler an,
Ging durch des Volkes Mitte,
Mit göttlich leichtem Schritte,
Und Niemand folgte seiner Bahn.

Gustav Pfizer.

Paul und Josephine,

oder die Schmuggler vom Jura.

(Fortsetzung.)

Da lag Renaud vor Pauls Augen, der, welcher Jahrelang sein Daseyn verbittert und ihm jede Lebensfreude entzogen hatte, entstellt, zwei Wunden am Kopfe, eine in der Brust; seit mehreren Stunden schon hatte das harte Herz zu klopfen aufgehört, das selten ein menschliches und in seinen lezten Schlägen erst ein edles Gefühl gekannt hatte. Ein Schauer des Entsetzens durchrieselte Paul, und mit einem tiefen Seufzer, in welchem sich Klage über lange erduldeten Jammer und Mitleid mit dem Gefallenen mischten, wandte er einen Augenblick seinen Kopf ab; dann aber faßte er nach kurzer Ueberlegung seinen Entschluß. Ueberzeugt, daß Josephine wünschen werde, den Verstorbenen mit Ehren und in seiner Heimath beerdigt zu sehen, und daß es ihr Gefühl für die ganze Zukunft verletzen müßte, sollte die todte Hülle vielleicht für Verbrechen, im Leben begangen, büßen müssen, und wohl gar mißhandelt, wenigstens beschimpft werden, ließ er sich weder die Mühe, noch die Gefahr verdrießen, schleppte mit Aufbieten aller seiner Kräfte die Leiche etliche hundert Schritte weiter gegen das Ufer zu, wo eine enge Kluft zwischen Felsen ihm einen sicheren Versteck darbot, bedeckte sie mit allem, was er finden konnte, und eilte, nachdem er diese Pflicht erfüllt hatte, so schnell als möglich an das jenseitige Ufer, belud sich mit Speise und Wein und kehrte auf den Flügeln der Liebe dahin zurück, wo er nicht nur die Freundin seines Herzens, wo er nun auch das Glück seines Daseyns zu finden hoffen konnte.

Er fand Josephinen in banger Erwartung, die ihr jede Ruhe geraubt hatte. Mit Umsicht und Schonung, aber auch mit dem Bewußtseyn, daß die Kunde, die er zu bringen hatte, so schauerlich sie war, dennoch ihre Seele nicht verwunden konnte, theilte er ihr mit, was er gesehen, was er gethan hatte, und wie er für die nächsten Bedürfnisse zu sorgen gedachte. Alles ging, so wie er es sich nach der Kenntniß von Josephinens Charakter hatte denken dürfen. Die Nachricht von Renauds gewaltsamem Ende, die Ueberzeugung, daß er sein Leben gefristet haben würde, wenn er nicht Rücksicht auf sie genommen hätte, erschütterte ihr Gemüth in seiner innersten Tiefe und gab dem Andenken an ihn, das ihr sonst wahrscheinlich furchtbar gewesen wäre, eine Beimischung von schmerzlicher Wehmuth, die ihr in der Folgezeit eher wohlthätig, als nachtheilig war. Ein Thränenstrom erleichterte die gepreßte Brust, und Paul war zu edel und menschlich, als daß er dieses Todtenopfer hätte stören sollen. Nachdem er aber eine Weile schweigend neben ihr gesessen und nur durch Miene und Geberde an ihrer Rührung Theil genommen

hatte, begann er sie scheinbar um Rath über die Vorkehrungen zu fragen, welche nun durchaus getroffen werden mußten, und suchte sie dadurch aus ihrem trüben Nachdenken zu reißen. Das Schwerste für sein liebendes und besorgtes Herz war die Nothwendigkeit, Josephinen einen großen Theil des Tages in ihrem unwirthbaren Aufenthalte sich selbst zu überlassen; denn vor einbrechender Dunkelheit durfte sie, ohne als Theilnehmerin des Unternehmens in lezter Nacht sich einer Entdeckung auszusetzen, denselben nicht verlassen, und er mußte nicht nur nach Hause, um Anstalten zu dem Heimschaffen von Renauds Leichnam zu treffen, sondern es hätte auch vielleicht in der Folge zu ärgerlichen Reden und Vermuthungen Anlaß gegeben, wenn er sich nicht eben heute überall, in Beaufond und in der Mühle am Doubs gezeigt hätte. Nachdem er also die geliebte Frau zu möglichster Ruhe und Behutsamkeit ermahnt und ihr einen Muth einzureden versucht hatte, der ihm selbst bei der, freilich kurzen, aber doch in mancher Beziehung ängstigenden Trennung gebrach, schied er mit dem Versprechen, nach Sonnenuntergang wieder zurückzukehren und sie heim zu geleiten, ehe er Clauden auf ganz andere Art den nämlichen Dienst erweise.

(Der Beschluß folgt.)

Briefe eines Auferstandenen.

(Fortsetzung.)

„In dieser Hinsicht," entgegnete ich, „droht mir keine Gefahr. Ich schreibe an Niemand, und was ich mit mir selbst auf dem Papiere rede, das sind Aphorismen, ohne nähere Beziehung; zudem bleiben diese in sicherer Verwahrung, ich trage sie in meinem Portefeuille bei mir." — „Doch wohl nur am Tage," fiel der Bankier ein; „wer steht Ihnen denn dafür, daß der behutsame Schleicher nicht längst diesen Schatz ausgewittert und sich seiner, wenn Sie schliefen, bemächtigt hat?" — Ich erschrack vor der Möglichkeit. „Die Wahrheit zu gestehen," fuhr jener fort, „glaube ich, daß dieß der Fall war. Ihre Geschichte — in wie weit diese wirklich die Ihre ist, muß ich freilich dahin gestellt seyn lassen, kurz aber, eine auf Sie Bezug habende Geschichte ist seit Kurzem das Gespräch der Stadt. Man trägt sich dabei mit gehässigen, zum Theil thörichten Zusätzen, Ihren hiesigen Aufenthalt betreffend." — „Und doch," unterbrach ich ihn lächelnd, „ist dieser sehr unfreiwillig, einzig der Unfahrbarkeit der Landstraßen zuzuschreiben." — „Sie sagen das mit Bitterkeit," bemerkte der Bankier, „eine Regung innern Mißbehagens, die ich an Ihnen sonst nicht kannte. Wäre es wahr, gäbe es keine Bande, die Sie mit der Gegenwart verbinden? und sähen Sie nur aus der Vergangenheit heraus, um jene unbillig zu schelten?"

Er hielt inne; ich schwieg, verlegen um die Antwort. „Ich weiß nicht," entgegnete ich endlich, „was der Welt von dem unwillkührlichen Wiederscheine, den sie in mich zurückwarf, bekannt seyn mag; ich weiß aber wohl, daß ich selbst darüber keineswegs einig bin, am wenigsten aber die gemischte, etwas unbequeme Empfindung für ein Urtheil auszugeben gesonnen bin." — „Es freut mich," versicherte der gutmüthige Mensch, „Sie in so gemäßigter Stimmung zu finden, denn eigentlich kam ich in der Absicht, Sie zu bitten, den Wahn, falls Sie ihn hegen sollten, aufzugeben, daß Aufdeckung des Mangelhaften günstigen Einfluß in einem Augenblick haben könnte, wo es sicher keinem Menschen in den Sinn kommt, daß es irgend eine Krankheit des Innern gebe, von deren Ansteckung er nicht frei oder bereits darüber hinaus sey. Nein," rief er, „jezt um Gotteswillen keinen Tadel, keine Rüge! Anmaßung des Einzelnen verlezte das Selbstgefühl gewiß zu keiner Zeit schneidender, als gerade in dieser. Es ist mir daher unbegreiflich, wie diejenigen dazu kommen, welche sich hiefür alleinherrschend erklären, und doch andererseits von keinem Souveränitätsrecht wissen wollen. Gewiß könnte man jezt eine Weile ganz schweigen und sachte, sachte wiederherstellen helfen, es wäre doch eine schöne Bestimmung des Lebens."

Ich drückte ihm innig die Hand. Was ich ihm sagte, beruhigte ihn über mich und meine Verbesserungspläne. Ich war niemals weiter von ähnlichen Versuchen entfernt, als eben heute, wo mir Wellborns entdeckte Spitzbüberei so unangenehm die Augen über die eigene Einfalt und Kurzsichtigkeit öffnete.

Noch am nämlichen Abend verließ ich die Stadt, in der ich sehr von ohngefähr eine Rolle gespielt und Gegner gefunden hatte, ohne Freunde gesucht zu haben.

Wellborn ist verschwunden, die Abschrift meines Manuscriptes blieb ohnfehlbar in seinen Händen. Der Schaden ist geschehen. Vielleicht gewinne ich einmal Ruhe genug, die Welt von der Unähnlichkeit jener verstümmelten Plagiate durch Bekanntmachung des Originals zu überzeugen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Januar.

(Fortsetzung.)

Das Klima Deutschlands. Troubadours und Minnesänger.

Sorgfältige Beobachtungen haben Hrn. Clävius überzeugt, daß z. B. in Berlin und Frankfurt a. M. der Charakter der Temperatur von Woche zu Woche, mit äußerst wenigen Ausnahmen, ein und eben derselbe ist. Er macht bei

diesem Anlaß auf die Irrthümer aufmerksam, die in dieser Hinsicht noch im Schwange sind, und die man sogar in sonst sehr guten geographischen Lehrbüchern findet. Dahin zählt er unter andern die Angabe, die kleinen Gebirgszüge in der Mitte von Deutschland (der sogenannte Zeregnawald) bilden eine Hauptgrenze in Betreff der Temperatur; so wie auch die seltsame Behauptung, die südlichen Theile Deutschlands haben zwar wärmere Sommer, aber eben so kalte Winter, als die nördlichen Theile. Beides hält Hr. C. für grundfalsch. Als wahrscheinliche Ursache aber der ziemlichen Gleichheit der Temperatur in den niedriger liegenden Gegenden Deutschlands betrachtet unser Klimatologe den Umstand, daß die südlicheren Landstriche *von Gebirgen fast überall durchkreuzt werden*, indessen die nördlicheren — im Durchschnitt beiläufig von 51½° der Breite an — mit geringen Ausnahmen *ganz eben* sind. Zwar seyen, fügt er hinzu, jene Gebirge nicht sehr hoch, jedoch immer hinlänglich, um die südlicheren Gegenden in dem Grade zu erkälten, daß dadurch der geringe Unterschied der geographischen Breite zwischen ihnen und Norddeutschland gleichsam ausgeglichen werde. Für diese Behauptung führte C. folgende Gründe an: (I.) Die verhältnißmäßig *beträchtlichere Verdunstung*, die, vermöge der angegebenen Lokalität, im südlichen Deutschland stattfinden muß. Die Basis dieses Arguments ist die bekannte Thatsache, daß bei gleichem Umfange, durch Länge- und Breitegrade bestimmt, ein gebirgiger Landstrich eine größere Oberfläche darbietet, als eine durchaus flache Ebene. Da nun im südlichen, von Gebirgen vielfach durchkreuzten Theile von Deutschland eher mehr, wie weniger Regen fällt, als in den nördlichen Ebenen, da ferner die Verdunstung sich bekanntlich je nach der Oberfläche richtet, welche die mit Wasser bedeckten Körper unserer Erde haben, und da endlich die Verdunstung darin besteht, daß sich das Wasser mit dem Wärmestoff zu einem besondern Körper verbindet, welcher Dunst genannt wird, und der, auf diese Weise gebundene Wärmestoff den benachbarten Körpern entzogen wird: so folgt hieraus, daß die süddeutschen, von Gebirgen umgebenen tiefern Gegenden nach jedem atmosphärischen Niederschlage verhältnißmäßig mehr erkältet werden müssen, als die nördlichen ebenen Theile Deutschlands, die eine kleinere Erdoberfläche darbieten und überhaupt von den Gebirgen entfernter liegen. Zwar reicht nun, nach den von Saussure auf dem Col de Géant angestellten Beobachtungen, ein geringerer Wärmegrad hin, um auf den Gebirgen die Verdunstung derselben Wassermenge zu bewirken, als in tiefern Gegenden hierzu erforderlich wäre. Gleichwohl tritt dieser Umstand dem so eben entwickelten Grunde keineswegs widersprechend entgegen, weil die Oberfläche eines von Gebirgen durchzogenen Erdstriches um ein sehr Bedeutendes größer ist, als die Oberfläche einer glatten Ebene von gleichem Umfange. Entspringt nun schon aus der vorerwähnten örtlichen Beschaffenheit eine annähernde Ausgleichung der Verschiedenheit der geographischen Breite in Deutschland hinsichtlich der Temperatur, so *verweilt* (II.) *die Sonne* im südlichen Deutschland verhältnißmäßig *nicht so lange* über dem scheinbaren Horizont, als im nördlichen, weil dort der Horizont durch die Gebirge verkleinert wird. Mehr jedoch als dieser Umstand trägt (III.) zu der in Frage stehenden Ausgleichung die *höhere Lage* der meisten süddeutschen Ebenen über der Meeresfläche bei. Es ist dies eine Folge der Hauptabdachung von den Alpen nach der Nord- und Ostsee hin; wie groß aber der Einfluß, den die niedere Lage der norddeutschen Ebenen auf ihre Temperatur äußert, seyn kann, hiefür gibt die Annahme, daß ein Unterschied von 600 Fuß dem von 1° R. entsprechend ist, einen wenigstens annähernden Maßstab an. Endlich (IV.), und mit diesem Argumente schloß Hr. C. für diesmal seinen Vortrag, entsteht in der Luft unmittelbar über den süddeutschen, von Gebirgen eingeschlossenen Ebenen und Thälern oft eine Art *Kälteanhäufung* dadurch, daß sich die kalte Luft, vermöge ihrer größern Schwere, nicht gut und immer nur zum Theil über die sie einschließenden Gebirge erheben kann. Bei der warmen, leichten Luft findet das entgegengesezte Verhältniß statt, und so kommt es denn, daß der Wärmeverlust, den die tiefer liegenden Gegenden Süddeutschlands auf vorbemerkte Weise erleiden, denselben durch Anhäufung von warmer Luft nicht ersezt werden kann.

Hr. A. *Peschier* aus Genf sezt seinen **Cours de litterature comparée** mit immer wachsendem Beifalle fort, der sich von so vielen Seiten her geäußert hat, daß er sich veranlaßt gefunden, noch einen zweiten Cyclus von Vorlesungen für die Abendstunden zu eröffnen. Aus dem mannigfach Interessanten und Schönen, das wir in der Zwischenzeit von diesem Gelehrten vernahmen, wollen wir hier nur ein Fragment mittheilen. Wir wählen dazu eine der lieblichsten Erscheinungen des Mittelalters, die *Troubadours der Provence und die Minnesänger*. „Es gab im Mittelalter eine Gattung von Dichtkunst, die über ganz Europa sich ausbreitete und die nach und nach, unter verschiedenen Modifikationen, in Frankreich, Spanien, England, Deutschland und Italien herrliche Blüthen trieb. Da jede der großen Epochen der Dichtkunst einer der großen Phasen der europäischen Civilisation entspricht, so knüpft sich die der Troubadours unmittelbar an das Zeitalter des Ritterthums. Verse zu machen, war damals eine Erholung für Fürsten, für Ritter, für Souveräne. Die Grafen von Foix, von Poitou, die Fürsten von Auvergne, von Oranien, die Könige von Sizilien und Arragonien, Konrad, König von Deutschland, Wenceslaus, König von Böhmen, Richard Löwenherz und eine Menge anderer vornehmer Herren verschiedener Nationen ließen sich unter die Troubadours aufnehmen. Die Einen, wie Richard, suchten sich in einer harten Gefangenschaft durch die Reize der Dichtkunst zu trösten, und hauchten ihren Kummer in melancholischen Strophen aus; die Andern klagten über Mißgeschicke, die zwar minder in die Augen fielen, allein nicht weniger herb waren. Diese Poesien haben das Verdienst, uns unaufhörlich eine Schilderung der Sitten jener Zeit, im Gegensaze mit denen unserer Tage, vor Augen zu stellen. Dieser Kontrast macht stets Effekt; oft aber wird derselbe pikant durch die Naivetät der Darstellungen. — Erfindung hatte nur wenig Theil an den Dichtungen der Troubadours der Provence; denn gemeinhin waren Sujet, Personen und Gefühle in der Wirklichkeit vorhanden. Ihr thätiges und stets mit den politischen Ereignissen verwebtes Leben verbreitete über ihre Dichtung ein lebhaftes Kolorit und beseelte sie. Rache, Sarcasmen, Kriegsgesänge bilden im Allgemeinen den Grundstoff der provençalischen Muse. Nicht so bei den Minnesängern, wie schon ihr Name es andeutet; sie sind vor Allem die Sänger der Liebe und zärtlicher Gefühle. Jenes kriegerische Feuer, das in den Versen ihrer Mitbrüder im südlichen Frankreich hervorleuchtet, jene Kampflust, jenes abentheuerliche Wesen, das ihre Verse athmen, dies Alles ist den Dichtern Schwabens, den Minnesängern, fremd. Aehnlich den Indiern, deren glänzende Einbildungskraft unaufhörlich durch die sie umgebenden Gegenstände aufgeregt wird, versinken die Sänger Schwabens in eine grenzenlose, aber ruhige und stille Bewunderung, in eine Art von Extase für die Schönheiten der Natur.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 21.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 25. Januar 1831.

— Ich kann nicht satt mich wundern:
Gestalten solcher Art, Geberde, Klang!

Shakespeare.

Briefe eines Auferstandenen.

VII.

December 1829.

Mein Eigensinn hält mich hier zurück. Es ist ein stattliches Dorf, in welchem ich übernachte; aber ein Dorf.

Ich sitze ganz im Hintergrunde der großen Gaststube auf einem Schemel, meine Schreibtafel in der einen, ein Bleistift in der andern Hand. Auf den Rand des Ofens hat man noch eine Lampe gestellt. Der Ofen glüht; „Kaminfeuer," sagte mir die Wirthin, „brennen sie nicht mehr auf dem Lande, seit es keinen Kien in den Forsten gibt." — „Keinen Kien?" fragte ich erstaunt, „und doch sieht man fast nichts als Kienbäume hier herum." — „Ja, das wohl," entgegnete sie, „aber sie werden jung geschlagen, der Stamm kommt nicht zur Reife, und rodet man dann aus, was in der Erde zurückbleibt, so ist kein Oel in dem Marke, das gibt kein Feurr." — „Schade," meinte ich, an das lustige Geflacker und die pittoresken Lichter denkend, die von solchem übriggebliebenen Stückchen Hausheerd auf die Umhersitzenden zu fallen pflegten. Jezt zieht ein grauer Dunst an den Wänden, die Luft ist dick, die Hitze lästig. Die Menschen sehen blaß und traurig aus. Schade, muß ich noch einmal in mir denken. Der Kamin, die spinnenden Mägde, ein Wanderer, der sich hier erwärmte; der Abend war doch hell, wenn auch der Tag schwer und die Arbeit drückend genug seyn mochte. Aber die Wirthin sagt: Es ist kein Oel in dem Mark, das gibt kein Feuer. Da kann's freilich nicht gastlich durch die Scheiben leuchten und den Vorübergehenden zum Eintreten laden. Daß das auch in den Dörfern so anders geworden ist! — Ich sitze nun schon eine ganze Weile hier. Es bleibt still in dem Stübchen. — „Die Leute reisen jezt nicht," meint der Wirth.

Ich wollte, ich könnte die Gruppe zeichnen, die sich denn doch nach und nach um den langen Tisch an der Wand bildet. Es sind Bauern aus dem Dorfe. Sie versammeln sich, um gemeinschaftlich die Zeitungen zu lesen. Der Schulze, ein hochgewachsener Mann, von ungefähr vierzig Jahren, mit starken, aber schönen Zügen, trägt die Neuigkeiten des Tages vor. Er liest langsam, mehr der Deutlichkeit wegen als aus Unbeholfenheit, denn er spricht die Worte genau, mühelos, ohne singenden Fall der Stimme; das Blatt liegt ausgebreitet vor ihm; er sizt gerade und senkt nur das Auge auf die Schrift, Kopf und Nacken bleiben ungebeugt. Es ist ein ruhiges Geschäft, dem er einen gewissen Anstand, wie allem geistigen Thun, schuldig zu seyn glaubt. Sein festes, selten bewegtes Gesicht wird durch den vollen Schein der vor ihm stehenden Lampe ein wenig grell, doch nicht unangenehm beleuchtet. Neben ihm sizt der Müller, durch den hellblauen Rock kenntlich, den er zu Ehren seines Gewerbes trägt. Er ist wohl der Aelteste in der Gesellschaft. Er hört sehr aufmerksam zu; sein scharfer, feiner Blick ist fest auf den Vorleser gerichtet, so daß ich ihn nur im

Profil sehe, was gleichwohl hinreicht, den besonders denkenden Ausdruck des klugen Gesichts zu erkennen. Einzelne unbedeutende, mehr schlaff als roh gezeichnete Köpfe drehen sich gleichgültig im Kreise der Zuhörer hin und her; sie sind da, um da gewesen zu seyn. Jede Bewegung der Thür zieht ihren Blick an; allein hinter dem Schulzen stehen zwei oder drei, jung an Jahren, doch von überlegener Miene und zuversichtlichem, unter einander einverstandenem Lächeln; sie haben die runden Pelzmützen auf dem Kopf behalten und sie, der Hitze und des bequemen Sehens wegen, nur seitwärts aus der Stirn geschoben. Eine kurze Pfeife hängt in dem Mundwinkel; sie lauschen mehr als sie hören. Der eine liegt mit der Brust gegen beide, auf die Schemmellehne des Schulzen gestemmte Arme; er zieht das eine Auge in die Höhe, wenn ihm etwas auffällt, wobei er verschlagen schmunzelt. Ein kleiner, runder Kerl, ein wenig erdfahl und rothhaarig, steht, beide Arme in der Seite, breitbeinig daneben, seine langgeschlitzten Augen blinzeln den Nachbar fragend an; er möchte gern etwas sagen, aber ein Dritter, dessen dreistes Vordrängen und wortlose Gravität den Soldaten ankündigen, läßt es nicht dazu kommen. So oft jener die Lippen rührt und Miene macht, das Lesen zu unterbrechen, schüttelt dieser den Kopf und wirft ihm unwillige Blicke zu. Er bleibt dann still, obgleich die unsichern Augen etwas trotzig aussehen, als sagten sie: „Wer hat mir etwas zu befehlen?"

Sie sind jezt bei den Türken und der Sendung des Sultans nach Petersburg. Alle wissen gut Bescheid; die kostbaren Kleinodien, welche der Kaiserin bestimmt sind, entgehen so wenig ihrer Aufmerksamkeit, als der Bemerkung des Superklugen hinter dem Schulzen, daß es nicht gut sey, wenn so große Reichthümer in einem Kasten liegen, das Geld müsse unter die Leute kommen; worauf der Müller mit etwas heiserer Stimme entgegnet: „Was hilft das Alles? soll es doch Reiche und Arme geben, das ist so gewesen, seit die Welt steht." Der Schulze ist auch der Meinung. „Wer lesen kann," sagt er, „der weiß wohl aus der Schrift, daß Gesetz und Ordnung nicht anders bestehen, als wenn einer das Regiment über die andern, und mit der Gewalt auch die Mittel hat." Allein das leuchtet dem jüngern Theil der Versammlung nicht ein. Wie aus einem Munde, erwiedern sie mit unwilligem Tone: „Gott bewahre! Justement, wenn einer lesen kann, dann kann er auch wissen, daß es nicht so bleibt."

Sie sprechen insgesammt hochdeutsch; nur die Aeltern verfallen noch hie und da in ihr provinzielles Idiom. Der Streit wird lebhafter; ich kann ihn nicht mehr begleiten, sie reden alle auf einmal. Der Soldat will entscheiden; er hat bei Leipzig und Waterloo gefochten; das gilt nicht mehr viel; die Meisten haben die Zeit vergessen; die Jüngern dünken sich etwas mit dem Schulunterricht, den ein studierter Kantor leitete. Ihr Sprachorgan ist ausgebildet, sie wissen ihre Worte zu stellen, daß man den Küster oder Advokaten zu hören glaubt. Der Soldat ist ihnen aber doch überlegen; er hat die Erfahrung und die Sicherheit voraus. Zuweilen lacht er und bleibt ruhig, wenn der kleine Rothkopf hitzig wird. „Das ist ein Schreier," sagte mir die Wirthin, auf jenen zeigend, „ein Unruhestifter und Aufwiegler. Seine Wirthschaft geht schlecht, er liegt immer in der Stadt bei der Justiz und läßt dann der Gemeinde keine Ruhe, daß sie gegen die Obrigkeit Klage führt; seit wir uns von dem Hofdienst losgekauft haben, hält der Säufer und Faullenzer keinen Frieden. Wir stecken in Prozessen bis über die Ohren." — „Einen Säufer nennt Sie ihn, liebe Frau?" entgegnete ich. „Dieß Laster war sonst auf dem Lande etwas Seltenes und meist der Jugend fremd." — Sie sah mich verwundert an. „Wo kommen Sie denn her," lächelte sie gutmüthig, „daß Sie so unbekannt hier thun? Dieß Laster selten bei uns! du lieber Gott, gibt's doch überall die vielen Brennereien und den großen Kartoffelbau; Jungen so hoch," sie zeigte mit der Hand ein Paar Fuß über der Erde, „trinken schon ihren Brauntwein und taumeln in die Schule." — „Gott bewahre!" rief ich. Mir war wieder, als sey ich daheim in Sibirien.

— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Ich konnte es in der lärmenden Gaststube nicht länger aushalten. Es ward zu laut darin. Zulezt schlich noch eine erbärmliche Gestalt herein, in einer vergelbten grünen Jacke, oder einem Kollet, dessen einer Ermel über den Stumpf seines verlornen Armes gezogen, schlaff und schmutzig herabhing. Im Knopfloch der fahlen Bekleidung schimmerte undeutlich ein eben so fahles, zerfasertes Band. Ein Stückchen Mantelkragen flatterte um die Schultern, wohl mehr aus Gewohnheit, als des Schutzes gegen die Kälte wegen, dort hängend. Der Unglückliche schleppte sich matt und mühselig fort; ihm folgte sein Hund; er grüßte und sank erschöpft neben mir auf der Bank am Ofen nieder. Ich schäme mich, es zu gestehen, daß die Nähe eines Menschen, eines Unglücklichen, mich unangenehm berührte; es ist entsetzlich, daß Armuth und Elend meist so abstoßend sind. Unzählige Mal ertappte ich mich auf dem unbezwinglichen Eckel vor jenen Bemitleidungswerthen, deren versunkenes Aeußere alle Triebfedern der Seele zu Hülfe und Beistand spannen und den Nahestehenden fesseln, statt ihn forttreiben sollte. Und doch, verläßt nicht ein jeder, von unbezwinglichem Schauder ergriffen, seinen Platz, sobald sich ihm ein Bettler zur Seite stellt? Gemeine Bedürftigkeit des Lebens überrascht das menschliche Bewußtseyn. Das Thier und der

Gott stehen getrennt einander gegenüber; dazwischen liegt die aufgelöste Harmonie. Was Wunder, wenn der Schreck das ganze Wesen erschüttert und Güte und Wohlwollen einen Augenblick dem Abscheu erliegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paul und Josephine,
oder die Schmuggler vom Jura.
(Beschluß.)

Das Schicksal, das unsere Liebenden so viele Jahre hindurch unablässig verfolgt hatte, schien nun von diesem Tage an die Leiden vergelten zu wollen, denen sie beinahe unterlegen waren. Morel brachte Josephinen in der Dämmerungsstunde nach Beaufond, denn in die Mühle des Todes, wohin Renauds Körper gebracht und von wo er zur Erde bestattet wurde, wollte sie nie mehr zurückkehren. Zwar waren die beiden Liebenden weit entfernt, durch voreilige Schritte und ein unvorsichtiges Betragen den Anstand zu verletzen und den Tadel guter Menschen auf sich zu laden, auch hatten die Ereignisse der jüngsten Zeit einen so heftigen Eindruck auf Josephinen gemacht, daß sie trotz der anbrechenden Morgenröthe ihres Daseyns noch oft wehmüthige Stunden verlebte, aber die Gewißheit, einander nun ungetheilt anzugehören, goß selbst in diesen Tagen der Trauer und vielfacher, aus dem Vorhergegangenen entstehender Unannehmlichkeiten Wonne und heitere Zufriedenheit in ihre Seelen. Und als sie, nachdem Paul für Josephinen alles gethan und geleistet hatte, was in seiner Macht stand, zum ersten Male nach sieben Trennungsjahren die seligen Herzen wieder als Verlobte an einander drückten, da ging ihnen ein Glück auf, das sie so rein nie empfunden haben würden, wären sie nicht so hart und so lange geprüft worden. Als der Winter vorüber war und an den Felsenabhängen am Doubs wieder Blumen und Blüthen sproßten, da gingen auch die beiden Liebenden dem Tage entgegen, der sie auf ewig vereinigen sollte. Süße und schmerzliche Erinnerungen, denen aber die helle Gegenwart jeden Stachel genommen hatte, leiteten sie in diesen schönen Tagen überall hin, wo die Vergangenheit in heitern und dunkeln Bildern vor ihnen auftauchte; vor allen andern Orten aber ward die Grotte von ihnen besucht, wo sie einst sich so innig angehört, wo sie sich wieder gefunden hatten, um einander nicht mehr zu verlieren, und wo auch der treue Gefährte ihrer Leiden ruhte, dessen Verlust jezt noch zuweilen eine Thräne in Josephinens Auge lockte.

Kartusche war in jener Schreckensnacht als Hüter neben dem Eigenthum seiner Gebieterin liegen geblieben, und Niemand hatte das gute Thier nebst dem Korbe entdeckt. In den ersten drei Tagen war Josephinens Zustand so bedenklich, ihre Seele von den mannigfaltigsten Regungen so bestürmt, daß sie dem Hunde nachzufragen vergaß, und erst nach Renauds Begräbniß stieg der Gedanke an Kartusche mit der schmerzlichsten Besorgniß in ihr auf. Morel eilte hinüber, ihn aufzusuchen; er glaubte, der Hund könnte sich in ein nahegelegenes Dorf verlaufen haben oder eingefangen worden seyn; überall fragte er nach, aber nirgends konnte er Kunde erhalten. Endlich durchstreifte er den Wald längs dem Ufer; ohne ernstlich an eine Möglichkeit des Wiederfindens zu denken, pfiff und rief er dem verlornen Liebling wechselsweise; siehe, da scholl ein leises Wimmern in sein aufmerksames Ohr, er ging dem Laut nach und fand das treue Thier, von Hunger und Durst aufgezehrt, neben dem Korbe liegen, den er fortwährend bewacht hatte. Noch war einiges Leben in ihm, aber Hülfe kam zu spät.

Wer sich die Mühe nicht verdrießen läßt, den Abhang am Doubs niederzusteigen; wer nach kurzer Schifffahrt an dem anmuthigen Gestade nach der Mühle hinwandelt, und dort die freundliche, aufs Neue jugendlich aufgeblühte Wirthin sieht, wie sie mitten unter einer Gruppe hübscher, fröhlicher Kinder als Hausfrau und Mutter thätig waltet und wirkt; wer das Klappern der Mühle, das Hämmern der Schmiede, das Rauschen des Wassers hört und sich freut, daß die Liebe diesen düstern Aufenthalt zum Paradiese umgestaltet hat; wer mit dem kräftigen Hausvater sich unterhält, dem das schönste Glück aus den muntern Augen leuchtet; wer es aus dem Munde dieser seligen Menschen vernimmt, daß treue Liebe allein es ist, um was es sich lohnt, gelebt zu haben, der eile in seine Heimath und schließe in freudigem Mitgefühl den Gegenstand seiner innigsten Neigung an das Herz. Wer aber unglücklich genug ist, keine Seele zu besitzen, die ganz und ungetheilt an der seinigen hängt, der suche fortan, des Lebens Kleinod zu erhaschen, und wiederhole sich täglich die Wahrheit: die edle, treue Liebe, sie sey glücklich oder müsse unbefriedigt harren auf den Uebergang in ein besseres Land, ist und bleibt die leuchtende, erwärmende Sonne für das verarmte Menschengeschlecht, und ihre milden Strahlen erhellen freundlich die schroffe Erdenbahn und das dunkle Grab.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

Brougham.

Der englische Adel, obgleich nicht so alt als der deutsche, ist vielleicht noch stolzer, und in vieler Hinsicht mit Recht. Viele Familien haben Jahrhunderte lang als ehrenwerthe Gutsbesitzer im Lande geblüht, ehe sie in den Adelstand erhoben wurden, und es gibt jezt noch manche solche Patrizierfamilien im Lande, die es sogar verschmäht haben, sich in den Adelstand erheben zu lassen. In Hinsicht des Reichthums übertrifft unser Adel den aller übrigen Länder; es gibt sehr wenige darunter, die nicht bedeutende Güter haben, und unter denselben ein schönes Landhaus, das man in Deutschland ein Schloß nennen würde, wo sie einen großen Theil des Jahrs in fast

fürstlicher Pracht verleben, und von ihrer Umgebung als Grundherren, Friedensrichter und nicht selten als Wohlthäter verehrt werden. An Bildung und, wenigstens äußerem, Anstand und Würde steht unser Adel keinem in der Welt nach; überdies bildet er nicht blos einen privilegirten Stand, der, wie anderwärts wohl nicht selten, die übrigen aus Aemtern und Würden verdrängt, ohne dem Staat etwas dafür zu leisten, sondern die Häupter der Familien (die eigentlich allein den gesetzlich anerkannten Adel bilden, indem alle jüngern Söhne in den Bürgerstand zurücktreten) bilden als Mitglieder des Oberhauses einen höchst nützlichen Zweig der Legislatur und ein unentbehrliches Glied in der Hierarchie der Verfassung. Was aber weit mehr und was vorzüglich dazu beiträgt, den Adel bei der Nation in Achtung zu erhalten und dieselbe mit dessen Vorrechten auszusöhnen, das ist der Umstand, daß der Rang für alle Stände erreichbar ist, und daß eine sehr große Anzahl adeliger Familien ihre Erhebung dem Verdienste ihres Stifters als Seemann, Militär, Staatsmann oder Rechtsgelehrter zu verdanken hat. Was mich auf diese Gedanken bringt, ist die neuliche Erhebung des Advokaten und Staatsmannes Brougham zum Baron Brougham und Vaux, zum Großkanzler von England und Präsidenten der Pairskammer. Freilich waren es seine vornehmen politischen Freunde, welche ihn unmittelbar zu dieser Höhe erhoben; aber seine großen Talente, sein unermüdlicher Fleiß, seine unerschütterliche Beharrlichkeit hatten eben jene Vornehmen zu seinen Freunden und ihn denselben unentbehrlich gemacht, so daß sie ihn bitten mußten, seine stolze Stellung als Plebejer im Unterhause aufzugeben, und gewissermaßen mit Aufopferung eines Theils der Achtung, die er bei der Nation genoß, ein Edelmann zu werden. Das Leben, der Charakter und die Eigenheiten eines solchen Mannes sind für alle Länder anziehend, und ich hebe deswegen einige charakteristische Stellen aus einer Skizze aus, welche so eben im New Monthly Magazine erschienen ist. „Wenn ihr einmal eines Morgens während der Sitzungen in den Gerichtshof der königlichen Bank getreten seyd, so werdet ihr wahrscheinlich nahe an einem Ende der Bank der königlichen Advokaten einen Mann gesehen haben, der da saß, mit seiner Instruktion vor sich, in die er von Zeit zu Zeit einen hastigen Blick warf, als sey ihm plötzlich ein Gedanke über einen Punkt in den Sinn gekommen, worauf er wieder in ein mehr leidenschaftliches, als tiefes Nachdenken zu versinken schien. Er änderte oft seine Haltung, und das unwillkührliche Aufziehen seiner Nase und Oberlippe schien ein gewaltsames Zurückdrängen stürmischer Gedanken anzudeuten. In seinem Gesichte war weder ein schöner Zug, noch irgend ein angenehmer Ausdruck; die Stirne breit, aber nicht hoch, die Nase lang und ein wenig aufwärts gebogen, die Oberlippe lang und der Mund fest verschlossen, die Farbe blaß, aber kräftig, und das Gesicht stark mit den „Falten des Nachdenkens“ gezeichnet; die Augbraunen, dunkel und voll, beschatteten ein Auge, welches in der Ruhe klein und keines sonderlichen Ausdrucks fähig schien, aus dem aber in leidenschaftlichen Augenblicken, und diese kamen nicht selten, eine so wilde Gluth blizte, wie ich sie noch bei keinem andern Menschen gesehen habe; man sah ihm den sehr fleißigen Mann und tiefen Denker an — dies war Hr. Brougham, wie ihr bald hören würdet, wenn irgend ein Fremder, wie jeden Augenblick geschieht, fragen sollte: Welcher ist es? — Ich habe nie einen Redner gekannt, welcher die Aufmerksamkeit stärker zu fesseln wußte. Seine Stimme war klarer, seine Aussprache deutlicher, als die irgend eines Advokaten, und eine beständig fließende Suada gab selbst gewöhnlichen Dingen in seinem Munde ein Interesse. Er sprach nicht laut, aber so klar und deutlich, daß keines seiner Worte zur Erde fiel; selbst seine tiefen Töne, sein „Beiseitereden,“ wenn er die Richter oder Geschwornen anredete, fielen hell und vernehmlich ins Ohr.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M., Januar.

(Fortsetzung.)

Die Troubadours und die Minnesänger.

„Achtung und Verehrung der Frauen (fährt Herr Peschier fort) ist einer der charakteristischen Züge der Troubadours beider Nationen. Dieses Gefühl beherrscht alle andern; aber hier, wie anderwärts, tritt ein stark bezeichneter Unterschied hervor, der ohne Zweifel aus der Art und Weise entspringt, wie beide Völker die Liebe schildern und betrachten. Die Franzosen nämlich sehen sie als eine Leidenschaft von derselben Natur, wie alle menschlichen Leidenschaften an, bisweilen sogar als eine Art Abstraktion, die ihnen nur metaphysischen Schwulst einzuflößen vermag. Auch äußert sich in mehreren ihrer Werke die natürlichste, die gebieterischste und beredteste aller Leidenschaften bald in einer sinnreichen und kalten Spitzfindigkeit, bald in einer faden oder doch wenigstens gesuchten Galanterie. Dies ist auch der Fall bei den französischen Trouvadours. Sie richten oft ihre Huldigung an eine verheirathete Dame, ohne etwas für sie zu fühlen, ohne Hoffnung der Erwiederung, lediglich aus Eitelkeit, oder um eines rein politischen Zweckes willen. Die Damen buhlten um das Lob des berühmtesten Troubadours. Dieser dagegen trug in das Verzeichniß seiner Eroberungen die Namen der berühmtesten Frauen ein, damit der Glanz ihres Rufs auf seine Gesänge zurückstrahle. Es war demnach ein sehr kalter Vertrag, ein Bund ohne Interesse, der die Dichterritter oder die kriegerischen Barden mit der Dame ihrer Gedanken oder vielmehr ihrer Poesie vereinigte. Mit nicht größerer Macht beherrschte die Liebe die Herzen der Frauen. Ohne wirkliche Leidenschaft für jene fahrenden Sänger zu empfinden, heuchelten sie ein lebhaftes Gefühl, das ihnen fremd war, allein dessen trügerischer Schein die Begeisterung der Dichter erweckte und ihnen eine Art künstlichen Enthusiasmus einflößte. Kurz, es war bei den Poesien der Troubadours der Provence weit mehr Kombination und Berechnung, als Dichtergeist und Herzenserguß im Spiel. Nicht so bei den Minnesängern. Die charakteristischen Unterschiede, die uns beim Lesen ihrer Verse auffallen, entspringen aus der ganz eigenen Rolle, welche bei den Deutschen die Liebe in jenem großen Drama spielt, das man das Leben nennt. Dieses Gefühl, eine unbeschreibliche Mischung von Kraft und Schwäche, welches das Herz mit seinen Stürmen beunruhigt, oder es mit seinen Wonnegenüssen berauscht, diese innere Ueberzeugung daß wir das Wesen gefunden haben, das die Natur uns bestimmt hatte, dieses plötzliche, über das Leben verbreitete Licht, das uns dessen Geheimniß aufzuschließen scheint, dieser unbekannte Werth, den wir auf die kleinsten Umstände legen, diese flüchtigen Stunden, deren einzelne Momente, gerade ihres Reizes wegen, der Erinnerung entschlüpfen, dieses innige Einverständniß, diese natürliche Sympathie, die jeden Gedanken erräth und jede Rührung erwiedert, kurz die Liebe, die alle diese Ideen umfaßt und sie alle in sich schließt, gilt bei den Deutschen für etwas Religiöses, Geheiligtes, Himmlisches, für eine Ausgießung der Gottheit selber, eine Erfüllung des Berufs des Menschen auf dieser Erde, einen Strahl des göttlichen Lichtes, der das Herz erwärmt und reinigt. Er kann keinen strafbaren Gedanken einflößen, denn er würde seinen erhabenen Ursprung verläugnen; er kann nicht erlöschen, denn sein Wesen ist unsterblich; er kann nur in den Schooß des Schöpfers wieder zurückkehren.“

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 22.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 26. Januar 1831.

Ich freue mich deß, daß unsere Füße werden stehen in deinen Thoren, Jerusalem.

Psalmen Davids.

Tetuan im Reiche Marocco.

Der Pascha von Tetuan ist nur für diejenigen sichtbar, welche für die Ehre bezahlen wollen; aber ein Paar Zukkerhüte oder ein Paar Pfund Kaffee sind hinreichend, dieselbe einem Fremden zu verschaffen. Man hat ihn deßwegen mit einem wilden Thiere in einer Schaubude verglichen; und das Gleichniß paßt um so mehr, als er schrecklich an der Elephantiasis leidet, und wegen seiner geschwollenen Beine beinahe gänzlich auf seine Wohnung beschränkt ist. Ich fand indessen, daß er mehr Gefühl besaß, als man ihm seinem Aeußern nach hätte zutrauen sollen. Er führte mich in seinem Garten herum, welcher sehr ordentlich angelegt und unterhalten ist. Aber mitten darin stand ein Springbrunnen, welcher nicht mehr spielte und wild mit Moos und Unkraut überwachsen war. Als ich mein Erstaunen über diese Vernachläßigung äußerte, sagte er mir: dieser Brunnen habe einer Lieblingsgattin gehört, welche von dem Wasser zu trinken und den Fleck mit ihren eigenen Händen anzubauen pflegte; der Brunnen solle nun nicht mehr spielen und ihr Garten verwildern, da sie, welche ihre Freude daran gefunden, ihrer nicht mehr genießen könne.

Die traurige Stimmung seiner Excellenz war an diesem Tage durch eine dringende Forderung des Kaisers, welcher er nicht mehr auszuweichen wußte, nur noch gesteigert worden; er sollte eine große Geldsumme nach Marocco schicken. In dieser Noth sandte er zu den Vorstehern der Judenschaft und bat sehr höflich um eine kleine Anleihe. Da trat das Haupt derselben — der Rothschild von Tetuan — vor und sprach trotzig: „er müsse nicht glauben, daß seine Glaubensbrüder dazu aufgelegt seyen, die Unterschleife Sr. Excellenz gut zu machen, nachdem dieselbe so oft Geld von ihnen erpreßt, sie so oft habe prügeln lassen, daß sie fast eben so wenig Geld mehr im Beutel, als Fleisch auf dem Rücken haben.“ Eine solche Kühnheit wäre dem Redner zu jeder andern Zeit übel bekommen; aber die Juden wußten, daß der Pascha in Ungnade gefallen war, und waren entschlossen, ihm nicht aus seiner Noth zu helfen, da sie hofften, daß er dadurch um so eher um sein Amt kommen würde. Auch war die Lage Sr. Excellenz wirklich so mißlich, daß sie den Schimpf verschmerzen mußte.

Die Stadt Tetuan ist weitläuftig und hat ungefähr 30,000 Einwohner. Ihre Lage ist die günstigste im Reiche Marocco für den Handel mit Europa; nur machen die Sandbänke, welche an der Mündung des Flusses liegen, es allen Schiffen über achtzig Tonnen Last unmöglich, sich der Stadt zu nähern. Diese liegt nahe bei dem schönen Gebirge Rif, dessen elende, halbnackte Bewohner der Schrecken der Städter sind. Die Soldaten, welche uns auf's Land begleiteten, wollten sich nicht in's Gebirge wagen, weil die Rifier die Nacht vorher durch den Fluß gewadet seyen und einige Mohrische Weiber entführt haben, und nun glauben würden, wir kommen, um dieselben aufzusuchen. Für einen Liebhaber der Jagd hat

Ueberzeugung, aus dem Innern seiner Seele, als habe er stets das Recht auf seiner Seite, und selbst wenn er ganz unrecht hatte, wie es in Hinsicht auf das Gesez oft genug der Fall seyn mochte, war er so ganz der Mann, der seiner Sache gewiß schien, daß Zuhörer, die von den Gesetzen nichts verstanden, sich wunderten, wenn sie die Richter entscheiden hörten, daß Hrn. Broughams gesezliche Ansichten gar nicht haltbar seyen. Seine ausgebreitete Menschen- und Weltkenntniß versah ihn mit einem beständigen Vorrath von Bemerkungen und Erläuterungen, während seine unvergleichliche Leichtigkeit und Kraft des Ausdrucks jedem von ihm berührten Gegenstand ein zehnfaches Gewicht gab. Seine außerordentliche Geschicklichkeit im Loben und seine noch größere im Spotten gab seinen Bemerkungen über Zeugenaussagen eine ungewöhnliche Kraft, und wenn er sich zur künstlichen Leitung der Geschwornen hätte herablassen wollen, würde sein Beistand in Rechtssachen unschäzbar gewesen seyn. Diese Art von Leitung aber, dieses Schmiegen nach den Vorurtheilen oder der Unwissenheit der Leute, um ihnen eine Entscheidung abzulocken, war eine Kunst, welche sein hoher Sinn verschmähte.... Seine Energie stieg mit der Wichtigkeit der Gegenstände, über die er zu reden hatte, und hob sich allmählig vom gemäßigten Ernste, womit er von einfachen und alltäglichen Dingen redete, bis zum höchsten Feuer der Beredtsamkeit, so wie das Thema selbst an Bedeutsamkeit gewann. Dann griff er zu den unwiderstehlichen Waffen des Spottes und des Schimpfes; in der Stellung des heil. Paulus in Raphaels Carton, mit vorgestreckten Armen und vorgebeugtem Oberleib, schien er dann über den Gegenstand seines Angriffes die hochlodernde Flamme seines Zornes auszugießen; dann erschien er als der bei weitem größte Redner seiner Zeit, und im Fache der Philippika hat ihn vielleicht kein Rechtsanwald seit Cicero übertroffen. An der, vielleicht nicht so männlichen, aber nicht weniger überredenden Kunst, die sich an die bessern Gefühle des Herzens wendet, fehlte es ihm indessen fast ganz. Seine Hauptstärke war die Schilderung der Tyrannei und Unterdrückung, die Erhebung des Ruhmes, den der Widerstand gegen dieselbe gewährt, die Geißelung der Gemeinheit und Grausamkeit, die Demüthigung der Unwissenheit und Anmaßung. Sprach er davon, welch herrliches Gut Kenntnisse seyen, wie schön die Freiheit, wie edel und groß feste Entschlossenheit, so war er sichtbar ganz Gefühl; aber zartes Mitleid, die überwindende Macht der Sanftmuth und Güte, die Gluth und Zärtlichkeit der Liebe fanden entweder nichts Entsprechendes in ihm, oder schienen ihm keine tüchtigen Werkzeuge seiner Kunst."

„Indessen dürfen wir uns nicht auf eine Darstellung dessen beschränken, was Brougham vor den Schranken des Gerichts war. Es ist uns kaum möglich, alle öffentlichen Beschäftigungen, denen dieser außerordentliche Mann seine Zeit widmet, aufzuzählen; wir könnten ihn schildern, wie er bald die Studenten der Universität Glasgow anredet, bald den Rath der Londoner Universität; wir könnten von den Morgen reden, die er in der Gesellschaft zur Verbreitung nüzlicher Kenntnisse, und von den Abenden, die er im Handwerkerinstitut zubrachte, wo er alles mit der überlegenen Macht seines Geistes beherrschte, die keiner den Muth hat, ihm streitig zu machen; wir können ihn zeigen, wie er mit unwiderstehlicher Gewalt von der Würde der Freiheit an demselben Ort spricht, wo er zur Förderung seines eigenen Willens und der vorliegenden Geschäfte einen praktischen Despotismus ausübt. Aber für diese Dinge fehlt es uns an Raum, und wir bitten die Leser nur, uns ins Unterhaus zu begleiten, wo er in den lezten drei Jahren keinen Nebenbuhler fand, der mit ihm auch nur einen Augenblick verglichen werden konnte. Er pflegte nicht weit von dem Sprecher auf der Hauptbank der Opposition, in einem alten, schlechten, schwarzen Anzuge, mit übereinandergeschlagenen Armen, den Hut über die Augen herabgezogen, zu sitzen, und hier sah man Heinrich Brougham in seinem höchsten Glanze. Als Advokat war er von Männern umgeben, die über ihm standen; aber hier schrumpften diese Männer zu nichts zusammen, während er zur Würde des ersten Mannes in der ersten berathenden Versammlung der Welt emporstieg. Niemand kann zwar weniger pompös seyn, als er, aber die Wichtigkeit seiner Stellung schien er doch wohl zu fühlen, und früh am Abende, ehe die Debatten sich bis zur Heftigkeit erhizten, lag ein ruhiger, strenger Ernst in seinem Wesen, der ein Gefühl von Kraft verrieth, die nur auf Gelegenheit wartet, sich zu zeigen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M., Januar.

(Beschluß.)

Dramatische Vorlesungen. Theater.

Die erste diesjährige Sitzung des Museums (im rothen Hause) war reich an Genüssen. Der Vorstand dieser Anstalt hatte den bekannten Schriftsteller v. Holtei, der als Regisseur des großherzoglichen Hoftheaters zu Darmstadt in unserer Nähe lebt, vermocht, einige dramatische Vorträge in seiner beliebten Manier zu geben. v. H. hat die schwere Kunst des lebendigen Vorlesens bei Tieck, der als Meister darin glänzt, studirt und nicht selten vor den gebildeten Cirkeln Berlins rühmlich bewährt. Auch hier ist nur Eine Stimme über seine vortreffliche Leistung. Nach einer großen Ouvertüre von Beethoven trat v. Holtei auf und las das krasse Schicksalsstück Werners, „der vierundzwanzigste Februar." Im dichtgedrängten Zuhörerkreise (es waren wohl 500 Personen gegenwärtig) herrschte schauerliche Stille. Man fühlte sich tief ergriffen von des Dichters dämonischer Gewalt, und vergaß fast, daß nur die Kunst ihre Täuschungen wob. Nach einem zweiten Musikstücke trat Hr. v. Holtei nochmals auf und las „die Ueberbildeten," Lustspiel nach Molière von Robert. Diese witzige Verspottung jener sentimentalen Pseudoromantik, woran so viele „Frauengemüther" kränkeln, fand in dem Munde des Vortragenden erst die rechte Bedeutung. Die ergözliche Satire verfehlte keineswegs den beabsichtigten Eindruck: das Auditorium sah sich in die heiterste Stimmung versezt, und als H. schloß, konnte er in dem lauten Beifall, der sich Luft machte, erkennen, wie sehr er befriedigt hatte.

Auf der hiesigen Nationalbühne ward am Neujahrstagabend der „Zeitgeist," versteht sich, nur der Raupachsche, förmlich ausgepfiffen. Das Publikum zeigte dabei neuerdings, daß es selbst einer Posse scharf auf die Finger sieht, und kein noch so verzeihliches Vergehen gegen die herkömmliche Decenz passiren läßt. Niemand kann in Abrede stellen, daß des fruchtbaren Raupachs flüchtigst hingeworfene Arbeiten von Witz und Theatercoups sprudeln. Sein „Zeitgeist" steht in dieser Beziehung gar nicht zurück und verdiente mithin gewiß eine nachsichtige Aufnahme. Dies fühlte wohl auch die Gallerie: sie applaudirte laut; aber im Parterre walteten die Diktatoren des sogenannten guten Geschmacks, und die Logen blieben neutral.

Beilage: Kunstblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 23.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 27. Januar 1831.

Freudig war vor vielen Jahren
Eifrig so der Geist bestrebt,
Zu erforschen, zu erfahren,
Wie Natur im Schaffen lebt.

Goethe.

Zur Geschichte der Wissenschaften, nach Cuvier.

Wir haben im vorigen Jahre aus den Vorlesungen Cuviers über die Geschichte der Naturwissenschaften einen Auszug mitgetheilt, und sind mit demselben so lange fortgefahren, bis der Vortrag zu sehr in das Einzelne der Wissenschaften einging. Der berühmte Naturforscher hält nun gegenwärtig, als Fortsetzung der früheren, Vorlesungen über die Geschichte der Wissenschaften in den drei lezten Jahrhunderten. Da er hier sehr ins Detail geht, können wir ihm nicht regelmäßig folgen, gedenken indessen hie und da einen Abschnitt mitzutheilen, der auch für ein größeres Publikum Interesse haben möchte.

* * *

Kosmogonien der zwei lezten Jahrhunderte.

Die wissenschaftlichen Begriffe eines Zeitalters finden sich im geologischen Systeme desselben gleichsam koncentrirt. Die Geologie, eine reine Erfahrungswissenschaft, beschreibt die Schichten der Erdrinde, ihre Lage, die Körper, aus denen sie bestehen, und die Art, wie sie unter einander gruppirt sind, und zieht endlich aus diesem allen allgemeine Regeln und Gesetze. Die Geogonie dagegen, die man oft fälschlich mit der Geologie verwechselt, ist eine spekulative Wissenschaft, die aber ohne Geologie undenkbar wäre; ihr Zweck ist, zur Erkenntniß der Ursachen zu gelangen, welche alle die Veränderungen erzeugt haben, die der Erdkörper seit Anbeginn der Welt bis auf den heutigen Tag durchlaufen hat; die Physik, die Astronomie, fast sämmtliche Zweige der Naturgeschichte sind ihre Hülfswissenschaften. Der Zustand der Geologie gibt immer einen sichern Maßstab dafür ab, wie weit die Wissenschaften in einem Zeitraum gediehen sind, denn die Grundlage jener Wissenschaft ist eben die Gesammtmasse von erworbenen Naturkenntnissen. Was die Geogonie betrifft, so würde sich heutzutage Niemand herausnehmen, die Welt nach Grundsätzen zu konstruiren, die sich nicht mit den Erfahrungssätzen gesammter Zweige der Naturwissenschaft vertrügen. Im siebzehnten und noch zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts nahm man es damit nicht so genau.

Die Erdkugel besteht auf ihrer Oberfläche aus Land und Meer; dieses ist durchaus sich selbst gleich und beständig wagerecht; jenes ist uneben und mit Höhen durchzogen, deren Ketten nichts weniger als regelmäßig streichen. Die Erdschichten, aus denen sie bestehen, sind von sehr mannigfaltiger Art. Zuerst stößt man auf Kalkschichten, sodann auf Sand, auf Marmor, Schiefer u. s. w., zu unterst auf Granit und anderes sehr hartes Gestein. Man findet in diesen Schichten Seethiere, Muscheln, Korallen, hie und da Skelette von Seefischen, seltener Gebeine von Reptilien und vierfüßigen Thieren; Alles erscheint auf den ersten Blick unordentlich untereinandergeworfen; erst langer fleißiger Beobachtung konnte es gelingen, das Chaos einigermaßen zu entwirren; aber der ungeduldige Menschen-

geist wollte vorweg das Räthsel der Natur aussprechen; die Geogonie eilte kühn der Geologie voraus, und ihre Aussprüche mußten nothwendig, da sie aus der Luft gegriffen waren, falsch seyn. Wir führen nun von den Kosmogonien der Gelehrten der zwei lezten Jahrhunderte Einiges an.

Der Hauptsatz von Descartes System ist, die Planeten, also auch die Erde, seyen an ihrer Oberfläche erkaltete Sonnen, und unsere Erde namentlich enthalte ein Centralfeuer, aus dem er den Umstand erklärte, daß sich die Temperatur im Innern immer gleich bleibe. Wir brauchen nicht zu sagen, daß diese Hypothese so gut wie nichts erklärte; aber als einen Beweis, wie weit man damals noch in den Erfahrungswissenschaften zurück war, führen wir nur an, daß die Fossilien noch nicht als organische Körper betrachtet wurden. Indessen bewies ein sicilianischer Maler, Augustin Scilla, i. J. 1670 in einem eigenen Werke, daß einige Fossilien wirkliche Muscheln, und daß die damals sogenannten Glossopetrà Hayfischzähne seyen. Bernard Palissy hatte diese Behauptung schon ums Jahr 1650 gewagt; sie wurde aber nichts weniger als allgemein geglaubt. Eduard Lhuyd, geboren 1660 in Wales, gab 1699 ein Buch mit vielen Kupfern heraus, in dem er behauptete, Keime lebender Wesen seyen überall durch die Winde umhergestreut und in den Schooß der Erde versenkt worden, daselbst zu unvollständigen Thier- und Pflanzengebilden aufgegangen, und dieß seyen eben die Fossilien.

Die Beobachtungen aber, die man allermittelst über die Lagerung der verschiedenen Erdschichten, über die Metalladern, die Zusammensetzung der Berge gemacht hatte, heischten nachgerade ein umfassenderes, zugleich positiveres, weniger träumerisches System der Geologie als bisher; es mußte indessen immer noch mit der Erzählung der Genesis, die eine unbedingte Autorität war, in Uebereinstimmung gebracht werden. Die erste vollständige Theorie nun ist in einem theologischen Werke von Thomas Burnet enthalten (geboren 1635, gestorben 1715), in welchem er die Entstehung der Erde zu erklären und die Veränderungen, die mit ihr vorgegangen, zu verfolgen sucht. Er behauptet, die Erde sey von Anfang überall von Wasser umhüllt gewesen; die leichten Materien fingen zu einer gewissen Zeit an im Wasser aufzusteigen, trockneten an der Fläche desselben und bildeten eine ebene Rinde ohne Berge und Meere; dieß war der erste Aufenthalt des Menschen, und er war ausnehmend fruchtbar, was schwer begreiflich ist; die Sonne trocknete die Erdrinde immer mehr aus, diese barst endlich, und daher kam die Sündfluth; die Bruchstücke der Kruste bildeten die Berge, die Continente, und dazwischen breiteten sich die Meere aus. Eines Tags wird das Centralfeuer, das fortwährend das Innere der Erde austrocknet, Alles verzehren.

Leibnitz, ein weit höherer Genius, forschte in seiner Protogäa auch nach dem Zustand, in dem sich die Erde vor dem Auftreten des Menschengeschlechts befunden haben mag. Er sezt voraus, die Erde habe sich Anfangs in flüssigem Zustande befunden, und da das Feuer das Prinzip des Flüssigen ist, meinte er, die Erde sey Anfangs geschmolzen gewesen; ja er hält sie für das Stück einer erloschenen Sonne, das ein Komet abgeschlagen. Die Erdkruste ist nach ihm verglast, und eben durch diese Verglasung erklärt er auch die Bildung der Höhlen. Die Dünste, welche die große Hitze in der Atmosphäre erzeugte, schlugen sich nun nach und nach nieder, verdichteten sich und bildeten zuerst die Metalle und dann das Wasser. In dieser Periode traten die Wasserthiere auf; daher findet man auch in den ersten Bergen, die früher gebildet waren, keine Spur von diesen Thieren. Die Wasser drangen sodann in die Höhlen und ließen damit große Landstrecken unbedeckt, die sich nun mit Pflanzen bedeckten, mit Landthieren bevölkerten. Die Metalladern sind zum Theil Niederschläge aus dem Zustand der Verflüchtigung, zum Theil aus wäßriger Auflösung. Dieses System, die Frucht der höchsten Kraftäußerung, deren der menschliche Geist damals fähig war, hat das Verdienst, daß es vollständig aus Einem und ebendemselben obersten Grundsatz hergeleitet ist. Buffon hat dieselbe Theorie wieder aufgenommen und weiter ausgeführt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe eines Auferstandenen.

(Fortsetzung.)

Mich überraschte und rührte das Zartgefühl. Ich wollte sehen, ob ich die Sache nicht auf andere Weise zurechtbringen könne. Als ich nun deßhalb zur Thüre hinein trat, suchte mein Blick zunächst den, welcher zugleich Verdacht und Mitleid erregte. Er schlief; sein fast kahler Kopf lag gegen den Ofen gelehnt. Das wenige, zwischen Grau und Blond schillernde Haar, das wohl lange den Kamm und die Scheere entbehrt haben mochte, fiel seitwärts über die Stirn und beschattete die bleichen, geregelten Züge, deren sanfter, ja heller Ausdruck auf ursprüngliche Harmonie im Innern und Aeußern zurückwies. Besonders lag zwischen Augen und Stirn etwas kindlich Gutes und Liebes, vor dem das Herz sich aufschloß.

Zu den Füßen des Schlafenden kauerte ein zottiger Hund, fast noch magerer und elender als sein Herr. Er knurrte bei meiner Annäherung. Ich wandte mich daher um, aus Furcht, jenen zu erwecken. Wie ich nun, zu den andern gekehrt, dastehe, ist das erste Gesicht, dem

ich begegne, Wellborns. Er hielt ein Papier in Händen, das er seinem muthmaßlichen neuen Herrn, dem Schloßgaste, zeigte. Zugleich bemerkte ich, daß die kleine Reisetasche des wandernden Jägers geöffnet auf der Bank lag. Wellborn erkannte mich nicht sobald, als er mit beispielloser Dreistigkeit auf mich zukam. „Wissen Sie, wer das ist, den Sie da schlafen sehen?“ rief er. Ich maß den Unverschämten mit großen Augen. Das Wort erstarb mir auf der Zunge; es widerstand etwas in mir jeder Erinnerung ehemaligen Verhältnisses zwischen uns beiden. Ich verachtete ihn zu sehr, um mit ihm zu rechten. Er benuzte indeß mein Schweigen, indem er vertraulich fortfuhr: „Der Volksdichter L— ist es. Er hat ausgesungen, wie er früher bei Paris den Kampf für das Vaterland ausgefochten hat. Er verlor hierbei den Arm, später verlor er sich selbst. Man wußte nicht, wo er hingekommen war. Viele glaubten ihn todt; er ist es auch wohl moralisch schon längst, und leiblich treibt er's in der Gestalt gewiß nicht lange mehr.“ — „Woher wissen Sie —“ fragte ich, vor Unwillen zitternd. „Ah!“ entgegnete Wellborn, meine Gedanken schnell errathend, „der Riemen von der ledernen Tasche dort hatte sich gelöst; es fiel etwas heraus, ich hob es auf, es war der Paß des unbegünstigten Musensohns.“ — „Elender!“ murmelte ich zwischen den Zähnen, ihm den Rücken wendend. Sein Herr that sehr erschüttert über die grauenvolle Entdeckung, wie er sich ausdrückte. Wirklich lag eine gewisse matte Weichlichkeit in seiner Miene, die man für Mitgefühl halten konnte, wenn man nicht die unheimliche Lüge dahinter spürte. Ich hatte ihn schnell weg; mich empörte das Einverständniß zwischen ihm und Wellborn bei einer Handlung, die nicht mit Unrecht Diebstahl zu nennen war, denn die Fabel mit dem Aufgeben der Reisetasche und dem Herausfallen des Blattes fand bei mir keinen Glauben. Er mochte mir das anmerken, vielleicht wollte er mich eben deshalb bestechen, denn er sah, wie in einen melancholischen Abgrund versinkend, auf den träumenden Sänger, und flüsterte fast nur, so leise säuselte das Mitgefühl über seine Lippen: „Es ist doch wahr, der Mensch ist unbeglückter unter Menschen, als das Thier in der reichen Schöpfung der Natur. Die verstummte Nachtigall bleibt immer die Königin der Waldsänger: was sie bestimmt war, zu leisten, gilt, wenn sie auch nichts mehr leistet. Der begeisterte Dichter hingegen, der das Vaterland entzündete, erlischt mit der Flamme, die dem Wintersturme der Zeit nicht widersteht.“ Wellborn lächelte bei dem elegischen Erguß. „Wie wollen Sie,“ sagte er, indem er mich von der Seite ansah, „daß die Reminiscenzen des Jahres dreizehn noch fortklingen? Damals quoll die Begeisterung aus jedem Arm der Hippokrene; zulezt verliert sich der mächtigste Strom in den Sand.“

Ich achtete wenig auf ihn. In mir drängten sich die entsezlichen Worte herauf: verstümmelte, verarmte, entweihte Poesie, du schleppst dich durch die Gemeinheit des Lebens, und flacher Uebermuth bestiehlt dich, wenn dein verschleiertes Auge in die unsichtbare Welt der Ahndung versinkt.

In diesem Augenblicke flog die Thür auf. Ein rüstiger, wohlgebildeter Mann von mittlern Jahren schritt mit großer Lebhaftigkeit auf die Anwesenden zu. „Wo ist er?“ fragte er mit sichtlicher Ungeduld, sah den jezt Erwachenden starr an, und ein schmerzlicher Seufzer und die unbewachten Worte: „Lieber Himmel, ist das Dein Schützling!“ stahlen sich über seine erbleichenden Lippen.

Nichts, nichts mehr von dem Wiedersehen zweier Menschen, die der lieben, oft ersehnten Stunde nur bittere Thränen zu zollen haben. Es war der Geistliche des Ortes, der, von der Anwesenheit des ehemaligen Kriegsgefährten und Universitätsfreundes beim Hineintreten in das Haus unterrichtet, diesem mit klopfendem Herzen entgegenflog.

Ich schreibe diese Zeilen in des wackern Mannes Hause. Wir haben den kranken Sänger dorthin gebracht. Die Landleute erfuhren nicht sobald, daß der, dessen Lieder sie wohl noch dann und wann aus alter Erinnerung singen, unter ihnen sey, als sie sich erboten, ihn nach dem Pfarrhause zu tragen. Es geschah. Der Soldat eröffnete den Zug; er stimmte einen jener Schlachtgesänge an, welche sonst die Knaben bei ihren Spielen lallten. L— blickte dankbar zum Himmel. „Ich werde nicht sterben,“ sagte er; „was Leben hat, das lebt; die Welt thut nichts dazu und nimmt nichts davon.“ — Wir waren an der Schwelle des saubern Häuschens. Einige von unsern Begleitern hielten ihre Laternen empor, um die Straße zu erhellen. Der Gesang, die Lichter, die Tragbahre, alles erinnerte an einen Leichenzug. Da klingelte das Schellengeläut eines Schlittens an uns vorbei; der Graf und Wellborn flogen auf dem Wege nach der Stadt hin. Der Graf, wenn gleich gekannt, ist dort wohl gelitten; er wird nächstens das Zusammentreffen mit L—, zu einer Scene in der Manier von Yoricks Reisen aufgestuzt, drucken lassen, und was andere empfunden, beschreiben.

Wir drei, der Geistliche, der Soldat und ich, sitzen neben dem Gestorbenen, der wenigstens in Freundes Armen verschied. Er freute sich so über das warme Bett und das Feuer im Ofen. Es war alle Wärme, die ihm die erstarrte Erde geben konnte. Er starb gern. Wir mußten ihm vom Tage bei Leipzig sprechen. Der Prediger that es mit der Gluth, welche das Bild einer großen Zeit, muthiger Gesinnung und kühner, freudiger Entschlossenheit dem Manne für alle Lebenstage zurück ließen. Der befreiete Dichter lächelte und verschied.

Vor einem Festabende.

Von Karl Felder.

Leis entschwebt der Zeiten Flügel,
Rastlos über uns dahin,
Wie dort über Fluß und Hügel
Wolkenschatten eilig ziehn.
Wo ein frohes Paar gelacht,
Trauert bald nur öde Nacht.

Wo nach Tages Last und Mühe
Eltern sich der Lust geweiht,
Wie im Kinderkreis entblühe
Neu die eigne Kinderzeit,
Grünt in Schutt ein wilder Strauch,
Wehet frech der Winde Hauch.

Freunde zechten einst auf's beste;
Wo ist nun ihr Sangverein? —
Gott sey Dank! zu unserm Feste
Steht der Tisch noch, glänzt der Wein;
Die sich liebend ausersahn,
Traute Brüder, alle nahn.

Zeit ist's noch, daß Epheuranken
Wuchern um der Freude Sitz,
Und daß Zweige lispelnd wanken,
Wo nun schallen Lust und Witz;
Heute, heute sinds noch wir,
Die hier halten Standquartier!

Suchen Manchen wir vergebens,
Deckt die Besten schon die Gruft,
Ach, das Licht des schönern Lebens
Glänzt ja ihnen! Freunde ruft
Ihnen Heil! Auf Treu' und Scherz
Schau'n sie lächelnd erdenwärts.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

(Beschluß.)

Brougham. Neujahrsdramen.

„Brougham (heißt es im New Monthly Magazine weiter) hat eine besonders glückliche Stimme; sie ist so klar, so biegsam, und er hat sie so sehr in seiner Gewalt, daß, wenn er sich einer Parenthese bedient, was eine seiner Lieblingsfiguren ist, dieselbe durch die Veränderung des Tones so genau bezeichnet ist, als wenn man sie geschrieben sähe. Zuweilen pflegte er plötzlich aufzuspringen und auf einmal die ganze Schale seiner Bitterkeit auszugießen; gewöhnlich aber arbeitete er sich langsam zu dem Paroxysmus der Wuth hinauf, welcher er sich so gern überließ; nachdem er seine Rede vorsichtig, aber kräftig, mit einem reichen, ununterbrochenen, mächtigen Wortstrom angefangen hatte, wurde er allmählig warm, und nachdem nun seine Leidenschaften durch den Strom seiner Einbildungskraft und die Heftigkeit der Debatte aufgeregt waren, hörte man jene unvorsichtigen und ungerechten Ausdrücke, die zur Zeit Plunkets und Cannings ihm Züchtigung von Männern zuzogen, die selbst einen Brougham zur Ordnung zu verweisen wußten... Daß ihm irgend ein Fach des menschlichen Wissens in seinem ganzen Umfang bekannt sey, wird wohl Niemand behaupten, dagegen aber auch Niemand läugnen, daß wenige Menschen Kenntnisse von so ungeheurer Ausbreitung besitzen, und daß Niemand in unsern Tagen im Stande ist, von dem, was er weiß, einen so mächtigen Gebrauch zu machen, muß Jeder anerkennen; besäßen wir ein Verzeichniß von allen den Gegenständen, über die er lange, durchdachte Reden gehalten hat, so müßte es uns mit Erstaunen erfüllen, daß, selbst in vielen Jahren, ein Mensch neben den nothwendigen Pflichten eines mühsamen Berufs die Muße sollte gefunden haben, dieselben auch nur aufs Oberflächlichste zu studiren." Doch ich fürchte, mich schon zu lange bei diesem Gegenstande aufgehalten zu haben; vielleicht gebe ich einmal den Lesern Auszüge aus des außerordentlichen Mannes Reden. Hier noch zum Schlusse etwas über sein physisches Vermögen. Als er im vorigen Sommer zum Vertreter der großen und reichen Grafschaft York vorgeschlagen worden war und er, dem ehrenvollen Ruf Folge leistend, sich in die Grafschaft begeben hatte, um sich den Wählern vorzustellen, hielt er an einem Tage sieben lange Reden in eben so vielen Städten. Die erste davon fing er des Morgens um sieben an, und die lezte war um zehn Uhr Nachts noch nicht ganz geendigt.

Wir sind jezt in der Jahreszeit der Pantomimen; jedes Theater hat die seinige, und alle wetteifern, in diesem Magnete der Schuljugend und ihrer Eltern sich den Rang abzulaufen. Schon Monate vor Weihnachten zerbrechen sich die Unternehmer mit ihren Gehülfen und Freunden die Köpfe über die neuen Sprünge, Verwandlungen, Dekorationen, mit denen sie Kunden anzuziehen hoffen, aber vor allem über das Drama, welches immer vorangeht und auf Harlekin und Consorten vorbereitet, und noch mehr über einen Namen fürs Ganze. Ist dieser einmal gefunden, dann müssen alle, die von Amtswegen davon in Kenntniß gesezt werden müssen, das strengste Stillschweigen angeloben, und nun gehen Schreiner, Maler und hundert andere Künstler ans Werk, die überraschendsten Scenen hervorzubringen. Dabei werden dann auch die Thorheiten und Laster des Tages nicht selten aufgeführt und mit mehr oder minder praktischem Witz gegeißelt. In der Verlegenheit hat heuer der Direktor des Coventgarden-Theaters zu Byrons Werner gegriffen, welches Trauerspiel der Dichter selbst nie zur Aufführung bestimmt hatte. Indessen hat man es mittelst mancherlei Subtractionen und Additionen aufführbar gemacht. Byrons Leser werden sich erinnern, daß er den Mörder Ulrich frei ausgehen läßt; dies aber schien unsern Theatercensoren (denn daß wir hier in London, und in und für London allein, eine solche Censur haben, ist wohl den meisten Ihrer Leser bekannt) in gegenwärtigen Zeiten zu lockend; demnach hat man den Ungar die Polizei holen lassen, welche am Schlusse des Stücks und im Augenblicke, wo der unglückliche Werner verscheidet, Ulrich nach aller Form Rechtens in Verhaft nimmt, so daß der Galgen um der poetischen Gerechtigkeit willen in der Perspektive erscheint.

Beilage: Kunstblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 24.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 28. Januar 1831.

Wer hat das hohe Kleinod dir errungen,
Das zu der Länder Fürsten dich gemacht?
Hast du nicht selbst, von stolzen Königen gezwungen,
Der Reichsgesetze weisestes erdacht,
Das große Blatt, das deine Könige zu Bürgern,
Zu Fürsten deine Bürger macht?

Schiller.

Aus den Briefen eines Verstorbenen.

Aus dem siebzehnten Briefe.

Von vier Uhr Nachmittags bis zehn Uhr Abends saß ich im Hause der Gemeinen, gedrängt, in fürchterlicher Hitze, höchst unbequem, und dennoch mit so angespannter Aufmerksamkeit, so hingerissen, daß die sechs Stunden mir wie ein Augenblick vergingen.

Es ist in der That etwas Großes um eine solche Landesrepräsentation; diese Einfachheit in der Erscheinung, diese Würde und Erfahrung, diese ungeheure Macht nach Außen, und dieses prunklose Familienverhältniß im Innern. Die heutige Debatte war überdieß vom höchsten Interesse. Das vorige Ministerium hat, wie Du weißt, größtentheils resignirt, unter ihnen die wichtigsten Männer Englands, ja der (nach Napoleons und Blüchers Tode) berühmteste Mann Europas. Canning, der Verfechter der liberalen Parthey, hat dieses Ministerium besiegt, und ist, trotz aller ihrer Anstrengungen, der Chef des neuen geworden, dessen Zusammensetzung ihm, wie es in England üblich ist, allein überlassen wurde. Aber die ganze Gewalt der entrüsteten Ultra-Aristokratie und ihres Anhangs drückt noch immer schwer auf ihn, ja selbst einer seiner bedeutendsten Freunde, ein Commoner dazu wie er, ist gleichfalls einer der ausscheidenden Minister und schließt sich der feindlichen Parthey an. Dieser (Mr. Peel) eröffnete heute den Kampf, in einer langen und geschickten, sich jedoch zu oft wiederholenden Rede. Es würde mich viel zu weit führen und ganz über die Gränzen einer Korrespondenz wie die unsrige hinausgehen, wenn ich mich in das Detail der gerade jezt vorliegenden politischen Fragen einlassen wollte; meine Absicht ist nur die, die Taktik anzudeuten, mit der, auf der einen Seite, zuerst der Gewandteste der neuen Opposition angriff, dann mehrere gemeinere Streiter derselben losgelassen wurden, die regellos bald da, bald dort anpackten; hierauf aber die alte Opposition der Whigs, die jezt das liberale Ministerium aus allen Kräften unterstüzt, umgekehrt und zweckmäßiger mit dem kleinen Gewehrfeuer anfing, und dann erst, als schweres Geschütz, einen ihrer Hauptkämpfer, Brougham, sich erheben ließ, welcher in einer herrlichen Rede, die wie ein klarer Strom dahin strömte, seine Gegner zu entwaffnen suchte, sie bald mit Sarkasmen peinigte, bald einen höhern Schwung nehmend, alle Zuhörer tief ergriff und überzeugte; z. B. wenn er sagte: „nicht um Plätze zu erlangen, nicht um Reichthümer zu erwerben, ja nicht einmal um den Katholiken unsers Landes ihr natürliches und menschliches Recht wiedergegeben zu sehen, eine Wohlthat, um die ich seit fünf-und-zwanzig Jahren Gott und die Nation vergebens anrufe, nicht für alles dieses habe ich mich dem neuen Ministerium angeschlossen, nein, sondern nur weil, wohin ich mein Auge wende, nach Europas hoher Civilisation, oder nach Amerikas ungeheurem Kontinent, nach dem

Orient oder Occident, ich überall die Morgenröthe der Freiheit emporsteigen sehe — ja, ihr allein habe ich mich angeschlossen, indem ich dem Manne folge, der ihr Verfechter zu seyn, eben so würdig als willig ist.“ Hier schloß der Redner, nachdem er noch die feierliche Erklärung abgegeben, daß er um so unpartheyischer hierin sey und seyn könne, da er nie, und unter keiner Bedingung, je in ein Ministerium dieses Reichs treten werde. — Schon früher hatte ich Brougham gehört und bewundert. Niemand hat wohl je mit größerer Leichtigkeit gesprochen, Stundenlang in einem nie unterbrochenen, klaren Fluß der Rede, mit schönem und deutlichem Organ, die Aufmerksamkeit fesselnd, ohne irgendwo anzustoßen, nachzusinnen, zu wiederholen, oder, sich versprechend, ein Wort für das andere zu gebrauchen, welche störenden Fehler z. B. die Reden Peels oft verunstalten. Brougham spricht, wie ein geübter Leser Gedrucktes vorliest. — Demohngeachtet sieht man darin nur außerordentliches Talent, Witz und seltene Gegenwart des Geistes, doch die jedes Herz erwärmende Kraft des Genies besitzt er, meines Erachtens, nicht. Jezt erst trat Canning, der Held des Tages, selbst auf. Wenn der Vorige einem geschickten und eleganten geistigen Boxer zu vergleichen war, so gab Canning das Bild eines vollendeten griechischen Gladiators. Alles war edel, fein, einfach, und dann plötzlich ein Glanzpunkt, wie ein Blitz hervorbrechend, groß und hinreißend. Eine Art Ermattung und Schwäche die, als sey es die Folge der so kürzlich erlebten Kränkungen, so wie der überhäuften Arbeit, seiner Energie etwas zu benehmen schien, gewann ihm vielleicht in anderer Rücksicht noch mehr von Seiten des Gefühls.

Seine Rede war in jeder Hinsicht das Gediegenste, auch den Unbefangensten Ergreifende, der Kulminationspunkt des heutigen Tages. Nie werde ich den Eindruck vergessen, den sie und jene berühmte, die er vor mehreren Wochen über die portugiesischen Angelegenheiten hielt, auf mich machten. Ich fühlte tief, daß die höchste Gewalt, die der Mensch auf seine Mitmenschen ausüben, der blendendste Glanz, mit dem er sich umgeben kann, und vor dem selbst der des glücklichen Kriegers wie Phosphorschein vor der Sonne erbleicht, in dem göttlichen Geschenk der Rede liege. Dem großen Meister in dieser nur ist es gegeben, Herz und Gemüth einer ganzen Nation in jene Art von magnetischem Somnambulismus zu versetzen, wo ihr nur blindes Hingeben übrig bleibt, und der Zauberstab des Magnetismus über Wuth und Milde, über Kampf und Ruhe, über Thränen und Lachen mit gleicher Macht gebietet.

Am folgenden Tage wurde das Haus der Lords eröffnet, unter gleich merkwürdigen Umständen als gestern das Haus der Gemeinen; jedoch zeigten sich darin keine so großen Talente, als Brougham und vor allen Canning.

Lord Ellenborough (der, beiläufig gesagt, die schönste Frau in England besitzt) erhob sich zuerst und sagte in der Hauptsache: „Man habe die ausscheidenden Minister angeklagt, in Folge einer gemeinschaftlichen Vereinigung resignirt, und sich dadurch des hohen Unrechts schuldig gemacht zu haben, dem Könige seine konstitutionelle Prärogative, ganz nach freier Willkühr seine Minister zu ernennen, schmälern zu wollen. Zuvörderst müsse er daher verlangen, daß sie, um ihre Ehre zu retten, sich hierüber genügend rechtfertigten.“ Hier sah ich den großen Wellington in einer fatalen Klemme. Er ist kein Redner, und mußte nun bongré malgré sich wie eine Angeklagter vor seinen Richtern vertheidigen. Er war sehr agitirt, und dieser Senat seines Landes, obgleich aus lauter Leuten bestehend, die einzeln ihm vielleicht nichts sind, schien wirklich imposanter in seiner Masse für ihn, als weiland Napoleon und alle seine Hunderttausende. Daß so etwas aber möglich wird, ist die große Folge weiser Institutionen. Es war bei alle dem rührend, den Heros des Jahrhunderts in einer so untergeordneten Lage zu sehen. Er stotterte viel, unterbrach und verwickelte sich, kam aber doch am Ende, mit Hülfe seiner Parthey, die bei jedem Stein des Anstoßes (gerade wie bei der Gesandtenrede am Lord Mayors Tage) durch Beifall und Lärm eine Pause herbeiführte, in der er sich wieder zurecht finden konnte, so ziemlich damit zu Stande, zu beweisen, daß keine Conspiracy obgewaltet habe. Er sagte zuweilen starke Sachen, vielleicht mehr, als er wollte, denn er war seines Stoffes nicht Meister, unter andern folgende Worte, die mir sehr auffielen: „Ich bin Soldat und kein Redner. Mir gehen alle Talente ab, in dieser hohen Versammlung eine Rolle zu spielen, ich müßte mehr als toll seyn (mad), wenn ich je, wie man mich beschuldigt, dem wahnsinnigen Gedanken Raum hätte geben können, erster Minister werden zu wollen *).“

Alle ausgeschiedenen Lords nach der Reihe machten nun, so gut sie konnten, auch ihre Apologien. Der alte Lord Eldon versuchte es mit dem Weinen, was er bey

*) Diese Aeußerung des Herzogs ist seitdem. selbst im Unterhause, öfters zur Sprache gekommen; weniger bekannt aber möchte folgende ganz neue seyn, die ich der liebenswürdigen Dame verdanke, an die sie gerichtet war. Im Monat November dieses Jahres 1830 unterhielt sich der Premier mit der Fürstin E. und der Herzogin von D. über mehreres Charakteristische der englischen und französischen Nation und ihre gegenseitigen Vorzüge. Ce qui est beau, en Angleterre, sagte der Herzog mit vielem Selbstgefühl, c'est que ni le rang, ni les richesses, ni la faveur, peuvent élever un Anglais aux premières places. Le génie seul les obtient, et les conserve chez nous. Die Damen schlugen die Augen nieder, und acht Tage darauf war der Herzog von Wellington nicht mehr en place.

A. d. H.

großen Gelegenheiten immer bei der Hand hat, es wollte aber heute keine rechte Rührung hervorbringen. Dann antwortete der neue Lord und Minister (Lord Gooderich, ehemals Herr Robinson) für sich und den Premier, der im Hause der Lords nicht erscheinen kann, weil er nur ein Commoner ist, als solcher aber dennoch jezt England regiert, und zu berühmt als Mr. Canning geworden ist, als daß er diesen Namen gegen einen Lordstitel vertauschen möchte. Der Anfang der sonst guten Rede des neuen Pairs erregte ein allgemeines Gelächter, denn der langen, alten Gewohnheit getreu, redete er die Lords, wie den Sprecher des Unterhauses mit „Sir“ statt „Mylords“ an. Er war so dadurch dekontenancirt, daß er sich vor die Stirne schlug und eine ganze Weile sprachlos blieb, aber durch viele freundliche hear, hear bald wieder seine Fassung gewann. Lord Holland zeichnete sich, wie gewöhnlich, durch Schärfe und frappante Aufstellungen aus, Lord King durch vieles, zuweilen nicht sehr geschmackvolles Witzeln, Lord Lansdown durch ruhigen, sachgemäßen, mehr verständigen als glänzenden Vortrag. Lord Grey sprach von Allen mit dem meisten äußern Anstande, den die englischen Redner fast ohne Ausnahme entweder zu sehr verschmähen, oder seiner nicht mächtig werden können. Einen ähnlichen Mangel an Anstand bietet das Lokal des Unterhauses dar, das einem schmutzigen Kaffeehause gleicht, und das Benehmen vieler Volksrepräsentanten, die mit dem Hut auf dem Kopfe oft auf den Bänken ausgestreckt liegen, und sich während der Reden ihrer Kollegen laut von Allotrien unterhalten, erscheint seltsam. Lokal und Benehmen im Oberhause sind dagegen sehr schicklich.

Wenn ich im Allgemeinen von dem Totaleindruck dieser Tage auf mich Rechenschaft geben soll, so muß ich sagen, daß er erhebend und wehmüthig zugleich war: das Erste, indem ich mich in die Seele eines Engländers versezte, das Zweite im Gefühl eines Deutschen.

Dieser doppelte Senat des englischen Volks, mit allen menschlichen Schwächen, die mit unterlaufen mögen, ist doch etwas höchst Großartiges, und indem man sein Walten in der Nähe sieht, fängt man an zu verstehen, warum die englische **Nation** die erste auf der Erde ist.

Zur Geschichte der Wissenschaften,

nach Cuvier.

(Fortsetzung.)

William **Whiston**, geboren 1667, ein Schüler Newtons und von ihm zu seinem Nachfolger an der Universität Cambridge bestimmt, machte im Jahr 1696 eine neue Theorie der Erde von der Schöpfung an bekannt. Er behauptet, die Erde sey ein großer Komet gewesen und habe eine sehr langgezogene Ellipse beschrieben; zur Zeit, wo sie sich der Sonne sehr nahe befand, war sie im Zustande der Schmelzung; im Maaße aber, daß sie sich von ihr entfernte, erhärtete sie, nahm die Gestalt an, die sie jezt hat, und beschrieb fortan einen Kreis und keine lange Ellipse mehr; die Materien lagerten sich je nach ihrer Schwere; die Thiere traten auf u. s. f.; das Jahr war damals dreihundert sechzig Tage lang, jeder Monat hatte just dreißig Tage; die Erde war unendlich fruchtbar und des Menschen Leben bei weitem länger. Da kam die Sünde in die Welt, und die Strafe der Sünde war die Sündfluth; der Verfasser weiß genau, daß sie am 12ten November im 2349sten Jahre vor Christus eintrat und daher rührte, daß ein Komet nahe an der Erde vorüberging. Diese Ideen, die ihm wahrscheinlich der große Komet von 1681 an die Hand gab, stehen weit unter Leibnitzens, obgleich er fünfzehn Jahre nach ihm schrieb.

John **Woodward**, Professor der Medizin in London, trat 1695 mit einem noch unvollkommenern Systeme auf. Nach ihm ruhten unter anderm die Fossilien vor der Sündfluth auf dem Boden des Meers; mit dieser Katastrophe trat eine allgemeine Erweichung ein, und so sanken sie tief in den Schooß der Berge. Woodward stiftete ein Kapital von 400 Pf., von welchem jedes Jahr ein Gelehrter, der über diese vage Theorie vier Vorlesungen halten würde, belohnt werden sollte. Andere Werke über diesen Gegenstand, die nun nacheinander erschienen, sind von sehr geringem Belang; man findet nicht viel mehr darin, als Ideen, die sich einerseits auf den Text der Genesis stützen, andernseits von durchaus willkührlichen Voraussetzungen ausgehen. Indessen verdankt man in dieser Zeit Bourguet, Professor zu Neufchatel, die ersten Beobachtungen über die Uebereinstimmung der ausspringenden und der einspringenden Winkel der Thäler, über das Streichen der Schichten und die Wirkungen der Vulkane.

Erwähnung verdient Benoit de **Maillet**, französischer Konsul in Egypten, wovon er 1735 eine Beschreibung herausgab. In Egypten, dem klassischen Lande der Geologie, hatte er Geschmack für diese Wissenschaft bekommen; man erzählt, er habe geglaubt, er sey im Traume von Gott beauftragt worden, der Welt große Dinge zu verkünden, und habe seine Ansichten mit fanatischem Feuer gepredigt. Sie sind gesammelt in einem Werke, das den Titel führt: Telliamed, oder Unterhaltungen eines indischen Philosophen mit einem französischen Missionär; die erste Ausgabe erschien zu Amsterdam i. J. 1748, zehn Jahre nach des Verfassers Tode. Die Grundlage seines Systems war die Annahme, daß das Meer langsam, aber stetig abnehme, eine Annahme, die sich auf seine Beobachtung des angeschwemmten Landes an den Ausmündungen der Flüsse gründete. Der Mee-

resgrund gleicht nach ihm in Allem durchaus dem Boden der Kontinente. Das Meer hatte Anfangs die ganze Erde bedeckt; es fing aber bald an, sich zurückzuziehen, und ließ nun die Berge frei, die nichts sind als verhärteter Schlamm; und da es Anfangs nur wenig Seethiere gab, so findet man auf den hohen Bergen, die zuerst aufs Trockene kamen, weniger Versteinerungen, als in den secundären Gebirgsarten. Dieses System belegte er mit nichts als mit Stellen aus Ovid und andern alten Poeten. Ein Witzwort Fontenelles scheint ihn auf die Idee gebracht zu haben, wodurch er die Entstehung der Thiere und Pflanzen erklärt. Er behauptete, man finde auf dem Meeresboden Produkte, die den Landprodukten vollkommen ähnlich seyen; Sträucher aller Art mit Blättern, Früchten u. s. w.; die Seegewächse haben sich beim Zurückziehen des Meeres in Landpflanzen verwandelt, und auf dieselbe Weise seyen aus den Seethieren Landthiere geworden. Aus den fliegenden Fischen z. B. sind nach ihm Vögel geworden; es brauchte dazu nichts, als daß sich die obern Flossen spalteten und die untern sich in Füße verwandelten. Zur Bekräftigung seines Systems erzählt er die wunderlichsten Historien: so soll man Männer und Weiber mit Fischschwänzen gesehen haben; es waren dies ohne Zweifel Lamentins (Manati), die, wenn sie ihre Jungen zwischen den Brustflossen halten und sich im Wasser aufrichten, unwissende Matrosen aus der Ferne leicht für Menschen ansehen konnten. Ja er beruft sich auf die Holländer, die einen mit Schuppen bedeckten Menschen gefangen haben sollen, der holländisch sprach.

Maillet ist der erste, der die Möglichkeit der Verwandlung einer Thierart in die andere so keck ausgesprochen hat. Es liegen dieser Ansicht einige scheinbare Fakta zu Grunde, die wir an den Hausthieren beobachten, und es ist seitdem an diese Verwandlung vielfältig geglaubt worden. Vernünftigere, besonnenere Naturforschung hat aber bekanntlich seitdem dargethan, daß die Thierarten fest und unveränderlich dieselben bleiben, und daß nicht nur niemals aus einem Fisch ein Vogel wird, sondern auch kein Fuchs aus einem Hund, was doch ganz nahe Verwandte sind.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Griechenland.

Anleitung, in Griechenland vortheilhaft zu reisen.

Bemerkungen über die beste Art, in Griechenland zu reisen, sind vielleicht bald für ein größeres Publikum nicht mehr so überflüssig, als sie im gegenwärtigen Augenblicke noch seyn möchten. Der Verkehr zwischen den Völkern gewinnt mit Riesenschritten an Leichtigkeit, und wenn einmal Griechenland sicherer zu bereisen ist, als jezt, oder Europa wenigstens den Glauben gewonnen hat, daß sich hier sicher reisen läßt, so möchte dieser ältere Theil des klassischen Bodens von Europa für Rom und Italien, welchen bis jezt die Schaaren von Kunstjüngern und Neugierigen allein zuströmen, ein gefährlicher Nebenbuhler werden. Da diese Zeit vielleicht gar nicht ferne ist, so sind wohl die folgenden Bemerkungen Ihren Lesern vorläufig nicht unwillkommen.

Will man im Innern des Landes (Morea und Rumelien) reisen, so muß man sich, weil noch keine regelmäßigen Straßen angelegt sind und die Saumwege oft über die steilsten Gebirge führen, der Pferde und Maulesel, theils zum eigenen Fortkommen, theils zum Transporte des nöthigen Gepäcks bedienen. Zu Reisen an der Meeresküste und im Archipel hingegen bedient man sich gewöhnlich einer Art leichter Nachen, sogenannter Caiquen, welche mit lateinischen Segeln und bei Windstille mit Rudern bewegt werden, und mit denen die Griechen sehr geschickt umzugehen wissen. Obgleich die kürzere oder längere Dauer einer solchen Seereise fast immer von den Umständen abhängt, so kann man doch, vermöge der an jenen Küsten und Golfen fast regelmäßig eintretenden und wiederkehrender Winde, die Dauer der Fahrt mit großer Wahrscheinlichkeit bestimmen, wodurch diese Art des Fortkommens sehr angenehm wird. Da die Fremden mehr als die Eingebornen an Bequemlichkeiten gewöhnt sind, und sich nicht so leicht acclimatisiren, so ist es bei längerer Dauer der Reise sehr rathsam, zwei Thiere zu miethen, von denen das eine, zum Reiten bestimmt, doch auch noch leicht bepackt werden kann, während auf das andere blos die Reiseeffekten geladen werden. Die Jahreszeit mag seyn, welche sie will, so ist es für die Gesundheit sehr zuträglich, einen Reisemantel (wo möglich einen inländischen von dichtem, langem Ziegenhaare) und eine wollene Bettdecke mit sich zu führen; denn die meisten griechischen, an der Straße befindlichen Gasthäuser, Han's genannt, sind von der Beschaffenheit, daß man wenig mehr daselbst vorfindet, als was man mit sich bringt. Um auf die Dauer das Reiten aushalten zu können, und zum bequemern Sitzen ist es gut, mit einem europäischen Sattel versehen zu seyn. Damit die Reisebedürfnisse von dem einen Thiere auf das andere geladen werden können, ist es zweckmäßig, zwei, ¾ Ellen lange, ½ Elle breite und ¾ Elle hohe, hölzerne, an den Seiten mit Handhaben und an den Ecken mit Blech beschlagene Kisten zu besitzen, von denen die eine zur Aufbewahrung der Kleider und Wäsche, die andere aber, inwendig mit hölzernen Abtheilungen versehen, für die Lebensmittel bestimmt ist. In lezterer Hinsicht könnte man mit sich führen: 2 bis 3 Pfund Brod, von Reiß und andern Hülsenfrüchten etwa 1 Pfund, Rhum und Wein von jedem etwa eine Flasche (zu 1½ Kannen), deren zum Verpacken schicklichste Form die viereckige ist, etwas Oel, Essig, Kaffee, Thee, Zucker, Citronen u. dgl., einen kleinen Feldkessel, Feldflaschen und anderes, zum Essen nöthiges Geschirr. Mittelst dieser kleinen Provisionen ist man stets auf einige Tage vor Mangel geschüzt, und die einfacheren Lebensmittel, als Feigen, Oliven, Zwiebeln, Wein, Brod u. s. w., findet man im Nothfalle in den Han's stets; man wird jedoch immer gut thun, bei der ersten Gelegenheit den Proviantkasten wieder zu füllen. Zur Aufbewahrung kleinerer Reisebedürfnisse sind lederne Packtaschen, welche zu beiden Seiten des Pferdes übergehangen werden, ebenfalls sehr zweckmäßig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 25.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 29. Januar 1831.

> Ihr Blut steht still, die Glieder sind ihr starr;
> Der Tod liegt auf ihr wie ein Maienfrost
> Auf des Gefildes schönster Blume liegt! —
> Fluch dieser Stunde!
>
> Shakespeare.

Geschichte eines Gehängten.

Von ihm selbst erzählt.

In der Bibliothek der ehemaligen Universität Kaen befindet sich eine Sammlung interessanter Briefe, großentheils von Mönchen geschrieben, unter denen einer besonders merkwürdig ist. Ein Mönch aus einem Kloster der Ardennen, Johann Galland, erzählt darin Philipp von Harcourt, Abt von Troarn, die wunderbaren Umstände folgender wunderbarer Begebenheit.

„Mein lieber Bruder in Jesus Christus.

„ . . . . . Meine Eltern besaßen wenig Vermögen; doch erlaubte ein ziemlich einträgliches Handelsgeschäft meinem Vater, mir eine Erziehung zu geben, die weit über meinem Stand war. Ehrgeizige Pläne von Größe, die ich, der Himmel weiß wie, gefaßt hatte, erfüllten meine Phantasie während der Jahre, die ich im Institut zubrachte, und erst als meine Studien vollendet waren, zog mich die Wirklichkeit aus den Wolken nieder, zu denen meine poetischen und philosophischen Träume mich erhoben hatten, und ich sah mich gezwungen, auf dem flachen Boden des gemeinen Lebens fortzuwandeln, und die Begeisterung wie ein lächerliches Gewand abzustreifen. Mit mir selber entzweit, betrat ich wieder das elterliche Haus, in welchem meine Familie seit langer Zeit einen Seidenhandel trieb. Niemand muthete mir zu, in das Komptoir zu gehen, ja man trieb mich an, wie bisher nur meinen Studien zu leben; denn mein Vater hatte mit mir gewisse Projekte und Absichten, die nie erfüllt, und wegen der Ereignisse, die ich Euch hier erzählen werde, mir nicht einmal mitgetheilt worden sind.

So stolz ich auch auf meine Beschäftigungen war, machte es mir doch großes Vergnügen, in müßigen Stunden im Laden meines Vaters zu seyn und daselbst die schönsten jungen Mädchen von Kaen zu sehen, die häufig kamen, um Stoffe, Bänder und alle die unzähligen Kleinigkeiten zu kaufen, womit die Frauen ihre Reize zu erhöhen wissen, indem sie sie zu verbergen scheinen. Unter diesen jungen Mädchen war Eine, deren Anblick wunderbar mein ganzes Wesen ergriff. Es war die einzige Tochter des Grafen von Mathan, ein junges Geschöpf, dessen schüchterner Fuß kaum erst die Schwelle des wirklichen Lebens berührt hatte, und dessen Blick jene Unbefangenheit und ungekünstelte Einfachheit verrieth, welche nur die kurze Epoche bezeichnen, in der Kind und Jungfrau sich scheiden. Isabellas Augen waren blau, wie ein schöner Maihimmel, ihre Züge fein und regelmäßig, das Haar dunkelbraun, und ihre Haut von einer so blendenden Weiße, daß sie mit dem Battist sich verschmolz, der ihren Hals züchtig umschloß. Das Bild dieses engelgleichen Mädchens drückte sich Zug für Zug täglich tiefer in mein Herz; bei meinen Spaziergängen schwebte sie vor mir, in meinen Träumen sah ich sie über mich gelehnt; sie war meine Welt, sie brachte mir Licht und Leben, und mit ihr schien beides zu schwinden; nur in ihrer Nähe fühlte ich mich glücklich. Die Nacht folgt nicht schneller dem Tage, als ich ihr überall hin.

Freilich konnte der Sohn des Krämers ihr auf dem Ball nicht seine Hand zum Tanze reichen, und dieses Bewußtseyn drückte einen Stachel in meine Brust. Aber bei öffentlichen Vergnügungen, auf den Promenaden, in der Kirche, am Tische des Herrn (Gott verzeihe mir armen Sünder!) war ich in ihrer Nähe, berührte ihr Kleid und verlor sie nicht aus dem Gesicht.

Hatte sie meine Gedanken errathen? war ihr Auge meinem begeisterten Blicke begegnet? Ich konnte es nicht glauben, denn noch war kein Geständniß über meine Lippen gekommen. Da bot das Schicksal mir endlich die Gelegenheit, mein Geheimniß zu entdecken. Es war am Frohnleichnamsfest. Meiner Gewohnheit nach trat ich mit ihr zugleich in die Kirche. Die Luft war heiß und schwül, der Himmel mit schweren grauen Wolken bedeckt, aus denen zuweilen die Sonne glühend brach und durch die gemalten Scheiben ein ungewisses Licht unter die dunkeln Bogen warf. Der Duft der Blumengewinde um die hohen Säulen, der durchdringende Dunst des Weihrauchs, die Töne der Orgel, die feierlichen Gesänge der Priester, alles dieses regte mich so gewaltsam auf, daß mein Herz kaum das Uebermaß seiner Liebe zu tragen vermochte. Das **Gloria in excelsis** war vorüber, als ferner Donner zu rollen anfing, der Himmel sich verfinsterte und Blitze ihre gelblichen Flammen auf die Farbenpracht der Fenster warfen. Die heiligen Gesänge tönten fort, aber leiser, trauriger; Furcht malte sich auf allen Gesichtern, und der Gedanke an Gott war verschwunden, während das bange Ohr nur dem Donner horchte. Meine Augen ruhten auf Isabella, und ich empfand eine seltsame Freude, sie gleich den andern erblassen zu sehen; brachte dieses gemeinsame Gefühl der Angst sie mir näher, schien es die Ungleichheit zwischen ihr und mir zu ebnen? — ich weiß es nicht. Ihr Kopf war gegen mich gewendet; da blendete ein Blitz mein Gesicht für einige Sekunden, und als ich die Augen wieder öffnete, war Isabellas Blick noch nach mir gerichtet. Die Menge erhob sich zum Evangelium, aber in demselben Augenblick schlug ein Blitzstrahl auf das Dach, zertrümmerte es und fuhr mit so gräßlichem Krachen durch das Schiff der Kirche, als flöge eine Pulvermine in die Luft. Geschrei und Wehklagen tönten von allen Seiten, und so betäubend war der allgemeine Schrecken, daß Niemand daran dachte, sich aus dem Schwefeldunst zu retten. Die Leute lagen meistens auf den Bänken halb besinnungslos; nur Isabella stand aufrecht mit gefalteten Händen, die großen Augen offen; ohne selbst zu wissen, was ich that, faßte ich sie in meine Arme und trug sie, die durch den Dampf fast erstickt und ohnmächtig an meiner Brust ruhte, durch das Seitengewölbe der Kirche hinaus auf die Straße, wo die reine Luft ihr bald die Besinnung wieder gab. Aengstlich blickte sie um sich, und ohne auf den zu achten, der sie eben gerettet, rief sie: „meine Mutter, meine Mutter!" Statt der Antwort stürzte ich zurück gegen die Thüre der Kirche; allein es war unmöglich, hineinzudringen, denn wie ein Strom wälzte sich die Menge heraus; junge Leute trugen Greise auf ihren Schultern, Männer ihre Frauen in den Armen, Mütter ihre Kinder. Endlich wurde der Eingang freier, ich trat in die Kirche. Welch ein Anblick, großer Gott! Dampf, Steinhaufen und Asche! Die Kerzen ausgelöscht, und drinnen Niemand, Niemand! Wohl hörte ich hie und da ein leises Wimmern und Stöhnen, ich näherte mich den Unglücklichen, alles wurde still, sie waren todt.

Eilig kehrte ich dahin zurück, wo ich mein theures Kleinod gelassen, und fand zu meinem Erstaunen die ganze Familie versammelt, die mich erwartet hatte, um mir zu danken. Ich mußte zu ihnen in den Wagen steigen, ich wurde mit Höflichkeiten und Freundschaftsversicherungen überhäuft. Nur Isabella schwieg, und auch ich richtete kein Wort an sie, denn jeder Blick schien mir zu sagen: schweige! Das Haus des Grafen stand mir von nun an offen, und die Gelegenheit fehlte mir nicht, Isabellen das Geheimniß, das meine Brust verschloß, zu entdecken; denn man schien zwar meinen niedern Rang vergessen zu wollen, glaubte aber in ihm die Bürgschaft zu sehen, daß ich es nie wagen werde, meine Wünsche zu dem Mädchen zu erheben. Ganz falsch war diese Berechnung nicht; das Bewußtseyn unseres ungleichen Ranges steigerte täglich meine ehrfurchtsvolle Zurückhaltung, und es vergingen viele Wochen, bis ich eines Tages von meiner Liebe sprach und fast gegen meinen Willen auch Isabellas Geständniß erhielt. Und doch, welches Glück lag in dieser Zusicherung! Welche Seligkeit fortan in unserem Beisammenseyn, im kleinsten Wort, in jedem Blick! Nur ein Gefühl durchströmte unsre Wesen, und dieß Gefühl war unaussprechliche Wonne. Ich war zu leidenschaftlich, um lange meine Empfindungen verbergen zu können; sie wurden errathen. Der Graf behandelte mich Anfangs mit Kälte, und verbot mir bald sein Haus. Doch es war zu spät; Isabella und ich verstanden uns mit einem Blick, und als ich die Schwelle des Schlosses nicht mehr betreten durfte, trafen wir uns in einer kleinen, entlegenen Meierei, wohin sie mit einer Freundin kam, und wo wie manchen glücklichen Abend verlebten. Die Freundin reiste ab, und nun konnte ich die Geliebte nur selten und auf Augenblicke sehen. Wir trauerten beide, daß wir uns nicht mehr wie sonst auf Stunden angehörten, und meine Bitten entlockten ihr endlich einmal das Versprechen, am Abend als Knabe verkleidet in den nahen Wald zu kommen.

Es war ein schöner Septemberabend; der Himmel war mit leichten, goldgesäumten Wölkchen übersäet, die Luft lau und stille, und nur zuweilen strich ein linder Abendwind durch die Zweige und berührte spielend die schon herbstlich bunten Blätter. Ich wartete lange an der bezeichneten Allee, und so erhizt wurde meine Phantasie, daß ich oft im Zwielicht Isabellen aus dem Gebüsch treten zu sehen

glaubte, bis die Vision dann in Nebel zerfloß; und da sie nun wirklich erschien, stürzte ich ihr entgegen, als ob ich fürchtete, wieder nur ein Phantom zu erblicken. Leider täuschte ich mich dießmal nicht, denn Isabella streckte schon ihre Arme nach mir aus, als ein Mann hinter dem Dickicht hervorsprang, sie niederstieß und in den Wald zurückeilte. Dieß alles war das Werk eines Augenblicks, und ich hatte kaum einige Schritte gemacht, um den Mörder einzuholen, als er schon meinen Augen entschwunden war. Außer mir, nahm ich die Geliebte in meine Arme, ich sah, daß ihr Blut in Strömen floß und der Dolch noch in ihrem Herzen steckte; zitternd zog ich ihn heraus, sie stammelte meinen Namen, und der lezte Seufzer flog über ihre Lippen. Ich drückte sie an mein Herz und badete mich in ihrem Blute — und dieses Blut hat gegen mich gezeugt; aber damals hätte ich lieber in seinen Fluthen mich ertränkt, als es nicht mit meiner Brust zu stillen gesucht .... Wer war der Mörder? Was trieb ihn zu dieser That? Ich weiß es wohl, denn es gibt einen Argwohn, der nicht lügt; er wird vor Gott gerichtet werden, den die Gerechtigkeit der Menschen nicht erreichen konnte, und dort oben werde ich gegen ihn zeugen, wenn es dort noch eines Zeugen bedarf... Dort, mein Bruder, wird auch laut erkannt werden, daß ich frei von der Schuld jenes gräßlichen Mordes bin. Ich säumte, dem Thäter zu folgen, das ist wahr, und meine Richter haben darin den Beweis meiner Schuld gesehen. Aber konnte ich die Sterbende verlassen?... Thränen benetzen dieses Blatt; ich weine, mein Bruder, über das Urtheil der Menschen."

(Der Beschluß folgt.)

Eine Ordonnanz Ludwigs XIV.

Ein französischer Arzt hat vor Kurzem die folgende Ordonnanz Ludwigs XIV. unter Familienpapieren gefunden; sie war in beglaubigter Abschrift einem Urthel des Pariser Parlaments gegen einen Doktor der Medizin beigelegt. Ein glaubwürdiges Pariser Journal theilt die Urkunde mit, und wir übersetzen sie ohne weitere Bemerkung.

* * *

Wir Ludwig von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra entbieten allen denjenigen, so Gegenwärtiges sehen rc., unsern Gruß zuvor.

Maßen es alle Zeit unsere besondere Fürsorge gewesen, den Bischöfen dieses unseres Königreichs in Allem, was sie der Religion zur Ehr und dem Volke ihrer Sprengel zum Heil anzuordnen für gut befunden, werkthätig an die Hand zu gehen, haben wir von je an denselben unsern besondern Schutz angedeihen lassen, so sie solchen von uns erbeten und wir denselben für nothwendig erachtet, damit ihre gottseligen Absichten in Erfüllung gingen; und dieweil wir für unsere getreuen Unterthanen nichts heilsamer halten, nichts das mehr verdiente, daß wir es mit unserer Macht aufrechterhalten, als die Verordnung, so unser lieber Vetter, der Kardinal von Noailles, Erzbischof von Paris, dto. 9. März 1707 zu erlassen für gut befunden, als welche, in Gemäßheit der Dekrete der heiligen Concilien, und namentlich des im Jahr 1429 zu Paris gehaltenen Conciliums und verschiedener Provinzialconcilien dieses unsers Königreichs, den Aerzten befiehlt, daß sie die Kranken in seinem Sprengel alsogleich, wann sie befallen werden, ermahnen, der Sache ihres Gewissens zu gedenken, und nicht damit warten, bis des Uebels Ueberhandnahme den Kranken nicht mehr gestattet, mit der Freiheit und Sammlung, so dazu erforderlich, sich des Geschäfts zu unterziehen: haben wir mißliebig vernommen, daß einer so heilsamen Verordnung anhero nicht gebührende Folge geleistet worden, und dieweil zu fürchten steht, daß diejenige vom 16. verwichenen Monats, kraft welcher unser genannter Vetter, der Kardinal von Noailles, obige erste erneuert, nicht besser möchte respektirt werden, denn Verordnungen gleichen und ähnlichen Inhalts, so andere Bischöfe in unserm Königreich in besagten Sachen erlassen haben oder möchten erlassen, wofern wir nicht durch die Scheu vor zeitlichen Strafen uns des Vollzugs versichern: haben wir beschlossen, nach unserer Machtvollkommenheit in der Weise, so uns die beste dünkt, Sorge dafür zu tragen.

In Anbetracht besagter und weiterer Gründe, und kraft unserer Weisheit, Machtvollkommenheit und unserer königlichen Autorität haben wir durch gegenwärtigen Brief offenkundig erklärt und befohlen, erklären und befehlen offenkundig, und ist dies unser ernster Wille und besonder Belieben:

Alle Aerzte in unserm Königreich sollen gehalten seyn, am zweiten Tage, da sie Kranke besuchen, so von einem Fieber befallen, oder aber von einem Uebel, so an und für sich das Leben gefährden kann, dieselbigen zur Beichte zu vermahnen, oder aber durch die Angehörigen vermahnen zu lassen, und falls die Kranken oder Angehörigen sich nicht sollten geneigt finden lassen, der Vermahnung Folge zu leisten, sollen die Aerzte gehalten seyn, solches dem Pfarrer oder Vikar des Kirchspiels, wozu die Kranken gehörig, anzuzeigen, und vom Pfarrer oder Vikar einen unterschriebenen Schein zu verlangen, daß sie vom Arzte angewiesen worden, besagte Kranke heimzusuchen;

Verbieten wir den Aerzten, dieselben den dritten Tag zu besuchen, wofern ihnen nicht ein Schein vom Beichtvater besagter Kranken vorgezeigt würde, daß sie gebeichtet, oder zum wenigsten, daß er zu denselben gerufen worden, und er sie in Wahrheit auf den Empfang der h. Sakramente vorbereitet. So die Aerzte den Pfarrern oder Vikaren der Kirchspiele, in welche die Kranken gehörig, die Meldung gemacht und einen von besagten

Pfarrern oder Vikaren unterschriebenen Schein gelöst haben, soll ihnen freistehen, die Kranken zu besuchen, ohne daß sie in die unten besagten Strafen verfallen, und stellen wir es in solchem Falle der Ehre und dem Gewissen besagter Pfarrer oder Vikare anheim, den Kranken den geistlichen Beistand angedeihen zu lassen, dessen sie bedürftig seyn möchten;

So ein Arzt dieser unserer gegenwärtigen Willenserklärung zuwider handelt, soll ihm zum erstenmal eine Buße von 300 Livres angesezt werden; zum zweiten soll ihm sein gesammtes Gewerbe für drei Monate mindestens niedergelegt werden, und zum dritten soll er seiner akademischen Würden verlustig seyn, soll auf der Liste der Doktoren oder Licentiaten der Fakultät gestrichen, und ihm auf ewig die ärztliche Praxis im ganzen Umfang unsers Königreichs verboten seyn.

Das Gleiche sollen halten und in die gleichen besagten Strafen sollen verfallen seyn die Chirurgen und Apotheker, so an Orten, wo kein Arzt ansäßig, zu Kranken sollten berufen werden; auch vermeinen wir keineswegs, die Aerzte, in Gleichem die Chirurgen und Apotheker an genannten Orten, von der Verpflichtung frei zu sprechen, daß sie auch vor dem zweiten Tag der Krankheit die Kranken zur Beichte ermahnen, sofern die Beschaffenheit des Uebels solche nöthig macht, und sollen diejenigen, so dawider handeln, in obgemeldte Strafen verfallen seyn.

Gegeben zu Versailles, den 8ten März im Jahre des Heils 1712, unserer Regierung im neun-und-sechzigsten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Griechenland.

(Fortsetzung.)

Anleitung, in Griechenland vortheilhaft zu reisen.

Die schicklichste und angenehmste Zeit zum Reisen in Griechenland sind die Monate April, Mai und Juni, theils weil da die Hitze noch nicht so drückend ist, theils weil die meisten Gegenden, die Gebirge ausgenommen, mit dem schönsten Grün bedeckt sind. Ist man genöthigt, im Sommer zu reisen, so nehme man die Nacht zu Hülfe, und richte sich so ein, daß man während der größten Tageshitze, von 9 Uhr früh bis Nachmittags um 4 Uhr, an einem schattigen Platze, wo möglich in der Nähe einer Quelle, deren man in gewissen Zwischenräumen auf den Landstraßen findet, ruhe. Die Nähe einer Quelle ist vorzüglich deshalb nöthig, weil sonst die griechischen Maulthiertreiber, um ihren Durst zu löschen, Stundenweit nach Wasser suchen müßten, was natürlich Aufenthalt in der Reise verursachen würde. Als Sicherheitsmittel gegen Menschen sowohl, als auch vorzüglich gegen die Schäferhunde, welche die Pferde und Maulthiere oft wüthend anfallen, ist es gut, ein Paar geladene Pistolen und einen Hirschfänger mit sich zu führen. Hinsichtlich der Sprache kommen die des Neugriechischen Unkundigen mit der französischen und italienischen Sprache jezt überall fort, und diejenigen, denen das Altgriechische nicht fremd ist, erlernen bald die im gewöhnlichen Leben vorkommenden Ausdrücke. Ein Dolmetscher ist demnach nicht unumgänglich nothwendig, vorzüglich da auf der Reise selbst die Maulthiertreiber die kleinern Dienste von selbst verrichten. Um nicht übertheuert zu werden, findet man in allen Haupt- und Provinzialstädten auf den schon bestehenden Polizeibureaus eine Taxe angeschlagen, welche den gesetzlichen Preis eines gemietheten Pferdes und Maulthieres für die verschiedenen Ortsentfernungen enthält, auf welchen man daher auch die etwaigen unbescheidenen und übertriebenen Forderungen der Maulthiertreiber zurückführen kann. Uebrigens ist es räthlich, bei der Miethe der Maulthiere durchaus nicht den Unterhalt derselben zu übernehmen, indem man, wenn man es nicht thut, vielen Verdrießlichkeiten und Prellereien entgeht.

Zur Legitimation des Reisenden ist es hinlänglich, am ersten Orte, wo er Griechenland betritt, sich von der Civilbehörde einen, auf den frühern Paß gegründeten, provisorischen Reisepaß ausfertigen zu lassen, womit man ohne weitere Schwierigkeit das Innere des Landes bereist. Als Reisekosten muß man täglich wenigstens 1½ Colonaten (wie die griechische Regierung den Geldkours bestimmt hat, ist eine Colonate so viel als 15 Piaster, ungefähr fünf Franken) im Durchschnitt rechnen, indem hier Alles eben so theuer ist, wie in dem übrigen Europa. Gasthäuser oder Hotels sind noch nicht errichtet; die Fremden müssen sich also begnügen, in Restaurationen, sogenannten Locanden, einzukehren, wo der gewöhnliche Preis für ein, kaum mit dem Nothwendigsten versehenes Zimmer eine halbe Colonate für den Tag ist.

Was literarische Hülfsmittel anlangt, so ist es gut, die Werke von Pouqueville (**Voyage dans la Grèce.** Sechs Theile. Paris, 1820) und Tournefort (**Relation d'un voyage au Levant.** Paris, 1712. Zwei Theile.) gelesen zu haben, ingleichen den Pausanias, theils um zu wissen, wo sich vorzüglich Spuren alter Ruinen befinden, und überhaupt mit dem alten Griechenland bekannt zu seyn, theils um sich von den Uebertreibungen und Ausschmückungen des erstgenannten Autors zu überzeugen, theils um seinen Reiseplan darnach einrichten zu können. Die Charten von Vaudoncourt und Lapie sind bis jezt die besten. Als gangbarstes Geld findet man jezt die spanischen, französischen und englischen Münzen.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 19:
Anglied.

Räthsel.

Die Bildersammlung.

Wollt ihr in meinen Kasten seh'n,
Wo viele schöne Bilder steh'n?
Der Kasten ist freilich fest verschlossen,
Doch zieht am Schnürlein unverdrossen,
  Und sprecht dazu ein einzig Wort,
  So steh'n auch schon die Bilder dort.

Sagt: Rumpf! so erscheint der ganze Leib;
Sprecht: Mann! und plötzlich erscheint ein Weib;
Sprecht: Stille! so regt sich wild Getümmel,
Und sagt ihr Hölle! so glänzt der Himmel.
  Ruft ihr dem Wasser, so kommt das Brod,
  Nennt ihr das Leben: da steht der Tod.

Sobald ihr A sagt nicht nur B,
Es kommt ein ganzes ABC;
Die Hochzeit folgt dem geküßten Munde,
Ein ganzes Leben der flücht'gen Stunde.
  Doch bricht der Kasten und seht ihr hin,
  So ist nicht ein einziges Bildchen drin.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 26.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 31. Januar 1831.

Möchtet ihr, ehe das Schwerdt von der Wunde triefet, der Klugheit
Ernste, warnende Stimme verstehn!
Möchtet ihr sehn!

Klopstock.

Der Seher.

Einst stieg von fernen Gebirgen ein Greis hernieder in's Land;
Bald war er als frommer Seher den Hohen und Niedern bekannt.
Sie strömten herbei und klagten ihm alle von böser Zeit,
Und jeder hoffte zu werden durch ihn vom Jammer befreit.
Der Seher hörte sie Alle mit Langmuth an und Geduld:
Es gaben die Niedern den Hohen, die Hohen den Niedern die Schuld.
Doch plötzlich sah man den Seher von mächtigem Geist erglüh'n;
Sein Antlitz schien zu leuchten, sein Mund zu donnern schien.
Jezt Allen hielt er den Spiegel der Zeit mit Ernst vor's Gesicht,
Und ihre bedrohlichen Zeichen zu deuten scheute er nicht.
Er malte mit glühenden Farben, wie sich, vom Laster bethört,
Und trunken von Wahn und Dünkel, die Welt von Gott gekehrt;
Die Erdengüter verglich er dem Grase, das schnell verdorrt;
Die Götzen tief in den Herzen berührte wie Blitz sein Wort.
Nun scholl durch's Land ein Zeter; den einen schien er ein Thor,
Ein Ruhestörer den andern; nur Spott vernahm sein Ohr.
Die Hohen und Niedern schrieen: was will der Fremdling von uns;
Wer hat bestellt den Frechen zum Richter unseres Thuns?
Da schüttelte der Seher sich schweigend den Staub vom Fuß,
Nur Eine Thräne stralte sein Auge zum lezten Gruß.
Und alle gingen verstockter des Lasters gewohnten Lauf,
Obgleich die Zeichen schaurig am Himmel flammten herauf.
Denn Krieg, Empörung und Seuchen durchzogen wüthend das Land,
Und einer gegen den andern erhob, ein Mörder, die Hand.
Es wollte jeder regieren, gehorchen schien jedermann Schmach;
Da stürzten in Abgrund die Thronen, den Thronen die Völker nach.
Von fern vernahm der Seher des Sturzes Donnerklang;
Doch hoch im Himmel beweinte kein Auge den Untergang.

J. H. v. Wessenberg.

Geschichte eines Gehenkten.

(Beschluß.)

Beim Anbruch des Tages fanden Bauern mich neben Isabellas Leichnam, mit verstörtem Blick, den Dolch in der Hand. Sie schleppten mich zum Schlosse des Grafen. Man glaubte, ich habe aus Eifersucht die Geliebte gemordet, und das Gewissen habe mich an den Leichnam gefesselt, wie der Geier die Beute nicht lassen kann, die er zerfleischt.

Im Wahnsinn des Schmerzes fühlte ich in dem Geständniß Erleichterung, daß ich Schuld am Verbrechen sey; und ich sprach wahr: hatte der Dolch sie doch getroffen, als sie die Arme nach mir ausstreckte. Aber man deutete meine Worte anders und warf mich als Mörder in das Gefängniß der Mörder. Das Weitere ist Euch bekannt, denn Ihr waret bei meinem Prozesse zugegen; Ihr wißt, daß ich zum Tode verurtheilt wurde, und daß ich im Angesicht des Todes meine Unschuld betheuerte.

Noch zwei Tage hatte ich zu leben. Die Welt und Alles erschien mir wie der Flugsand, der im Traume unter unsern Tritten weicht, und die Ewigkeit wie ein Meer ohne Ufer, ohne Grund, das seine Wellen zu mir heranwälzt, um mich lebend in sein schwarzes, feuchtes Leichentuch zu hüllen. Der Himmel allein kennt die Qualen, die mein Herz zerfleischten; meine Sinne verwirrten sich, bis ich endlich mich selber fragte, ob ich nicht wirklich die Geliebte in einem Anfall von Raserei ermordet? ob der Mann, den ich aus dem Walde kommen sehen, der den Dolch in ihre Brust gedrückt, nicht das Phantom eines von Gewissensbissen zerrütteten Gehirns gewesen sey? Dann kehrten sanftere Gefühle wieder und gönnten mir einige Augenblicke Ruhe. Ich gedachte unsrer Liebe, des süßen Friedens, der uns stets vereint, des Namens, der ihr lezter Hauch gewesen . . . Daß ich von ihren Lippen den Tod hätte saugen können! Aber wie ein Missethäter auf dem Schaffot zu sterben, auf diesem gräßlichen Todtenbette eingewiegt zu werden durch das Jubelgeschrei der Menge, noch lebenswarm in die Gruft gesenkt zu werden, und Vater und Mutter um den Leichnam des Sohnes zu bringen! . . . Mein durch Todesqual gereiztes Gehirn zergliederte da alle menschlichen Satzungen. Mit welch bitterm Mitleid blickte ich aus meinem Kerker auf diese Menschen, die, troz aller christlichen Lehren, nur an das physische Leben denken, und nachdem sie Mord durch Mord bestraft, mit dem Bewußtseyn ruhig einschlafen, das vergossene Blut mit dem zu vergießenden aufgewogen zu haben.

Alle Gesichter, die ich sah, hatten einen seltsamen Ausdruck; auf allen las ich, daß sie im Voraus gegen jedes dem Angeklagten günstige Urtheil gewaffnet waren. Entschlossen, in mir einen Mörder zu sehen, fanden sie den Beweis meines Verbrechens sogar in den kräftigen Betheurungen meiner Unschuld; und selbst der Priester, mit seinen menschlichen Leidenschaften, er, der den Zustand meiner Seele erforschen sollte, nahm Weigerung eines Bekenntnisses für Verstocktheit des Sünders. Wie viel höher auf der Stufe der erschaffenen Wesen schien mir da die Fliege zu stehen, die summend längs der dunkeln Mauer meines Kerkers flog und frei ihr Theil der Luft genoß, deren meines Gleichen mich berauben wollten, als ob ich ihnen diese Luft zu danken hätte. Nach und nach versank ich in dumpfe Erstarrung, aus der wie eine scheußliche Riesengestalt der Gedanke an den unvermeidlichen Tod auftauchte. Damals glaubte ich an die Hölle; denn ich fühlte bis auf die Hefe die unsäglichen Qualen, die einer unsterblichen Seele entströmen können, und meine Gedanken schienen zuweilen wie tausend Höllenwürmer in meinem Schädel zu wühlen, als wollten sie das Gehirn zernagen, das sie erzeugt.

Der fürchterliche Augenblick kam; man sezte mich auf den Karren, die Pferde trabten fort, und die Neugierigen, die sich versammelt hatten, um mich jener intellektuellen Maschine des Gesetzes, dem Henker, überliefern zu sehen, stießen ihr Ah! aus. Vielleicht schlich der wahre Mörder umher und forschte, ob sein Opfer so viel litt, wie er. Ich erinnere mich, daß ich zwei Mal um mich blickte, aber sogleich wieder die Augen senkte, denn sie begegneten nur Larven, auf denen der Abscheu sich malte, und um jede Lippe schwebte ein satanisches Lächeln, als freue sich jeder meiner Todesangst. Die Sonne schien wohlthuend auch auf mich, und der Himmel war blau und wolkenlos, als lächle Gott mir schon entgegen. Da schloß ich die Augen und suchte meine Gedanken auf die schönen Augenblicke zu heften, die ich mit Isabella verlebt; denn so rein war unsere Liebe gewesen, daß ich keinen schönern Gedanken hätte vor Gott mitbringen können. Plötzlich hielt der Karren, ich sah noch einmal auf, um dem süßen Daseyn, dem man gewaltsam mich entriß, ein leztes Lebewohl zu sagen, und gewahrte den Pfahl mit der Schlinge und den Henker, und neben mir die Menge, die den Platz bedeckte. Mit bitterm Spott blickte ich umher und wendete mich zum Priester, denn ich starb als Christ und mußte den Menschen verzeihen. Darauf schloß ich zum lezten Mal die Augen und lehnte mich auf den Henker, um hinanzusteigen; er zog den Strick um meinen Hals, und als der Priester das Gebet mit den Worten geendet: „mein Sohn, der Himmel öffnet sich vor Dir!“ schwand der Boden unter meinen Füßen.

Der Tod — denn ich darf dieses Wort brauchen — der Tod war fast nichts; einige heftige Zuckungen, ein Blitz durch die Augen, eine Erschütterung im Gehirn, weiter nichts. Im Augenblick, wo ich das Bewußtseyn meines Daseyns verlor, war mir, als liege ich in einem ungeheuren Meere, dessen Wellen über meinem Kopf mit einem seltsamen Getöse zerschellten; auf meiner Brust und meinen Wimpern schien die Last der ganzen Erde zu ruhen und vor meinen geschlossenen Augen Ströme glänzenden Lichtes von allen Seiten hervorzubrechen, die mir die Welt, doch schöner, als ich sie verlassen, zeigten. Ich fühlte mich wie ein Atom in diesen endlosen Räumen, wie ein Sandkorn in diesen Meeren, ein Wurm unter dem blauen, mit Gold besäeten Himmel, und neben mir schien der Donner ewiger Wasserfälle zu rollen, die sich tosend von hohen Felsen herabstürzten, und mich in den Wirbel ihres Schaumes zu ziehen drohten.

Endlich wurde das Licht blässer, alle Formen kleiner, und ich fing wieder an zu leiden. Meine Seele trat aus dem magischen Kreise dieser Visionen, das Bewußtseyn meiner selbst kehrte zurück, und ich öffnete mit entsetzlicher Furcht halb die Augen; denn ich hörte um mich gräßliche Flüche und Gotteslästerungen, und glaubte aus dem andern Leben mitten in der Hölle, unter Verdammten zu erwachen. Ich schlug die Augen ganz auf und fand mich am Ende eines langen, dunkeln Saales, den die schwachen Strahlen eines Lichtes erhellten; am andern Ende des Zimmers saßen um einen Tisch, auf dem eine kleine Lampe, zwischen Gläsern und Krügen, brannte, Männer mit harten, gemeinen Gesichtern: es waren Soldaten, die tranken und mit Würfeln spielten. Zwei Schritte weiter zurück stand ein anderer Soldat als Schildwache; das Gewehr in der Hand, den Kopf gegen den Tisch geneigt, schwankte er zwischen seiner Pflicht und dem Spiel, dann warf er seine Waffe auf den Boden und griff zu den Würfeln. Die Anstrengung, mit welcher ich alles dieß zu erkennen strebte, weckte mich vollends auf; ich fand mich wieder lebend auf der Erde, und trotz Allem, was ich gelitten, war mir das Daseyn noch lieb genug, um es mit Entzücken von Neuem zu erfassen. Es währte einige Zeit, bis ich im Stande war, zu begreifen, wer die Menschen waren. Endlich erklärte ich mir, daß sie meinen Leichnam bewachten, und diese Ueberzeugung ließ mich meinen ersten Gedanken, mich ihnen zu Füssen zu werfen, aufgeben. Vor der Hand begnügte ich mich also, meine elenden Wächter selbst zu bewachen und den günstigen Augenblick zur Flucht zu erspähen; denn ich sah zu meiner Freude, daß ihre Köpfe sich immer mehr erhizten, ihre Flüche gräßlicher und ihre Augen mit jedem Becher Wein trüber wurden. Der Tag neigte sich völlig, nur schwach erhellte die Lampe das Zimmer und beleuchtete allein den Tisch und die Spieler, die nur zuweilen einen flüchtigen Blick auf das Bett warfen. — Ich lag in einem großen, beinahe viereckigen Bette, von dessen breitem Himmel weite, wollene Gardinen herabhingen, die nur gegen das Fußende geöffnet waren, und auf dieser Seite hoffte ich zu entkommen. Langsam und mit der größten Vorsicht gleitete ich hinab, und schon streckte ich ein Bein aus dem Vorhang und wollte eben den Fuß auf den Boden setzen, als ein Soldat mit einem Krug in der Hand durch die Thüre, dem Bette gegenüber, trat und als er das Bein des Leichnams erblickte, einen Schrei ausstieß und vor Schrecken den Krug fallen ließ. Seine Kameraden erhoben sich sogleich, aber Wein und Spiel hatten ihre Sinne dergestalt verwirrt, daß sie die Erzählung des Andern nicht mehr begriffen, ihm mit grobem Spott die Scherben an den Kopf warfen, und nachdem sie ihm befohlen, andern Wein zu bringen, sich wieder ans Spiel setzten. Da der Soldat das Bein nicht mehr sah, denn ich hatte während ihres Streites es schnell zurückgezogen, glaubte er selbst, sich getäuscht zu haben, und entfernte sich eilig, die Thüre hinter sich offen lassend. Für mich war nun kein Augenblick mehr zu verlieren, denn jede Sekunde brachte mich der Gefahr der Entdeckung näher; ich faßte einen raschen Entschluß, gleitete auf den Boden, und Dank dem Henker, der mir Schuhe, Strümpfe und Rock abgenommen, kam ich ohne das kleinste Geräusch unbemerkt über die Schwelle der Thüre. Draußen merkte ich am Lärmen, der von unten erscholl, daß ich mich in einer Schenke befand. Leise verfolgte ich einen dunkeln Gang und gelangte zu einer breiten Treppe, die ich schnell hinabstieg. Ich kam hinunter, ohne einem menschlichen Wesen begegnet zu seyn, und suchte hier eine Thüre oder ein Fenster, aus dem ich unbemerkt die Straße erreichen könnte, allein umsonst; von der Furcht getrieben, von den Soldaten eingeholt zu werden, wagte ich ein Aeußerstes: ich trat an den untern Saal, wo man laut auf die Gesundheit des Gehenkten trank, öffnete langsam die Thüre, steckte meinen Kopf hinein und blickte starr auf die Zecher. Hätte ich die geheimnißvolle Gewalt dieses Kopfes geahnt, würde ich ohne Zagen vorwärts geschritten seyn; denn kaum erkannten die Anwesenden an dem bleichen Gesicht, dem blauen Halse den Mörder, den Gehenkten, den Todten von oben, als selbst die Soldaten erblaßten und an allen Gliedern erbebten. Das Glas in der Hand, starr die Augen auf meine scheußliche Gestalt geheftet, standen sie da, als habe der Todesengel sie eben mit seinen Flügeln berührt. Ermuthigt trat ich in den Saal und glitt wie ein Gespenst durch die erstarrte Menge und aus dem Hause, verschwand im Dunkel der Straße und ließ hinter mir Entsetzen und Geisterfurcht, wodurch ich wenigstens für den Augenblick der Verfolgung meiner Wächter entging. Zitternd ging ich weiter, kam an ein verfallenes Haus, das ich zum Schlupfwinkel für die Nacht wählte, stieg schnell die halbversunkene Treppe hinauf und legte mich unter Schutthaufen an ein Fenster; doch kaum hatte ich mich niedergekauert, so hörte ich auf der Straße verworrene Stimmen und sah unter meinem Fenster Häscher und Soldaten, die über meine Flucht und die Mittel, meiner wieder habhaft zu werden, sich beriethen. Aus ihrem Gespräch erfuhr ich, daß, nachdem man mich vom Galgen abgenommen, sich einige Zweifel über meinen Tod erhoben, und man mich in die nahe Schenke getragen habe, um die Rückkehr eines Boten zu erwarten, der an den Statthalter auf das Land geschickt worden war und dessen Entscheidung im Fall meines Auflebens mitbringen sollte. Da alles wieder still geworden, wagte ich mich noch einmal auf die Straße, schlich durch die einsamsten Gassen und fand mich nach einer halben Stunde auf dem Wege von Bayeux. In einem Kampf zwischen Liebe und Scham gedachte ich des elterlichen Hauses; dann aber lief

ich durch die Felder lange fort, bis ich an ein Kreuz gelangte, vor dem ich in inbrünstigem Gebet mich niederwarf und Gott um Rath und Beistand anflehte; und Gott erhob mich und führte mich an seiner Hand.

Das Weitere wißt Ihr, mein Bruder, wißt, wo ich seitdem mich begraben, wo ich die Ruhe und den Frieden des Herrn gefunden habe. Jezt fließen meine Tage sanfter dahin, und kein fürchterliches Traumbild stört meinen Schlummer; denn keine menschliche Leidenschaft regt sich mehr in der ausgestorbenen Brust. Der Friede des Herrn sey mit Euch, mein Bruder.

Johann Galland.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Griechenland.

(Beschluß.)

Griechische Gastfreundschaft.

Einsender glaubt, daß es hier nicht ganz am unrechten Orte sey, Einiges über die griechische Gastfreundschaft, welche sich noch in ihrer alten Reinheit bei dem griechischen Landvolke erhalten hat, und welche ihm selbst so oft zu Theil geworden ist, zu sagen; er erlaubt sich daher, zu diesem Zwecke ein Bruchstück aus seinem Tagebuche vorzulegen.

Morea, im Sommer 1830.

„Bei meinen kleinen Reisen im Innern von Morea und Rumelien war es mir stets angenehm, wenn ich des Abends nach zurückgelegtem Tagemarsche, gewöhnlich nur von einem griechischen Soldaten begleitet, in die Wohnungen der griechischen Bauern eintrat, und ihre Gastfreundschaft für mich und meine ermüdeten Pferde auf eine Nacht in Anspruch nahm. Man hat zwar oft den Griechen zum Vorwurf gemacht, daß sie unwirthlich und selbst feindlich gegen die Fremden gesinnt seyen; allein ich kann versichern, daß mir meine Bitte um gastliche Aufnahme nie abgeschlagen worden ist, vielleicht weil der Bauer, obgleich den Ausländer in mir erkennend, durch meine Kenntniß der griechischen Sprache, wenn sie auch noch so gering war, doch stets nach den ersten Paar Worten Vertrauen zu mir faßte. Mit einem herzlichen Willkommen ward ich von dem ältesten Gliede der Familie zum Eintreten in die Hütte genöthigt. Ein Paar rüstige junge Hellenen zäumten die Rosse ab und sorgten für ihr Unterkommen, während im Innern des Hauses die Frauen mit geschäftiger Hand den obersten Platz am Feuerherde, als Ehrenplatz, zum Lager für den Gast einrichteten. Neugierig versammelten sich die jungen Mädchen und Knaben um den Fremdling, und betrachteten mit Verwunderung die fränkische Kleidung und das seltsame Gepäck. Unterdessen versäumte aber auch der Hauswirth nicht, vom Diener des Gastes den Rang, die Nation, den Wohnort des leztern u. s. w. geschäftig zu erfragen und so seine verzeihliche Neugierde zu befriedigen.; denn Neugierde ist ein allgemeiner Fehler der Griechen, welcher aber auch häufig eine Entartung der Wißbegierde ist. Darauf wird das Feuer zurechtgeschürt, der Dreifuß aufgesezt und Anstalt zum Abendessen getroffen. Alle Mitglieder des Hauses versammeln sich um den Feuerherd, und die Unterhaltung beginnt, wie gewöhnlich, über den jezigen Zustand des Landes. Politik beschäftigt den vornehmen wie den gemeinen Griechen gleich stark, und oft wird in Bauerstuben eben so heftig debattirt, als es immer in einer griechischen Senatsversammlung geschehen kann. Man verlangt Neuigkeiten zu erfahren, und der Fremde wird gebeten, zu erzählen, was er von politischen Ereignissen im In- und Auslande weiß. Man preist den Präsidenten, Grafen Capodistrias, und seine wohlthätigen Einrichtungen, deren Werth und heilsamen Einfluß man dankbar zu erkennen anfängt, so wie die Fürsorge der drei großen europäischen verbündeten Mächte; vorzüglich lobt man die Russen, theils weil ihre frühern Wohlthaten und Verdienste bei den Griechen in dankbarem Gedächtnisse sind, theils auch weil, wenigstens bei den gemeinern Griechen, der Glaube sich verbreitet hat, als sey der lezte russische Krieg gegen die Türken blos zum Vortheile Griechenlands unternommen und ausgeführt worden. Die Vorbereitungen zu dem ländlichen Abendmahle sind geendigt. Der Grieche bekreuzt sich fromm und fordert seinen Gast freundlich auf, an dem Mahle Theil zu nehmen. Die Einladung ist so herzlich, daß man sie nicht abschlagen kann, und um die guten Leute nicht zu beleidigen, muß man wenigstens scheinbar die Gerichte kosten, welche nicht immer einem fränkischen Gaumen behagen wollen. Der Wein, besser, als der Grieche ihn an andern Tagen trinkt, kreiset nach alter Sitte in einer flachen Schaale (denn Gläser hat man noch nicht) und belebt die Geister. Nach und nach versammeln sich auch noch die Nachbarn, und die Gesellschaft am ländlichen Feuerherde wird zahlreicher. Die Unterhaltung wird allgemein; die frühern Kriegsbegebenheiten, bei welchen die meisten der anwesenden Männer nicht müßige Zuschauer gewesen sind, und die fast jeden Theil von Morea und Rumelien zum Schauplaz hatten, werden durch die Erzählung der Heldenthaten Einzelner ins Gedächtniß zurückgerufen. Ist man so glücklich, in seinen Reisevorräthen etwas Rhum und Kaffee, nebst Zucker und Citronen zu besitzen, so daß man seinem gefälligen Gastfreunde ein Glas Punsch oder eine Tasse Kaffee nach dem Essen anbieten kann, welchen Genuß man vielleicht noch mit einer Pfeife guten Tabaks begleitet, so wird die Freude des Griechen um ein Bedeutendes gesteigert, so wie sein Vertrauen und seine Anhänglichkeit an den Gast sehr vermehrt. Bemerkt der Grieche beim Fortschreiten der Zeit, daß sein Gast, von der Reise ermüdet, den Schlaf wünscht, so bedeutet er seine hinzugekommenen Freunde, wegzugehen, versorgt noch das Feuer mit tüchtigem Brennstoff, wünscht herzlich gute Nacht und begibt sich in den entferntesten Theil der Hütte zur Ruhe. Bricht man am andern Morgen auf, um seine Reise fortzusetzen, so kostet es viele Mühe, und oft ist es auch ganz vergeblich, den Wirth zu nöthigen, ein kleines Zeichen der Erkenntlichkeit vom Gaste anzunehmen. Treuherzig schüttelt er seines Gastes Hand und wünscht ihm Glück zur Weiterreise, mit der bescheidenen Bitte, bei der etwaigen Rückkehr in diese Gegend abermals bei ihm abzusteigen.

H. C. A.

Auflösung des Räthsels in Nr. 25:

Die Einbildungskraft.

Beilagen: Literaturbl. Nr. 11 u. Monatsreg. Januar.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Fünf und zwanzigster Jahrgang.

1831.

Februar.

> Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
> Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
> Dann werden selbst der Apollonia
> Eifrigste Priester euch nicht verkennen.
>
> Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1831.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, troz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Nro. 10.

Ueber die neue Auszierung des Theaters in Karlsruhe. — Berlinische Briefe über Kunst und Kunstsachen. 8ter Brief. — Kunstverein für die Rheinlande und Westphalen. — Kunst- und Industrieverein für das Großherzogthum Baden.

Nro. 11.

Berlinische Briefe über Kunst und Kunstsachen. 9ter Brief. — Ueber die Auszierung des Theaters in Karlsruhe. (Beschluß.) — Lithographie. Freskogemälde aus der Geschichte der Bayern in den Arkaden des Hofgartens zu München, lithogr. und herausgeg. von einigen der Maler derselben.

Nro. 12.

Zur Geschichte deutscher Kunst. — Beschreibung des alten Altares in der Pfarrkirche zu Hersbruck. — Neue Kupferstiche. S. Giovanni, gem. von Cesar da Sesto, gest. von Felsing. — Bemerkungen über Kunst.

Nro. 13.

Zur Geschichte der Sculptur des Mittelalters in Italien. — Bemerkungen über Kunst.

Nro. 14.

Ueber die holländische Schule. — Zur Geschichte der Sculptur ꝛc. (Beschluß.)

Nro. 15.

Ueber die holländische Schule. (Beschluß.) — Stahlstich. Dreißig Ansichten Griechenlands zu den Werken griechischer Autoren.

Nro. 16.

Ueber eine Münze von Metapont. — Paris. — Bemerkungen über Kunst.

Literatur-Blatt.

Nro. 12.

Mittheilungen über die morgenländische Brechruhr von Dr. R. A. Riecke.

Nro. 13.

Geschichte. 60) Die monarchische Staatsverfassung Ludwigs XIV. Ein geschichtlich-politisches Gemälde nach dem Französischen der 2ten Ausgabe des Lemontey. — 61) Die Stände von Blois oder der Tod des Herrn von Guise in einer Reihe geschichtlich-wahrer Handlungen aus dem Jahr 1588. Nach dem Französischen des Vitet von A. H. von Weyrauch. — 62) Die Barrikaden, in einer Reihe geschichtlich-wahrer Handlungen aus dem Jahr 1588. Nach demselben von demselben.

Nro. 14.

Geschichte. 63) Histoire de la Ville et du château de St. Germain. — 64) Histoire de l'université depuis son origine jusqu' à nos jours, par Eugène Dubarle. — 65) La Protestante ou les Cevennes au commencement du 18. siècle. — 66) La cour et la ville sous Louis XIV., Louis XV. et Louis XVI.

Nro. 15.

Geschichte. 67) Memoiren von M. Robespierre, aus dem Französischen von Lax. — 68) Der Krieg im Osten, von D. A. Benda. — Mythologie. Alkuna. Von Dr. Legis.

Nro. 16.

Geschichte. 69) Die französische Revolution, von F. v. Odeleben. — 70) Histoire des sectes religieuses depuis le commencement du dernier siècle jusqu' à l'époque actuelle par Grégoire. — 71) Denkwürdigkeiten des Scharfrichters unter der Schreckensherrschaft, von Gregoire.

Nro. 17.

Geschichte. 72) Archiv für Geschichte und Literatur, herausgegeben von Schlosser und Brecht. — 73) Ausgewählte Schriften der Baronin von Staël-Holstein. — 74) Denkwürdigkeiten einer Frau von Stande über Ludwig XVIII. Aus dem Französischen von Schall. — 75) Denkwürdigkeiten des Grafen von M.. aus dem Franz. von Levasseur. — 76) Liebschaften und Galanterien der Könige von Frankreich, von Saint-Edme.

Nro. 18.

Geschichte. 77) Napoleon Bonaparte, von Thibaudeau. — Memoiren des Herrn v. Bourrienne, und Schriften darüber 78—83. — 84) Denkwürdigkeiten und Anekdoten aus dem Innern des kaiserl. Pallastes, von Bausset. — 85) Cromwell et Napoleon, par un ami de la vérité. — 86) Die Geschichte Napoleons nach dessen eigenen Angaben, von L. Gallois.

Nro. 19.

Geschichte. 87) Mémoires de Constant, prémier Valet de chambre de l'Empereur. — 88) Memoiren und Mittheilungen eines Pagen am franz. Hofe. — 89) Denkwürdigkeiten über den Hof Louis Napoleons und über Holland. — 90) Allgemeine Geschichte der Kriege der Franzosen. — 91) Napoleons Ehrentempel. — 92) Leidenfrosts französischer Heldensaal. — 93) Beschreibung der Schicksale und Leiden des ehemaligen Korporals Büttner.

Nro. 20.

Kritische Literatur. Forum der Journalliteratur. Eine antikritische Quartalschrift. — Geschichte. 94) Histoire de la campagne de 1813 par Norvins. — 95) Beiträge zu der Biographie des Generals v. Thielemann, vom Grafen v. Hoyendorff.

Nro. 21.

Geschichte. 96) Frankreich in den Jahren 1829—30, von Lady Morgan. — 97) Histoire de la révolution et de l'Empire par Payol. — 98) Moeurs politiques au 19. siècle par Dumesnil.

Nro. 22.

Geschichte. 99) L'Hôtel-Dieu de Paris en Juillet en Août 1830, par Menière. — 100) Nouveautés de la littérature françoise. — 101) Die neue Zeit, von einem alten Konstitutionellen. — 102) Frankreich und die lezten Bourbonen, von T. Mügge. — 103) Briefe aus Paris, geschrieben während der großen Volkswoche im Juli 1830. 104) Die Ereignisse zu Paris am 26—29. Juli 1830 von Augenzeugen. — 105) Ereignisse zu Paris am 26—29. Juli 1830 von mehrern Augenzeugen. — 106) Hochverrathsprozeß der Minister Karls X., herausgeg. von T. v. Haupt. — 107) Ausführliche Darstellung der Ursachen und Begebenheiten der belgischen Revolution, von einem Brüsseler Augenzeugen. — 108) Die Unruhen in Brüssel, Löwen, Lüttich ꝛc. von mehrern Augenzeugen. — 109) Session de 1829 du Grand conseil du Canton de Vaud, par Monnard. — 110) Ueber das Bedürfniß der Intelligenz unsrer Zeit ꝛc.



N°. 27.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 1. Februar 1831.

> Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte
> Dringt nicht hinauf in die reinen Lüfte;
> Die Welt ist vollkommen überall,
> Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.
>
> Schiller.

Sitten und Leben in den Pyrenäen.

Erster Abschnitt.

Gerade in den blutigen Pariser Juliustagen stiegen wir von Roussillon aus über den Col de Paillors in die Höhe. Je weiter wir hinaufkamen, desto stiller wards; denn hier oben zwischen den mächtigen Tannen und Felsenwänden war tiefer Frieden. Kommt doch der Mensch nicht herauf mit seiner Qual. Wir ahneten die Angst nicht, in der eben jezt die Unsrigen in Paris lebten; ganz unbefangen sahen wir nach Nordwesten, und hätten gar gern die Thürme von Notre-Dame erblickt, an deren Fuß eben Angst, Schmerz und Tod wie böse Gespenster umgingen. Was in dem Qualm der Städte Böses und Blutiges geschieht, wäre hier oben unmöglich, denn hier ist der Mensch ruhiger, milder und besser; wie ihm der Himmel so nah und die Erde so fern scheint, so bleiben auch seine Qualen unten. Hier herauf dringt kein Despot, denn wenn er je heraufkommt, wird ihm anders ums Herz, und er fühlt, daß er nur ein Mensch, Bruder seiner Brüder ist, und daß er Glückliche machen muß, weil er selbst glücklich ist. Hier oben hätte Karl X. seine drei Ordonnanzen nicht einmal denken, geschweige denn unterzeichnen können, und kein Blutbefehl wäre über seine Lippen gekommen.

Viele haben die Pyrenäen ganz oder zum Theil durchgangen und in wissenschaftlicher Hinsicht beschrieben: Ramond, Palapou, Dussoulx, St. Amant und andere. Von ihnen haben wir treffliche geognostische, oriktognostische, geologische Bemerkungen; noch andere haben sich länger und kürzer mit Naturmalerei abgegeben. Deßhalb ging ich nicht hinauf; es wäre in lezterer Beziehung auch kaum der Mühe werth für einen, der Monatelang zwischen den Alpen und Gletschern von Faucigny, des Berner Oberlands und der übrigen Schweiz herumgegangen. Mir war es um nichts zu thun, als um den Menschen, um das Leben und die Sitten der Pyrenäenleute. Von dem, was ich in dieser Beziehung gesammelt habe, will ich hier Einiges mittheilen.

Wie gesagt, am 27sten Juli begannen wir unsere Gebirgsreise von Roussillon aus. Am Col de Paillors, da wo östlich ein großer Vorsprung ist, sahen wir vier Kreuze nahe am Wege; jedes war an der Stelle errichtet, wo man einen Leichnam von den Unglücklichen fand, die hier vorigen Winter von einer Lawine begraben wurden. Die Kreuze stehen ziemlich weit von der Straße weg, die Lawine muß sie also nicht blos umgeworfen und verschüttet, sondern auch mit Gewalt in ihren furchtbaren Sätzen fortgerissen haben. Der heftige Stoß, Erstickung und Erstarren brachten ihnen den Tod. Es waren ihrer acht; vier andere gingen eine gute Strecke hinter ihnen, und nur der Rand der Lawine berührte sie. Es fiel ihnen nicht schwer, sich aus dem Schnee frei zu machen; sie waren aber so sehr von dem Vorfall erschreckt, der in diesen Gegenden freilich viel seltener ist als in der Schweiz, daß sie nicht an die Rettung ihrer verunglückten Freunde und

Verwandten dachten, sondern bleich und zitternd nach dem Dorf Mijanès zurückliefen; auch von da wagte sich Niemand herauf zum Retten. Diese Feigheit und Unmenschlichkeit mag bei den Pyrenäenbewohnern Sitte seyn, in der Hochschweiz ist es ganz anders, denn da wären sogar Frauen und Knaben zur Hülfe herbeigekommen. Ein St. Bernhardshospiz würde bei diesen Leuten keine Liebhaber zur Theilnahme finden.

Wir blieben einen Tag in Perpignan. Die Stadt liegt auf einer Anhöhe, darum sind auch die Straßen reinlich, was sonst wahrscheinlich nicht der Fall wäre. Perpignan hat im Ganzen etwas Gefälliges. Die Citadelle liegt oben und hat ihre Kanonen auf die Stadt gerichtet. Wann werden doch diese häßlichen Zwingen aus Europa verschwinden? Vor Ludwig XIV. gehörte die Stadt Spanien, das kann man noch recht gut sehen, an den Gebäuden, in den Gesichtszügen, in der Denkungsart und den Sitten der Einwohner. Da steht noch der große Pallast der Inquisition mit seinen hohen, gewölbten Portalen. Ist es doch, als hätten die wilden Dominikaner diese Gebäude für die Ewigkeit gründen wollen. Sie sind aber selbst verschwunden und vorübergegangen wie ein furchtbares Unwetter, das nur noch an den Spuren seiner Verwüstung zu erkennen ist. Die schwarze Farbe der Mauern erinnert an ihre ehemalige Bestimmung und selbst an die Idee des Gebäudes, die der Hölle anzugehören scheint. Die großen Fenster erheben sich in Kreuzesform; das Kreuz soll aber nur Gedanken der Frömmigkeit, der Milde und des Friedens erwecken, es soll Bürge seyn für die Rettung des Menschengeschlechts. Hier aber ist es nur wie ein Medusenhaupt. An den Leuten, die zahlreich der Messe beiwohnten, bemerkte ich noch einen Rest ehemaliger Furcht vor der Inquisition. Ihre Andacht war nicht Liebe, sondern Furcht. Es war, als ständen sie noch unter den Späheraugen des heiligen Offiziums. Auch im Innern der Kirche sollte man glauben, die Spanier hätten es gestern erst verlassen; alles ist noch spanisch, wie im ganzen Roussillon. Es hängen wenig Gemälde in der Kirche, dafür stehen in allen Ecken Statuen aus Holz, vergoldet, oder bunt angemalt, außer dem noch eine Verschwendung von Ornamenten und Vergoldungen.

Ueberall, wo zwei Wege zusammenstoßen, oder wo eine gefährliche Stelle ist, stehen kleine Kapellen oder Nischen; allerdings ein schöner Gebrauch. Selten geht auch Jemand vorüber, ohne da einen Augenblick betend zu verweilen. An dieser Volkssitte voll Gefühl und Imagination zeigt sich schon der Süden. Die Menschen haben hier ein beständiges Bedürfniß nach religiösen Eindrücken und ununterbrochener Verbindung mit dem Himmel. Wodurch wurde denn eine so edle Sitte verkehrt und in kindischen Aberglauben, oder in gehässigen Fanatismus verwandelt?

Perpignans Ebene am Meer ist öde und unfruchtbar, und doch wachsen schon große Aloe hier, mit denen die Weingärten eingefaßt sind. Mehrere in Blüthe waren über achtzehn Fuß hoch. Einzelne Häuser, oder einige zusammenstoßende, in den Dörfern am Meer, sind mit Mauern umgeben. Dieß war ehemals wegen der Seeräuber nöthig. Heutzutage werden diese Einfänge nicht unterhalten und ausgebessert, sondern fallen zusammen. Zwischen den Schutthaufen wachsen Tamarinthen und Aloe, wie Symbole einer bessern Zeit, wo solche Schutzwehren gegen die Barbarei nicht mehr nöthig sind.

Weiter hin, gegen Collioure, stehen auf den höchsten Bergen längs des Meeres, Wachthürme, Caroch, d'Empages, Bayle, Rer, Madeboc und Massane geheißen. Hier wurden ehemals beim Erscheinen der Seeräuber oder sonstiger Feinde Feuersignale gegeben, um des Landes Hülfe zusammenzurufen. Diese Thürme waren die ersten Telegraphen.

Auf unserem Gang zum Pik du Canigou, dem höchsten Punkt in den östlichen Pyrenäen, ließen wir unsere Führer reden. Sie erzählten uns eine Menge Landessagen, die hier natürlich alle einen religiösen Charakter haben. So versicherten sie uns, am Pik sey ein eiserner Ring befestigt, an dem Noah seine Arche angebunden habe, um von hier aus den Raben und die Taube ausfliegen zu lassen. Wir waren sehr begierig, den Ring zu sehen, fanden aber nichts als ein eisernes Kreuz aus drei Stücken, in einen Haufen Steine gesteckt. Dergleichen stehen noch einige auf den benachbarten Kuppen, andere sind des Eisens wegen gestohlen worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einiges aus dem Gesetzbuch des chinesischen Reichs.

Ein Engländer, Georg Staunton, hat die Grundgesetze des Reichs der Mitte ins Englische übersezt, und zwar nach einer auf Befehl des gegenwärtigen Kaisers veranstalteten Ausgabe. Wir theilen einiges allgemein Interessante aus diesen chinesischen Pandekten mit. Was überall gilt, daß sich der Geist eines Volks nirgends treuer abspiegelt als im Geist seiner Gesetze, gilt besonders von jenem seltsamen, patriarchalisch-despotischen Reiche und seinen Institutionen, die ein merkwürdiges Gemisch von Brutalität und Weisheit sind.

* * *

Der erste Abschnitt des Gesetzbuchs führt den Titel: allgemeine Gesetze, und beginnt mit einer summarischen Aufzählung der üblichen Strafen. Die gelindeste ist „eine mäßige Züchtigung mit einem dünnen, schwanken Bambus, wodurch dem Uebertreter der Gesetze ein heilsamer Abschen vor seiner bisherigen Aufführung

und eine Witzigung hinsichtlich seines künftigen Betragens beigebracht werden soll." Die Strafen sind überhaupt in fünf Grade getheilt, je nach der Zahl der Stockstreiche; im ersten können gesetzlich zehn bis fünfzig Streiche erkannt werden, selten werden aber mehr als zwanzig wirklich gegeben; im zweiten zwischen sechszig und hundert, und zwar mit einem derberen Bambus. Der dritte Grad besteht, außer den Streichen, in einer Verbannung von einem bis drei Jahren, hundertfünfzig Meilen weit; „damit, wie der Text sagt, der Verbrecher Zeit haben möge, in sich zu gehen und sich zu bessern." Ewige Verbannung, sechs- bis neunhundert Meilen weit, nebst hundert Streichen, ist der vierte Grad, die Todesstrafe der fünfte und lezte. Ein supplementarisches Gesetz schreibt überdies die Tortur bei Diebstahl und Mord vor, wenn der Angeschuldigte hartnäckig läugnet. Sie besteht darin, daß man die Fußknöchel zwischen zwei Brettern und die Finger zwischen fünf Stäben von hartem Holz einschnürt. Im Verhältniß zu seinem Buchstaben scheint das Gesetz im Ganzen äußerst gelind vollzogen zu werden. So kommt im ordentlichen Gerichtsverfahren die Folter fast gar nicht in Anwendung.

Im zweiten Abschnitt des Grundgesetzes werden die Verbrechen aufgezählt, die gewöhnlich aufs Strengste, häufig mit dem Tod bestraft werden; es sind ihrer zehn. 1) Die Empörung, ein Versuch, die hergebrachte Ordnung auf Erden, den Frieden der Welt durch Verschwörung gegen den Herrscher zu stören, der da ist der geheiligte Nachfolger seiner Ahnen. 2) Der Treubruch, der Versuch, die kaiserlichen Palläste, Gräber, Tempel zu zerstören, die heilig und unverletzlich sind. 3) Der Verrath, Frevel gegen das Wohl des Reichs, Desertion von militärischen Posten, Aufstiftung des Volks zur Auswanderung. 4) Der Vater- und Mutter-, auch Verwandtenmord. 5) Der Todtschlag von drei oder mehr Personen (massacre). 6) Das Sacrileg; außer der Beraubung der Tempel gehören hieher: das Vergreifen an Gegenständen, die zum unmittelbaren Gebrauch des Regenten dienen, das Nachmachen des Staatssiegels, und die Versehen und Irrthümer, wodurch die geheiligte Person des Kaisers gefährdet werden kann. 7) Die Gottlosigkeit, Pflichtvergessenheit gegen die Eltern. 8) Mißhelligkeit in der Familie, in Folge von Verletzung des Ehebands, von Verwundung oder Mißhandlung von Personen, um die man nach ihrem Tode gesetzlich Trauer tragen muß. 9) Unbotmäßigkeit gegen einen Beamten. 10) endlich der Incest, die ungesetzliche Verbindung mit einer Person, die man nach dem Gesetze nicht heirathen darf.

Der folgende Abschnitt handelt von den Personen, die dem Gesetze gegenüber privilegirt sind, und zählt sie auf. Sie genießen dieses Vorrechts kraft ihrer Verwandtschaft mit der kaiserlichen Familie, in Folge langer, ehrenvoller Dienste, großer Gelehrsamkeit, ausgezeichneter und landeskundiger Tugend u. s. w. Die kaiserliche Familie und die Adeligen sind übrigens allein an und für sich selbst privilegirt, und das Privilegium besteht darin, daß ein gegen sie gefälltes Urtheil der kaiserlichen Revision unterliegt. Es ist bemerkenswerth, daß wer geadelt wird, den Adel seiner Ascendenz, nicht seiner Descendenz mittheilt. Durch die Auflösung der Ehe verliert die Frau den Rang, den ihr Mann ihr gab, wogegen eine den Rang, den eines ihrer Kinder ihr gibt, beibehält. Die Weiber der Verbannten sind gehalten, sie zu begleiten; ihre Eltern, Kinder und Enkel dürfen sie begleiten, wenn sie wollen, sind es aber nicht verbunden.

Unter den vom Gesetzgeber vorgesehenen Fällen findet sich eine schöne, väterliche Verfügung. „Hat ein Angeklagter, heißt es, das Leben wegen eines Verbrechens verwirkt, das vom Begnadigungsrecht nicht namentlich ausgenommen ist, und sein Vater oder seine Mutter, sein Großvater oder seine Großmutter sind krank, schwach, über siebzig Jahre alt, und haben keine andere Stütze als den Verurtheilten, so soll das Urthel des leztern und die vorerwähnten Umstände der Weisheit Sr. kaiserlichen Majestät zur Prüfung vorgelegt werden." Fast immer wird in einem solchen Fall das Urtheil gemildert und die Todesstrafe in eine körperliche Züchtigung verwandelt. Derselben Vergünstigung genießen die Mitglieder der astronomischen und mathematischen Gesellschaften zu Peking.

Wer ein Vergehen oder Verbrechen freiwillig eingesteht, wird fast immer begnadigt. Bekennt ein Angeschuldigter im Verlaufe des Verhörs ein schwereres Vergehen als dasjenige, das ihm Schuld gegeben wird, so wird blos diejenige Strafe gegen ihn erkannt, die auf das erste Vergehen steht, wegen dessen er vor Gericht ist. Das Gleiche gilt, wenn die Folter zur Entdeckung eines größern Verbrechens führt, als dasjenige, wegen dessen inquirirt wird. Gibt ein Dieb das Gestohlene zurück oder ersezt er den Werth desselben, erstattet ein öffentlicher Beamter den Betrag der Bußen, die er etwa betrügerischerweise einem Untergebenen auferlegt hat, so werden sie gewöhnlich nicht gerichtlich verfolgt.

Vorzüglich interessant für Europäer und namentlich für Handelsleute ist der Abschnitt, der von den Vergehen handelt, welcher sich Fremde schuldig machen. Der Uebersetzer sagt in dieser Beziehung: „Die Gesetze und Verordnungen hinsichtlich der Fremden sind nie anders als mit der größten Schonung in Vollzug gebracht worden. Ueberdieß bestehen gesetzliche Beschränkungen, die es einem Fremden sehr schwer machen, die Gesetze ohne den Beistand eines Eingebornen zu verletzen, und dann fällt natürlich ihre ganze Strenge auf den leztern."

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Folgen der Theaterfreiheit.

Aeußerst interessant sind die Pariser Schauspiele, seitdem kein Censor mehr dem Dichterfluge Einhalt thun und mit seiner unerbittlichen Scheere sie zwingen darf, hübsch an der Erde zu bleiben. Gleich den Kindern, die man lange in einem Zimmer eingesperrt hielt, und die sich, sobald ihnen Thür und Fenster geöffnet werden, mit Entzücken in den nahe liegenden Garten stürzen, hier ihre Kräfte versuchen und ihr Müthchen kühlen, auf Kosten mancher zarten Pflänzchen, die unter der Obhut eines Wächters und tüchtiger Riegel emporgeschossen waren, scheinen die Pariser Dichter ein unermeßliches Gebiet zu durchwühlen, das man ihnen überlassen hat, und alles in ihren Bereich zu ziehen, Geschichte und Politik, Wahrheit und Lüge, Lebende und Todte; Niemand bleibt von ihnen verschont, und Jemand, der bei seinem Ofen ganz ruhig sein Frühstück verzehrt, ist keineswegs gewiß, daß er nicht am Abend auf der Bühne wird dargestellt werden. Zwar klagen die Theaterdirektoren jämmerlich, daß die Leute jezt allzu sehr ihre Aufmerksamkeit auf die politischen Begebenheiten heften, als daß die Schauspiele großen Reiz für sie haben könnten, und daß die Pariser Helden des Julimonates, die Belgier und die Polen sie weit lebhafter interessiren, als die Theaterhelden; und in der That scheinen die Bankerotte einiger Bühnenverwalter diese Klagen zu bestätigen; dazu kommt noch, daß sie von der Armenverwaltung, welche bekanntlich eine Steuer zum Besten der Armen von jeder Einnahme erhebt, stark geplagt werden, worüber sie sich auch schon in Zeitschriften und Suppliken beschwert haben. Einen Ersatz aber finden sie in der Theaterfreiheit, die eine der wichtigen Eroberungen ist, welche das Pariser Volk im Juli, freilich mit Aufopferung kostbaren Blutes, gemacht hat, und die nun den Dichtern eine neue Bahn eröffnet. Freilich haben sie darin bis jezt nicht viele Lorbeern gepflückt; allein es ist auch die Frage, ob die Dramatik, die nun schon seit länger als einem Jahrhundert in Paris unaufhörlich ausgebeutet wird, und besonders seit Anfang gegenwärtigen Jahrhunderts von einer Legion Dichter, noch große, neue Ausbeute liefern kann. Kaum läßt sich eine Situation, eine Handlung denken, die nicht schon einmal auf der Bühne vor den Augen der Zuschauer vorübergegangen wäre, und manche Situationen, manche Handlungen sind wohl hundertmal unter allerlei Namen dagewesen und alte Bekannte des Publikums geworden. Demungeachtet bieten die Pariser Theater seit der Zerstörung der alten Regierung den Reiz der Neuheit dar. Und wie sollte es einem nicht pikant vorkommen, Leute, die man vor einigen Jahren noch in der Welt öffentlich hat handeln sehen, die sogar neben uns im Theater sizen, auf der Bühne dargestellt zu erblicken; noch dazu in den wichtigsten Situationen, welche anderswo kaum in den Zeitungen erwähnt, geschweige denn vor dem Publikum aufgeführt werden dürfen! Man braucht kaum noch **Memoires secrets** zu lesen; sie werden stückweise jeden Abend mit schöner Beleuchtung, ja sogar mit trefflicher Musik dargestellt. Der Napoleone wandeln so viele auf den Bühnen umher, daß man fast Mühe hat, einem derselben auszuweichen, wenn man die Theater besuchen will, und seit einiger Zeit wird sogar seine und Josephinens Ehescheidung als Operette gegeben. Zwischen den Napoleons spuken Jesuiten und Scheinheilige umher; Robespierre ist schon in einem grausenden Melodrama da, wobei einem die Haare zu Berge stehen; Marschall Ney und die Ermordung Marschall Brünes werden angekündigt; sogar der kaum verstorbene Benjamin Constant ist schon in ein Tableau-Vaudeville gebracht, worin seine Verherrlichung in den elyseischen Gefilden dargestellt wird. Der „Sohn des Mannes“ wird schon lange gegeben. Aus dem Gouverneur des „Sohns des Mannes“ hat man einen Dummkopf gemacht, den ein junger Franzose überlistet, und erst durch diesen Franzosen erfährt der junge Prinz das Geheimniß seiner Geburt. Geschichtliches muß man in diesem Stücke nicht erwarten; es soll blos dazu dienen, herrschende Gesinnungen auszusprechen und auf gleichzeitige Begebenheiten anzuspielen. Einen großen Aufwand hat, wie ich bereits in einem vorigen Schreiben gemeldet, der **Cirque olympique** gemacht, um die Hauptepochen in Napoleons Leben anschaulich und prachtvoll darzustellen; man schlägt diesen Aufwand auf 60,000 Fr. an; einige behaupten sogar, man habe 100,000 Fr. dafür ausgegeben, und in der That, wenn man alle die prächtigen Kostüme sieht, welche in den 18 (nicht 14, wie ich früher meldete) Gemälden vorkommen, besonders in dem glänzenden Krönungsgemälde, so ist man geneigt, wirklich leztere Summe anzunehmen; aber nicht alles, was glänzt, ist Gold, und auf dem Theater kann man für 60,000 Fr. schon eine Menge Flitterwerks anschaffen, das Abends eine herrliche Wirkung thut. Das Odeontheater hat nun auch eine Reihe von historischen oder historisch seyn sollenden Gemälden (vom Dichter Dumas) mit großen Kosten vorbereitet, und rüstet sich, dieselben darzustellen, wiewohl die Napoleons jezt anfangen, den Reiz der Neuheit zu verlieren, und mancher nach Neuheit lüsterne Pariser bald ausrufen wird: **qui nous délivrera des Napoléons?** wie der Dichter Berchoux in seinem Unwillen über das beständige Hinweisen auf das klassische Alterthum ausrief: **qui nous délivrera des Grecs et des Romains?** zumal da die vielen Schauspiele oder Schaustücke dieser Art, die man jezt den Parisern vorführt, weit mehr für das Auge, als für den Geist berechnet sind, und dem Dekorateur mehr Ehre machen, als dem Dichter. Natürlich konnten die Vaudevilledichter nicht unterlassen, sich über den mit den Theater-Napoleons getriebenen Unfug lustig zu machen; sie haben daher auch nicht ermangelt, in den sogenannten Revuestücken, die sie am Ende des Jahres als witzige Uebersicht über die wichtigsten Tagesbegebenheiten zu geben pflegen, auch diese von den Theaterdichtern zugestuzten Napoleons unter den Modethorheiten aufzuführen. Solcher Revuestücke hat man zwei gegeben; das eine auf der Vaudevillebühne, dem eigentlichen Vaterlande dieser witzigen Heerschau, und das zweite am Variétésthеater. Das erste heißt **Cagolisme et liberté** (Frömmelei und Freiheit, oder die beiden Hälften des Jahres 1830, in Frankreich, versteht sich). Auch das Stück ist in zwei Hälften getheilt, ganz zweckmäßig nach den beiden Halbjahren, die in der That von einander abweichen, wie Tag und Nacht. In der Vorderhälfte des Jahres 1830 ist Scheinheiligkeit an der Tagesordnung; die Machthaber falten andächtig die Hände, indeß sie Fesseln für ihre Nebenmenschen zubereiten, und rufen den Namen Gottes an, um die von ihnen heilig beschworne Verfassung untergraben zu können. In ihrer Jugend sind sie Taugenichtse gewesen; aber in ihrem Alter lassen sie sich von ihren Beichtvätern lenken, und zufolge der Staatsmaxime der Jesuiten werden sie despotisch **ad majorem Dei gloriam**. Das Volk aber wird dieses schändlichen Unfugs müde, ergreift eines Tages die Waffen, vertreibt diese frömmelnden Sünder, und nun bekommt die Freiheit ihre Rechte wieder.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 28.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 2. Februar 1831.

Im Carneval der Geschichte trägt jedes Jahrhundert seine Charaktermaske.

Mercier.

Das französische Kostüm in den lezten drei Jahrhunderten.

Eine historische Skizze.

Erster Artikel.

Auf dem weiten Gebiete der Geschichte ist das Kostüm im weitesten Sinne nicht nur ein interessantes, sondern auch ein nicht unwichtiges Feld. Zum Kostüm gehören aber nicht allein Kleidung und Schmuck, sondern auch Waffen, Hausgeräthe, architektonische Verzierungen, kurz Alles, was einen Zeitraum materiell charakterisiren hilft. Erst mit der Kenntniß der mannigfachen Veränderungen, die mit diesen Dingen vorgegangen, schließt sich das Bild eines Volks und seiner Geschichte vollkommen ab, und der Zustand, in dem sich dieses Alles zu einer Zeit befand, gibt dem Jahrhundert eben seine charakteristische Physiognomie, drückt ihm den eigenthümlichen Stempel auf. Wie die Lebensbeschreibung eines wichtigen Mannes gewissermaaßen unvollständig ist, wenn man sein Porträt dabei vermißt, so verliert jede Geschichte bedeutend an dramatischem Reiz, wenn uns nicht der Historiker gleichsam ein Normalkonterfei der Menschen einer gewissen Zeit hinmalt, mittelst dessen wir sie sehen, wie sie liebten und lebten. Natürlich aber geht in der Geschichtschreibung der Geist dem Körper und seinen Hüllen voran, und der große Geschichtschreiber ist ein Lekain oder Garrik, der als Achill, Orosmane oder Hamlet, troz Perrücke, rothen Absätzen und französischem Kleide, begeistert und hinreißt, während es auch nicht an Historikern fehlt, die den Deklamirhelden gewisser Bühnen gleichen, zu deren historischem Kostüm Folianten, Münzen und Gräber zu Rathe gezogen worden sind.

Wahr bleibt es aber, der Kenner und Freund der Geschichte erkennt oft schneller und untrüglicher, als aus geschriebenen Quellen, am Kostüm einer Zeit, ob das Volk in Wohlstand, ob es im Elend lebte; erkennt daran die Quellen und den Fortgang seines Handels, seinen herrschenden Geschmack, die Stufe der Civilisation, die es erstiegen. Bei einiger Aufmerksamkeit wird man auch nicht selten inne, daß Veränderungen der Mode mit politischen und moralischen Phasen in der Geschichte eines Volkes in näherer Beziehung stehen, als man auf den ersten Blick glaubt. Begreiflich ist hier nicht von jenen Launen die Rede, von jenem ephemeren Wechsel in Schnitt und Farbe, der eiteln Ausgeburt des Hochmuths und der Langeweile, sondern von den wahren Revolutionen im Kostüm, die von Jahrhundert zu Jahrhundert, oft sogar von einer Regierung zur andern, eine Nation im Aeußern völlig umgestalten, wo es oft ist, als ob aus einem Volk von Mönchen oder Kaufleuten, ein Volk von Höflingen oder Kriegern geworden wäre. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, erscheint die Geschichte des Kostüms, im weitesten Sinne, wirklich als ein Spiegel des Volksgeistes, und in ihm sehen wir, wenn auch oft in verschwimmenden Umrissen, die Wirkungen von Regierungswechseln und Bündnissen mit dem Ausland, von

politischen und religiösen Stürmen, den Einfluß des Regenten und seines Hofes, je nachdem er den Krieg oder den Frieden, Sparsamkeit oder Verschwendung liebte, wollüstig oder bigott war, an uns vorüberziehen.

Es kann nicht unsere Absicht seyn, diesen Gegenstand hier zu erschöpfen; wir gehen zunächst auf eine kurze Uebersicht des neuern französischen Kostüms aus, das ja so ziemlich der Vater des unsrigen ist, und in neuerer Zeit mit demselben fast zusammenfällt. Wenn wir später einmal ausführen, wodurch sich deutsche Tracht, Art und Weise als eigenthümlich erwiesen haben, bevor vom Tweed bis an den Vesuv und von der Newa bis an die Pyrenäen alle Welt den runden Hut und Frack trug, so werden uns die Franzosen den Weg geebnet haben; denn sie holten ihre Moden aus derselben Quelle wie wir, bevor sie modisch selbstständig geworden waren und ihre Musterkarte die Welt eroberte.

Weiter zurück, als in das fünfzehnte Jahrhundert, greifen wir nicht, und hier begegnen uns an der Schwelle der neuen Zeit, unter Ludwigs XII. Regierung, in der Tracht des Volks die lezten Reste jenes alten Geschmacks, jener naiven Einfalt, die bald für immer verschwinden sollten. Wirklich war auch im Kostüm wie in den Sitten, in der Literatur wie in der Kunst, Ludwigs XII. Regierung eine Uebergangsperiode. Einerseits stand der sogenannte gothische Baustyl im Begriffe, von jenem glänzenden, vorübergehenden Style verdrängt zu werden, den man noch jezt in Frankreich, weil er sich wirklich schwer charakterisiren läßt, den Styl der Renaissance (der Zeit der Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften) nennt; andernseits bereitete sich durch den Einfluß, den die Kriege in Italien auf die Sitten ausübten, eine wirkliche Umwandlung des Nationalcharakters vor. Seltsamer Weise zogen um diese Zeit die wiedererwachende Kunde vom Alterthum und ein bis dahin unbekanntes, schreckliches Uebel aus demselben Lande, aus Neapel, mit denselben Menschen in Frankreich ein. Die Gährung, der Kampf in allen Zweigen der Kultur, der jene Zeit bezeichnet, spiegelt sich nun auch in ihrem Kostüme ab. Die lange Kleidung, die seit undenklicher Zeit das Zeichen des freien, wohlhabenden Mannes war, wird von nun an kürzer und kürzer. Auch die übrige Tracht erleidet mannigfache Veränderungen, wozu die Muster sämmtlich aus Italien kamen, und zu den charakteristischsten gehört, daß nun die breiten Schuhe, à la guimbarde, die langen Schnabelschuhe verdrängen, die seit mehreren Jahrhunderten Nationaltracht gewesen waren.

Hat die Tracht des oben bezeichneten Zeitraums, troz der bereits einreißenden Sucht nach Neuerung, immer noch etwas von des guten Ludwigs XII. und seiner anspruchslosen Ehehälfte Einfachheit und Bürgerlichkeit, so verrathen unter der folgenden Regierung die schlanken, graziösen Formen der Tracht und der ganze ritterliche Zuschnitt den Einfluß von Franz I. Galanterie und abentheuerlichem Charakter. Männer und Frauen jener Zeit, mit ihrer theatralischen Tracht, ihren ausschweifenden Begriffen von Galanterie und Ritterlichkeit, kommen einem fast nicht wie Wesen dieser Welt, sondern wie Ideale aus jenen langen spanischen Romanen vor, in die man damals so verliebt war, und in denen man sich Musterbilder suchte. Der Luxus war zwar bisher durchaus nichts Neues gewesen, denn schon längst hatte man ihn oft und viel, aber immer vergeblich, durch Geseze zu beschränken gesucht; jezt aber, da er vom Regenten aufgemuntert, von einem glänzenden Hofe das Beispiel dazu gegeben wurde, was man bis jezt fast noch nie zusammen erlebt hatte, stieg er ins Grenzenlose und verbreitete sich tief in die Provinzen. Die Diamanten, die seit Agnes Sorel, welche der Sage nach zuerst welche trug, so ziemlich außer Gebrauch gekommen waren, stiegen unter dieser Regierung ums Doppelte im Werthe; und jezt macht sich auch der Einfluß, den der wegen des ewigen Streits um Mailand mit dem deutschen Reich und Spanien, wegen der Kämpfe mit Karl V., immer stärker werdende Verkehr mit Italien äußerte, in einer Menge Modifikationen der Tracht bemerkbar, die man von den Fremden entlehnte. So kam z. B. die Mode, die Haare in Locken zu kräuseln, mit Eleonore von Oesterreich nach Frankreich, und während Venedig seine Gold- und Silberstoffe, die Lombardei ihre ächten oder falschen Steine, Genua seinen Sammt und Mailand seine Stickereien einführte, kam aus Flandern und Deutschland die seltsame gezackte und geschlizte Tracht, der ursprünglich der Gedanke zu Grunde lag, die feine Wäsche sehen zu lassen, daher auch Anfangs blos das Wamms geschlizt wurde, wogegen man später mit Uebertreibung an sämmtlichen Kleidungsstücken, ja sogar an den Schuhen, Schlitze anbrachte.

(Die Fortsezung folgt.)

Sitten und Leben in den Pyrenäen.

(Fortsezung.)

Ehe ich aus dem Roussillon trete, muß ich noch einiges im Allgemeinen über die Sitten der Landesbewohner sagen. Nach den Einzelnen, die ich in Paris gesehen, stellte ich sie mir groß, mager, mit wilden Gesichtszügen und rauher Stimme vor. So sind sie aber im Ganzen nicht, sondern mittelgroß, ovalen, braunen Gesichts, mit schwarzen Augen und großen, langen Nasen. Ihre Stimme ist nicht so rauh, als bei den Provencalen und den Einwohnern von Languedoc. Diese Bemerkungen gelten nur vom Volk. In den höhern Ständen vermischt sich Alles, und bei ihnen ist es schwer, den Süden vom Norden zu

unterscheiden. Nur die Seeleute am Ufer haben in ihrem Benehmen und in ihrer Stimme das Rauhe, das allen Küstenbewohnern eigen ist. Im Innern des Landes hingegen sind sie manchmal freundlich und zuvorkommend. Ihre Sitten und Gebräuche haben etwas Liebenswürdiges und Malerisches, wodurch sie an den glücklichen Süden erinnern. Ihre Tänze sind weit anmuthiger und lachender als die ewigen, einförmigen Ronden an den Garonne-Ufern, oder als die unbehülflichen, schwerfälligen Sprünge am Allier. Dieß habe ich recht in Arles gesehen; dort war Musik und Tanz auf dem Markt. Ein Hautbois, ein Dudelsack, eine kleine Trommel und eine kleine Pfeife machten zusammen eine gar lustige und ziemlich richtige Musik. Jeder Tänzer nimmt seine Tänzerin unter den Arm; sie gehen in der Runde herum und trennen sich dann; wie im Fandango, weicht die Tänzerin vor dem Tänzer zurück, und dieser folgt ihr mit erhobenen, ausgestreckten Armen und schnalzenden Fingern, dann kömmt die Tänzerin und macht dieselben Bewegungen, und der Tänzer weicht zurück. Lachende Gesichtszüge und fröhliche Bewegungen drücken den Gang der Liebe und ihr Necken aus. Erst erklärt der Mann der Frau seine Liebe, sie sagt zwar nicht nein, zieht sich aber doch aus Schaam und Koketterie zurück und widersteht seinen Bitten. Der Mann, hingezogen und bauend auf den ersten liebenden Blick, auch überzeugt, daß alles Weigern nur Verstellung sey, verfolgt seine Tänzerin lachend und selbstvertrauend. Es kommt auch bald zum Einverständniß. Hierauf bilden sechs, acht oder zehn eine Runde um sie und walzen einige Augenblicke herum. Die Männer treten nun zusammen, gehen gegen die Frauen an, nehmen sie unter dem Arm, und in einem Augenblick schwingen sie sie nach der Musik hoch in die Höhe. Manchmal hebt auch ein Tänzer seine Tänzerin allein in die Höhe und hält sie so eine Zeitlang schwebend. Die stärksten drehen sie so wie einen Kreisel in ihren Armen herum und setzen sie dann auf ihre Schultern, was gar artig und galant aussieht. Ein andersmal, dies sieht aber nicht galant aus, macht der Tänzer einen gewaltigen Sprung, schwingt sein rechtes Bein über den Kopf der Tänzerin weg und kommt schwebend auf seinen linken Fuß zu stehen. Die Leute müssen in diesem salto mortale sehr geübt seyn, denn die Frauen zeigen dabei gar keine Unruhe und zucken nicht einmal mit den Augenwimpern. Einen ähnlichen Tanz sahen wir in Corsari am Fest der Bergleute. Diese schwarzen, rauchigen Schachtbewohner waren ganz ausgelassen bei der ihnen seltenen Tanzmusik am hellen, heitern Tag. Hier zu Lande wird die Lüsternheit — der Hauptcharakter und Ausdruck der spanischen Tänze — etwas durch die geräuschvolle Lustigkeit gemäßigt, welche alle französischen Nationaltänze auszeichnet. So zeigt Alles bei den Roussillon-Einwohnern die Mischung spanischer mit französischer Art: Sprache, Gesichtszüge, Kleidung, Sitten und Gebräuche.

Interessant ist der Uebergang aus dem französischen Roussillon in die spanische Cerdagne. Dies zeigt sich schon in Puycerda, der Hauptstadt des Ländchens. Man kann eben die Reinlichkeit in dem südlichen Frankreich nicht loben, in der Cerdagne aber ist es noch viel ärger. Der Schmutz sticht gar sonderbar mit den al fresco angemalten Häusern ab. Dieß mag in Italien, in Spanien oder sonst in mildem Klima wohl angehen, hier aber in den Regen und Nebeln des Gebirgs ist es eine fast lächerliche Nachahmung. Aecht spanisch sind hingegen die großen schwarzen Augen, desgleichen die schwarzen Haare und der dunkle Bart der Männer. Ihr Gesichtsausdruck ist Härte und Theilnahmlosigkeit, in die sich schon merklich der spanische Dünkel mischt. Ihre Kleider, Westen und Beinkleider sind aus schwarzem oder dunkelbraunem Baumwollensammt, was ihnen ein düsteres Aussehen gibt; darüber werfen sie in malerischen Falten ihre Mäntel. Sieht man sie so stillschweigend, wichtigen Schritts und düsterbrennenden Auges daher schreiten, so sollte man glauben, es seyen Schatten, die nichts Menschliches fühlen. Dieselben Gesichter in großen und schönen Linien, jedoch weniger düster und moros, finden sich bei dem weiblichen Geschlecht und stehen ihm gar wohl an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

Die Zukunft. Runde des großen Kurfürsten.

Ein Nordlicht hat das Jahr angefangen. Welche Irrungen oder welche Lichtstrahlen lassen sich von einem solchen Jahre erwarten? Müssen denn die Meteore nur immer Krieg, Zerstörung, Revolutionen auf blutigem Wege in unserer realen Welt bedeuten? Gingen der Kirchenreformation keine Feuerzeichen voraus? Läßt sich nicht eine ersprießliche, segensreiche, geistige Revolution denken? Möchte wenigstens das Blut, das geflossen ist und noch fließen wird, dahin wirken; und es wird! Uebrigens hat ein hiesiger astronomischer Wetterbeobachter eine Berechnung aller Nordlichter, seit Erschaffung der Welt beinahe, bekannt gemacht, nach welcher diese feurigen Himmelszeichen am allersparsamsten in die Zeiträume fallen, welche blutigen Kriegen vorangingen. Aber beweise daraus Jemand etwas den Gläubigen. In Köln z. B. wissen sie aus einem alten Buche voraus, daß in diesem Jahre daselbst eine Völkerschlacht zwischen den Deutschen und Franzosen geliefert werden wird, in Folge deren das deutsche Heer so zusammenschmelzen soll, daß es der Schatten einer Eiche bedecken wird. Der gemeine Mann schwört darauf. Was sie bei uns glauben oder nicht glauben, weiß ich nicht. Ein angesehener Papierhändler, dessen Scharfblick und Voraussicht gerühmt wird, antwortet, wenn ein Freund über Ankauf oder Verkauf sich Raths erholen will: „Fragen Sie Ihre Köchin.“ Auf dem flachen Lande, in der Provinz sieht es kriegerisch aus, die Regimenter wechseln und ziehen, die Landwehren sind zum Theil aufgeboten, viele friedliche Familienverhältnisse zerrissen.

industrielle Gewerbsunternehmungen stocken; aber bei uns in Berlin sieht es darum nicht anders aus als sonst. Man glaubt nicht an Krieg und fragt sich nur, ob man ein Karneval haben wird? Auch die Geisterwelt läßt uns diesmal im Ungewissen schweben. Friedrich Förster hat zwar eine fünfte Runde des großen Kurfürsten in der Neujahrsnacht ergehen lassen, sie handelt aber weit weniger, als man erwarten durfte, von den großen Angelegenheiten in der Scheidestunde des verhängnißvollen Jahres, und beschreibt dafür auf nicht unanmuthige Weise die Schäze unsers Kunstkabinets, welches Friedrich Wilhelm der Große zuerst angelegt hat. Doch hat das Gedicht auch praktischere Stellen, von denen ich Ihnen eine hier abschreibe. Friedrich II., der daselbst in einem Wachsbilde von Schadows Hand sizt, gekleidet in die wirklichen Reliquien des großen Mannes, spricht zu seinem Ahnherrn, dem Kurfürsten:

„Und findest Du noch Obscuranten,
Die mich und meine Zeit verkannten,
Mit frommen Eifer dagegen sprachen,
Als ich ließ ein neues Gesangbuch machen,
Die mich verkezert schon auf Erden,
Weil ich dem Bauer sein Recht ließ werden,
Sag' ihnen, was sie auch mäkeln und munkeln,
Meinen Stern, den werden sie nicht verdunkeln.
Und kommt die Zeit der Gefahr heran,
Sag' ihnen, was wir gewagt und gethan,
Wie wir bei großer Bewegung der Welt
Uns an die Spize selbst gestellt.
Wenn aber von jeder Pest und Noth,
Die Volk und Fürsten je bedroht,
Umwälzung und Revolutionen,
Mit Blut befleckte Königskronen,
Das größte Unheil gewesen ist,
Erinnre mein Volk zu dieser Frist,
Wer einst das Vaterland bewahrt
Vor einer Krankheit so böser Art.
Denn daß ihr verschonet bliebt allhier,
Dankt es dem Doktor Luther und mir!
Was er einst für die Kirche that,
That ich für Wissenschaft und Staat.
Nicht baut' ich chinesische Mauern vor,
Schloß an der Grenze nicht Thür und Thor;
Da hilft kein Kordon, den man gezogen,
Der Morbus kommt durch die Luft geflogen.
Drum sann' ich ein anderes Mittel aus,
Ich nahm das Gift wie ein Arzt in's Haus,
Ich impf't' es mir und dem Volke ein,
So sollten wir Alle gerettet seyn;
Da wurde das Gift zu gesundem Blut,
Und wie auch die Krankheit mit Sturmes Wuth
Durch alle Länder fährt und bläst,
Uns ficht's nicht an, **probatum est!**

Nur meint man, des großen Friedrichs Worte in Ehren, daß unser Staatskörper es vollkommen gut vertrüge, wenn wieder eine etwas stärkere Dosis von dem Gifte ihm neu eingeimpft würde, da die alte Impfung schon zu sehr vertrocknet und verflüchtigt ist.

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, Januar.

(Fortsezung.)

Dramatische Revuen. Mathieu Laensbergs Kalender.

Die Dichter des Vaudeville haben natürlich kein geschichtliches Stück liefern können, noch wollen; sie haben nur einige Personen ausgedacht, die sich in den beiden ganz verschiedenen Jahreshälften auf eine komische Art betragen, und scheinen damit auf wirkliche Personen anzuspielen. Da ist ein von den Ministern (den Polignac'schen) begünstigter Zeitungsschreiber, der wie ein Minister in **nuce** Audienzen ertheilt, und als ein mächtiger Patron den Leuten seinen Schuz, das heißt sein Lob oder sein Stillschweigen verspricht. Zu diesem Porträt können mehrere Journalisten aus der ersten Hälfte des Jahres gesessen haben, denn es gab damals mehrere dergleichen mächtige Zeitungspatrone, um deren Gunst kriechende Leute buhlten, wie um die eines mächtigen Staatsmanns. Hr. Aureole in dem Vaudeville heirathet eine andächtig gewordene Operntänzerin. Dann ist noch ein anderer Schriftsteller in diesem Stücke, Namens Plumeville, welcher stets bereit steht, die herrschende Macht zu vergöttern, sie sey eine „von Gottes Gnaden," wie die Ultras sagen, oder durch Volkswahl nach dem Sinne der Liberalen, eingesezt. Zuvor sang Hr. Plumeville **vive Henri IV.**; jezt trillert er den Marseiller Marsch: **allons enfans de la patrie.** Ferner erscheint in dem Vaudeville der alte Sterndeuter Mathias Laensberg, dem noch immer der Lütticher Kalender zugeschrieben wird, obgleich er schon seit anderthalb Jahrhunderten todt ist. Dieser Mann, der in Frankreich einen außerordentlichen Ruf hat, weil der in seinem Namen herausgegebene Kalender der eigentliche Volkskalender ist, wird oft in den Theaterrevues am Ende des Jahres gebraucht. Im Jahre 1830 hatte sein abgeschmackter Kalender noch eine besondere Wichtigkeit erhalten. Das Polignac'sche Ministerium, das sich, wie alle Leute von beschränktem und befangenem Verstande, zu kleinlichen Maßregeln herabließ, hatte die Einfuhr des Lütticher Almanachs in Frankreich verhindert, weil darin, wie es scheint, das Ende des Unfugs der sogenannten heil. Kongregation in freilich etwas dunkeln Ausdrücken prophezeit wurde. Vermuthlich hatte ein heller Kopf eingesehen, daß das Unwesen nicht lange mehr Stich halten könne und dem Volke die Geduld vergehen müsse. Man kann leicht denken, daß der Lütticher Prophet durch die Erfüllung seiner Wahrsagung viel gewonnen hat, und wahrscheinlich werden in diesem Jahre einige hundert Exemplare mehr von seinem Almanache abgesezt, als zuvor. Uebrigens gibt es Nachdrücke und Verfälschungen dieses Kalenders in Frankreich, und den Liebhabern desselben fällt es zuweilen schwer, den ächten herauszufinden, der allein Werth in ihren Augen hat. Vor mehreren Jahren hatte ein Schriftsteller in Paris den Einfall, einen wizigen Mathieu Laensberg herauszugeben; allein das Volk hielt sich an den dummen, das heißt an den ächten; der wizige mußte eingehen und der löschpapierne, der aber auch nur 2 Sous kostet, erhielt sich in der öffentlichen Achtung. Nun hat freilich eine wohlthätige Gesellschaft in Paris Preise für Abfassung gemeinnüziger Kalender ausgesezt und auch schon einige zweckmäßig abgefaßte Kalender gekrönt; allein ich möchte wetten, daß diese dem Volke kaum bekannt sind, und daß man bei den Kalenderkrämern wenigstens 200 Mathieu Laensbergs gegen einen gekrönten Kalender bestellt. In dem Vaudeville spielt der alte Mathieu Laensberg nicht allein die Rolle eines Sterndeuters, sondern auch die eines Zauberers; er macht sich anheischig, zwei „Königinnen der Welt," die beide im Jahr 1830 geboren seyen, erscheinen zu lassen, nämlich die politische Freiheit und die Theaterfreiheit. Diese beiden erscheinen, und leztere hat schon zwei Mißgeburten hervorgebracht, nämlich Napoleon Bonaparte und Robespierre, die beide als Zwerge dargestellt werden.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 29.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 3. Februar 1831.

Spanier sind sie, stolzen Herzens.

Müllner.

Sitten und Leben in den Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Die Haare der Weiber in der spanischen Cerdagne hängen in einem langen, schwarzen Netz mit Bändern; in einem großen Knoten ist dasselbe auf dem Kopf festgemacht, und darüber ein weißes Tuch, das hinten über das Netz herabhängt. Manchmal sind diese Tücher von karmoisinrother Seide, was sich über den schwarzen Haaren, den schwarzen Augen und den dunkeln Braunen gar gut ausnimmt. Ich dachte an die Flammen der Maurisch-Castilischen Galanterie, und da sah ich auch gleich süße Gedanken in den halbgeöffneten, durch lange, seidene Wimpern fast verdeckten Gluthaugen. Manchmal hörte ich Mädchen in der Ferne singen; mir war's, als liege schon in der Luft und in ihren Tönen südliche Lüsternheit.

In Spanien muß man in die Kirche gehen, um die Leute recht beobachten zu können, denn die religiösen Ceremonien machen bei den Einwohnern einen großen Theil ihres Lebens aus; sie sind Gott unterworfen, aber mehr aus Furcht vor Kerker und Scheiterhaufen, als aus Sehnsucht nach dem Paradies. Die Männer sitzen auf Seitenbänken, die Frauen aber knieen in der Mitte der Kirche. Diese Trennung der Geschlechter, die man in allen spanischen Kirchen findet, ist sehr zweckmäßig; an ihr ist jedoch mehr der hitzige und eifersüchtige Nationalcharakter der Spanier, denn religiöser Sinn schuld. In Italien hängen die Leute nicht weniger an kirchlichen Ceremonien; da sie aber froher und leichter sind, so haben sie dieses Schisma in der Kirche nicht angenommen. In Italien gleichen die Kirchen Ballsälen und Liebestempeln; tausend verstandene gegenseitige Zeichen, flüchtige Berührung mit den Händen, kurze, leise Worte, verstohlene Blicke u. s. w. beginnen oder begünstigen das irdische Wollen und Wünschen. In der Kirche von Puycerda bemerkte ich von alle dem nichts. Zur feierlichen Orgel sangen tiefe Stimmen ernste Weisen. Die Meßceremonien sind viel zahlreicher als in andern katholischen Ländern; wenige und schlechte Gemälde, aber eine Menge hölzerne, angemalte und vergoldete Statuen. Die Kirche selbst ist düster; schwaches Licht fällt von oben ein, und nur wenn die Thür aufgeht, wird es heller und es dringt mit dem Tageslicht etwas frische Luft herein; denn die innere wird nicht, wie in Italien, durch Weihrauchduft gebessert, sondern ist erstickend, faulig und ungesund durch die Menge der hier zusammengedrängten Menschen, und durch die vielen Gräber in der Kirche. Die verlängerten und vermehrten Kirchenceremonien zeugen von der priesterlichen Macht. Mönche von allen Farben und Kutten, die in so vieler Beziehung Einfluß auf das Volk haben und es geistig und leiblich gestalten; die Abspannung, der düstere Ernst und der Müssiggang der Männer auf dem Markt und in den Straßen; das Unheimliche, das die weiten, faltigen Mäntel haben; der Schmutz der Gassen und der Häuser, der glühende Blick der Weiber, selbst in der Kirche, die Kleinlichkeiten beim Gebet, alles, mit meinen historischen Erin-

nerungen zusammen genommen, beweist mir, daß ich bereits in Spanien bin, wiewohl ich mich noch auf französischem Grund und Boden befinde. Es war gewiß ein großer Mißgriff, die Cerdagne von Spanien loszureißen. Die Segre und alle Ströme und Bäche fließen von hier nicht nach Frankreich, sondern den südlichen Pyrenäenabhang hinunter in den Ebro. Es ist eine ganz falsche Grenzlinie, die eine Menge Uebelstände zur Folge hat, zuerst die Unzufriedenheit der Einwohner, die ungern einem Lande angehören, wo man nicht ihre Sprache redet, woraus zum Theil die häufigen Einfälle der mit Spaniern vereinigten Einwohner in die ächt französischen Grenzdistrikte erklärt werden müssen, die voriges Jahr statthatten. Der Kontrebande ist überdieß Thor und Thür dadurch geöffnet, und es ist bekannt, wie nachtheilig diese auf die Sitten beider Theile wirkt.

Die Cerdagner sind fast alle Schmuggler oder Hehler. Dieß ist besonders in dem Carolthal der Fall, das von Karl dem Großen seinen Namen hat; unser Führer war daraus gebürtig und erzählte uns viel von dem Schleichhandel der Cerdagner. Es ist, als wenn dabei das Fatum sein Spiel hätte, denn Niemand hält sich davon frei, selbst der Maire und der Herr Pfarrer nicht. Unser Führer schien einer der muthigsten und unternehmendsten Schmuggler; sein dicker und schwarzer Bart, sein offenes Gesicht, sein stolzer Blick, seine freie, kecke Sprache, sein nerviger, stählerner Körperbau bildeten ein Ganzes, in dem wohl eine kühne, sich an Gefahren erfreuende Seele wohnt. So war es auch. Sein Element waren ewige Kämpfe und Scharmützel mit den gut bewaffneten Douanenposten zwischen Felsen, Abgründen, Schneeweben in nächtlichem Dunkel und Winterstürmen. Auch hatte er schon mehrere Wunden bekommen, achtete sie aber nicht und trozte nur um so muthiger den Gefahren seines Gewerbs. Sein starker Körper hatte immer der Kälte und den Stürmen dieser Eisregion widerstanden, nur einmal erfror er zwei Fußzehen, und da er sie nicht heilen konnte, und auch sonst ohne Menschenhülfe war, so schnitt er sie sich selbst ab. Nichts war angenehmer, als ihm bei der Erzählung seiner Abentheuer zuzuhören, die er gern und ohne Schwulst erzählte. Bei einer Unternehmung waren ihrer sechszehn; sie wurden in dem Thal Aude bei Querigut von vierzig Douaniers und Nationalgarden überrascht. Man begann zu schießen, mehrere von ihnen wurden verwundet, sie schoßen aber besser als ihre Gegner, denn sie tödteten drei, machten sechs Gefangene, gaben jedem ein Louis'dor, empfahlen ihnen Stillschweigen, unter der Drohung, daß sie ein anderes Mal erschossen würden, wenn sie ein Wort sagten; dann ließen sie sie frei, und Herrn des Schlachtfelds, nahmen sie ihre schweren Waarenbündel wieder auf und schlugen den Weg nach Quillan ein. Wie mögen Zöllner solchen Leuten widerstehen und ihnen gegenüber aushalten? Dem Manne zu Folge waren alle Douaniers Spitzbuben und Räuber. Es fiel ihm nicht ein, daß sein Handwerk unrecht seyn könne. Von der Politik der Regierungen, hinsichtlich der Zölle, hatte er keinen Begriff, und es war auch nicht möglich, ihn darüber ins Klare zu bringen, so viel Urtheil und gesunden Verstand er auch sonst hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das französische Kostüm in den lezten drei Jahrhunderten.

(Fortsetzung.)

Die Kanzelredner und Satiriker jener Zeit haben gar viel mit den „auf schweizerisch, deutsch, wallonisch zerschlizten und tausendfältig gezackten Wämsern zu thun, mit den Hemdern aus Tafft, Atlas oder Goldstoff im Winter, aus feiner flandrischer Leinwand im Sommer, die überall aus den Schlitzen des Wammses hervorsehen.“ So wunderlich und unästhetisch diese Sitte seyn mag, und obgleich die männliche Tracht ein wenig allzu gesucht und theatralisch war, so bleibt doch das Kostüm jener Zeit eines der elegantesten in der neuern Geschichte; besonders aber war die Tracht der Frauen ein Muster von edler Einfachheit, von Grazie und Geschmack, und es kommt ihr wohl keine gleich, als höchstens die, welche in der Jugend Ludwigs XIV. getragen wurde und sehr Vieles mit ihr gemein hatte.

Ohne Zweifel haben auch die vielen berühmten, namentlich italienischen Künstler, deren Einfluß zur Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften in alle Produkte der Kunst und Industrie einen bessern Styl brachte, wesentlichen Antheil an jener zierlichen Tracht, die wir in unserer, was die Tracht betrifft, sehr unzierlichen Zeit mit Recht bewundern. Ein und der andere Kopfputz aus jener Zeit ist so schön und glücklich erfunden, daß er nur von einem Künstler geschaffen seyn kann.

Wie es nach dem Gange der Politik und der sittlichen Entwicklung nicht anders zu erwarten war, erlitt die Tracht unter Heinrichs II. Regierung nur wenige Veränderung. Heinrich, seines Vaters Franz getreuer Nachahmer, erbte mit seinem Throne auch seine Galanterie und seinen ritterlichen Geschmack. Die einzige Neuerung von Bedeutung war die Halskrause. Diese neue Mode, die nebst den Schnürleibern, Fächern und Parfümerien mit Catharina von Medicis aus Italien gekommen war, überlebte weit die lange Herrschaft der ehrsüchtigen Königin. (Sie wurde vermählt mit Heinrich II. 1533, und starb 1589, nachdem sie vier Könige, Heinrich II., Franz II., Karl IX. und Heinrich III. bevormundet hatte.)

Die Halskrause, diese lästige Tracht, der zu Liebe eine Prinzessin, wenn sie in vollem Anzuge war, mit einem zwei Fuß langen Löffel essen mußte, wurde immer größer, und nicht lange, so trugen sie beide Geschlechter. Signor Vinciolo, ein Venetianer, war von der Königin eigens dazu angestellt, den Hofdamen in Verfertigung der Filetarbeit und der Kanten Unterricht zu geben, woraus jene gefalteten Kragen verfertigt wurden, und es war dieß ihr gewöhnlicher Zeitvertreib. Vorzüglich Genua und Venedig gaben diesem Luxus Nahrung, und ganz unermeßliche Summen gingen dafür fast ein Jahrhundert lang aus Frankreich, bis Heinrich IV., dem doch diese Besteurung allzu hoch dünkte, die Einfuhr italienischer Spitzen ganz verbot. Die Früchte dieses Verbots zeigten sich bald; in der Picardie, in Alençon, Argentan entstand eine Spitzenfabrik um die andere, und bald kam ihr Fabrikat dem venetianischen gleich.

Franz II. Regierung war zu kurz, als daß sich von ihrem Einflusse auf die Tracht etwas sagen ließe; auch Karl IX., dem Prachtliebe völlig fremd war und der nur in der Jagdlust lebte, eignete seine Düsterheit keineswegs zum Reformator in der Mode; aber während seiner, so wie seiner beiden Vorgänger und seines Nachfolgers Regierung war ja eigentlich Catharina von Medicis Königin, und somit herrschte fortwährend der italienische Geschmack in der Tracht unumschränkt. Aber auch abgesehen von Catharinas Einfluß, ist das Uebergewicht von italienischer Art und Weise zu damaliger Zeit leicht erklärlich. Italien spielte damals in Europa die Rolle, welche Frankreich seitdem gespielt hat und zum Theil noch spielt; es war die Schule der Artigkeit und des guten Geschmacks, der Mittelpunkt, von dem aus sich die Schätze des Gewerbfleißes, die Muster der Kunst und Literatur überall hin verbreiteten, von wo aus die Orakel der Mode erschollen; zunächst mußte sich wegen der Nachbarschaft und des vielfältigen politischen, religiösen und Handelsverkehrs diese moralische Herrschaft über Frankreich verbreiten. Der Philologe Heinrich Etienne macht der französischen Sprache bitter den Vorwurf, daß sie sich italienisire, und Brantome schildert in seiner Chronik ohne Scheu das schreckliche Sittenverderbniß in Frankreich durch moralische Ansteckung von Italien her. In der Tracht nun vollends band sich Frankreich so sklavisch an Italien, als je Deutschland an Frankreich hing und zum Theil noch hängt. Nicht nur befand sich der Alleinhandel mit Luxuswaaren, mit Bijouterie, Tressen, Spitzen und Handschuhen in den Händen der Italiener; da war kein elegantes Frauenzimmer, das nicht die Pantoffeln von Venedig bezogen und an Galatagen ein zu Mailand verfertigtes Kleid angezogen hätte, das oft 500 Thaler kostete, ohne Gold und Steine.

Hätte sich der italienische Geist, der über Franz I. Regierung so viel Glanz verbreitete, wie er damals war, in seiner Reinheit bis zu Karl IX. erhalten, so ließe sich wenn man den Patriotismus aus dem Spiel läßt, der ja nie tauber ist als in Angelegenheiten der Mode, nicht viel dagegen einwenden, daß die Franzosen fortwährend Geschmack, Luxus und Moden aus Italien holten. Dem war aber nicht so, und jener von Natur so bewegliche Geist hatte bereits mehr als einmal sich umgewandelt. So hatte namentlich, was das Kostüm betrifft, bald die reizende Einfachheit dem Schwulst, die Natur der Uebertreibung, die Grazie der Affektation Platz gemacht. In dieser Zeit kam unter den französischen Damen die Sitte auf — und auch sie war, wie immer, über die Alpen gekommen — mittelst Schnürleibern mit Fischbein, Wulsten und Bouffanten alle Formen zu verkehren und zu übertreiben. Es ist und bleibt unbegreiflich, wie eine so seltsame Verkehrung aller natürlichen Schönheitsbegriffe aufkommen konnte, wie einem die natürlichen Verhältnisse des menschlichen Baus so entfremdet werden konnten, daß eine oft wirklich monströse Fiktion anziehender wurde, als die reizende Natur; noch unbegreiflicher ist es aber, wie sich dieser Unsinn mit wenigen Unterbrechungen volle zwei Jahrhunderte und länger halten konnte.

(Schluß des ersten Artikels.)

Englische literarische Notizen.

Walter Scott erhielt für seinen Roman Rob Roy 3000 Pf. Sterling; Gibbon für seine römische Geschichte in sechs Bänden 8000 Pf.; Robertson für seine Geschichte Karls V. 4500, und für seine Geschichte von Amerika 3000. Seine Reisen trugen Hakesworth 5000 Pf. ein; Miß Burney bekam 3000 Guineen für ihre Kamilla, Pope 2000 für seine Uebersetzung der Ilias. Ein englischer Buchhändler kaufte die Handschrift der Uebersetzung des verlornen Paradieses von Delille für 1200 Pf. Die Mitarbeiter am Edinburgh Review erhalten 100 Pf. Honorar für den Druckbogen. Fielding war im Begriff, seinen Tom Jones aus Noth für 20 Guineen zu verkaufen; nachher erhielt er durch Thomsons Vermittelung 2500 dafür; Fox soll für seine Geschichte der Stuarts 10,000 Pf. erhalten haben. — Addison war bekanntlich Hauptredakteur des Spectators; es wurden von diesem Journal häufig 20,000 Exemplare an einem Tage abgesezt. 1711 gab Swift eine Brochüre heraus, wovon in 2 Monaten 11,000 Exemplare verschlossen wurden. Ein Werk von Swift über Karl I. wurde siebenundvierzigmal neu aufgelegt; von Walter Scotts Jungfrau vom See wurden in nicht ganz zwei Monaten 16,000 Exemplare verschlossen. Adam Smith fand Anfangs keinen Verleger für sein Werk über den Nationalreichthum, Fox klagte darüber im Parlament, und nachher wurden 20,000 Exemplare von Einer Auflage verschlossen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Dramatische Revuen. Ursachen der Noth der Theater.

Eine ähnliche Idee findet sich in dem zweiten Vaudeville, les Variétés de 1830; hier marschiren alle die Napoleons, welche auf den Pariser Theatern gedichtet worden sind, zusammen auf, von einem ganz kleinen an, der auf dem Kindertheater des Hrn. Comte gespielt wird, bis zu dem großen des Cirque olympique. Alle diese Napoleons hatten die Hände auf dem Rücken und schnupfen tüchtig Tabak, eine Anspielung auf die kleinlichen Umstände, die keiner von den Dichtern bei seinem Napoleon vergessen zu haben scheint. Diese Reihe von Napoleons in aufsteigender Linie nimmt sich sehr komisch aus. In dem lezten Vaudeville erscheint ebenfalls die Theaterfreiheit und entledigt die dramatischen Dichter von allem Zwange, was denn natürlich als eine der großen Wohlthaten der Revolution vom Jahr 1830 gepriesen wird. Ferner kommen in der lezten Heerschau noch der Dey von Algier, die Nationalgarde, die St. Simonisten (die nun auch eine Zeitung, le Globe, haben), die Schaar der Sollizitanten, die nach Stellen haschen, als Zeitgenossen vor. Natürlich regnet es in jedem der beiden Vaudeville's wizige Epigramme; denn diese sind die Würze der Vaudevilles. Vermuthlich würden in Ländern, wo die Theaterfreiheit noch nicht erschienen ist, von diesen Epigrammen unter der Feder der Censoren wenige stehen bleiben; in Frankreich kann man sie schon vertragen. Das Publikum belacht und beklatscht sie, und vergißt sie einige Stunden nachher, wie so manches Andere. Das Théâtre français, das nicht die Gelenkigkeit gehabt hat, sich nach den Umständen zu fügen und Stücke nach dem herrschenden Zeitgeiste zu geben, befindet sich gegenwärtig in sehr elendem Zustande, und diese Bühne, welche man als die erste Nationalbühne Frankreichs betrachtete, wird vielleicht bald geschlossen werden, wenn man nicht ihrer Zerrüttung zu Hülfe kommt. Neulich hat sie ihr Heil mit einem neuen Don Carlos versucht; um diesem bereits abgenuzten Stoff einen Anstrich von Neuheit zu geben, hatte der Dichter aus König Philipp von Spanien, dem Vater des Don Carlos, einen Wütherich gemacht, wie die Geschichte kaum einen aufzuweisen hat; dieser Popanz, womit man die Kinder hätte zu Bette jagen können, schien den vernünftigen Zuhörern so abgeschmackt, daß sie ihren Unwillen äußerten und das Stück zur Vergessenheit verdammten. Sogar die italienische Oper, die sonst ihr bestimmtes Publikum hatte und auf eine ziemlich sichere Einnahme rechnen konnte, fühlt jezt den Druck der Zeiten, oder richtiger gesagt, die Wirkung einer Revolution, die allzu hohe Interessen zur Sprache gebracht hat, als daß sich das Publikum ohne Zerstreuung zu dem Vergnügen der Schauspiele herablassen könnte, wenn diese Schauspiele ganz außer aller Verbindung mit den herrschenden Gefühlen stehen. Ein Volk wie das Pariser, welches den Anstoß zu einer der größten Revolutionen neuerer Zeiten gegeben hat, das täglich öffentliche Bezeugungen der Bewunderung wegen seines Betragens von den Städten Frankreichs, Englands und Nordamerikas, das heißt, von den drei freiesten Völkern der Erde erhält, das in allen Ländern, wo die öffentliche Meinung laut werden darf, wegen seines Muthes und seiner Gerechtigkeitsliebe gepriesen wird, muß wohl gleichgültig werden gegen solche Zeitverkürzungen, die in müßigen Augenblicken ergözen, aber in einer so bewegten Zeit, wie die jezige ist, nur als eine entbehrliche Nebensache angesehen werden. Und wenn man noch den Umstand dazu rechnet, daß die Pariser einen ziemlich harten Wachdienst thun, so läßt sich begreifen, warum sie die Schauspiele, besonders diejenigen, die ihren aufgeregten Gefühlen nicht zusagen, weniger besuchen, als sonst.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, Januar.

(Fortsetzung.)

Der künftige Justizminister. Jahn.

Während ich dies schreibe, ist man noch in großer Spannung, wer Justizminister werden wird. Den mit Tode abgegangenen Grafen Dankelmann hatten Alter und Kränklichkeit verhindert, die Erwartungen zu erfüllen, welche man von ihm gehegt hatte. Der Posten ist in diesem Augenblicke keine Sinecure. Es gilt, mit voller Kraft und Umsicht ein schönes Gebäude, das aber mit der Zeit baufällig geworden ist, nicht zu stüzen, sondern bedeutend zu repariren, und es müssen sogar Grundmauern neu aufgeführt werden. Aber Grund und Boden sind zuverlässig, was die Arbeit erleichtert. Sie war in vollem Gange, aber viel zu weitschichtig angelegt. Wenn indessen einige Deputirte, Oberlandesgerichtsräthe, die am thätigsten daran gearbeitet haben, eben als Offiziere zur Landwehr entboten sind, und die Militärbehörde es thöricht findet, daß sie Arbeiten am Landrecht für wichtiger halten als bei der Landwehr, so ist noch wenig für den Fortgang der Riesenarbeit zu hoffen. — Dagegen hoffen Ultras und Liberale auf den neuen Justizminister. Man wettet auf die Namen Baime, von Kempy, von Schönermark, Mühler und von Grollmann, von denen vier Fünftel von den Liberalen gewünscht werden. Da man aber meint, daß diese durch den bürgerlichen Finanzminister Maassen, und den neuen bürgerlichen Oberpräsidenten in Posen, Flottwell, genugsam abgespeist seyen, so ist die Wahrscheinlichkeit dafür, daß man auch den Aristokraten wieder eine Herzensstärkung reichen will. Dem aristokratischen Minister würden auch einige Obergerichtspräsidenten in erledigten Stellen folgen. Doch glauben wir darum nicht, daß es jemals, am allerwenigsten aber jezt, dahin kommen wird, was ein enthusiastischer Bürger der Hallerschen Restauration einst als Schlußstein derselben bei uns anpries; das Kammergericht nämlich werde erst dann wieder in seiner alten Würde glänzen, wenn alle bürgerlichen Räthe daraus entfernt und alle Pläze aus dem märkischen Adel besezt wären. Dem frommen Propheten bekam der Wunsch seiner Zeit sehr schlecht — er hat seitdem in den Reihen der Pietisten Trost für die Mängel auf dieser Welt gesucht — wer aber wollte einen Stein auf ihn und die Seinen werfen, wenn die Verstocktheit außerhalb der Trojanischen Mauern nicht minder grell auftritt? So erzählt man, daß Jahn, der in jenen Tagen als Demokrat, Demagog und Ultrajakobiner verschrieene und verfehmte, heut nicht im entferntesten mit den Vorfällen in Frankreich und der ganzen Welt zufrieden ist. Der geächtete Turnerliberale stimmt in die brausenden Wünsche unserer vornehmen Lieutenants ein und behauptet, ein Krieg mit Frankreich sey jezt das einzig Heilsame für das heilige römische Reich deutscher Nation. Er spricht wieder von seiner großen Wüste, die zwischen Deutschland und Frankreich angelegt werden müsse, und von all den Hirngespinsten, welche vor achtzehn Jahren wie sibyllinische Weisheit klangen. Dies drängt uns die Frage auf: kann es Verbrechen werden, nicht mit der Zeit fortgeschritten zu seyn? Muß ein guter Staatsbürger immer lernen, und darf er nie ausruhen? Dann wäre die neue Zeit für Manchen doch äußerst unbequem.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 30.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 4. Februar 1831.

Es gibt nicht zwei, wie der ist, im Gebirge.

Schiller.

Sitten und Leben in den Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Wenn man unserem Führer so zuhörte, fing man selbst an, stark an dem Recht der Regierungen zu Zöllen und Verboten zu zweifeln. Er fand sie besonders deßwegen schädlich und unrecht, weil sie gegenseitig werden, zwei Nationen hindern und ein allgemeines Stocken hervorbringen. Der freie Verkehr schien ihm Naturgesetz. Im Grunde war der Mann ein wahrer Menschenfreund, denn er betrachtete das ganze menschliche Geschlecht wie eine einzige große Familie, und aus seiner Idee ging freier, ungehinderter Verkehr hervor. Wäre der Mann einmal von den Zöllnern gefangen worden, so wäre er unter Mörder, Räuber und Spitzbuben in ein Bagno gekommen, und daran hätte man ihm doch sehr unrecht gethan, denn es war ein grundehrlicher und rechtlicher Mann. Reiche Kaufleute in Carol, die den Handel nicht, wie er, unter Büchsenschüssen treiben wollen, schicken ihn alle Jahre mit großen Summen nach Languedoc, um da Schaafheerden zu kaufen, oder Maulthiere im Poiton, die er dann über die Pyrenäen nach Barcelona oder Valencia treibt, dort für ihre Rechnung verkauft und ihnen den Erlös zu Heller und Pfenning überbringt. Außerdem ist dieser Mann — den der Fiskus Räuber nennt — ein mitfühlender, hilfreicher Mensch. So ging er einmal im Winter über den Col du Puy-Morcert, an einem trüben, stürmischen Tag, wo unkundige Reisende so leicht den Tod im Gebirg finden können. Er sah Fußstapfen, die nach Combe-d'Elverine führten. Ihrer unsichern Stellung nach, dachte er gleich an Reisende, die sich verirrt hätten, und beschloß, ihnen zu folgen. Die Spur führte ihn in eine Wüste von Eis und Schnee ohne Ausgang; nun verdoppelte er seinen Eifer. Endlich findet er hinter einem Felsen einen französischen Sergeanten mit vier Mann, die (1812) zu ihrem Truppenkorps in Spanien wollten, und die ganz erschöpft und erstarrt hier Schutz gegen den eisigen Nordostwind gesucht hatten. Kaum konnten sie ihm auf seine Fragen antworten. „Was macht ihr da?" — „Wir wollen nach Spanien." — „Da seyd ihr arg vom Weg abgekommen; kommt mit, ich will ihn euch zeigen." — „Ach, Herr, laßt mich nur einen Augenblick ausruhen, ich kann nicht mehr." — „Wie, Du bist ihr Anführer? Du solltest ihnen ein Beispiel von Muth geben, und Du willst ausruhen? Schäme Dich! Eine Viertelstunde Ruhe brächte Dir und ihnen den Tod; also marsch! ich befehle es Dir." Darauf gibt er dem Sergeanten einige tüchtige Rippenstöße, die ihm, so wie sein Erstaunen und sein Unwillen wieder aufhelfen. So brechen sie wieder auf; er führt sie nach Hospitalet, dem ersten Dorf im Arriègetlal. Als die Soldaten da durch Wärme und Nahrung wieder zum Leben gekommen, fallen sie ihrem Retter um den Hals und wollen ihm alles Geld geben, das sie bei sich haben. Er aber nahm's nicht,

denn er meinte, er verkaufe sein Mitleid nicht. Durch einen sonderbaren Zufall wurde ihm doch ein Lohn für seine gute Handlung. Mehrere Jahre nachher hatte er eine Quantität Chokolade nach Frankreich hinüber geschmuggelt. Bei Caccassonne fragt er in einem hübschen Landhaus an, ob man keine kaufen wolle? Der erste, der ihm entgegen kömmt, ist der ehemalige Sergeant, Sohn vom Haus, der Bauernkleider trug und dadurch nicht leicht kenntlich war. Er selbst aber erkennt gleich seinen Wohlthäter, zwingt ihn nun unter tausend freundlichen Worten einzutreten, und führt ihn zu seinem alten Vater. Seine Einkehr in diesem Haus war ein Fest. Junge Frauen, Mädchen und Kinder fielen ihm wechselsweise um den Hals; auch mit seiner Chokolade war er nicht in Verlegenheit, denn der Ex-Sergeant trug sie selbst bei allen Nachbarn herum. Er mochte wollen oder nicht, er mußte einige Tage da bleiben und sich von Alt und Jung liebkosen lassen. Seitdem wird er von der Familie wie ein naher Verwandter angesehen, alle Jahre muß er da mit seiner Kontrebande einkehren, und sie wird ihm verkauft, während er es sich im Hause wohl seyn läßt.

So ein thätiges, mit Anstrengungen und Gefahren erfülltes Leben hat dem Mann etwas Stolzes und Edles gegeben. Diese Führer sind nicht blos für Geld zu haben; man muß sie auch gut behandeln. Denn sie sind auch die Freunde und muthigen Gefährten der Reisenden, die sich ihnen ganz anvertrauen. So theilten auch wir mit unserem Ehrenmann Essen und Trinken. Dafür nannte er mich „mein Freund," nicht aus zudringlicher Vertraulichkeit, sondern aus Gefühl von Kraft und Wohlwollen. Er hatte ganz recht in der Meinung, uns mit dieser Anrede zu ehren. Als wir uns trennten, drückten wir uns herzlich die Hände, wie Freunde, die sich gegenseitig liebten und schätzten, und sich wieder finden möchten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Schnee im hohen Norden.

Sobald wir von einer Reise in Afrika hören, malt uns unsere Einbildungskraft eine glühende, dürre Sandwüste ohne Busch und Quell, in der der Wanderer vor Durst verschmachtet; Niemanden aber fiel es vor Parry und Sloane ein, daß der Reisende in den mit Eis und Schnee bedeckten Ebenen des nördlichen Amerikas mit den Karavanen, die Afrikas Sand durchziehen, eine der schrecklichsten Qualen theilt, daß der Pelzjäger, obgleich auf einem Meere von erstarrtem Wasser, seine trockenen, brennenden Lippen nicht erfrischen kann, daß der Schnee, den er ißt, seinen Durst nur steigert. — In den hohen Breiten von Nordamerika fällt der Schnee mit Winters Anfang. Sodann herrscht bei unbewölktem Himmel strenger Frost, bis die Nebel und der Vögel Heimkehr den nahenden Frühling verkünden. Der frischgefallene Schnee schmilzt bei Tag selbst an der Hudsonsbei an der Oberfläche, diese friert aber wieder bei Nacht, und so bildet sich eine glatte Eisrinde, über die der Schlitten und der Jäger mit seinen Schneeschuhen pfeilschnell dahinfliegen. Man bekommt hier einen ganz andern Begriff vom Schnee als in geringern Breiten, wo man sich denselben immer als eine weiche, feuchte Masse denkt. Durch die angeführten Umstände wird der Winter z. B. am Ufer des Winipeg nichts weniger als unangenehm, ja er ist wegen der Jagd der Pelzthiere die lebendigste Jahreszeit.

Der Durst wird in diesen Ebenen häufig sehr groß, nicht so sehr als in den afrikanischen Wüsten, weil man ein untrügliches Mittel dagegen fast immer zur Hand hat; so lange er aber dauert, ist er sehr quälend, und der Schnee, den man etwa genießt, steigert die Entzündung im Munde auf eine unerträgliche Höhe. Häufig sieht man Jäger auf der weißen, unabsehbaren Fläche die Erdhaufen, welche die Bisamratzen in den von den Sommerregen gebildeten Morästen bauen, nach dem Wasser umwühlen, das sich nicht selten noch darunter findet, und es, so faul und unrein es auch ist, mit Begierde trinken. Die Reisenden führen daher auch in diesen Gegenden im Winter, als unentbehrliches Möbel, einen kleinen Kessel mit sich, worin man den Schnee schmilzt und das Schneewasser siedet. Nur wenn das Wasser gesotten hat, ist es trinkbar; blos geschmolzener Schnee ist bitter und löscht den Durst nicht; gekocht hingegen und erkaltet, schmeckt dieses Wasser so gut als das beste Quellwasser. Aber nur in Wäldern und an geschützten Orten kann sich der Reisende im hohen Norden von Amerika Brennmaterial verschaffen; in den Ebenen ist es sehr selten und der Frost ist so stark, daß es sehr gefährlich ist, weit nach Holz auszugehen; überdieß wirbelt sehr häufig ein heftiger Wind den Schnee auf; er verfinstert die Luft und macht dem Reisenden oft Tagelang die Fortsetzung der Reise unmöglich.

In solchen Stürmen lernt man begreifen, warum der Kanadier seine Hunde so hoch hält. Ein Fremder sieht für drei Hunde von kleiner Raçe fünfzig Pfund Sterling bezahlen und lacht den Käufer aus; stärkere Hunde, meint er, wären besser, und auch dann noch scheint ihm der Preis übermäßig hoch. Der Kanadier wird aber in seinem Schlitten in einer ungeheuren Ebene von einem Schneesturm überfallen, und weiß nicht mehr, wohinzu sein Haus liegt; auf dem Weg dahin ist zehn, zwölf Fuß hoher Schnee; die Flocken stürmen so dicht um ihn, daß er den vorausgespannten Hund nicht mehr sieht; wie soll er sich helfen? er muß zu Grunde gehen. Sonst leitet er seine Hunde beständig; jezt überläßt er es ganz

ihnen, den Weg zu suchen. Nur so lange hat er bange, als er sie ängstlich hin und her suchen sieht; denn kaum hört er den vordern Hund anschlagen, so weiß er auch gewiß, daß die Spur gefunden ist; er fliegt nun pfeilschnell über die dünne Eisdecke des Schnees weg, die unter schwereren Hunden einbräche, und ist bald daheim oder in einem nähern befreundeten Hause. — Zuweilen hält es der Reisende für räthlicher, liegen zu bleiben, bis der Sturm vorüber ist oder nachgelassen hat; selten hält er lange an, und es wird immer gut Wetter darauf. Da oft mehrere Wege in verschiedenen Richtungen laufen und die Hunde bei allem Scharfsinn doch unmöglich wissen können, welchen ihr Herr einschlagen will, so spannt er sie aus und gibt ihnen etwas Futter; dann gräbt er sich ein Lager in den Schnee, legt seine Flinte neben sich, seine Hunde lagern sich über ihn her und bald liegen alle in festem Schlafe. So bringt er ruhig, wenn gleich in der Nachbarschaft der Wölfe und viele Meilen von jeder menschlichen Wohnung, die Nacht zu. Er träumt auf seinem Schneebett von der Heimath und den Seinigen, und steht morgens gesund und munter auf.

Man kann also mitten im Schnee vom heftigsten Durst gequält werden, und andernseits, trotz dem, daß der Schnee so locker ist, daß man mehrere Fuß darunter noch frei athmet, mit den gehörigen Vorsichtsmaßregeln sich warm und bequem darin betten, während der Thermometer mehrere Grade unter Null steht und ein heftiger, schneidender Wind jedem das Leben kosten würde, der sich auf dem Schnee dem Schlafe überließe.

Die Napoleon zugedachte Ehre des Pantheons.

1 8 3 0.

Ein Felseneiland ragt im uferlosen Meer;
Dort öd und einsam schaut ein Grabmal weit umher.
Wer kennt das Grabmal nicht, und den es in sich schließt,
Naht gleich ihm keiner jezt, der seinen Ruhm begrüßt?
Doch leuchtend, wie von Wind und Wellen hergeweht,
Ein hehres Riesenbild oft überm Grabe steht,
Und sieht in langen Reih'n einher die Schatten zieh'n
Von Helden, die noch jezt bei seinem Ruf erglüh'n.
So jüngst noch stand das Bild, und da erscholl die Luft:
„Laut in sein Pantheon der Franken Volk dich ruft."
Doch wo statt Lorbeer'n nur verdorrte Sträuche weh'n,
Hört aus der Tiefe dumpf man eine Stimme geh'n:
„Zur Göttin hat mein Volk die Freiheit sich erwählt,
Die Freiheit, die mich stets mit Schrecken hat gequält.
Was soll mein Schemen jezt im freien Frankreich thun?
O Ruhm, der Freiheit gram, laß mich in Frieden ruh'n!"

J. H. v. Wessenberg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

(Fortsetzung.)

Geist der Zeitungen. Pietisten und Marktschreier. Literatur.

Die Thiere, die den Kopf ins Gebüsch stecken und dann glauben, daß der Jäger sie nicht sieht, sind eine alte Geschichte; sie bleibt aber immer neu, weil sie immer wieder geschieht. Was soll ich Ihren Lesern und mir den Aerger machen, sie mit den Variationen zu wiederholen, die wir täglich hier erleben? Immer gute Gesinnung und entsezliche Aengstlichkeit, sie blicken zu lassen; Vertrauen in der That, und Scheu, das Vertrauen gewahr werden zu lassen; Liberalität in der Conversation, so weit, als sie nur gehen kann, und entsezliche Angst, davon eine Sylbe gedruckt zu sehen. Unsere Zeitungen bleiben Muster der Verschwiegenheit. Die excentrischen Reden der Belgier und Franzosen erscheinen in unserer Staatszeitung so unendlich zahm, und daß etwas nicht Zahmes darin vorgekommen ist, erfährt man erst aus der Widerlegungsrede, die uns mit gewissenhafter Consequenz mitgetheilt wird. Ein andermal vielleicht etwas von unsern Censurbehörden. Eben höre ich, daß die Polizei den Debit des vierten Bandes der Heineschen Reisebilder untersagt hat; eine große Gefälligkeit für den Verleger. Aber konnte noch etwas Stärkeres gesagt werden, als in den drei ersten Bänden? und damals war man so klug, kein Aufhebens davon zu machen, und sie haben nichts geschadet.

Die Pietisten sind unendlich still geworden. Es ist keinem gelungen, die Märtyrerkrone zu erwerben. Man weiß nicht einmal, ob sie in ihrer Gesammtheit über die Zeit seufzen oder von ihr hoffen. Die Marktschreierkunst hat im abgelaufenen Jahre durch zwei französische Schönschreibelehrer, Hr. Audoyer und Keyser, hier große Fortschritte gemacht. Ihre am Strassendamm der Linden und an allen gangbaren Orten aufgepflanzten Tafeln, mit den Zeugnissen der Schüler, welche nicht Worte genug finden, ihren Lehrern Dank abzustatten, sind das Augenfälligste, was man der Art seither in Berlin gesehen. Glücklicherweise lacht man darüber, sagt: „es sind Franzosen," und wird es nicht nachahmen.

In der Literatur gibt es nichts Bedeutendes. Weihnachten, der ergiebigste Markt der Buchhändler, ist wenig tröstlich vorübergegangen. Von den Journalen ist die von Marx in einem dem Modeschmack widerstrebenden, kräftigen Geist redigirte Musikalische Zeitung eingegangen, auch das Tageblatt, der Courier. Der Gesellschafter und der Freimüthige scheinen durch die lezten politischen Stöße nichts verloren zu haben; der Freimüthige hat seit der Vereinigung mit dem Conversationsblatte seinen Wirkungskreis erweitert und an Theilnahme viel gewonnen. Unsre politischen Zeitungen haben nicht dieses Glück; die Spenersche, jezt Eigenthum des Dr. Spieker, soll namentlich bedeutende Ein-

buße gelitten haben. Die Censur lastet zu schwer; ein Alp, der täglich drückender wird, je mehr das Bedürfniß nach freier Rede allgemein gefühlt ist. Ein musikalisches Anzeigeblatt, von Rellstab mehr selbst geschrieben, als redigirt, Iris, geht seinen stillen Weg fort.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Italienische Oper. Scribe. Statistik der im vorigen Jahre gegebenen Stücke. Neue Theater.

Der Director der italienischen Oper hat nichts unterlassen, um diesen Winter eine ausgezeichnet gute Truppe beisammen zu haben; eine Méric Lalande, eine Malibran, ein Davide, der freilich 15 oder 20 Jahre früher hätte nach Paris kommen sollen, ehe seine Stimme anfing, sich abzunutzen, ein Lablache sind sicher die besten Sänger und Sängerinnen, die sich hätten in Europa auffinden lassen, und manche italienische Opern, besonders die Rossinischen, werden von ihnen vortrefflich gegeben; allein man spricht von ihren ausgezeichneten Talenten nicht wie in ruhigen Zeiten; man folgt den Darstellungen nicht mit der Aufmerksamkeit, die eine so seltene Vereinigung von ausgezeichneten Künstlern zu fordern berechtigt ist. Das Volk denkt an seinen großen Sieg und an alle die wichtigen Folgen, welche aus der Zertrümmerung eines despotischen Throns erwachsen sind und noch beständig erwachsen; dies ist ein ganz anderes Schauspiel, als Gazza ladra oder Donna del lago. Sogar Scribe, der gewandte Dichter, der dem Publikum auf alle Art beizukommen und ihm zu gefallen wußte, muß jezt die Ohnmacht seines unerschöpflichen Witzes fühlen; schon zwei- oder dreimal seit der Revolution ist er mit Stücken in seiner gewöhnlichen kleinlichen Manier durchgefallen, die sonst mit Vergnügen gesehen worden wären, aber bei so wichtigen Staatsangelegenheiten eine schale Geistesbelustigung schienen. Will Scribe noch ferner Beifall erhalten, so wird er entweder ruhigere Zeiten abwarten, oder einen andern Weg einschlagen müssen; mit seinen witzigen Liebessituationen reicht er jezt nicht mehr aus. Im vorigen Jahre sind 13 neue Stücke von ihm gegeben worden, und wahrscheinlich hat er sich noch der besten Einnahme als Theaterdichter zu erfreuen gehabt. Aber zuvor war er doch fruchtbarer, und sicher hat er in vorigen Jahren weit mehr Einkünfte vom Theater bezogen, als im lezten Jahre. Uebrigens ist die Vaudevillegattung jezt die beliebteste; denn gegen 7 neue Trauerspiele und 32 Lustspiele, die im vorigen Jahre zum erstenmale (und einige auch zum lezten) aufgeführt worden sind, rechnet man 73 Vaudevilles, welche das Jahr 1830 zur Welt gefördert hat. Der Opern und Operetten hat es 21 gegeben; darunter sind aber 4 fremde begriffen, die im Frühjahr von der deutschen Truppe aufgeführt worden sind; wahrscheinlich hat man unter den Lust- und Trauerspielen auch die italienischen mit inbegriffen, da nach der deutschen Truppe eine italienische Vorstellungen gab. Die Quelle der Melodramen ist auch nicht versiegt, denn man hat deren 28 neue in demselben Jahre gegeben; das Ambigu comique allein hat deren 10 aufgeführt, ohne daß darum dies banterott gewordene Theater aus seinen Schulden gezogen worden wäre, und der Cirque olympique 9; lezteres Theater hat dasselbe Unglück gehabt, wie das Ambigu comique. Die meisten Neuigkeiten hat das Variétésiheater hervorgebracht, nämlich 24 Vaudevilles, freilich lauter leichte Stücke, meistens in einem Aufzuge. Die große Oper, die das Eile mit Weile zum Wahlspruche auserkohren zu haben scheint, hat nichts erzeugt als zwei Opern und ein Ballet; freilich geht das Produciren hier nicht so leicht, als bei den kleinern Theatern, wo Dichten, Einstudiren und Darstellen zuweilen das Werk einer Woche ist. Ueber die Hälfte aller gegebenen Stücke hat die Zeit in ihrer unerbittlichen Fluth schon mit sich fortgeführt, so daß außer den Titeln nichts mehr davon im Andenken ist. Von der andern Hälfte wird wahrscheinlich ein beträchtlicher Theil bald dasselbe Schicksal erleben; besonders wird dies bei den Gelegenheitsstücken der Fall seyn, welche von den Parisern sicher vergessen werden, sobald die herrschenden Gefühle und Gesinnungen, welchen jene Produktionen ihr Daseyn verdankten, ihre Lebhaftigkeit werden verloren haben, und von allen 170 Stücken erhalten sich vielleicht 20 auf der Bühne und werden noch in der Folge mit Vergnügen gesehen werden; dies ist das gewöhnliche Loos der dramatischen Erndte jeden Jahres. Die eroberte Theaterfreiheit wird darin wenig ändern; denn nunmehr werden sich die dramatischen Dichter, welche die gewöhnlichen Elemente beinahe ganz verbraucht haben, hauptsächlich auf die Darstellung der Zeitbegebenheiten legen; ein Element, das wie die Blumen einen Augenblick ergözt, aber bald verwelkt und weggeworfen werden muß. Doch verspricht man uns für dieses Jahr einige wichtige theatralische Neuigkeiten, z. B. Meyerbeers Oper Robert le diable, Delavignes Trauerspiel „König Ludwig XI." u. a. Das Fallissement von drei oder vier Theatern schreckt die Unternehmer nicht ab, an die Errichtung anderer Theater zu denken; so sollen in gegenwärtigem Jahre drei neue Bühnen errichtet werden, ein Théâtre Molière, das schon ehedem in der St. Martinsstraße vorhanden war, und also gleichsam aus seinen Trümmern, die eben keine glorreichen waren, wieder entsteht, ein Volkstheater auf dem Platze der ehemaligen Bastille, und dann ein kleines Theater auf den Boulevards, dem wahren Tummelplatze der Volksbelustigungen. Hier steht eine Schaubühne neben der andern, Schauspieler, Seiltänzer, Wachspossirer wetteifern hier miteinander, um das schaulustige Volk herbeizuziehen und es einige Stunden des Abends zu ergötzen. Findet es in einem derselben seine Befriedigung, so strömt es haufenweise herbei; aber wehe dem Schauhause, welches sein Mißvergnügen erregt! Dies erfuhr neulich die Truppe unter der Anführung der bekannten Seiltänzerin Saqui. Sie hatte entweder nicht die gewöhnliche Portion Belustigung gegeben und das Schauspiel um eine Stunde abgekürzt, oder sonst etwas versäumt; genug, der Pöbel erboßte sich und ließ es das arme Haus entgelten. Lampen und Lüsters wurden in Stücke zerschlagen, die Bänke aus ihren Fugen gerissen, und es bedurfte des Einschreitens der immer thätigen Nationalgarde, um zu verhindern, daß der Mad. Saqui ihr Haus nicht niedergerissen wurde. Mit dem Pöbel ist nicht zu spaßen. Dieser Vorfall wird daher ein Fingerzeig für alle Truppen seyn, welche auf den Boulevards um die Volksgunst buhlen. Wollen sie sein Geld haben, so müssen sie ihm zu gefallen suchen; eine uralte Maxime, die nicht allein auf den Boulevards, sondern auch in einer höhern Sphäre, zu Paris sowohl, als anderswo manchmal vergessen wird.

D g.

Beilage: Literaturblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 31.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 5. Februar 1831.

> Wohl hast du, mein feurig Herz, geahnet,
> Wohl geahnet, doch mir nicht verkündet,
> Daß mein Glück so schmählich enden soll;
> Von mir Aermsten schied der Heißgeliebte.
>
> Goethe.
> Russische Volkslieder.

Toniotto und Marie.

Eine Novelle.

Zur Franzosenzeit war ich Dorfschulmeister im obern Montferrat und kannte in meinem Dorfe einen jungen Mann, mit Namen Toniotto, und ein junges Mädchen, Marie, die zwei befreundeten Familien angehörten, ehrlichen, unbemittelten Landleuten. Von Kindheit auf waren Toniotto und Marie einander zugethan gewesen; sie waren beständig beisammen, so daß, wer sie nicht kannte, sie für Geschwister hielt, und die Leute im Dorf meinten oft, die beiden Kinder müßten einmal das hübscheste Paar geben, das sich denken ließe. Mit achtzehn Jahren war auch Toniotto wirklich der schönste Junge weit und breit, und Marie, sie war sechszehn Jahre alt, sah nicht anders aus, als wäre sie Unsere liebe Frau selbst. Die Zärtlichkeit zwischen den jungen Leuten nahm von Jahr zu Jahr zu; sie hatten es auch kein Hehl, und da die ganze Nachbarschaft sie gerne hatte, so wünschte ihnen Jedermann Heil und Segen. Längst war es ausgemacht, daß sie sich heirathen sollten; nur wollten Mariens Eltern warten, bis Toniotto bei der Aushebung das Loos gezogen habe; was sollten sie ihre Tochter einem zur Frau geben, der sie leicht nach ein Paar Monaten zur Wittwe machen konnte? und Toniottos Eltern fanden dieß ganz in der Ordnung. Den jungen Leuten aber wollte dieser Aufschub eben nicht behagen; doch da sie gute, gehorsame Kinder waren, unterwarfen sie sich dem Willen ihrer Eltern und liebten sich allermittelst wie zuvor, oder vielmehr feuriger von Tag zu Tag. Eines Tags, da Niemand daran dachte, ward der Befehl zur Aushebung unter Trommelschall verkündet; ich hör' es noch, als wäre es gestern gewesen, so fuhr mir's damals durchs Herz. Es war ein Donnerschlag für die jungen Leute im Dorf. Die Rosen verschwanden mit einem Mal von der armen Marie Wangen und ihre rothen Augen zeigten, daß sie die Nacht mehr geweint als geschlafen habe. Aber Toniottos Gesicht glühte; er warf wüthende Blicke links und rechts; es war, als glaube er in jedem den Gensdarmen zu sehen, der ihn aus den Armen der Geliebten reißen wolle; kurz, aus allem, was er that und sagte, merkte man, daß er etwas Schlimmes im Sinne hatte. Er, der sonst der geordnetste Bursche im Dorfe gewesen, kam mehr als einmal zwei, drei Tage gar nicht nach Haus; fragte man ihn, wo er gesteckt habe, so war er bei einer Lustbarkeit in der Nachbarschaft gewesen; das glaubte aber Niemand, denn man wußte wohl, daß Marie unterdessen das Haus nicht verlassen hatte. Man raunte sich ins Ohr, Toniotto gehe in schlechte Gesellschaft, er stehe mit ein Paar Räubern in Verbindung, die zur Bande des berüchtigten Majino, des Kaisers der Alpen, gehört hatten, bevor sie gesprengt worden war. Vielleicht that man ihm auch Unrecht; wie dem sey, am Tage, wo gezogen werden sollte, begab sich Toniotto in die Amtsstadt, Marie begleitete ihn, und man sah sie unterwegs lebhaft mit ihm sprechen; er aber blieb düster und antwortete keine

Sylbe. In der Stadt ließ er Mariens Arm los und ging zu den andern jungen Leuten, die gleich ihm loosen sollten, und die arme Marie setzte sich in einen Winkel, wo sie die Nummern ausrufen hören konnte. Nicht lange, so kamen der Präfekt, der Kommandant des Departements und der Oberoffizier der Gensdarmerie, und man schritt zum Ziehen der Loose. Wie pochte Marien das Herz, als sie Toniotto aufrufen hörte! Er tritt zum Tische und zieht — eine der ersten Nummern; er muß Soldat werden. Marie sank bewußtlos nieder und mußte weggetragen werden; Toniotto sprach nicht ein Wort, und bald, so suchte man ihn vergebens.

Der ganze Tag und die Nacht darauf verstrichen, und Toniotto ließ sich nicht blicken. Seine Eltern wußten nicht, was sie denken sollten; schon glaubten sie sich verloren, wenn die furchtbaren Strafen auf sie fielen, womit das Gesetz, wenn ihr Sohn sich nicht stellte, sie bedrohte. Drei Tage verflossen in entsetzlicher Angst; am vierten kam der Lieutenant der Gensdarmerie, um sich von Toniottos Abwesenheit zu überzeugen, und gab den Eltern aus Schonung noch eine Frist von zwei Tagen, um den Sohn aufzusuchen. Als auch diese verstrichen waren, wurden zwei Soldaten den Eltern in das Haus gelegt; am selben Tage sah man Leute mit verdächtigen Gesichtern in der Gegend und Abends nach Sonnenuntergang kam ein kleiner Junge aus dem Dorfe zu Toniottos Vater und sagte ihm, es warte Jemand bei der Kirche, der ihn sprechen wolle. Er ging hin: es war sein Sohn, und er sprach drei Stunden mit ihm. Die Leute im Dorf sagten nachher, Toniotto habe seinen Vater bereden wollen, sich mit den Banditen, mit denen er einverstanden war, zu verbinden, dieser aber habe sich geweigert; ich weiß nicht, ob dieß wahr ist; soviel aber ist gewiß, daß Toniotto den andern Morgen nach Hause kam. Die beiden Soldaten wollten ihn packen; er erklärte ihnen aber mit drohendem Blick, wenn er mit seinen Eltern gefrühstückt und von allen den Seinigen Abschied genommen habe, werde er sich freiwillig in der Stadt stellen. Kaum erfuhr ich dieß, so lief ich hin und sah eben Toniotto aus seinem Hause in Mariens gehen; kaum konnte ich ihm noch zurufen: „Gott lohne Dir, Toniotto, Du bist ein guter Sohn!“ Er winkte mir mit dem Kopf und trat in Mariens Haus, wo er kaum eine Viertelstunde blieb; später erfuhr ich von dem Mädchen, er habe ihr ihr Wort zurückgeben wollen; sie aber habe ihm feierlich versprochen, zu warten, bis er wieder komme. Indessen ging ich vor Mariens Hause auf und ab; endlich kam Toniotto mit ganz verstörtem Gesicht heraus und ging wieder zu seinen Eltern; hier blieb er nur zwei Minuten, ich hörte, wie er sie bat, ihn nicht zu begleiten, er kam heraus und machte sich unverzüglich auf den Weg. Der arme Junge wußte wohl, was seiner wartete; auch ich wußte es, und darum ging ich ihm nach. Ich ließ ihn erst ein Paar hundert Schritte allein gehen, damit er Zeit gewänne, sich zu fassen, dann trat ich an seine Seite. Er drückte mir freundschaftlich die Hand und ich sah eine große Thräne über seine Wange rollen; doch kaum fühlte er sie, so wandte er schnell das Gesicht ab und fing an, von gleichgültigen Dingen zu sprechen. In der Stadt angekommen, ließ er sich vor den Präfekten führen und sprach: „Ich heiße Toniotto, ich bin zum Soldaten ausgehoben; ungern habe ich mich gestellt, und wären nicht meine Eltern und Geschwister, wäre es vielleicht nicht geschehen; doch gleichviel, hier bin ich.“ Nun trat ich vor und verwandte mich beim Präfekten für ihn; dieser lobte Toniottos Betragen sehr, rief den Quartiermeister der Gensdarmerie und sprach leise mit ihm; ohne Zweifel empfahl er ihm den jungen Menschen, denn der Quartiermeister antwortete: „Gewiß, man wird thun, was man kann.“ Drauf winkte er Toniotto, mit ihm ins Quartier zu gehen.

Toniotto nahm Abschied von mir und beschwor mich bei allem, was mir lieb und theuer sey, zu machen, daß seine Eltern und Marie ihn vor dem Abmarsch nicht noch einmal besuchten. Ich versprach es ihm, erfuhr von den Gensdarmen, daß Tags darauf aufgebrochen werde, und trat traurig den Rückweg in mein Dorf an. Ich traf Marie bei Toniottos Eltern und richtete meinen Auftrag aus. Da aber das Mädchen darauf beharrte, von Toniotto Abschied nehmen zu wollen, sagte ich, dieß seye unmöglich; nun wollte sie wissen, ob er eingesperrt sey, sie fragte und fragte, und am Ende wußte sie Alles, was ich ihr nicht hatte sagen wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sitten und Leben in den Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Das Schloß Lordat zwischen Ax und Tarascon ist gar merkwürdig. Das Auge staunt über die Höhe des steilen Felsens, und auf dieser natürlichen Citadelle erheben sich noch kühne Mauern, Wälle und Thürme. Der Erbauer und erste Bewohner dieses Felsennests sah wohl ein, daß er hier dem königlichen Ansehen ungestraft trotzen könne. Da er nun, wie viele seines Gleichen, von Haus aus stolz und grausam war, so überließ er sich ganz seinem Wesen und Gelüsten, so daß er am Ende glaubte, er sey wirklich mehr denn ein Mensch. Er machte unsinnige und grausame Gesetze und Verordnungen, die aber doch die gefällige Geistlichkeit für gutes Essen und Trinken und sonstige Genüsse bestätigte. Dadurch wurde er noch unverletzlicher und unangreifbarer, selbst in der öffentlichen, damals so beschränkten Meinung. Nichts glich der Härte

und Grausamkeit dieses gnädigen Herrn. Seinen Unterthanen legte er die härtesten Frohnen unter der Peitsche des Frohnknechts auf, entehrte ihre Mädchen und Frauen, plünderte und tödtete die vorüberziehenden Reisenden. Der König dachte nicht einmal daran, den wilden Felsengeier anzugreifen und zu züchtigen; der Versuch wäre auch wohl umsonst gewesen. Was kein König und Ritter wagte, unternahm und vollbrachte ein zartes Mädchen. Er hatte sie aus einem Dorf von Eltern und Geliebten weg auf sein Felsennest schleppen lassen. Da sie sah, daß ihr Widerstand nichts helfen könne, nahm sie zur Verstellung und List ihre Zuflucht. In der ersten Nacht erstach sie ihn im Schlaf mit einem Nagel, den sie in ihren dichten Haarflechten verborgen hatte. Darauf wurde das Schloß von den Bauern zerstört. Diese luftigen Felsenschlösser, deren am Abhang der Pyrenäen eine Menge stehen, hatten, als sie noch bewohnt waren, viel Aehnlichkeit mit den Horsten der Geier und Adler; denn der gnädige Schloßherr betrachtete nicht nur die Bewohner unter seinem Schloß und in der Umgegend als rechtliche Beute, er packte auch jeden vorüberziehenden Kaufmann und Reisenden in seine gierigen Krallen und plünderte ihn. Bei dem geringsten Widerstand brachte er sie um. Damals zerfielen die Menschen nur in zwei scharf geschiedene Klassen, in Tyrannen und Opfer, und in Vergleich mit ihnen waren eine Menge Thiere zu beneiden, die gesellig und freundlich mit einander leben.

Ich muß einige allgemeine Bemerkungen über die Einwohner des Arriègebeckens machen. Die Bauern sind gewöhnlich mittlerer Statur, sie tragen eine Jacke, eine Weste und Kamaschen von braunem Wollenzeug; dazu haben viele noch eine wollene violette Mütze, die hinten wie die katalonische Mütze herabfällt. Die Frauen besonders aus dem obern Thal bey Ar sind ziemlich hübsch. Die Leute an der Arriège haben alle etwas Sanftes und Geistreiches in ihren feinen Zügen, denen doch das Hervorstechende nicht fehlt. Die Thalbewohner sind zwar arm, aber lange noch nicht so sehr als die Gebirgsleute zu beklagen. Es ist, als wenn sich das Elend tief in den häßlichen Zügen der leztern abdrückte. Ich habe da wirklich zurückstoßend widrige Gesichter mit dicken Lippen, blaßer Farbe, Kröpfe, dummen, erstorbenen Blick gesehen, kurz wahre Cretins. Sie leben von Milch, von Mehl aus Heidekorn, von Kartoffeln, und trinken Wasser dazu. Korn bauen sie zwar, es ist aber zu gut und zu theuer für sie, darum verkaufen sie es, um sich für den Erlös geringere und ausgiebigere Nahrung zu verschaffen. Die Frauen knieen im Feld bei Bearbeitung des Haidekorns. Dazu bedienen sie sich eines eisernen Werkzeugs, das drei bis vier Zoll lang und einen Zoll breit, dabei auch etwas gekrümmt ist, und das in einem kurzem Stiel von Holz steckt. Damit bearbeiten sie eine Pflanze nach der andern, indem sie die Erde um sie her aufkratzen. Die Männer verrichten noch viel mühsamere und schwerere Arbeiten. Wenn das Erdreich nicht gar zu abschüssig ist, so sind sie so keck, es mit dem Pflug umzuackern und zu bebauen; gar Mancher möchte nicht gehen und stehen, wo hier der Pflug gegangen ist. Diese von Jugend auf abgehärteten, mit großer Mühe und Gefahr vertrauten Arbeiter erschrecken nicht, da ihren Acker zu bauen, wo es die Leute aus der Ebene, die an Wohlstand, Bequemlichkeit und Sicherheit gewöhnt sind, für ganz unmöglich halten. Freilich geschieht auch zuweilen Unglück dabei; oft können sich die ackernden Kühe nicht bewegen, weil sie ihr schwerfälliges Joch daran hindert; sie wanken und stürzen an dem jähen Abhang; manchmal glückt es dem Führer, sie zu halten und wieder aufzurichten, oft aber auch nicht; sie stürzen hinunter; treffen sie dann auf einen festen Zaun oder auf einen Baum, so ist's ein Glück, denn dadurch werden sie aufgehalten; ist aber dies nicht der Fall, so rollen sie mit dem Pflug in den Abgrund. Da, wo gar kein Vieh mehr ackern und sich halten kann, arbeiten die Leute noch mit Harken und Hacken. In der Ebene ist es keine Kunst, ein Stück Feld urbar zu machen; da genügt es, Gesträuch und wildes Kraut wegzureißen, auszubrennen und dann mit dem Pflug Furchen zu ziehen; hier oben ist es eine wahre Eroberung, mühsam und mit Gefahr der Natur abgerungen; da müssen die Leute ganze Felsblöcke aus dem Boden heben, trockene Mauern errichten, damit das Erdreich nicht vom Schnee, vom Wasser oder von der eigenen Last hinabgedrückt wird; dann kommt die Arbeit mit der Hacke und dem Spaten auf dem abschüssigsten Grund und Boden. Ich habe nirgends als in den Pyrenäen so kleine und schmale Aecker an den Bergabhängen gesehen. Wenn nun den Winter über keine Lawine das kleine Feld weggerissen hat, wenn es von den späten Frühlingsfrösten verschont geblieben ist, so waschen oft die Sommerregen ganz unmerklich das Erdreich unter den Mauern weg, und nun fällt auf einmal Mauer und Erdreich mit der ganzen Erndte in den Abgrund. Ereignet sich aber gar kein Unfall, kömmt Alles zur Reife, so kann man sagen, daß jedes Korn den geduldigen Landmann einen Schweißtropfen kostet. In der Schweiz habe ich oft gemeint, daß die Sennen auf guten Weiden und die Bergbewohner überhaupt glücklicher seyen als die Bewohner der Fläche. In den Pyrenäen bin ich dieser Meinung nicht. Gibt es etwas Armseligeres als diese elenden und schmutzigen Hütten, deren Einwohner mit ihren Hühnern, Schweinen und Kühen fast in Familie leben? Hier, wo immer Kälte, Unreinlichkeit und Hunger hausen, ist kein Lebensglück zu finden, es ist der traurigste Aufenthalt, den man sich nur denken kann. Hier sind auch Grundstücke und Häuschen fast für nichts zu [illegible]n, und die Handarbeit findet beinahe keinen

Preis. Die allzubeschwerliche und unselige Arbeit und die schlechten Nahrungsmittel machen die physische Ausartung der Bewohner auf dieser Höhe begreiflich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Januar.

Häusliches und geselliges Leben.

Häuslicher und eingezogener, als je zuvor, hat vielleicht das hiesige Familienleben im jetzigen, bisher ziemlich gelinden Winter sich gestaltet. Der ernste Charakter der Zeit mußte wohl den rauschenden Ergötzlichkeiten nachtheilig werden. Schlittenpartbieen kamen zwar in den wenigen Tagen, wo es leidliche Bahn gab, zu Stande, doch beschränkten sich solche nur auf einzelne Schlitten. Solenne Schlittenfahrten mit Prachtaufzügen und Musikbegleitung scheinen das jetzige, wichtige Streben gleichsam zu beleidigen. Selbst die rüstigste, lebenslustigste Jugend hat einen neuen Maßstab für ihre Freuden gewonnen. Bei den wenigen Bällen, welche bis jezt stattfanden, wird keinem Beobachter eine ungewöhnlich große Stille entgangen seyn. Auch für öffentliche Maskenbälle ist diesmal noch gar keine Anstalt gemacht, dafür aber scheint der Gebrauch maskirter Gesinnung im gewöhnlichen Leben mehr als jemals einreißen zu wollen. Im Allgemeinen erzeugen die Gewitterwolken, welche ganz Europa umziehen, natürlich eine gewisse Beklemmung, durch nichts als den Gedanken bezwingbar, daß, in welcher Art sich auch die schwarzen Riesenmassen entladen, wie furchtbar ihre Blitze auch zerstören möchten, ein allgemeiner Segen in ihrem Gefolge kaum ausbleiben könne. Sogar die Familienfeste erlitten eine große Verminderung. Die meisten Häuser beschränken sich auf sich selbst und ihre nächsten Freunde und Bekannten. Gesellschaftliche Karten- und andere Spiele, hauptsächlich Lektüre, als der stillste Zeitvertreib, tragen vor den meisten andern Zerstreuungen den Preis davon. Natürlich behaupten die politischen Blätter ihr Recht vor allen, doch keineswegs mehr so ausschließend, wie unmittelbar nach den gewaltigen Ereignissen im Juli v. J.; vielmehr nimmt man auch wieder andere, theils periodische, theils solche Schriften zur Hand, welche den Stempel der neuesten Messe an sich tragen. Wer an der auf Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes hinstrebenden Gegenwart kein Behagen findet, vertieft sich gern in Novellen, welche das Mittelalter zur Schau legen.

Neben den zeitherigen geselligen Vereinen haben sich durch die Kommunalgarde Zusammenkünfte für diese in den verschiedenen Gegenden der Stadt gebildet, in denen auch manche, die Bestimmung dieses höchst achtungswerthen Korps angehende Gegenstände zur Sprache kommen. Zweckmäßige Vereine dieser Art, wenn die ganz verschiedenen Klassen, aus denen die Kommunalgarde besteht, daran mit Liebe Theil nehmen, können unmöglich anders, als von dem wesentlichsten Nutzen, besonders auch für die allgemeine Bildung und innere Annäherung seyn.

Von einem Theile der Kommunalgarde ist vor Kurzem die öffentlich gedruckte Erklärung geschehen, daß sie den gewöhnlichen Männergruß auf der Straße durch Hutabnehmen nicht mehr beobachten, sondern dafür das militärische Anlegen zweier Finger an Hut oder Mütze auch im bürgerlichen Kostüm annehmen wolle. Dabei wurde Jedermann eingeladen, in Zukunft dasselbe zu thun.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, Januar.

(Beschluß.)

Neue Theaterstücke. Mimendünkel.

Auf dem Hoftheater hat man doch im Winter zwei Trauerspiele zu Stande gebracht, „Philipp von Schwaben“ von Raupach, und „Agnes Bernauerin“ von Dr. Schiff. Jenes, von dem Ihnen schon gemeldet, ist theatralisch, dramatisch und historisch ein „gutes“ Stück; es hat auch, mit Ausnahme des fünften Aktes, interessirt, hat aber den Fehler für das Publikum, den die Kritik an der Dichtung nicht rügen kann, daß das Interesse sich nicht an eine bestimmte Hauptperson knüpft. Das Recht ist getheilt, mithin auch die Theilnahme. Otto von Wittelsbach ist ein rauher Unhold, der Kaiser der bessere Mann, dagegen, aber doch nicht Mann und Held genug, daß man ganz und allein für ihn leben und sterben wollte. Die deutschen Familienscenen leihen dem Stücke die meiste Anziehungskraft. Es heißt, Raupach wolle das Drama umarbeiten und ihm einen neuen fünften Akt geben. Von seinem Hohenstaufencyklus ist „König Enzius“ fertig, von dem sich die Schauspieler viel versprechen. — „Agnes Bernauerin“ ist die erste theatralische Arbeit eines jungen Dichters. Man kann nicht sagen, das es ein gutes Stück ist, denn ihm fehlt jede positive Haltung und Gestaltung, eben so wenig ist es aber ein schlechtes und noch viel weniger ein mittelmäßiges. Es ist Poesie darin, ächte, aber sie hat noch keinen Grund und Boden gewonnen, es ist ein zerrissenes Traumgewebe, voll Raserei der Empfindung, reich an lyrischschönen und bizarren Stellen, die rein subjektive Schöpfung einer Phantasie, welcher die nächsten Bedingnisse des Lebens unbekannt sind. Der deutsche Mime geht mit festen Füßen auf einer sehr breiten Basis der Realität; seine Kunst kann daher nicht dem Gange eines nervensen Empfindungstraumes folgen. Eine solche Traumerscheinung mitten unter den Plattitüden unsers Theaters bleibt indessen immer interessant. — Daß unser Mimendünkel noch immer nicht vor der gewichtigen Zeit das Knie zu beugen Lust hat, ergibt sich aus folgendem charakteristischen Zuge, den ich nicht verbürgen will. Ein ehemals nicht unverdienter Sänger oder Schauspieler — ich lasse es dahin gestellt — erhielt seine längst erwartete Entlassung. Auf Spezialvorstellung des Intendanten wird ihm höhern Orts eine Pension von 1200 Thalern, und außerdem ein Gehalt von 600 Thalern für ein kleines Geschäft, welches er behält, ertheilt. Der Entlassene ist außer sich über diese Zurücksetzung, beschwert sich beim Intendanten, der ihm freundschaftlichst räth, zufrieden zu seyn, endlich aber erlaubt, wenn er durchzubringen hoffe, höhern Orts einzukommen. Dies geschieht mit bittern Beschwerden über die Intendantur. Der Bescheid ist, nur auf besondere Vorstellung des Intendanten und aus besonderer Gunst sey das obige Gnadengehalt bewilligt worden. Da Bittsteller damit nicht zufrieden sey, müsse es bei den gesetzlichen Pensionsbestimmungen sein Bewenden haben, und der Bittsteller erhält nun in Allem 600 Thaler! **Relata refero**, nicht der Geschichte an sich wegen, sondern zu beliebiger Nutzanwendung.

Charade.

Es spricht der Graf: „Ich liebe Dich,
Du wirst, Du mußt das Erste werden;
Nimm hin das Zweite feierlich,
Es gilt im Himmel und auf Erden.“ —

„Das Ganze ist's,“ die Jungfrau spricht,
„Gebt Ihr das Zweite einem Weibe;
Herr Graf, ich mag das Zweite nicht,
Damit mein Herz das Erste bleibe.

C. D.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 32.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 7. Februar 1831.

> Was kletterst du nieder aus glänzender Luft
> Zum finstern Schooße der Erde?
> Was suchst du in der grausenden Kluft,
> Die des Tages Leuchte nicht härte?
>
> Th. Körner.

Sitten und Leben in den Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Was der fromme Glaube in der berühmten Bedeillacgrotte alles findet: Taufstein, Kapuzinerprozession, Beichtstuhl, Bischofsmütze, den Kampf des Engels mit dem Riesen, Glocken und Orgel, das ist hinlänglich bekannt, denn alle Pyrenäenreisende sprechen davon. Weniger sind es die poetischen Erinnerungen und Traditionen. Roland ist's, dessen Andenken das Volk an so viele Stellen in den Pyrenäen geknüpft hat. An einem Ort hat er mit einem Schwerthieb den Marboré gespalten, in Ronceval rettete er die fränkische Armee, fiel aber selbst als Opfer. Hier in der Bedeillachöhle ist er begraben, und da liegen seine Gebeine. Sein Grab steht mitten in einem weiten Saal, ganz im Verhältniß mit der Riesengestalt des Helden, vier-und-zwanzig Fuß lang, zwölf breit und achtzehn hoch. Solch eine Gruft mußte freilich der Mann haben, welcher alte Eichen ausriß und allein eine ganze navarrische Armee aufhielt.

Es war ein junges Weib bei uns, um die Strohfakkeln zu tragen, die unser Führer nach und nach anzündete. Als wir ins Dorf zurückkamen, hörte ich, wie sie ihren Nachbarinnen die Wunder in der Höhle erzählte. Ich war ganz erstaunt, und es lag etwas gar Reizendes darin, den Namen Roland aus ihrem lieblichen Mund zu hören. So lebte Achilles Name noch lang nach Homer im Mund der thessalischen Bäuerinnen. Dieser poetische Zauber ließ mich's übersehen, daß die Weiber in grobes Tuch gekleidet und daß ihre Kleider hier und da durchlöchert waren. Mir war's, als horchten die Kinder, die sie an der Brust trugen, beim Namen Roland schon auf.

Auf dem Pic von Montarguel, dem Dorf gerade gegenüber, steht ein uralter Thurm, ein anderer auf dem steilen und kahlen Bedeillac. Der Führer sagte uns, sie stammten aus der Zeit der „bösen Leute." Weiter gibts keine Tradition über diese Thürme, die sich häufig auf den hohen Pyrenäenpunkten finden. Von einigen gehen aber Volkssagen um. So trug ein Hexenmeister vor drei Jahren Blindschleichen und Kröten im Bedeillacthurm zusammen und beschwor damit den Bösen. Dieser kam auch und fragte den Zauberer, was er begehre, um den Menschen Böses zu thun, Wind, Blitz oder Regen? Der Pyrenäische Faust wählte lezteren, und in derselben Nacht wurde ein Haus in der Nachbarschaft vom Regen weggerissen. So erzählte mir eine Bäurin. Bei all' diesen Erzählungen über Verwüstungen der Elemente zeigt sich das Streben, sie nicht etwa natürlich, sondern aus dem Walten wunderbarer Mächte und aus menschlicher Bosheit zu erklären. All' diese Volkssagen von den Thürmen und Höhlen in den Pyrenäen, haben übrigens denselben Hintergrund. Immer vermuthet das Volk Schätze an diesen heimlichen Orten. Die junge Bäurin, die mir Obiges erzählte, glaubte steif und fest, daß tief im Bedeillacthurme goldene Gewölbe, Käfige und Werkzeuge seyen. Sie möchten gern diese Orte besuchen und auskundschaften

und etwas von dem Gold haben, sie fürchten sich aber vor den Zauberern, die da unten Wache halten. So trauen sie auch den Fremden nichts Gutes zu, wenn sie diese Orte besuchen, und sehen sie mit unruhigen Blicken. Ich denke, die dunkle Erinnerung an die ehemaligen reichen, nun verschütteten Goldbergwerke in den Pyrenäen hat wesentlich zu der Entstehung dieser Volkssagen mitgewirkt.

Dieß bringt mich auf die berühmten Eisenbergwerke von Vic=de=Sos, zu denen wir am folgenden Tag kamen. Schon seit langen Jahrhunderten werden sie betrieben und geben noch immer gute Ausbeute. Die Grafen von Foix und ihre Erben, die Könige von Frankreich, haben den Bewohnern des Vic=de=Sosthals mehrmals Urkunden und Briefe ertheilt, denen zu Folge alle Thalbewohner Antheil an der Bearbeitung und dem Ertrag dieser Bergwerke hatten. Dieß blieb aber nicht immer so, sondern machte sich durch Verjährung anders. Die Bewohner der Dörfer Senz, Goulier und Otbier liefern jezt allein Bergleute und schließen die andern im Thal aus, welche jezt nur das Erz führen dürfen, es sey denn, daß sich einer mit einem Mädchen oder mit einer Wittwe aus jenen Bergwerksdörfern verheirathet; dann theilt er ihre Rechte. Im Ganzen sind es ungefähr 1600 bis 1800 Einwohner, von denen vierhundert in den Schachten arbeiten. Ich bin mit hineingegangen und habe ihre Klagen über ihr trauriges, mühevolles und gefährliches Leben gegründet gefunden. Welches Daseyn in diesen dunkeln, engen, labyrinthischen Gängen, in diesen hier und da angebrachten Löchern, wo die Leute in gezwungener, beängstigender Stellung Steine abschlagen und von Schweiß triefen, wiewohl es kalt in diesen Schachten ist, deren Höhe und Tiefe nicht abgesehen werden kann. Das Licht der Lampen und Fackeln verliert sich im unendlichen dunkeln Raum, ohne einen Gegenstand zu finden, den es erleuchten könnte. Wirft man einen Stein mit aller Gewalt, so kömmt er doch nicht bis ans andere Ende, sondern verliert sich in tiefen Höhlungen. Diese Räume mit ihrer tiefen Stille, ihrem Dunkel, nur wenig von traurigem Lampenschein erhellt, diese erschrecklichen Arbeiten erinnern an die furchtbare Idee des Nichts, oder an die Vorhallen des Tartarus. Es sind immer zwei und zwei Bergleute zusammen; der Perrier schlägt mit seinem Picou Steine los, die dann der Bourbatier auf seinem Rücken, Kopf und Hals aus dem Schacht trägt. Diese Last beträgt über achtzig Pfund, und wiewohl die Leute so gebückt sind, daß sie mit dem Gesicht gegen die Erde schauen, so gehen sie doch bergauf, bergab sehr schnell in den dunkeln, gewundenen Gängen. In der einen Hand tragen sie eine kleine Lampe; dem ungeachtet stoßen sie manchmal mit den ihnen begegnenden Bourbatiers zusammen, oder an die schwarze Wand. Der Perrier hat es aber doch noch schlimmer. Er steckt in einem engen Loch und schlägt mit Mühe Stücke vom Felsen los, zerbricht daran oft seinen Picou oder findet nur eine armselige Ader, die der Mühe nicht werth ist; dabei wagt er jeden Augenblick, daß das Gestein einfällt und ihn todt oder zum Krüppel schlägt. Man denke sich dazu ihre zerrissenen, schwarzen Kleider, den dunkeln und traurigen Lampenschein auf ihren magern, bleichen Gesichtern, und man meint, es seyen Sklaven oder Missethäter, zur Buße zu diesen unterirdischen Arbeiten verdammt. Wie sind doch diese Leute mit Blindheit geschlagen, daß sie ihr Leben in diesen Höhlen kümmerlich zubringen, da ihnen Land und Meer offen stehen. Ich wenigstens glaube, daß alle Gefahren, Stürme und Schiffbrüche auf dem Ocean vorzuziehen sind. Der Seemann stirbt doch nur einmal, der Bergmann aber liegt täglich in seinem dunkeln, feuchten Grab. Wahrhaftig, die Neger von Guinea, die auf die reizenden Antillen gebracht werden, scheinen mir fast glücklich! Sie leben in freier Luft, in einer wunderschönen Natur, genießen das Tageslicht und den Sonnenschein. Dieß fühlte ich recht lebhaft, als ich wieder aus den dumpfigen Schachten in Gottes schöne Schöpfung und unter den freien Himmel trat. Das Räthsel ist aber gelöst, wenn man erfährt, daß die Bergleute täglich von zehn bis sechs Uhr einen Taglohn von zwei Franken erhalten, was in dieser armen Gegend bedeutend ist. Die Kinder verdienen einen, ja anderthalb Franken. So zeigte man mir einen Bergmann, der mit seinen drei Buben täglich sechs Franken nach Haus trägt. Mit diesem Lohn könnten die Leute ein hübsches Geld zurücklegen und für ihr Alter sorgen; aber nur wenige thun es. Die Meisten sind schlechte Wirthe, lieben gutes Essen und Trinken, Wein und Spiel. Dieß scheint auffallend, denn die Leute in der Gegend, die sich mit Ackerbau und Viehzucht abgeben, haben diesen Fehler nicht. Sie sparen, so viel sie nur können, und leben daher sehr nüchtern und mäßig. Es ist aber nicht zu verwundern: Hirten und Landleute sehen einer Zukunft, einem langen Leben entgegen; für dieses sparen sie. Dem Bergmann hingegen geht es wie allen Leuten, die ein gefährliches Handwerk treiben; es drängt ihn, zu genießen, er unterdrückt die Besorgniß durch das Vergnügen, den Genuß und die künstliche Sorglosigkeit, die aus dem Wein hervorgeht. Da ihm sein Leben nur einen Tag lang scheint, so kömmt ihm thöricht vor, für den folgenden Tag zu sparen, dessen Abend er vielleicht nicht sieht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Toniotto und Marie.

(Fortsetzung.)

Tags darauf sah man Marie am frühen Morgen, einen Korb am Arm, das Dorf verlassen, als ginge sie auf den Markt. Als die Eltern ihre Abwesenheit bemerkten,

dachten sie wohl, sie werde Toniotto wollen abgehen sehen. Ihre beiden Brüder gingen ihr eilends nach; aber in der Stadt erfuhren sie, Toniotto sey längst fort, und Marien hatte Niemand gesehen. Das Mädchen hatte wohl gewußt, daß man sie hier suchen würde; sie war daher nicht in die Stadt, sondern geradeswegs an die Straße gegangen, welche die andern Rekruten eingeschlagen hatten, und auf der ersten Station zugleich mit Toniotto angelangt, der gleich einem Missethäter, jedoch ohne Fesseln, von zwei Gensdarmen geführt wurde. Die Gensdarmen erkannten sie; sie erlaubten ihr, bei Toniotto zu bleiben und ihm die Erfrischungen zu reichen, die sie im Korbe gebracht hatte. Toniotto drang in sie, zu ihren Eltern heimzukehren; vergeblich: sie wollte ihn durchaus bis ins Nachtquartier begleiten. Hier wurde Toniotto mit den andern Rekruten eingesperrt, und sie erbat sich bei einer armen Frau ein Nachtlager. Am folgenden Morgen stellte sie sich an das Gefängnißthor, und was mußte sie hier sehen? Toniotto und ein Paar Dutzend andere Rekruten zwei und zwei, gleich Galeerensklaven, mit den Händen an ein langes Sail gebunden. — Sie ging wieder neben Toniotto her; dieser fragte, was sie denn wolle; sie wisse es nicht, war ihre Antwort, sie habe ihn nur noch einmal sehen und ein wenig begleiten wollen; Toniotto redete ihr nun ernstlich zu, heim zu gehen; da fing die Arme an zu weinen, und Rekruten und Gensdarmen machten sich über beide lustig. So ging es den ganzen Morgen fort; zur Essenszeit wurden die Rekruten in die Scheune eines Wirthshauses eingesperrt, und die Gensdarmen jagten Marie sogar von der Thüre weg. Das arme Mädchen setzte sich daher in einiger Entfernung nieder und wartete, bis der Zug wieder aufbrach; dann trat sie wieder an Toniottos Seite und ging neben ihm her, ohne recht zu wissen, was sie wollte oder was sie that; von Zeit zu Zeit nahm sie Erfrischungen aus dem Korbe und reichte sie Toniotto; dann fing dieser wieder an ihr zuzureden, und sie brach von neuem in Thränen aus.

Gegen Abend wurden sie von Mariens Brüder eingeholt; es waren gute Jungen, sie schalten daher die Schwester nicht und baten sie nur flehend, wieder heimzukehren. Toniotto vereinigte seine Bitten mit den ihrigen, und die Arme gab mit Thränen, aber ohne Murren nach. Kaum war sie nach dem schmerzlichen Abschiede Abends zu Bette, als sie ein heftiges Fieber befiel. Sie blieb mehrere Wochen krank, und als sie wieder nach Hause kam, kannte man sie fast nicht mehr; aber Niemand machte ihr den geringsten Vorwurf wegen ihrer Flucht, denn Alles im Dorfe liebte sie.

Nach und nach erholte sie sich wieder, und besonders Toniottos erster Brief wirkte sehr wohlthätig auf sie. Wie oft habe ich ihn gelesen! darum weiß ich ihn auch auswendig; es hieß darin: „Lieber Vater, ich schreibe, um euch zu melden, daß wir glücklich beim Depot des Regiments angelangt sind, das in einer Stadt ist, die Besançon heißt, und wie man sagt, werden wir hier lange bleiben. Sie haben mich bereits in Soldatenkleider gesteckt, so daß ihr mich fast nicht wieder kennen würdet. Zwei Tage nach unserer Ankunft hat man angefangen, uns zu exerziren, das heißt, wir lernen gehen und den Kopf rechts und links drehen; in zwei, drei Tagen kommt es an die Flinte, und es heißt, vom Morgen bis zum Abend werde dann damit exerzirt. Wir hoffen allesammt, daß es bald Krieg geben wird, denn dann ist es doch mit diesem langweiligen Leben aus, und man heißt uns nicht mehr Rekruten; dies ist so viel als ein Schimpfwort. Indessen wäre ich froh, wenn ich wüßte, daß ihr es euch nicht mehr so zu Herzen nehmt, und dann möchte ich auch wissen, wie es der armen Marie geht, die, ich mochte sagen, was ich wollte, zwei Tage lang mit mir gegangen ist; es hat mir dies sehr leid gethan; übrigens, Vater, versichere ich euch bei Allem, daß wir nicht anders waren, denn wie Geschwister; deshalb will ich auch hoffen, daß sie Niemand darum angesehen hat; küßt sie in meinem Namen, grüßt auch ihre Eltern und Brüder . . .“

Nicht lange nachher lief ein zweiter Brief vom guten Toniotto aus dem Lager vor Magdeburg ein. Er erzählte, wie er der Schlacht bei Jena beigewohnt und die ersten Kanonenschüsse, die er hier gehört, statt ihm Furcht einzujagen, zum erstenmal, seit er die heimathliche Schwelle verlassen, Trost in sein Herz gegossen haben; von Stunde an wage es kein Kamerad mehr, ihn einen Rekruten zu nennen, und er sey unter die Grenadiere gekommen. Den Winter darauf schrieb er aus Polen, ich weiß nicht mehr, woher, und den folgenden Sommer aus Aranda am Duero in Spanien. Jedesmal hatte er von neuen Schlachten zu berichten, und man sah wohl, er bekam Geschmack am Handwerk; er war Korporal geworden, nicht lange darauf Sergeant, hatte dann die Ehrenlegion bekommen, und mir konnte er nicht genug danken, daß ich ihn schreiben gelehrt, denn dies bringe ihn weiter im Avancement, als alle seine Thaten auf den Schlachtfeldern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Genovevenkirche und Pantheon.

Jeden Tag wird man in Paris zu ernsthaften Vergleichungen zwischen dem vormals und jetzt veranlaßt. Wer konnte in diesen Tagen vor der schönen Façade des Pantheon vorbeigehen, ohne solch eine Betrachtung anzustellen? Vor einem Jahre war dies erhabene Gebäude noch die St. Geno-

vevenkirche, wenigstens hatte es die Regierung Karls X. mit aller Gewalt dazu umschaffen wollen. Eine sogenannte Missionsgesellschaft, das heißt ein Verein von fanatischen, unwissenden Geistlichen, welche jener König begünstigte und besoldete, und welche die offenbare Sendung hatten, das Volk wieder abergläubisch und bigott zu machen, hatte sich des schönen Tempels bemächtigt, den man während der Revolution zum Grabmale der Männer bestimmt hatte, die sich um den Staat wohl verdient gemacht haben. Diese fanatischen Missionarien hatten Voltaires und Rousseaus Gebeine in einem dunkeln Winkel verborgen, ihre Altärchen unter der erhabenen Kuppel errichtet und verrichteten dort ihre Andachtsübungen, besonders in der Oktave nach dem Feste der heil. Genoveva, das bekanntlich zu Anfang Januars eintritt. Sie hatten es dahin gebracht, daß Karl X., den in seiner Jugend die Andacht wenig kümmerte, jetzt in seinem Alter demüthig ihrer Oktavandacht beiwohnte; aber immer mit der alten Hofetikette, das heißt, der Erzbischof empfing den König mit großem Pompe am Eingange des Tempels, hielt eine Anrede an ihn und lobte ihn wegen seiner Andacht; der König antwortete wie ein großer Monarch, und die Zeitungen beschrieben am folgenden Tage seine Wallfahrt. Versteckt oder zertrümmert hatten die rohen Missionarien die schönen Basreliefs, welche den Portikus des Tempels zierten; dagegen hatten sie Bilderchen in ihrem Geschmacke in dem Tempel aufgehangen, auch Reliquien aufgestellt, die sie wieder aufgefunden zu haben behaupteten, obschon ihnen Niemand glaubte; an solchen Trug war man schon längst vor der Revolution gewohnt. Während der Oktave des heil. Genovevenfestes hatte sich auf dem Platze vor der Kirche ein Handel wieder erneuert, den man in allen katholischen Ländern recht wohl kennt, nämlich der Handel mit Rosenkränzen, Bildern und kleinen Kerzen. Vor einem Jahre um diese Zeit standen manche Buden mit diesen Waaren vor der Kirche aufgeschlagen. Welche Umwandlung ist seitdem geschehen! Gestern war auch eine Menge Menschen vor dem Eingange der ehemaligen Kirche versammelt, aber nicht mehr, um ihre Andacht zu verrichten oder um Kerzchen und Rosenkränze zu erhandeln; dieser Handel ist daniedergefallen, und die schöne Façade des Genovevengebäudes prangte wieder mit der Inschrift, die ihm als Pantheon gebührt: aux grands hommes la patrie reconnaissante. Studenten der Rechtsfakultät waren es, welche die Stufen des Einganges, den Säulengang und den weiten Raum vor dem Gebäude einnahmen; nicht aus andächtigen Absichten, sondern aus politischen kamen sie hier zusammen. Ein Redner hatte die oberste Stufe betreten und sprach sehr geläufig vom Zwecke dieser Zusammenkunft, wozu die Jünglinge durch überall angeschlagene Zettel eingeladen worden waren. Es sollte nämlich eine Verbrüderung in Paris, in ganz Frankreich, ja in ganz Europa oder gar in der ganzen gebildeten Welt zur Aufrechthaltung und Verbreitung der Freiheit und Aufklärung gestiftet werden; es kam darauf an, zu bestimmen, wie diese Verbrüderung am zweckmäßigsten könnte ins Werk gesetzt werden. Der Redner mit seinem blauen, rothgefütterten Mantel, der sich auf seinem gestikulirenden Arme in Falten warf, vor dem Säulenportale in antikem Style, glich einem jungen Römer, der im Forum seine Mitbürger anredet. Unter den jungen Zuhörern trugen die meisten auch solche Mäntel. Aber o weh! nun erschien ein Polizeikommissär, welcher die Täuschung unterbrach und an die neuern Zeiten erinnerte. Der Mann trug die Schärpe, welche in Frankreich das Kennzeichen der obrigkeitlichen Würde ist. Er wollte die versammelten Jünglinge anreden. Sie verlangten, er sollte seinen Hut abnehmen. „So nehmen Sie erst den Ihrigen ab!“ antwortete der ziemlich entschlossene Mann. Die Jünglinge sahen ein, daß dies Verlangen vernünftig sey, und nahmen ihre Hüte ab, worauf er den seinigen in die Hand nahm. Nun ward es still, und er benutzte diesen Augenblick, um ihnen vorzustellen, daß es unschicklich, ja gesetzwidrig sey, sich an einem öffentlichen Orte zusammenzurotten, politische Berathschlagungen anzustellen und gar von Verbrüderungen zu sprechen, welche die Regierung unmöglich dulden könne. Bei dem Worte zusammenrotten äußerten die Jünglinge ihr Mißfallen, und da der Polizeikommissär noch einige andere harte Worte fallen ließ, so pfiffen und schrieen sie ihn aus. Der Mann aber ließ sich nicht irre machen und nahm den Vorgang zu Protokoll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dresden, Januar.

(Beschluß.)

Neuerungen. Vorlesungen.

Eine zweite Neuerung, welche übrigens, gleich der vorigen, auch nicht zum erstenmale zur Sprache kam, betrifft die Visitenkarten, welche am Neujahr gewöhnlich herumgesendet werden. Eine ziemliche Anzahl zum Theil sehr geachteter Männer wünschte im Dresdener Anzeiger allen denjenigen Glück, welche in den vorigen Jahren zu diesem Zwecke Karten von ihnen erhalten hatten. Beide Abänderungen alter Sitten empfehlen sich durch eine wesentliche Erleichterung in Dingen, welche zu den ganz gleichgültigen gehören. Bei alle dem werden gewiß Viele diese einseitige Aufhebung eines ziemlich allgemeinen Gebrauches als unzulässig betrachten. Ohne das Recht oder Unrecht hier abwägen zu wollen, möchte man doch wünschen, daß die Mehrheit sich zur Nachahmung beider Neuerungen entschlösse.

Seit einigen Tagen soll das Eingehen der italienischen Oper im künftigen Jahre beschlossen seyn. Es ist nicht zu läugnen, daß hiermit eine reiche Quelle des Genusses für alle gebildeten Musikfreunde versiegt; eben so wenig aber läßt sich freilich verkennen, daß der Aufwand, den dieser Genuß der Regierung verursachte, äußerst bedeutend war.

Von Vorlesungen, welche diesen Winter hier gehalten werden, verdienen besonders die Böttigerschen und die von einem hiesigen Prediger, Hrn. Wagner, Beachtung. Böttiger liest über den Juvenal und hat, wie sich das schon denken läßt, ein sehr gewähltes Publikum. Es ist wahrhaft erfreulich, daß dieser so hochverdiente Gelehrte dem zunehmenden Alter und den, leider schon seit vielen Jahren periodisch zurückkehrenden körperlichen Leiden immer wieder, vermöge der innern Lebenskraft, Trotz zu bieten und eine Geistesthätigkeit und Heiterkeit zu behaupten weiß, um die ihn mancher Jüngling beneiden könnte. Auch den Wagnerschen Vorlesungen, deren Gegenstand, wenn ich nicht irre, die Kirchengeschichte ist, fehlt es keineswegs an Abonnenten. Die Deklamatorien hingegen scheinen kein rechtes Gedeihen mehr finden zu wollen. Bekannte Namen in diesem Industriezweige sterben immer mehr ab, und die unbekannten, von denen mitunter der Dresdener Anzeiger sagt, verhallen in der Regel in dem Geräusch der Kaffee- und anderer Wirthshäuser, denen sie ihre Kunstleistungen zu widmen pflegen.

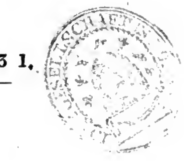
Beilage: Literaturblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 33.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 8. Februar 1831.



Auf! ihr stürmischen
Herbstlichen Winde!
Zu der Liebsten mein
Webet, webet hin,
Keine fröhliche,
Nein, ach! leidige
Botschaft kundend.

Goethe.
Russische Volkslieder.

Toniotto und Marie.

(Fortsetzung.)

Es mochten zwei Jahre seyn, seit Toniotto fort war, und ich hielt eben Schule wie gewöhnlich, da kam ein kleiner Junge herein und sagte einem Kameraden etwas ins Ohr; dieser theilte es seinem Nachbar mit; in einem Augenblick war die Neuigkeit in der Schule herum, plötzlich geschah ein allgemeiner Aufstand und die kleinen Bursche riefen aus Einem Halse: „Toniotto ist wieder da! wir wollen ihn sehen!" An Halten war da nicht zu denken, ich ging daher mit, und da stand wirklich Toniotto, strahlend von Wonne, wie ich ihn nie gesehen, links sein Vater, rechts Marie, die weinte, schluchzte und kein Wort sprechen konnte, ringsum die Seinigen, die ihn mit Liebkosungen überhäuften. Kaum sah er mich, so flog er mir an den Hals, und ich meinte, er wolle mich erdrücken vor Zärtlichkeit. Mit kurzen Worten sagte er mir, sein Regiment stoße aus Spanien zu der italienischen Armee; auf dem Durchmarsch durch Piemont habe er einen dreitägigen Urlaub erhalten, um seine Eltern und... Er brach ab, sah Marien an, ergriff ihre Hand und küßte sie mit freiem, ungezwungenem Anstand, ganz anders, als ehe er ging, und schon fürchtete ich, das Soldatenleben möchte ihn ein wenig verdorben haben; als ich aber weiter mit ihm sprach, fand ich, daß er noch immer der alte brave Bursche war. Nur ein Mann war er geworden in den zwei Jahren; er weinte und klagte nicht mehr, er berechnete seine Zukunft und ging fest und gerade auf sein Ziel los — und dieß war und blieb seine Verbindung mit Marie. Nach seinem bisherigen Avencement, meinte er, könne es ihm nicht fehlen, in Kurzem Offizier zu werden, und dann werde es ihm nicht schwer fallen, die Erlaubniß zu heirathen oder den Abschied zu erhalten. „Um so eher," sagte er lächelnd, „da ich unterwegs mein gutes Theil Wunden bekommen habe, von denen in meinen Briefen nichts steht, und bekomme ich noch zwei oder drei, so könnte ich leicht mit fünf-und-zwanzig Jahren zu den Veteranen kommen oder nach Haus entlassen werden."

Die drei Tage, die Toniotto in seinem Dorfe zubrachte, verflossen rasch in Freude und Jubel, und die arme Marie hatte Recht, wenn sie sagte, es seyen die schönsten Tage ihres Lebens gewesen. Beim Abschiede gab Toniotto seinem Vater drei, seinem Bruder ein Louis'dor, Marien ein seidenes Tuch und einen goldenen Ring; von Venedig aus schickte er ihr noch eine kleine Kette, die sie von Stunde an beständig am Halse trug.

Nun kam der österreichische Feldzug. Toniotto erhielt einen gefährlichen Säbelhieb über den Kopf, genas aber wieder und trat nun in die kaiserliche Garde; er meldete dieß seinem Vater mit einem Jubel, als wäre er Reichsmarschall geworden. Nach dem Frieden kam Toniotto mit seinem Regimente nach Paris; er schrieb häufig, bald an seinen Vater, bald an Marie; immer hieß es, er sey gut angeschrieben bei seinen Vorgesetzten, er hoffe bald Offizier zu werden, und dann werde Alles noch

gut gehen. So verflossen zwei Jahre, dann wurde Rußland der Krieg erklärt. Voll froher Hoffnung marschirte Toniotto aus Paris; von Smolensk schrieb er, er sey Adjudant Sousoffizier geworden, habe die Dekoration der eisernen Krone erhalten, und keiner seiner Kameraden zweifle daran, daß er noch vor Ende des Feldzugs die Epauletten haben werde. Drauf verflossen mehrere Monate, ohne daß man etwas von ihm hörte; aber zu Winters Anfang verbreitete sich das Gerücht im Dorfe, das französische Heer sey ganz aufgerieben worden; ich zog Erkundigungen in der Stadt ein, und mußte da hören, daß es leider nur allzu wahr sey. Zu Ende des Jahrs schrieben einige Piemonteser, die in der Garde dienten, Toniotto, der arme Junge, sey beim Uebergang über die Beresina umgekommen. Man denke sich den Schmerz seines alten Vaters, seines Bruders, Mariens Verzweiflung, als diese Trauerpost ankam! Das arme Mädchen wurde krank und schwankte lange zwischen Leben und Tod. Sie erholte sich indessen allmählig wieder, aber nur, um immer neues Unglück zu erleben. Die Aushebungen folgten einander Schlag auf Schlag; auch ihre beiden Brüder mußten fort; sie fielen beide, der ältere bei Hanau, der jüngere unter den Mauern von Paris. Somit blieb Marie die einzige Stütze ihrer betagten Eltern, und nur das lebendigste Pflichtgefühl oder des Himmels besonderer Schutz konnten ihr Kraft verleihen.

Das arme Mädchen war jezt zwei-und-zwanzig Jahre alt; sie stand in der Blüthe der Schönheit, die durch die himmlische Geduld, mit der sie ihren Schmerz trug, noch rührender wurde; nie flog ein Lächeln über ihre Lippen, aber nie verfinsterte auch jene Verzweiflung, die mit dem Himmel rechtet, ihre Züge. Im Jahr 1814 kamen einige Soldaten vom französischen Heer ins Land, und durch sie erfuhr man etwas Näheres von Toniottos Tode. Auf dem ganzen Rückzuge hatte er unerschütterlichen Muth bewiesen, und wenn seine Kameraden über die Kälte klagten, meinte er, er trage auf der Brust etwas, das sie, Rußlands Eis zum Troz, warmhalten solle. Die Soldaten wußten nicht genau zu sagen, ob er Offizier geworden sey; aber an der Spitze seiner Kompagnie hatten sie ihn marschiren sehen. Er war einer der ersten, die über die Brücke der Beresina gingen; kaum darüber, warf er sich auf den Feind, erhielt einen Schuß in die Brust und fiel todt nieder. Armer Toniotto! sprachen die Soldaten, sein ganzes Regiment liebte ihn, und alle Piemonteser im Heere waren stolz auf ihn.

Arme Marie, sprach ich zu mir selbst, nachdem ich den traurigen Bericht vernommen; ja, du bist am meisten zu bedauern; du sollst leben und hast den verloren, der dein Leben war! Und ich wußte erst nicht, was sie alles litt. Es mochten drei Jahre seit Toniottos Tode verflossen seyn, da bemerkte ich, daß offenbar eine Veränderung mit dem Mädchen vorging. Die sanfte Schwermuth verschwand aus ihrem Gesichte; ihr Blick wurde scheu, unruhig, unruhiger von Tag zu Tag. Gerne hätte ich sie darüber befragt, ich war aber zu schüchtern, und sie sagte kein Wort.

(Die Fortsezung folgt.)

Sitten und Leben in den Pyrenäen.

(Fortsezung.)

Wenn man auf einem der höchsten Pyrenäenpunkte steht und auf beiden Seiten hinabsieht, hier auf Frankreich, dort auf Spanien, so ergreift einen der Gedanke an die Wundergeschichte dieses Scheide- und Bindegürtels, den der spanische Stolz das Halsband des europäischen Jungfrauenkopfs nennt. Tiefes Dunkel herrscht hier in den vorhistorischen Zeiten, die ja auch bei den großen Völkern in der Ebene — den Galliern und Iberiern — nicht klar sind. Mythologische Sagen beginnen. Ein iberischer König hatte eine schöne Tochter, Pyrene genannt. Herkules, dieser erste Roland, lernte sie auf seinem Zug kennen, entführte sie und sie folgte ihm auch bis in das Gebirg, da verließ sie der griechische Halbgott, und das arme Mädchen irrte lange zwischen den Schluchten umher, bis sie in einer derselben ihren Tod fand. Nach ihr ward das Gebirg geheißen. Die Phönicier haben den westlichen Abhang der Pyrenäen nach dem Meer hin gekannt. Als Josua ihr Land verwüstete, flohen sie nach allen Seiten des Mittelmeers, manche noch weiter; einige Haufen kamen auch vom biscayischen Meer her und sind die Ahnen der alten Cantabrier und Baskier. Dieß geht augenscheinlich aus der bis auf den heutigen Tag sichtbaren Verschiedenheit der leztern von allen Nachbarvölkern, desgleichen aus ihren Sitten und ihrer Sprache hervor, die große Aehnlichkeit mit der phönicischen hat. Dieß wäre eine der ältesten asiatischen Kolonien auf europäischem Boden. Wahrscheinlich kamen bald darauf die Gallier oder Celten aus dem hohen Mittelasien nach Europa und von da, nach Plutarch, in das Land zwischen den Pyrenäen und den Alpen. Vielleicht waren sie auch schon da, als die phönicischen Flüchtlinge kamen. Wer wollte bestimmen, ob andere Völker früher in den Pyrenäen zu Haus waren als die Cantabrier? Selbst viele Jahrhunderte später, nachdem die Römer erobernd in Gallien und Spanien eingedrungen, war wenig von ihnen bekannt. Cäsar und Diodorus sprechen nur von den Völkerstämmen in den Ebenen. Heere und Kaufleute hielten sich weislich fern von den Thälern und Schluchten der Mittelpyrenäen. Die Einwohner lebten wahrscheinlich in großer Rohheit ohne Schimmer von Bildung. Da kam Hannibal mit seinem mächtigen Heer, fünfzigtausend Mann Fußvolk, neuntausend Mann Reiterei und sieben-und-dreißig Elephanten, vom Süden herangezogen und ging über die Pyrenäen, an ihrem östlichen Theil, der jezt die Albères heißt. Die

Geschichtschreiber, die das große Gebirg nur ganz im Allgemeinen kannten, bestimmen freilich den Ort des Uebergangs nicht, obige Angabe ist aber keinem Zweifel unterworfen, denn Hannibal hatte eben Sagunt am mittelländischen Meeresufer genommen. Um nach Gallien zu kommen, war der Uebergang über die Cols der Albères, wo jezt Bellegarde und Collioure liegen, die kürzesten Linie, und dabei hatte der Feldherr noch den Vortheil, daß die Transportflotte der Armee am Ufer folgen und sie immer mit Lebensmitteln versehen konnte. Diesen großen Vortheil hätte sich Hannibal gewiß nicht entgehen lassen; warum sollte er seinen Uebergang westlicher in den Pyrenäen bewirkt haben, wo ihn überdieß die Natur des Gebirgs viel schwerer, wenn nicht unmöglich gemacht hätte? Nach Hannibal ging auch Hasdrubal denselben Weg. Nach den Siegen des Publius Crassus und des Proconsuls Messala ward Spanien den Römern unterworfen. In zwei Jahrhunderten hatten aber doch die Cantabrier in dem westlichen Gebirg nicht bezwungen werden können, wie die gleichzeitigen römischen Schriftsteller und Horaz sagen. Darüber wurde der weltherrschende August ungehalten und zog gegen das kühne Gebirgsvolk; zwar besiegte er es durch Uebermacht, materielle Mittel, Kriegskenntniß und Glück, aber er unterwarf sie nicht, und immer zeigten sie ihre Kraft und Unabhängigkeit. (Die Fortsetzung folgt.)

Ethnographische Miszellen.

Abel-Rémusat hielt vor einiger Zeit in der Akademie einen Vortrag über folgende chinesische Entdeckungsreise. Buddhistische Priester machten sich im Jahr 399 n. Chr. auf den Weg, zogen durch die Tartarei, die aber Tatarei heißt, durch das Uigurenland, über die Himalayaberge, den Indus, besuchten das ostpersische Hochgebirg, passirten nochmals den Indus, erreichten den Ganges, besahen die Hauptstädte Mittelindiens, stiegen in die Gegend des jetzigen Calcutta's hinab, schifften sich nach der Insel Ceylon ein, landeten in Java und begaben sich wieder heim. So machten sie einen Weg von 900 deutschen Meilen zu Lande und gegen 500 zur See. Sie hatten den Zweck, Sanskrit zu studiren, die heiligen Schriften ihrer Religion zu copiren und Theologie zu treiben. Während sie aber die „für heilig geltenden" Orte, Tempel, Klöster besuchten, sammelten sie zugleich höchst merkwürdige Nachrichten über wenig bekannte Punkte der Erdkunde und über die Geschichte mehrerer indischen Staaten, womit uns die Indianisten noch nicht bekannt gemacht haben, als da sind Udiana, das Land Kandara und das Belutschenland, ferner zur Rechten des Indus Kuschala, Kapila und mehrere andere Gegenden Mittelindiens. Rémusat hat in der großen Pariser Bibliothek ihren Reisebericht entdeckt, den man bisher für eine Abhandlung über Magie und den Stein der Weisen gehalten hatte. Diesen Bericht hat er aus dem Chinesischen übersezt und erläutert. Man lernt daraus u. a. die Orte kennen, wo der Buddhismus ursprünglich gepredigt wurde; bisher hatte man geglaubt, er sey im Süden vom Ganges entstanden, er kommt aber vom nördlichen Indien, aus der Gegend von Nepal. Auf diese Weise findet sich in chinesischen Büchern die Lösung wichtiger Probleme über Indien, die man aus indischen Büchern noch nicht erklärt hatte. Man sieht nun dem Werke des gelehrten Rémusat entgegen.

* * *

Ein König der Gesellschaftsinseln im stillen Meer hat seinen Unterthanen die Preßfreiheit gegeben. Der protestantische Missionär Ellis, ebenderselbe, welcher vor einigen Jahren ein interessantes Buch über die Sandwichinseln herausgegeben, hatte Typen und eine Druckerpresse mit auf die Reise genommen. König Pomare in Eimeo gab ihm ein Haus und ließ sich dafür Unterricht im Drucken ertheilen. Er berief sodann einen seiner Minister, ließ dem Volke den ersten gedruckten Bogen zeigen und octroyirte ihm die Preßfreiheit. So weit ist man jezt schon bei unsern Antipoden!

* * *

Se. Majestät der König von Ava geruhte am 17. Juni 1830 den großbritannischen Gesandten, Hrn. Major Burney, in einer feierlichen Antrittsaudienz aufzunehmen. Hr. Burney war schon am 24. April in der Hauptstadt angelangt. Der Hof hatte gegen den fortwährenden Aufenthalt eines brittischen Gesandten in Ava nichts einzuwenden; er hegte sogar den Wunsch, einen birmanischen Gesandten nach Calcutta zu schicken, und somit den 7ten Artikel des Yandaboovertrags zu erfüllen. Der diplomatische Grund, warum der Major zwei Monate ohne Audienz blieb, ist eine Unpäßlichkeit, der wahre Grund, weil er im k. Pallaste nicht barfuß erscheinen wollte. Man bestand aber darauf, er müsse seine Schuhe ausziehen, und Hr. Burney willigte endlich ein, mit dem Vorbehalt, daß seine Nachfolger hierdurch nicht verpflichtet seyen. Dem nunmehr anerkannten Diplomaten wurde eine Schaar Elephanten ins Haus geschickt. Um neun Uhr Morgens begann der Zug. Vor Hrn. Burney marschirten vier Silberstockträger einher und trugen das Bildniß des Königs von England; sein Gefolge sammt den Geschenken ritt auf den Elephanten. Der Major mußte in der Residenz warten, bis die Prinzen und hohen Beamten im Staatsornat in den Pallast eingezogen waren; unterdessen wurden Erfrischungen in Gold servirt. An den Stufen vor dem Audienzsaale legte man die Schuhe ab, worauf der Gesandte und das Gefolge sogleich ihre Sitze dem Throne gegenüber einnahmen. Nach einigen Minuten ließ sich ein Rollen, wie ein ferner Donner, vernehmen, eine vergoldete Flügelthüre that sich

auf, und der König erschien in prächtigem Ornate. Er hatte eine goldene Krone auf und trug ein mit Edelsteinen reichlich beseztes langes Gewand mit Goldblumen, die Höflinge warfen sich zu Boden, die Gesandtschaft zog ihre Hüte ab und verneigte sich. Ein birmanischer Beamter verlas mit lauter Stimme das Beglaubigungsschreiben, welches nicht vom König von England, sondern vom indischen Generalgouverneur unterzeichnet war, und außerdem das Verzeichniß der Geschenke. Der König erkundigte sich nach dem Wohlseyn des Generalgouverneurs; ob die Witterung günstig sey, ob man in Calkutta erfrischenden Regen habe. Darauf zog sich Se. Majestät zurück und die Flügelthüre wurde geschlossen. Major Burney stand gut mit dem Ministerium, welches ihm eine Privataudienz versprach. Uebrigens haben die Minister in Ava nicht viel zu befehlen; der König ist ein unumschränkter **Selbstherrscher**.

* * *

Am Schwanenfluß in Neuholland ist eine Insurrektion ausgebrochen. Als Grund wird angegeben, das Jahr sey trocken und das Trinkwasser nicht frisch. Die Eingebornen haben den Ansiedlern eine Schlacht geliefert. Die Häuptlinge kletterten auf die Bäume und hielten revolutionäre Reden: „wenn die Eingebornen auf einen grünen Zweig kommen wollten, müßte man die Fremden fortjagen.“ Die Stellung auf den Bäumen war für jene Häuptlinge sehr geeignet, um todtgeschossen zu werden; bei Abgang der Post waren ihrer sieben heruntergefallen, doch waren die Fremden noch in großer Furcht.

Korrespondenz-Nachrichten.

'Paris, Januar.

(Fortsezung.)

Die Pariser Studenten. La marmite autoclave.

Nun trat wieder ein junger Redner auf und suchte zu beweisen, daß ihre Zusammenkunft nichts Gesezwidriges habe, indem es sich hier blos um den Plan einer Verbrüderung handle, und man diese so einzurichten hoffe, daß sie nicht wider die Geseze verstoße. Sollte es der Polizei mißfallen, daß sie sich an einem öffentlichen Orte versammeln, so wollen sie sogleich aufbrechen und sich an einen geschlossenen Ort zurückziehen. Dieser Vorschlag wurde von der zuhörenden Menge gebilligt, und die Versammlung sezte sich nach dem Sorbonnegebäude in Bewegung, wo sich ein sehr geräumiger Hof befindet; hier soll die Berathschlagung wieder begonnen und zu Ende geführt worden seyn. Was das Resultat gewesen ist, weiß ich nicht, wahrscheinlich die Ernennung eines Comité, um einen Plan zur vorhabenden Verbrüderung zu entwerfen. Hätte solch ein Verein unter der Regierung Karls X. stattgehabt, so würden sogleich eine Menge Gensdarmen zu Pferde auf die Jünglinge gehezt worden seyn; diese würden einigen Widerstand geleistet, aber zulezt doch mit Verlezung Mehrerer oder gar nach Niederhauung oder Niederschießung Einiger auseinander gejagt worden seyn; eine Menge Verhaftungen würden stattgehabt haben; die Gerichte hätten sich mit der Sache befassen und die aufbrausenden jugendlichen Köpfe nach der Strenge der Geseze bestrafen müssen. Die Zeit, da man vermittelst der Gensdarmensäbel in Frankreich regierte, ist aber vorüber; heutzutage sucht man, der Jugend besonders, nicht mit Gewalt, sondern mit Vernunft beizukommen, und Manches übersieht man als unbedeutend und in einem freien Staate unvermeidlich. Früher schon haben mehrere solche Versammlungen unter den Studenten der Rechtsfakultät stattgehabt, ohne daß man sich darum geängstigt hätte. Indessen scheint der Plan zu einer Verbrüderung doch der Regierung etwas bedenklich vorzukommen, und da bereits ein aus mehreren Studenten bestehendes Comité eine Aufforderung an die Jugend hat ergehen lassen, sich ihnen anzuschließen, so soll, den Zeitungen zufolge, eine gerichtliche Untersuchung wider die Unterzeichner dieser Aufforderung eingeleitet werden. Wahrscheinlich wird diese Untersuchung aber wenig zu bedeuten haben. Man darf übrigens die Studenten der Pariser Rechtsfakultät, oder vielmehr die Jünglinge, welche sich auf dem Pantheonplaze versammelt, und von deren Wirken und Handeln man in der lezten Zeit mehrmals Nachrichten in den Zeitungen gelesen hat, nicht mit den Studenten deutscher oder anderer Universitäten vergleichen. Es befinden sich unter ihnen manche sogenannte Clercs aus den Notarien- und Avouésstuben, manche junge Advokaten, also Leute, welche sich schon mit Rechtsgeschäften befassen und den Staatsangelegenheiten nicht so fremd sind, als man glauben könnte; auch macht ihr Aufenthalt in der Hauptstadt, daß sie lebhaften Antheil an den Debatten der gesezgebenden Kammern nehmen und die Lage der Dinge einsehen. Sie also als unerfahrene, mit dem Staatsleben unbekannte Jünglinge darstellen zu wollen, wäre ungerecht; manche unter ihnen sind auch schon majorenn, und haben folglich ein Recht, mitzusprechen, nur freilich nicht haufenweise und an einem öffentlichen Orte. Auch darf man sich nicht darüber wundern, daß die Politik jezt alle Gemüther beschäftigt und die Aufmerksamkeit aller Stände fesselt; um sie drehen sich ja alle Angelegenheiten, und Jeder hat Ursache, sich um den Gang der Regierung zu bekümmern und zu erfahren, wie die Steuerleute das Staatsruder führen, damit das Schiff nicht auf Klippen gerathe. Sogar bei den öffentlichen Sizzungen literarischer Gesellschaften spielt die Politik jezt die herrschende Rolle; so hatten neulich die Vorlesungen bei der öffentlichen Sizung der philotechnischen Gesellschaft großentheils eine politische Tendenz. Hr. Casimir Bonjour las ein Bruchstück aus einem neuen Lustspiele vor: „Die Deputirtenwahlen.“ Der Dichter Febvé trug zwei epigrammatische Fabeln vor, wovon die eine la marmite autoclave hieß, und deren Inhalt dieser war. Ein Minister in einem noch ziemlich willkührlich regierten Staate kann mit der Presse gar nicht fertig werden und weiß nicht, was er anfangen soll, damit die Schriftsteller keine Tollkühnheiten begehen. Sein Küchenjunge, welcher die Verlegenheit Sr. Excellenz bemerkt, macht sich anheischig, guten Rath zu geben. Der Minister sieht verächtlich auf den armen Küchenjungen herunter und weißt ihn ab. Der Küchenjunge aber besteht auf seinem Anerbieten, und zulezt gibt die Excellenz nach. Der junge Koch bringt nun eine Küchenmaschine ins Zimmer, welche vermittelst des heißen Dampfes die Speisen kocht. „Sehen Ihre Excellenz,“ sagt er, „das kleine Loch hier, welches bestimmt ist, dem Drucke des Dampfes Luft zu verschaffen? Je nun, ein unverständiger Mann wollte einmal dieses Loch verschließen und wähnte, die Maschine würde besser ihren Dienst thun, wenn der Dampf wohl verschlossen bliebe und nichts herausströmen könnte. Durch den Druck von innen aber wurde die Maschine gesprengt, und der weise Herr bekam einen derben Stoß vor das Gehirn; so geht's denjenigen, welche dem Luft-, so wie dem Gedankenstrome keinen Ausweg verschaffen wollen. Also erwägen Ew. Excellenz die Beschaffenheit der Küchenmaschine.“

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 34.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 9. Februar 1831.

Mit unserm Arm ist's nicht gethan,
Steht uns der Mächtige nicht bei,
Der Alles ausführt!

Klopstock.

Das Kreuz in den Alpuxarasbergen.

In den Bergen Alpuxaras
Steht ein Kreuz auf freien Höhen,
Wo man auf Grenada's Ebnen
Weithin mag hinuntersehen.

Einst am heil'gen Ostertage,
In den wild'sten Wetterschau'rn,
War ein heißer Kampf dort oben,
Kampf der Christen und der Mauren.

Lang bedrängt, in Hungersnöthen,
Matt von viel durchwachten Nächten,
Möchten heut die armen Christen
Lieber beten wohl, als fechten.

Doch die Heiden immer wilder
Schwenken ihre krummen Klingen,
Und die Gläub'gen immer matter
Ihre schweren Schwerter schwingen.

Als es endlich Abend worden,
Nicht ein Christ mehr kann sich wehren,
Und sie wollen ihre Schwerter
Auf die eignen Herzen kehren:

Sieh! da strahlt ein Licht vom Himmel
Auf das schwache Häuflein nieder.
Horch! es rauschet und es säuselt
Ob den Häuptern wie Gefieder.

Und der Herzen tiefste Tiefen
Machet heiß der Strahl erglühen,
Und das wunderbare Wehen
Läßt sie hell in Flammen sprühen.

Blitzend morden ihre Schwerter,
Unersättlich, Blut zu trinken,
Und in ungeheurem Schrecken
Läßt der Feind die Arme sinken.

Tausende im Blut sich wälzen,
Tausende gefangen flehen,
Tausende hinunterstürzen
In die Schluchten von den Höhen.

Und die Sieger ziehen selig,
Singend alte, fromme Lieder,
Tragend hoch des Kreuzes Fahnen,
In des Thales Kirchen nieder;

Legen dort die reiche Beute
Vor des Altars heil'ge Stätte,
Falten brünstig nun die Hände,
Niederknieend zum Gebete,

Bis die Nacht am Himmel schwebte
Und die müden Wimpern sanken,
Und in wundersamen Träumen
Christus kam, dem Volk zu danken.

Aber eh' der Morgen grauet,
Ziehn die Christen schon nach oben,
Haben auf der Siegesstätte
Bald ein steinern Kreuz erhoben.

Und sobald ein Jahr verflossen,
Seit der Kampf allda geschehen,
Wenn am heil'gen Ostertage
Nieder will die Sonne gehen:

Kommt ein Engel hergeflogen
Aus des Himmels tiefster Ferne,
In den himmelblauen Flügeln
Schimmern hell zwei goldne Sterne.

Auf des Kreuzes Spitze steht er,
Schaut hinunter in die Tiefe,
Sehnsuchtsvoll, als ob er alle
Menschen in den Himmel riefe.

Tief entschlummert sind die Stürme,
Eingeschlossen, wie in Särgen,
Die das ganze Jahr durch wüthen
In den Alpuxarasbergen.

Und im weiten Thale läuten
Auf den Thürmen alle Glocken,
Um das Wunder anzudeuten,
Zum Gebet das Volk zu locken.

In das Feld hin strömt die Menge,
Schauet knieend nach den Höhen,
Wo sie auf des Kreuzes Spitze
Lange nach dem Engel sehen.

Und wenn einer traurig weinet,
Fühlt er stillen Trost im Herzen,
Und liegt einer krank darnieder,
Fühlt er nichts von seinen Schmerzen.

Und wer stirbt in dieser Stunde,
Wird im Tode nimmer zagen,
Denn der Engel darf die Seele
Mit sich in den Himmel tragen.

J. Fallati.

Sitten und Leben in den Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Bei Bagnères, Bigorre, Cotterets sind zahlreiche römische Inschriften, Altäre und Gräber, desgleichen Thermen entdeckt worden. Die römischen Schriftsteller sagen aber kein Wort von den Bewohnern jener Gegenden am Fuß des Gebirges. Der römische Koloß wankte und sank unter den germanischen Schlägen. In der Mitte des fünften Jahrhunderts kamen die Gothen und zogen über die Pyrenäen nach Spanien, wo sie sich festsezten. Durch sie wurden die baskischen Stämme aus ihren Sitzen an der Südseite des Gebirgs vertrieben, zogen hinüber und unterwarfen sich das angrenzende Land im Nordwesten am Adour, wo auch Cantabrer saßen und in der Römerzeit von der Veste Lampurdum, dem heutigen Bayonne, im Zaume gehalten wurden. Bisher waren die Pyrenäen für die Landeseinwohner wie Höllenpforten gewesen, aus den ihnen die wilden erobernden Völker zuströmten. Jezt begann die Eroberung auch vom Süden. Nach der Schlacht von Xeres wurden die Mauren Herrn in Südspanien. Bald war es da dem kühnen, feurigen Volk zu eng. Sie zogen unter Alahor über die Pyrenäen, und müssen östlich ihren Uebergang genommen haben, denn sie eroberten gleich darauf das anliegende Roussillon und Languedoc. Von nun an zogen eine Menge maurische Häuptlinge über das Gebirg, denn sie waren nach Kampf, Ruhm und Reichthümern begierig, belagerten Toulouse und blieben lang in dessen Umgegend Herrn. Unter Abd-Alrahaman begann der große Zug der Mauren gegen den Norden, der über dessen Schicksal entscheiden sollte. Es handelte sich hier nicht um kleine Interessen, nicht um den Besitz einiger Provinzen oder Reichthümer, sondern um die große Frage, wer künftig in Europa herrschen sollte, der Islam oder das Christenthum, Asien oder Europa? Die ganze Richtung der neueren Civilisation hing von der großen Schlacht ab, die der tapfere Franke Karl Martel bei Tours gewann, und nach der die maurischen Flüchtlinge bis an den Genfer See kamen. Nur wenige gelangten durch das aufgestandene Land über die Pyrenäen zurück. Den Pfad des Siegs und ihre Lust an maurischen Schätzen verfolgend, zogen die Franken unter Karl dem Großen über das Gebirg nach Spanien, und dieser Zug ist ein überreicher Sagenquell für alle Theile der Pyrenäen geworden, in denen die poetischen und grandiosen Traditionen von Geschlecht zu Geschlecht forterben werden, so lange diese Mauer steht. Von nun an kömmt kein weltgeschichtlicher Zug mehr über das Gebirg vor, bis auf die neuere Zeit. Denn die kleinen Kämpfe der Herrn von Bearn, Bigorre und Foix, desgleichen die vorübergehenden Einfälle der Normänner und Engländer an der Nordseite der Pyrenäen haben keine höhere Bedeutung. Diese beginnt erst wieder mit Napoleons hoffnungsvollen und hoffnungslosen Hin- und Herzügen nach Spanien, das er für sich und seine Sippschaft erobern wollte, desgleichen mit dem lezten Zug der Franzosen, zur Unterdrückung der jungen, noch nicht reif gewordenen, Freiheit. Doch lassen wir diese Erinnerungen, denn sie sind zu beschämend für unsere Zeit. Aus jenen armseligen Trocaderostagen haben die Pyrenäenbewohner keine Rolandssagen zu bewahren und ihren Kindern zu überliefern.

Die Schriftsteller und Geschichtschreiber des Mittelalters berichten nichts als die Thaten der Könige, Fürsten und Heerführer. Die Ereignisse im Volk, seine Sitten,

seine Gebräuche und sein ganzes inneres Leben schienen ihnen zu unbedeutend und niedrig, um ein Wort darüber zu verlieren. Ich finde aber aus dem vierzehnten Jahrhundert einen geschichtlichen Zug, der beweist, daß die Pyrenäenbewohner hinsichtlich der Weiden damals so eifersüchtig und neidisch auf einander waren, wie im vorigen Jahr. (1830) Die Leute von Gavarnie und Val-de-Breto schlugen sich lange um den Besitz einiger Weiden, und dieser Hirtenkrieg drang von Thal zu Thal. Endlich blieben die Franzosen Sieger und schlossen 1319 einen Verein. Dieser hinderte aber nicht, daß sich die alte Feindschaft von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt hat. Ihr verdanken jedoch diese Gebirgsleute einen Theil ihrer Energie und ihres Muths. So ließen sie sich auch nie etwas Unbilliges von der Regierung gefallen. Im Jahr 1670 sollte bei ihnen die ganz Frankreich aufgelegte Salzsteuer eingeführt werden. Sie hatten aber nicht Lust dazu, waffneten sich, jagten die Steuereinnehmer fort, und wußten sich auch bleibend bei dieser Immunität zu erhalten.

Nach einem langen, mühseligen Tag ruhten wir in Viella aus. Ich wollte abermals das Volk in der Kirche beobachten, denn diese, ihre Gebräuche und Gewohnheiten, sind herrschende Gedanken der Spanier. Sie werden ihnen von Kindheit auf eingeprägt, und dabei wirkt vieles zusammen: Furcht vor der Hölle und noch mehr vor der Inquisition, der Reiz des Paradieses, die Musik, an der alle südlichen Nationen hängen, mehr noch aber die Liebe, die sich so gut mit den kirchlichen Ceremonien vereinigen läßt, der Müssiggang und die Langeweile. Die Ausschmückung der Kirchen spricht recht die Volksideen aus, denn für's Volk sind sie geschmückt. Die Italiener, bei denen die Kunst vorherrscht, machen Museen und Konzertsäle aus ihren Kirchen. Die schöne, geschmackvolle und oft grandiose Architektur der Kirchen erfreut und erhebt das Gemüth und macht sie zu würdigen Wohnorten für die Menge heiliger Männer und Fräuen, die durch ihre schönen Gestalten und den anziehenden Ausdruck ihrer Gesichter ein außerordentliches und übernatürliches Geschlecht sind, wie die griechischen Götter und Heroen, denen sie sehr gleichen. In Italien, wo die Religion mild, sanft und leicht zu üben ist, und wo deßhalb die Inquisition, des Bemühens der Päbste ungeachtet, nie recht aufkommen konnte, zieht sie angenehm an. Welch geistreiche, anmuthige und wollüstige Scenen habe ich dort zwischen den herrlichen Bildern und zwischen den wie ein Schlafgemach mit bunter Seide behängten Säulen gesehen und belauscht; wie sorglos und vertrauensvoll ist da alles! Die Spanier haben weniger Sinn und Liebe zur Kunst. Dieß zeigt sich gleich in ihren Kirchen; dagegen erinnern sie durch die Ueberladungen mit Vergoldungen an die großen, jedoch blutigen Züge der spanischen Geschichte, an die Eroberung Amerikas. Alles ist hier Schwulst und Uebertreibung. Dieß sah ich noch in der kleinen Kirche des armen Viella. Ueber dem Hochaltar steht die Holzstatue St. Michaels, der den Teufel, mit Hörnern und Ochsenklauen, unter die Füße tritt. Rechts steht ein Bischof, links ein Mönch, über St. Michael die Jungfrau, rechts ein Pabst mit seinem Stab ihm zur linken Hand wieder ein Bischof; gewundene blaue Säulen mit Weinreben, Trauben und vielen andern goldenen Zierrathen und Schnörkeln, zwischen denen eine Menge kleiner Engel in den gezwungensten Stellungen hängen und schweben. Wer erkennt hier nicht die Schlauheit der geistlichen Herrn, kirchliche Gewänder dem Volk in nächster Verbindung mit Gott und den Heiligen zur Verehrung auszustellen? Durch diese ganz natürliche Ideenassociation wird auch den Leuten früh Respekt, Verehrung, Gehorsam und blinde Unterwürfigkeit gegen Geistliche und Mönche eingeflößt. Es ist und bleibt wahr: die Theokratie ist seit drei Jahrhunderten die eigentliche Regierung in Spanien; ihre Gewalt und ihr Einfluß auf das Volk ist noch immer so grenzenlos, sie spricht sich so vorherrschend in seinen Gesichtszügen, Sitten, Gebräuchen, Tugenden, Vorurtheilen und Lastern aus, daß ich in unserer Zeit an keine nationelle Aufrichtung der Spanier glaube, wenn sich nicht die Geistlichkeit, wie bei dem Aufstand gegen Napoleon, an die Spitze stellt und Alles leitet. Wie aber ist dies von einer Kaste zu erwarten, die nur dadurch den alten Einfluß und die verjährte Gewalt behält, daß Alles um sie her dunkel und unfrei bleibt?

(Schluß des ersten Artikels.)

Toniotto und Marie.

(Fortsetzung.)

Eines Tages begegnete ich Marien auf einem Spaziergange; wir gingen erst neben einander her, ohne ein Wort zu sagen; ich bemerkte endlich, daß sie unruhiger war, als je, und rief unwillkührlich: „Arme Marie!“ Da brach sie plötzlich in Thränen aus, bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen und sagte schluchzend: „Lieber Maestro, sie wollen mich verheirathen!“ Daran, ich gestehe es, hatte ich nie gedacht, als wäre es eine Sünde oder eine Unmöglichkeit gewesen. Aber Mariens Worte gaben mir mit einemmale Licht; ihre ganze Lage, wie jezt alles kommen mußte, sah ich klar vor mir; im Augenblick aber fand ich keine Worte und sagte nur eins ums anderemal: „arme Marie!“ Nach einigen Minuten sezte ich mich, zog sie neben mich nieder, wartete, bis sie sich ein wenig gefaßt hatte, und begann dann: „Nun ja, arme Marie, Dein alter Vater und Deine gute Mutter bitten Dich, ihnen eine Stütze zu werden in ihren alten Tagen; Du wirst sie nicht um diesen Trost bringen. Lebst Du doch darum noch, trotz Deines Jammers, bist Du

doch darum nicht vergangen im Schmerz. Ja, dies war das schwerste Opfer, und jezt, da Du es gebracht, wirst Du es nicht vergeblich gebracht haben wollen. Brave Marie, gute Tochter, ja, Du wirst ausharren bis ans Ende, und wenn Du hienieden das Deinige gethan, so wirst Du mit dem, den Du hier geliebt, dort oben vereinigt werden. Glaube mir, theure Marie, es sind keine leeren Worte, daß wir zum Leiden ausersehen sind hienieden. Pflichten erfüllen und das Gute thun, ist einmal kein spielend Geschäft für den Menschen; wem aber die Vorsehung die härtesten Opfer auferlegt, der ist Gottes liebstes Kind und seiner wartet der herrlichste Lohn.“ Ich sagte dies abgerissen, Saz für Saz, und drückte dem armen Mädchen die Hand dabei. Während ich sprach, sah ich, wie sie ruhiger und ruhiger wurde; sie schlug oft die Augen gen Himmel, ihr Antliz wurde heiter und freundlich, wie es zuvor gewesen; endlich sagte sie mit einem tiefen Seufzer: „Wußte ich es doch, daß auch Ihr so sprechen würdet!“ Wir standen auf und ich führte sie zu ihren Eltern.

Auch Mariens Eltern waren sehr unglücklich: wohlhabend waren sie nie gewesen, jezt, da sie weder als Taglöhner arbeiten, noch ihr kleines Gut bauen konnten, verarmten sie täglich mehr, und obgleich Marie Tag und Nacht arbeitete, war es drauf und dran, daß ihnen das Nöthigste abging. Wie gerne hätte ich ausgeholfen, aber ich hatte nichts als meinen geringen Gehalt als Schullehrer, der eben reichte. Je länger ich hin und hersann, desto mehr überzeugte ich mich, daß nur Marie helfen könne, und zwar durch eine Heirath. Sie wußte das so gut als ich, und endlich entschloß sie sich, unter den jungen Leuten, die oft ihre Hand begehrt hatten, eine Wahl zu treffen. Sie wählte einen gewissen Francesco, einen guten Burschen, einen Jugendfreund von Toniotto, der nie aus dem Dorf gekommen war. Längst schon liebte er Marie, und hatte nie heirathen wollen, so gut er auch wußte, daß seine Liebe nicht erwiedert wurde. Marie, offen und ohne Falsch, wie sie war, sagte ihm, was sie dazu bestimme, sich zu verheirathen; nie könne sie einen Mann lieben, wie sie Toniotto geliebt, auch ihre Liebe zu ihm sich nicht aus dem Herzen reißen; wolle es aber Francesko so ansehen, als sey sie eine Wittwe, die ja ihres ersten Mannes in Liebe gedenken dürfe, so verspreche sie ihm, ihn werth zu halten und alle Pflichten eines guten Weibes gegen ihn zu erfüllen. Ohne Bedenken nahm der gute Francesko den Vorschlag an, der ihn zum glücklichsten Menschen machte, und erlaubte Marie, die kleine Kette, die Toniotto ihr geschenkt, am Halse zu behalten. Die Hochzeit wurde still gefeiert; statt ein glänzendes Fest zu veranstalten, gab Francesko, der wohlhabend war, die Hälfte des Geldes, das die Hochzeit gekostet hätte, dem Pfarrer, und mit der andern richtete er in seinem Hause ein Zimmer für Mariens Eltern ein. Alle lebten zusammen in Friede und Eintracht; bevor das Jahr herum war, vermehrte sich die Familie mit einem hübschen Knaben, der den Namen Toniotto erhielt, und anderthalb Jahre drauf kam ein zweiter. Marie gewann nach und nach ihre Heiterkeit wieder; sie war jezt sechs oder sieben und zwanzig Jahre alt, aber nie so schön gewesen, und Abends, wenn sie im Kreise der Ihrigen saß, war es nicht anders, als sähe man eine Madonna mit der heiligen Familie. Aber diese süße Ruhe sollte nicht von Dauer seyn.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Januar.

Die europäischen Hauptstädte.

Tiefe Stille, eine wehmüthige Trauer, aber zugleich großartiger Frieden, ohnedies der herrschende Charakter unserer Priesterstadt, ruhen auf den Tempeln der Tochter des Mars, und bezeichnen auf eine würdige Weise die jezige Todtenfeier.

Wer die großen Mittelpunkte Europas vergleichend betrachten und ihre weltbistorische Bedeutung bezeichnen wollte, dürfte, wie unsere Geschichte, mit Rom anfangen und wahrscheinlich mit Rom enden. Staaten sind Organismen der Geschichte. Die übrigen europäischen Staaten sind einfacher; ihre Bedeutung, wie die der einfacheren Gebilde der Natur, auf den niedern Stufen des Organismus, leichter zu begreifen. Deutschland und Italien sind die tiefsten, universellsten Bildungen, ihre weltbistorische Bedeutung, wie die lezte Schöpfung, der Microcosmus der Natur, das große Räthsel und die Vollendung der Geschichte. Je höher die Bestimmung, desto schwieriger das Verständniß, desto später die Vollendung. Die großen Städte, als Mittelpunkte der Staaten, nehmen auf eigenthümliche Weise an der Bildung Europas Theil und wechseln mit der Geschichte ihre Physiognomien. London ist jezt der große Weltmarkt; alles auf Verkehr, Zweckmäßigkeit und durchgreifenden Comfort der Einrichtungen des Lebens berechnet; Wissenschaft und Kunst und alles menschliche Streben dem Bedürfnisse dienend; Pläze und Straßen mit ihren leichten Thonhäusern, durch Handelsgesellschaften gestiftet, auf die Dauer eines Menschenlebens berechnet; die Gesellschaft in unendlichen Formen des Bedürfnisses und Herkommens verbunden und scheinbar erstarrt, aber durch wahre politische Freiheit auf geschichtlicher Basis für den Zwang des häuslichen Lebens entschädigt, und zu einem großartigen, alles Fremdartige zur eigenthümlichen Nationalität umwandelnden Ganzen gestaltet. Paris erscheint dagegen kleinlich und unfertig; ein Mittelpunkt der Theater, der Salons, der Mode, früher des Königs und seines Adels, jezt der Liberalen, Ciderants, Bankiers ꝛc. Wien, die alte Kaiserburg, fröhlich und würdig zugleich; festlich und bequem in seinem scheinbar engen Kreise, dem kleinen Mittelpunkte mit seinem Glacis und den gesonderten Vorstädten, und dennoch mannigfach und freier in den Formen des geselligen Lebens, als irgend eine andere Hauptstadt, wogegen Berlin den Fremden oft genug als eine etwas steife Militärschule und Beamtenkaserne vorkommen mag.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 35.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 10. Februar 1831.

— Ob du es bist, ob nicht,
Ob ein bezaubert Spielwerk, mich zu täuschen,
Ich weiß es nicht.

Shakespeare.

Toniotto und Marie.

(Fortsetzung.)

Eines Abends um die Dämmerung ging ich vor meinem Hause auf und ab und sprach mit lauter Stimme mein Gebet. Auf einmal kommt Jemand hinter mir her, ruft: „mein lieber Maestro!“ faßt mich unter den Armen und hebt mich auf. Ich drehe mich um und erkenne Toniotto. Glaubte ich an Gespenster, ich hätte gemeint, es sey sein Geist, der mich dafür züchtigen wolle, daß ich Marien den Rath gegeben, sich zu verheirathen. Ja dieser Gedanke fuhr mir wirklich wie ein Blitz durch den Kopf, aber alsbald sagte mir die Vernunft, es sey der leibhafte Toniotto, und wahrhaftig, eine übernatürliche Erscheinung hätte mich nicht gräßlicher erschrecken können. Ohne eine Sylbe zu sprechen, ohne recht zu wissen, was ich that, nahm ich ihn am Arm und zog ihn in mein Haus herein. Er bemerkte meine Bestürzung, wechselte die Farbe und fragte mit zitternder Stimme: „Mein Vater? mein Bruder?“ — „Beide wohl, aber“ — „Und Marie?“ — „Ihre beiden Brüder sind umgekommen, nicht lange, nachdem wir erfahren, daß Du geblieben seyst.“ — „Und Marie?“ — „Sie lebt.“ — Da er schwieg, so nahm ich das Wort und sagte: „Warum hast Du sechs lange Jahre nichts von Dir hören lassen?“ — „Ich habe geschrieben, oft, oft; daß ihr meine ersten Briefe nicht bekommen haben werdet, dachte ich mir leider; aber die habt ihr doch gewiß bekommen, die ich in den zwei lezten Jahren geschrieben habe?“ „Nichts, nichts, nicht einen haben wir bekommen, und wenn auch —“ „So habt ihr mich also seit sechs Jahren für todt gehalten? Ach ja leider, das fürchtete ich, so mußte es kommen; und da fuhr mir manchmal ein Gedanke durch den Kopf — aber ich mußte ihn schnell wieder loswerden, sollte ich nicht vergehen. Wie froh, wie selig war ich eben noch! wie konnte ich mir aber auch einbilden, daß ich nach sechs Jahren Alles wieder beim Alten finden würde! Armer Giovanni! armer Filippo! arme Marie!“ — „Nun, Marie —“ fing ich an, aber das Wort erstarb mir auf den Lippen, um keinen Preis hätte ich es aussagen können, daß Marie für ihn verloren sey. Er schwieg auch eine Weile und fuhr dann fort: „Und wenn ihr vor zwei Jahren meine Briefe bekommen hättet?“ — „Ach, es wäre schon zu spät gewesen!“ Kaum waren diese Worte über meine Lippen, so sah ich Toniotto erbleichen; Alles, was er ausgestanden, was er gelitten, was er litt, was er noch leiden sollte, stand in finstern Falten auf seiner Stirne geschrieben, und sein Gesicht verzog sich, daß mir schauderte. Er blieb ein Paar Minuten wie vernichtet sitzen; dann sprang er auf, schüttelte den Kopf und sagte mit erloschener Stimme: „kommt zu meinem Vater!“

Ich schweige von des alten Vaters Freude, als er den Sohn wieder sah; ich schweige von den Thränen, welche der Arme vergoß, als endlich die kindliche Liebe dem verschlossenen Schmerze Luft machte. Ich ließ sie beisammen und bat Francesko, es Marien beizubringen, daß Toniotto

da sey. Wie er dieß anfing, weiß ich nicht, denn die beiden Eheleute sprachen nie davon, was da zwischen ihnen vorgegangen war.

Drei Tage nach seiner Ankunft führte ich Toniotto zu Francesko. Marie trat ihm entgegen mit einem himmlischen Lächeln, durch das aber doch leise der Schmerz zuckte. Sie reichte ihm die Hand mit den Worten: „Dem Himmel sey Dank! Francesko und ich dachten nicht mehr, Dich auf Erden noch einmal zu sehen; desto gewisser hofften wir, Dich einst im Himmel wiederzufinden." Der arme Toniotto hielt sich kaum aufrecht und konnte kein Wort sprechen; er nahm Mariens und Franceskos Hände, drückte sie herzlich und küßte sie. Da fielen ihm die beiden kleinen Jungen in die Augen, er trat zu ihnen, schloß sie in seine Arme und sezte den ältesten auf seine Kniee. Das Kind sträubte sich, da sagte die Mutter: „sey doch vernünftig, Toniotto!" Als der Soldat sich bei Namen nennen hörte, drehte er sich um, errieth aber sogleich, daß der kleine Junge so heiße, küßte ihn und barg sein Gesicht in den Haaren des Kindes, denn er konnte seine Thränen nicht mehr zurückhalten. Nach und nach faßte sich Alles wieder; Francesko brach zuerst das Schweigen und fragte Toniotto, was nach dem Uebergang über die Beresina, wo er umgekommen seyn sollte, aus ihm geworden sey.

Toniotto erzählte nun mit kurzen Worten, eine Kugel habe ihm die Schulter zerschmettert, er sey bewußtlos niedergesunken und erst daran wieder erwacht, daß ihn die Kosaken ausgezogen. Ein junger Offizier, der eben des Weges kam, hatte ihn in das Spital tragen und ihm seine beiden Kreuze wiedergeben lassen. Nach seiner Wiederherstellung war er mit einer Kolonne Gefangener nach Moskau und von da weiter nach Sibirien geführt worden. Da ihr Sold kaum zu den unentbehrlichsten Lebensbedürfnissen ausreichte, so suchten sich alle etwas durch Arbeit zu verdienen. Toniotto war als Gärtner bei einem vornehmen Herrn in Dienst getreten und dieser hatte ihn liebgewonnen. Zu Anfang des Jahrs 1815 waren sämmtliche Gefangene in Freiheit gesezt worden; aber der Krieg brach von neuem aus, ehe sie Sibirien verlassen hatten, und es kam Gegenbefehl. Toniotto kam wieder in das Schloß seines alten Herrn, und da glaubte er zu bemerken, daß dieser seine Briefe unterschlug und ihm verschwieg, was in der Welt vorging; durch eifrige Erkundigung erfuhr er indessen, der Frieden sey zum zweiten Mal geschlossen worden; da entsprang er seinem Herrn und begab sich unter den Schutz des Gouverneurs der nächsten Stadt. Dieser hielt ihn unter mancherlei Vorwänden etwa ein Jahr lang auf. Endlich erhielt er Erlaubniß zur Heimreise; da er aber allermittelst seine kleinen Ersparnisse rein aufgezehrt und blos seine Löhnung als Gefangener hatte, mußte er zu Fuß reisen; die Schmerzen von seinen Wunden verzögerten noch seinen Marsch, und mehr als einmal hatte er seine Kreuze verbergen und das öffentliche Mitleid ansprechen müssen. — Je weiter Toniotto sprach, desto mehr sah ich seine Rührung überhaudnehmen und sich auch Marien mittheilen; nun dachte ich, sey es Zeit, dem Besuche ein Ende zu machen; ich stand daher auf, wir nahmen Abschied und gingen zusammen fort.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus den Memoiren des Fürsten von Ligne.

Die vor einiger Zeit erschienenen Memoiren des Fürsten von Ligne, der in mehr als einer Hinsicht der Repräsentant seiner Zeit genannt werden kann, sind ein zu getreuer Spiegel dieser Zeit, als daß wir nicht wenigstens einige Züge daraus mittheilen sollten.

* * *

Der Graf von Artois war in Beloeil krank gelegen. Sobald er das Fahren ertragen konnte, begleitete ich ihn nach Versailles. Die Wiedergenesungsfeste sind zum wenigsten so langweilig als die Krankheiten, und so veranstaltete denn die Gräfin Diane eines zu Montreuil, dem Prinzen zum Aerger und zum Verdruß. Die Königin war im Komplott und führte den Prinzen hin, dem angst und bange war. Der Herzog von Polignac und Esterhazy, als Amoretten verkleidet, bemächtigen sich seiner, und wohl oder übel, muß er in einem Lehnstuhl unter seinem Porträt, einer abscheulichen Sudelei, mit der sinnreichen Aufschrift: vive Monseigneur, comte d'Artois, aushalten. Der Herzog von Guiche hielt ihm, wenn ich nicht irre, den Kopf. Vor mir kam der Herzog von Coigny, der sang: v'la l'plaisir! v'la l'plaisir! Ich kam dahinter, als Freude, mit zwei großen, ewiglangen Flügeln, mit denen ich aussah wie ein Cherub in einer Dorfkirche. Die Königin, die Damen Polignac, Guiche und Polastron waren als Schäferinnen gekleidet, de Lille als Schäfer mit einem Schaaf. Wir sangen dem Prinzen Couplets vor, und er geberdete sich auf seinem Thron wie ein Rasender. Die meinigen waren nichts als Albernheiten über seine Figur und anderes Zeug, das ihn ärgerte. Nie ist mir etwas Geschmackvolleres vorgekommen, als dieses abgeschmackte Fest, das sich von allen Festen der Art, wie man sie gewöhnlich veranstaltet, wesentlich unterschied. Nichts war drolliger, als die vorgeblichen Hochachtungs- und Zärtlichkeitsversicherungen, womit wir den Prinzen überhäuften. Er wünschte uns zum Teufel, desto mehr, da er Anfangs nicht recht wußte, ob es uns Ernst sey, oder ob Alles nur Scherz seyn solle.

* * *

Ludwig XV. war am Sterben; die Höflinge zogen sich, wie es der Brauch ist, von Madame du Barri zu-

rück, und ich, der sie fünf, sechs Jahre her vernachläßigt hatte, ging ihr nicht mehr von der Seite. Zu ihrem berüchtigten Schwager, dem Roué du Barri, sagte ich: „Die Farce ist aus; Ihr könnt gehen.“ Er antwortete in seinem drolligten Provinzialdialekt: „Und warum soll ich gehen? Wenn man mich böse macht, so mache ich eine Republik aus der Monarchie.“ Dieß klang wie eine Gasconnade ins Blaue hinein, aber der Zufall hat es so gefügt, und durch Leute, die größere Spitzbuben, aber nicht so geistreich waren, als du Barri, ist es so geworden.

* * *

Es ist ein ernster Augenblick, wenn man einen grossen Mann leiden und enden, einen Mann, den man so oft dem Tode hat trotzen sehen, gleich einem gewöhnlichen Geschöpfe ihm zur Beute fallen sieht! Zwar Marschall **Laudon** sehnte sich nach ihm seit acht Tagen wegen der schrecklichen Schmerzen, die er der Ungeschicklichkeit eines Chirurgen zu danken hatte. Den Tag, ehe er starb, wurde er mich in seinem Vorzimmer ansichtig; die Thüre war offen, er rief mir mit schrecklicher Stimme und sagte — sonst sprach er deutsch mit mir, diesmal wollte er sich im Französischen versuchen —: „Cher prince de Ligne, je suis terrible!“ Da hatte er nun zwar Recht, so meinte er es aber nicht; er wollte sagen, er leide furchtbar. Wie mir zu Muthe war, läßt sich nicht beschreiben; ich wollte mich über die Hand des alten, ehrwürdigen Kriegers herwerfen und sie küssen, aber ich war am Ersticken vor Lachen; man mußte mich aus dem Zimmer führen.

* * *

Ich war eines Tags im Garten Montecuculi gewesen; auf dem Rückweg fahre ich sehr rasch vor der kleinen Kapelle an der obern Brücke vorbei, ohne zu wissen, daß dem kleinen Heiligen zu Ehren eine Prozession war, die just aus einer kleinen Straße hervorkam. Ein Frommer, von Zorn entbrannt, hält die Vorderpferde auf und wirft sie rücklings nieder. Ein anderer fällt über den Kutscher her, ein noch frommerer schlägt auf ihn los. Ich schreie ihm zu: „fahr zu! zum Teufel!“ (Diese Worte waren in der gegen mich vorgebrachten Klage herausgehoben, und hätten mich fast um den Dienst gebracht.) Mein Kutscher peitscht darauf los; man hält alle vier Pferde an. Da steige ich aus und zerstreue, da ich unglücklicherweise kein Rohr bei mir hatte, mit dem Degen in der Faust die ganze Prozession. Der Priester bleibt ganz allein an seinem kleinen Altare stehen, und ich ziehe meines Wegs. — Zwei Tage darauf ist mir der Teufel auf den Fersen: Geistlichkeit, Bürgerschaft, Polizei, Justiz und ein Paar Dutzend Aktenstöße. Der Marschall Neipperg läßt mich kommen. „Was haben Sie gemacht? in der alten Zeit möchte das angehen. Karl VI., so streng er war, hat darüber gelacht, als die Fürsten Eugen Commerci und Vaudemont wegen Straßenlärm auf der Polizei saßen; aber eine Prozession! — die Kaiserin! Sie sind verloren; gehen Sie doch zu Hrn. v. Schrotenbach.“ — „Das will ich bleiben lassen, antwortete ich; begegne ich ihm, so spreche ich vielleicht mit ihm von der Sache; meinen ergebensten Dank, Herr Marschall u. s. w.“ — Der Prozeß nahm eine fatale Wendung; ich fürchtete mich noch mehr vor einer Predigt von der Kaiserin, als vor der Kassation. Da sehe ich den dicken Polizeichef in seine Loge treten; ich gehe ihm nach, erzähle ihm, wie meine Livree und ich beschimpft, wie mir Pferde und Kutscher mißhandelt worden, wie man sogar mich mißhandeln wollen. Se. Exzellenz meint, man habe Recht gehabt, man hätte meinen Burschen ganz wohl umbringen können, ja am Ende sollen. Ich werde zornig; Se. Exzell. meint noch: sie wisse ja auch nicht, ob ich die Wahrheit sage. Da werde ich wüthend, und unbesonnen, wie man in dem Alter ist, in dem ich damals stand, rufe ich: „Sie glauben auf der Stelle, was ich sage! denn wenn Ew. Exzellenz es nicht glaubt...“ Damit mache ich Miene, ihn ins Parterre hinunterzuwerfen; Se. Exzellenz thut, als ob sie es glaubte, und schlägt den Handel nieder.

* * *

Wie manchen Verweis, wie manchen Degenstich und Prozeß haben mir nicht zu weit getriebene Scherze eingetragen: falsche Unterschriften, unterschobene Briefwechsel, lächerliche, abgeschmackte Negotiationen, Käufe, zu denen ich Leute wider ihren Willen verführt, tausenderlei tolles Zeug, wobei ich keinen Zweck hatte, als zu lachen und ein Paar Andern etwas zu lachen zu geben. — Zu Lüttich, z. B. gab ich mich einmal am Stadtthor und im Wirthshause für einen Kardinal aus, der im Namen des Pabstes den Fürst Bischoff wegen seiner Maitressen vermahnen solle. Der Bischof verging beinahe vor Angst, und dann vollends der Skandal hinterher in den Zeitungen! Er beklagte sich über mich schriftlich beim Prinzen Karl; da kam er aber schlecht an, denn der Prinz lachte sich halbtodt, als er mit mir von dem Handel sprach. — Einmal hätte ich mir mit meinen Mystifikationen bald einen verdrießlichen Handel auf den Hals geladen. Wenn ein österreichischer Generallieutenant vor einen preußischen Werboffizier geführt worden wäre! Die Sache ist folgende: Am Augsburger Thor waren weit und breit keine Pferde; ich bekomme Langeweile und gehe in eine Gassenschenke; mit mir zwei Obristen, die mich zu einem Lustlager Josephs II. begleiteten, Schorlemmer und Clerfait. Ich sehe, daß mich ein Paar Rekrutenliebhaber aufs Korn nehmen; blos mein Wuchs von fünf Fuß zehn Zoll konnte noch solche Augen auf mich ziehen, denn ich war nicht mehr jung. Man bietet mir 50 Dukaten Handgeld; ich schlage ein unter der Bedingung, daß man auch meine beiden Kameraden nehme. Schorlemmer ist ihnen schon recht, der ist hübsch; aber

von Clerfait wollen sie nichts; der, meinten sie, sey zu garstig; und sie hatten Recht. Ich lachte, aber jene lachten nicht, man wollte mich schon packen. Zum Glück rettete mich mein Name, den ich am Thor abgegeben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Januar.

(Fortsetzung.)

Roms politischer Charakter.

Rom schlummert wie in Ruinen einer untergegangenen Welt; ein ernstes Mausoleum der alten Zeit und die stille Wiege der neuen. Ungeheure Palläste, Gärten und Villen und reichverzierte Kirchen mit Tausenden von Priestern aller Art, alterthümlich geschmückte Livreen, ähnliche Karossen, altdeutsche Schweizer, eigenthümliche Trachten und Kleidungen der untern Volksklassen, Hirten der nahen Gebirge mit ihren Pelzen oder braunen Mänteln und Dudelsäcken, und inmitten zwischen Tempeln und Ruinen, inmitten der großen Pläze und Spaziergänge der Stadt, grüne Anger mit ruhig weidenden Heerden. Keine Stadt hat solchen Ausdruck der Ruhe und des Friedens, vielleicht der Wehmuth und des Grabes, wie Einige meinen, doch auch der lebendigen, gemüthlichen Ruhe und des wahren Friedens zwischen den Stürmen und Gewittern Europas. Hier sieht man, wie nirgendwo sonst, alle Konfessionen, alle politischen Farben, abgedankte Könige, Bonapartes, Liberale, Carlisten ꝛc., Engländer, Franzosen, Deutsche, Portugiesen, Spanier, Armenier ꝛc., die feindlichsten Gestalten der modernen Welt friedlich auf dem Pincio neben einander spazieren, oder im Vatikan und auf dem Kapitol gemeinschaftlich die großen Denkmäler des Alterthums und der Kunst bewundern. Wie verschieden man auch denken mag über die äußere Gestaltung der Religion, einen würdigeren Mittelpunkt und vollendeteren Ausdruck ihrer äußern Erscheinung wird man nirgendwo finden. So stellten die alten Maler des 15ten und 16ten Jahrhunderts die Geburt des neuen Heilandes der Welt in einer stillen Hütte unter den Ruinen einer untergegangenen Welt, unter den zerbrochenen Säulen der alten Tempel dar. Dieser Frieden kann nur gewaltsam von außen, schwerlich von innen gestört werden. Im nördlichen Italien ist viel Gährungsstoff vorhanden, und ein allgemeiner Krieg, der Italien erreichte, dürfte auch dort eine Krise hervorbringen. Piemont, vorzüglich Savoyen, erregt wohl mit Recht die größten Besorgnisse; weniger die benachbarten Staaten des nördlichen Italiens; in der Lombardei vielleicht nur der reiche, unruhige Adel, in den Gebirgen das arme, verwahrloste, leidenschaftliche Volk. Die Regierung in Mailand ist tüchtigen Männern anvertraut. Der Militärgouverneur, General Graf Wallmoden, ist in Europa als einer der besonnensten und ausgezeichnetsten Männer bekannt. Graf Hartig, der würdige Sohn des liebenswürdigen, bekannten Dichters und Schriftstellers, steht an der Spize der Civilverwaltung. Rom fühlt seine Abhängigkeit vom römischen Hofe, seinen Umgebungen und den Fremden, welche die Ruhe dort vereinigt. Die Bevölkerung sank in der kurzen Zeit der französischen Occupation von 170 auf 111,000, und stieg unmittelbar darauf wieder auf 150,000. Die politischen Bewegungen Europas werden hier kaum gefühlt. Alle Zeitungen, deutsche, englische, französische aller Farben werden gelesen, aber die Stimmung des Volkes scheint davon nicht berührt zu werden. Einige junge Leute, meist Fremde, versuchten vor einigen Wochen die Ruhe zu stören: die Polizei hat sie aufgegriffen, einige 70 theils eingesteckt, theils über die Grenze befördert, und die Ruhe blieb ungefährdet. Der zweite Sohn Ludwigs de St. Leu, Exkönigs von Holland, der daran Theil genommen hatte, ist mit dem Bruder des Viceprincipe Borghese, dem jungen Gozzani, der für das Haupt der Verschwörung gilt, über die florentinische Grenze geschafft worden. Die jungen Leute sollen nichts Geringeres, als die Herstellung des Königreichs Rom bezweckt haben; sie wollten, wie man behauptet, während der Exequien mit der Volksmasse unbemerkt in die Peterskirche dringen, sich der Waffenvorräthe im Vatikan bemächtigen, dann durch den bekannten Corridor Alexanders VI. in das Fort St. Angelo dringen und dort dem Volke den König von Rom proklamiren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Die polnische Marseillaise. Die Opernsezer.

Es ist Schade, daß der Koch des Polignacschen Hauses seinem Herrn vor dem 25. Juli keine **cuisine autoclave** ins Zimmer gebracht hat; wahrscheinlich würden aber die Warnungen des Küchenjungen eben so wenig geholfen haben, als diejenigen, die er täglich durch die freisinnigen Zeitungen erhielt; die angeführte Fabel kann aber noch andern Herrn dienen, welche sich in demselben Falle befinden, als er. Die obenerwähnte Sizung der philotechnischen Gesellschaft wurde, wie gewöhnlich, mit der Aufführung einiger Musikstücke beschlossen, worunter denn auch wieder etwas Politisches vorkam; zu dem berühmten Marseillermarsch hatte Léon Halevy, ein Mitglied der Gesellschaft, neue, den Zeitumständen gemäße Verse gedichtet, und diese wurden von einem Opernsänger, Namens Abadie, gesungen, und ein polnischer Künstler, Sowinsky, hatte einen kriegerischen Marsch in Musik gesezt, den er aufführte, wobei der Präsident der Gesellschaft, Hr. Villenave, ankündigte, man hoffe, daß die Polen mit diesem Marsche ihre Freiheit und Unabhängigkeit behaupten werden, und daß Sowinsky's Marsch für sein Vaterland das seyn werde, was der Marseillermarsch für Frankreich gewesen ist. Dieser mit Wärme ausgedrückte Wunsch wurde von den Zuhörern lebhaft beklatscht. Sowinsky erhielt mit seinem Marsche, der indessen keinen hervorstechenden Charakter hatte, den er aber auf dem Flügel mit vieler Kraft vortrug, ebenfalls großen Beifall. Der Künstler trug die Uniform der Pariser Nationalgarde, wie denn überhaupt die in Paris lebenden Polen an der lezten Revolution lebhaften Antheil genommen haben und noch jezt unter der Bürgergarde Dienste thun. Einige sind, bekanntlich sogar verwundet worden, und tragen jezt rühmliche Narben als augenscheinliche Ansprüche auf die Dankbarkeit der Pariser. Bald werden diese Polen, die meistens Gelehrte und Künstler sind, in ihr Vaterland zurückkehren, das ähnliche Dienste von ihnen verlangt und sie auf einen gefahrvolleren Kriegsschauplaz beruft. Obenerwähnter Léon Halevy ist jüdischer Religion und ein ziemlich ausgezeichneter Dichter; er ist ein Bruder des bekannten Tonsezers Halevy, von dem einige der beliebtesten Operetten jüngerer Zeit herrühren. Die Opernsezer fangen an, etwas selten zu werden. Leztbin ist auch Catel, einer der ausgezeichnetsten, gestorben, und wenn jezt Boyeldieu und Auber nicht da wären, so würde die dramatische Musik, besonders die höhere, fast gar keine Repräsentanten mehr in Paris haben. Es ist hohe Zeit, daß die Oper einen neuen Schwung bekomme, wie die Dichtkunst durch die lezte Revolution einen bekommen hat. Victor Hugo hat nichts Erhabeneres gedichtet, als seine Ode auf den Sieg des Volkes im Julimonat.

D g.

Beilage: Kunstblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 36.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 11. Februar 1831.

Süß und ehrenvoll ist's, sterben für's Vaterland.

Horaz.

Die polnische Legion.

Schön und groß war der Gedanke, der das polnische Heer beseelte, als es nach der Theilung des unglücklichen Vaterlands und nach vergeblichen Versuchen, ihm die Freiheit wieder zu erringen, unter General **Dombrowski** nach Italien zog, um sich ein Paar Blätter vom Lorbeer zu pflücken und noch einmal für das heißgeliebte Vaterland zu kämpfen; denn ein großer Mann hatte ihnen versprochen, um den Preis ihres Blutes es in seinem alten Glanze wieder herzustellen.

An einem schönen Maimorgen sagten die Tapfern dem Vaterlande Lebewohl, die meisten auf ewig. Aus unbewölktem Himmel strahlte das Licht auf sie nieder, und die Lanze des leichten Reiters, das Schwerdt des Dragoners, Helme und Bajonette funkelten im Sonnenstrahl. Dieser Schimmer war die Glorie unvergänglichen Ruhms, aber auch wie bitterer Spott über den Schmerz, der ihre Herzen in dem herben Augenblicke zerriß, wo sie vom Heerde schieden, dessen Flamme an ihrer Wiege geleuchtet hatte.

Eine weite, mit Tannen bewachsene Ebene, deren düsteres Grün im frischen Thau des Frühlingsmorgens munterer schimmerte, erstreckte sich weithin. Hier schlängelte sich ein kleiner Fluß hin, in dem sich die vom Thau triefenden Trauerweiden spiegelten. In der Ferne breiteten sich, ein lachender Hintergrund, weite Saamenfelder aus, wo der Weizen kräftig sproßte; da und dort ein Dorf, ringsum zerstreute Höfe mit gelben Strohdächern und weißen Mauern; hie und da schimmerte ein Kirchthurm in der Ferne, und der verhallende Klang der Glocken schlug an das Ohr der Soldaten: die Ihrigen beteten daheim und ihre Segenswünsche gaben ihnen das Geleite. Der Himmel bedeckte sich nach und nach mit kleinen Wölkchen; langsam häuften sie sich vor der Sonne zusammen, warfen aber nur einen leichten Schleier vor ihre Strahlen.

Die Regimenter waren jedes in zwei Linien aufgestellt; in düsterem Schweigen, auf ihre Säbel gestützt, standen die Offiziere an der Spitze ihrer Abtheilungen; man erwartete den Anführer und mit ihm das Zeichen zum Aufbruch. Auf allen Gesichtern, vom gemeinen Soldaten bis zum Oberoffizier, lag die düstere Ruhe der Entsagung. Allerdings flog hie und da ein lebendiger Blitz der Hoffnung und des Vertrauens von Glied zu Glied und leuchtete in all den Augen, die so oft dem Tod fest ins Angesicht geblickt hatten; aber dieß war von kurzer Dauer, bald war die Niedergeschlagenheit wieder Meister. Ließen sie doch Brüder, Eltern, Weiber, Kinder hinter sich, und wer konnte hoffen, sie noch einmal in die Arme zu schließen? In einem fernen Lande sollten sie sterben, und ihr Name mit ihnen; ihr lezter Seufzer sollte sich nicht mit der Luft des Vaterlandes mischen, ihr lezter Blick vergeblich den Himmel suchen, unter dem diesen ihre Jugend, jenen, und den meisten, das halbe Leben verflossen war. Von diesem schönen Lande mußten

sie scheiden, von seinen reichen Saaten, seinen grünen Weiden, vom Lande des alten Ruhms und großartiger Erinnerungen; von diesem Boden, mit dem sich die Asche ihrer Väter und so vieler Helden gemischt hatte, wo jeder Baum ein Jugendgespiele war, wo jeder Laut der Natur in ihrem Herzen wiederklang. Sie zogen hin, um auf fremder Erde, im unbekannten Himmelsstrich zu sterben, aber für das Vaterland zu sterben: dieß war genug; gen Süden mußten ihre Adler, und gälte es ihr Leben!

Endlich kam der General, und der bang erwartete Befehl zum Aufbruch lief von einem Ende des Heers zum andern. Da beugten sich alle Kniee und jeder Mund sprach ein kurzes Gebet. Dann neigten sie die Stirne noch tiefer, sie küßten den dürren Sand, lang hafteten die Lippen, als gelte es den Abschied von der Geliebten. Drauf faßten sie ein wenig Erde auf und hingen es an die Brust, jeder, so gut er konnte; die Offiziere in Medaillons von Gold oder Silber, andere in Sammt oder Seide, der Soldat in Leinwand; schweigend, die Augen voll Thränen, standen sie wieder auf. Einen Augenblick noch blieben sie stehen, als könnten sie sich nicht losreißen von der gemeinsamen Mutter; auf einmal aber rührte sich die ganze Kolonne und sezte sich in starken Schritt; die Trommeln wirbelten, die Trompeten schmetterten, die Fahnen flatterten in der Luft, und mit Begeisterung betrat jeder die neue Laufbahn; der menschlichen Schwäche war der Tribut bezahlt. Sie schieden vom Vaterland, von ihren Brüdern; aber für sie wollten sie ja fechten; und gelang es ihnen nicht, das Glück heimzubringen, so strahlte doch zum lezten Male Polens düsteres Grab im Glanze ihres Ruhms. Kraft, Muth und Hoffnung zogen wieder in die Herzen ein, Kriegslieder ertönten allmählich lauter und munterer, und das alte Feuer strahlte in den Augen. So singen Märtyrer, und sie wurden es.

* * *

Unter der Asche einer seit Jahrhunderten erstorbenen Freiheit suchten sie noch ein Paar Funken, um sie einst ins Heimathland zu bringen und eine unvergängliche Flamme daran zu entzünden. Ihr Mühen war vergeblich, aber mit Freude und Rührung gedenkt man noch ihrer Thaten.

An den Ufern des Po und des Tibers, an den Gräbern der Scipionen und Cäsarn rauschten ihre Waffen. Die Brücke von Areole schwankte unter ihrer Last, als sie im Sturmschritt jenem berühmten Banner folgten. Ihr Blut mischte sich mit den Wellen der Trebia und Venedigs alte Thürme schimmerten im Glanze ihrer Schwerdter. Sie pflanzten ihre Banner auf dem Kapitol auf und die ewige Stadt erscholl von ihrem Siegesgeschrei. Gleich einem Sturmwind durchzogen sie das alte Ausonien; der Himmel Neapels lachte, der Rauch des Besuvs wirbelte über ihnen, und von Tag zu Tag, von Schlacht zu Schlacht, von Marsch zu Marsch wurden ihre Reihen lichter.

Die Kreuze ihrer Gräber schimmern an den Ufern des Anio und am lieblichen Strande von Sorrent, auf den schwarzen Gipfeln der Apenninen und am adriatischen Meer; und hier ist es, als ob jede Woge, die am Gestade zerschellt, ihnen die Seelenmesse murmelte. Ueberall, wo sie im muthigen Kampfe ihr Leben hingaben, schlossen sie die Augen ohne eine Klage, überall krönte der Siegeslorbeer ihre Stirn. Mehrere Tausende voll Kraft und Muth waren nach Italien gezogen; nur wenige sahen das Vaterland wieder.

* * *

Lange Zeit nachher, an einem Frühlingstage, näherte sich ein Mann der Grenze Polens. Sein Gang war mühselig; ein zerrissener Helm deckte sein weißes Haar; ein zerrissenes kriegerisches Kleid umschloß den kräftigen, doch schon etwas gebückten Körper; im Staube der Schlachten verbleichte Epauletten hingen auf seinen Schultern, zwei Kreuze, deren Schmelz die mörderische Kugel abgeschlagen, an der breiten Brust, der Degen an der Seite. Nur dieser war der alte, er und das Herz dessen, der ihn trug. Er langte an der Grenze an; einen Augenblick meinte er, er habe den Weg verfehlt; doch nein: da liegt sie ja, die sandige, mit Tannen bewachsene Ebene, dort fließt der Strom, hier dehnt sich das Weizenfeld, dort in der Ferne schimmern die Kirchthürme. Seit er dieser Landschaft den Abschiedsblick zugeworfen, hat er andere Länder, andere Gebräuche, andere Menschen kennen gelernt; mit dem Schwerdte in der Hand hat er die halbe Welt durchzogen; aber überall, im Angesicht von Egyptens Pyramiden, unter dem Schattendach von St. Domingos Bananen, auf den Gipfeln der Sierra Morena, in Alhambras geheimnißvollen Hallen, an des Rheins lachenden Gestaden, unter den Myrthen und Orangen auf Italiens blühenden Hügeln, im Lärm der großen Städte, in der schauerlichen Stille der Schlachtfelder hat er des Jammers seines Vaterlandes gedacht, sich gesehnt, es noch einmal zu sehen. Und jezt, da dieser heiße Wunsch, das Bild seiner Träume, die Sehnsucht eines ganzen Lebens voll Kampf und Mühe erfüllt ist, wie findet er es wieder!... Hat er doch seine Jugend in Lagern und auf Schlachtfeldern verlebt, hat er doch später seine Ruhe und den Rest seiner Jahre der Hoffnung zum Opfer gebracht, einst sein Vaterland wieder zu sehen, es stolz und ruhmgekrönt, wie in seinen schönen Tagen, wiederzufinden. Und jezt soll er, wenn er unter das väterliche Dach tritt, Klagen hören und nichts als Klagen, er soll ruhmlos sterben; um seine lange Hoffnung ist er betrogen!

Traurig zog er durch die Landschaft, die er in der Jugend an einem schönen Maimorgen verlassen; in langen Zügen athmete er die heimathliche Luft; mit jedem Athemzuge tauchten mehr und mehr die Bilder seiner Kindheit in ihm auf, seiner Mutter Liebkosungen, seiner Amme Gesang, seines Vaters Segnungen, und eine Thräne rollte über die Wimper, die sich nie vor einer Gefahr gesenkt hatte. Er lauschte, ob ihn Niemand bemerke, griff in den Busen, zog eine kleine Büchse heraus, drückte sie an die Lippen, öffnete sie; ein gelber Staub flog auf und fiel dann nieder in den Sand. „Ich habe dich," sprach der alte Soldat, „auf dem Herzen durch die ganze Welt getragen; gehe hin, woher ich dich genommen!"

Toniotto und Marie.

(Fortsetzung.)

Es war dies das erste- und das leztemal, daß ich die armen Leute vor einander über ihr Unglück weich werden sah; von Stunde an trugen sie es mit einem Muthe, einer Selbstverläugnung, die manchen Philosophen beschämen könnte, der über die Geduld Bücher schreibt, manche reiche Leute, die bei der geringsten Widerwärtigkeit klagen und jammern, und dann ihre Schwäche, ihre Feigheit gar schön Gefühl betiteln. Bei diesen armen Landleuten fielen keine sentimentalen Auftritte, keine Jammerscenen vor; sie waren darum nicht weniger im Herzen unglücklich, sehr unglücklich; aber sie hatten sich ja an Entbehrungen aller Art von jeher gewöhnt. Der Gedanke, der Mensch müsse einmal hienieden tragen und dulden, war ihnen tief eingeprägt, und so trugen sie ihr Loos ohne Murren. Nur Pflichtgefühl hatte Marie bestimmen können, Francesko zu heirathen, und jezt, da sie einmal sein Weib war, war ihr einziger Gedanke, den Gatten glücklich zu machen, und sie mühte sich, selbst glücklich zu seyn, so weit dies möglich war. Was Toniotto anlangt, so bin ich versichert, daß nie ein böser Gedanke in seinem Herzen aufstieg; nie hörte man von ihm die mindeste Klage, den geringsten Vorwurf; nie kam ein Wort über seine Lippen, das man so hätte deuten können, als sey er unwillig auf den guten Francesko; im Gegentheil behandelte er ihn als seinen besten Freund. Francesko seinerseits gefiel sich vorzüglich in Toniottos Gesellschaft und hätte ihn gerne öfter bei sich gesehen. Aber Toniotto ging sehr selten zu ihm ins Haus, und nie anders, als wenn Francesko daheim war. Dann sezte er die beiden Kleinen auf seine Kniee, und er und Marie sprachen so einfach, so natürlich miteinander, daß Jedermann meinte, sie haben sich das Vergangene aus dem Sinn geschlagen; ich glaubte es selbst, aber nicht lange, so wurde ich leider inne, daß ich mich geirrt hatte.

Eines Tags erging ich mich im Thal und trat zufällig in den Weingarten von Toniottos Vater; da sah ich den armen Jungen — er glaubte sich ganz allein — auf einem Stein sitzen, die Hände auf die Harke, den Kopf auf die Hände gestüzt. Ich dachte, er möchte sich vielleicht nicht gerne von mir in dieser Stellung überraschen lassen, und wollte mich daher sachte entfernen; aber auf ein Geräusch, das ich beim Weggehen machte, blickte er auf, sah mich und rief mich bei Namen. Ich kehre um und setze mich neben ihn. „Du bist müde, Toniotto," fing ich an. — „Ja, ja, lieber Maestro, ich bin müde. Seht, über dem Soldatenhandwerk habe ich das Bauernhandwerk ein wenig verlernt. Doch, es thut nichts, ich finde mich schon wieder darein." — „Ich dachte, schon in Sibirien, bei dem Herrn, der Dir die Briefe unterschlug, hättest Du Dich wieder ein wenig daran gewöhnt." — Toniotto gab keine Antwort, und sein finsteres Gesicht sagte mir, diese Saite hätte ich unberührt lassen sollen. Verlegen über meinen Mißgriff und nur um etwas zu sagen, fragte ich, ob man in Sibirien Wein baue. „Nein," antwortete er trocken und ließ wieder das Gespräch fallen. „Armer Toniotto," sagte ich nun, „Du bist vor wie nach ein guter, redlicher Junge. Du warst ein braver Soldat, jezt bist Du wieder ein fleißiger Landmann, und immer, im Glück und Unglück, bist Du ein guter, guter Sohn gewesen." Dießmal fanden meine Worte einen Anklang; seine Stirne glättete sich ein wenig und er antwortete: „Nun ja, lieber Maestro; man muß eben thun, was Gott will, und aus seiner Hand annehmen, was er schickt. Im Kriege, da kommt jezt ein Sieg, ein andermal eine Niederlage, jezt gibt es Beförderungen und ein Kreuz, jezt einen Säbelhieb oder einen Schuß, und hier im Dorfe haben wir bald ein gutes, bald ein schlechtes Jahr, jezt eine gute Erndte, einen reichen Herbst, einandermal schlägt der Hagel alles zusammen. Wahrhaftig, Soldaten- und Bauernhandwerk sind so verschieden nicht." — „Das denke ich auch, und darum werden vielleicht auch aus den Bauern so gute Soldaten. Aber Du, Toniotto, Du warst nicht mehr bloßer Soldat; nur wenig fehlte, so warst Du Offizier. Ohne die verwünschte Kugel da, wärest Du es nach dem russischen Feldzuge geworden; nicht?" — „O! ohne die Kugel da!" rief er und brach ab. Ich sah wohl, ich hatte schmerzliche Erinnerungen bei ihm geweckt; aber das Wort war einmal heraus, und so wollte ich mir die Gelegenheit zu Nutze machen und von einem Plane mit ihm sprechen, der mir seit einiger Zeit durch den Kopf ging. Ich nahm daher wieder das Wort und sagte: „Toniotto, sehnst Du Dich nicht ein wenig nach Deinem alten Handwerk? möchtest Du nicht wieder in Dienst treten?"

(Der Beschluß folgt.)

Aus den Memoiren des Fürsten von Ligne.

Es gibt auf der Welt keinen unbeholfenern Menschen als den Fürsten **. Hr. v. ** und ich nennen ihn deshalb nur Alberto Duro. Wir besuchen ihn auf zwei Tage in Ungarn. Ich sage zu meinem Reisegefährten: „Sie werden sehen, aus Höflichkeit weckt er uns aus dem Schlafe, und plagt uns mit lauter Aufmerksamkeiten.“ Richtig, da kommt er Morgens 6 Uhr, faßt mich bei der Hand, reißt mich aus dem Schlaf, nicht viel fehlte, gar aus dem Bette, tritt in meinen Nachttopf, wirft ihn um, geht zu Hrn. v. **, macht es hier ungefähr ebenso, trocknet sich an seinen Vorhängen ab, lacht auf seine Manier — es klingt, wie Papageigeschrei — und fordert uns auf, mit ihm zu frühstücken. „Sie werden sehen, sagte ich zu meinem Begleiter, was wir bei diesem Frühstück auszustehen haben, wie wir mit Kaffee begossen werden.“ Wir gehen hinunter; er servirt uns den Deckel vom Milchtopf, zerbricht die Tasse, begießt Hrn. v. ** und mich; er will um Verzeihung bitten, steht auf und tritt mir auf den Fuß. — „Gnädiger Herr, sage ich, was haben Sie auf der Staffelei da? es ist, scheint mir, kein übles Gemälde.“ — „Das glaube ich, erwiedert er, und das Sujet habe ich gar gerne. Es ist die Geschichte des Barons des Adretz, ein herrliches Gemälde von Alberto Duro.“ Die beiden Namen nebeneinander — wir wußten uns nicht mehr zu lassen, und trotz unserer Schnupftücher wären wir am Ende herausgeplazt, hätte man nicht einen ungarischen Edelmann gemeldet. Der Fürst geht ihm entgegen. „Ah! lieber Freund,“ sagt er und faßt ihn bei der Hand, erwischt ein Bein der Staffelei, purzelt mit dem Baron des Adretz und Alberto Duro, rafft sich halb auf, schlägt sein allbekanntes lautes, albernes Gelächter auf, versichert, er habe sich sehr wehe gethan, lacht noch einmal, steht auf und verwickelt seinen Degen mit dem Säbel des Magnaten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Januar.

(Fortsetzung.)

Die Kandidaten des Pabstthums.

Der Sohn des Exkönigs von Westphalen war mit andern jungen Herrn zum Mitgliede der Regentschaft bestimmt, und es scheint mir der Vormundschaft für die jungen Regenten selbst noch bedurft zu haben, um die glückliche Ausführung zu sichern. Die Römer bezweifeln die Wahrheit dieser allerdings sehr unglaublichen Angaben, und halten das Ganze für eine **mauvaise plaisanterie** des Gezzani, oder eine Erfindung der Polizei, welche gewöhnlich beim Wechsel des Pabstes einigen Rumor und Aufsehen zu machen pflegt, und, wie man glaubt, jezt besonders der östreichischen Nachbarschaft zu Gefallen, das Ansehen einer strengen Wirthschaft zu affektiren für nützlich hält.

Die große Angelegenheit des Tages ist die Wahl des neuen Pabstes. Das Volk zeigt Theilnahme, und fürchtet und hofft, je nachdem die Schaale für diesen oder jenen steigt oder sinkt; die Hauptkompetenten waren bis jezt Pacca, der Decan, und de Gregorio, welche schon bei der vorigen Wahl nahe daran waren. Seitdem scheint die Wahl zwischen Cappellari und de Gregorio zu schweben. Pacca, später Cappellari werden von Albani und der östreichischen Parthei unterstüzt, de Gregorio von der neapolitanischen, oder vielmehr von einigen persönlichen Freunden. Albani, ein Verwandter des östreichischen Hauses, hat bedeutenden Einfluß; Oestreich, Frankreich, Spanien und Portugal haben bekanntlich das Recht der Refutation; Frankreich möchte wohl dem östreichischen Einflusse entgegenwirken, es scheint indeß bis jezt wenig Antheil zu nehmen, oder vielmehr, da Oestreich nichts Ungebührliches fordert, mit Allem, was geschieht, zufrieden. Die bestehenden Canons verbieten bereits, einen Ausländer zu wählen, oder machen die Wahl doch sehr schwierig; die übrigen Italiener möchten selbst keinen Lombarden, da Oestreichs Einfluß jezt damit verbunden scheint. Das Volk wünscht, wie überall, auch hier vor allem Ruhe und Sicherheit des Erwerbs, fromme, aber vor allem uneigennützige, wohlthätige Päbste, die dem Volke zurückgeben, was sie vom Volke bekommen, und die Herrschaft und den Reichthum der Nepoten, das alte Unglück des Exarchats, nicht vermehren: **quod non fecere Barbari, fecerunt Barbarini,** hieß es, als der Pallast Barberini, wie so viele andere, aus den Verwüstungen antiker Tempel und Gebäude, vorzüglich aus den Trümmern des Koloseums, gebaut wurde. Durchgreifende und entschiedene Charaktere, besonders dem Mönchsorden früher angehörige, werden vom Klerus und den Beamten, die ohnedies größtentheils dem Klerus angehören oder mit ihm gleiches Interesse haben, aus begreiflichen Ursachen gefürchtet und gehaßt. Die Kardinale haben außerdem den politischen Ruf der Familie, der in den Zeiten der Karbonaris vielfach gelitten hat, und die schwierigen politischen Verhältnisse der alten und neuen Staaten in Beziehung auf die Religion zu beachten, und es ist natürlich, daß wenige Kandidaten vor allen diesen Rücksichten gerechtfertigt erscheinen. Dem alten Pacca wirft man die Bedürfnisse des Bruders, besonders des Neffen vor, der, früher zu geistlichen Würden bestimmt, nach Paris geflüchtet ist und dort mit einer Schauspielerin verheirathet lebt; noch mehr wird der lästige Einfluß der Günstlinge, die statt des schwachen Greises regieren möchten, vorzüglich eines gewissen Polverosi, eines übrigens unbedeutenden Tuchhändlers, gefürchtet. De Gregorio soll ein tüchtiger, aber hart und despotisch gesinnter Mann seyn; es ist natürlich, daß das Volk, welches Wohlthaten verlangt, und die Beamten, welche Aufsicht und Strenge fürchten, ihn nicht wünschen. Sein Bruder entfloh, des Karbonarismus verdächtig, aus seinem Hause, und der Ruf des Kardinals ist in dieser Beziehung zweifelhaft; außerdem ist er dem östreichischen Hofe von Wien her als Nuntius bekannt, und möchte schwerlich genehmigt werden. Capellari ist in allen Beziehungen ein braver und tüchtiger Mann, mit den Geschäften wie wenige Andere vertraut, umsichtig und gewandt. Seine Negotiationen mit den Regierungen von Frankreich ꝛc. sind bekannt, und haben ihn den auswärtigen Höfen, wie allen vernünftigen Politikern dieser gefährlichen Zeit empfohlen. Die Römer aber fürchten den Mönch; er war früher Dominikaner.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 37.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 12. Februar 1831.

Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen.

Goethe.

Erinnerung an eine merkwürdige alte Prophezeiung, bei Gelegenheit der gegenwärtigen Pabstwahl.

Die römisch-katholische Kirche besizt eine Prophezeiung, aus der sie selbst kein Hehl macht, obgleich dieselbe ihrer Auslegung und Anwendung jenes Wortes: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeine, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen!“ gerade zu widersprechen scheint. Es ist dieß die Prophezeiung des heiligen Malachias, in welcher die noch kommende Anzahl der Päbste und der Sturz des Siebenhügelstaates auf das Bestimmteste, und zwar auf eine von jezt nicht mehr allzuferne Zeit, vorhergesagt wird. Wenn freilich der Schluß dieser Weissagung, wie ein italienischer Ausleger meint, auf das jüngste Gericht sich bezöge, so könnte sie allerdings nicht als ein Widerspruch gegen die Anwendung jenes Ausspruches angesehen werden; aber alsdann müßten wir uns sehr bald auf das Ende der Welt gefaßt machen: denn dem Propheten zufolge sind nur noch wenige Päbste zu gewarten, und con Pontefici finira il mondo, sagt gedachter Ausleger.

Malachias war Erzbischof von Down oder Downe (Comitatus Dunensis) in Irland, aus dem Orden der Cisterzienser, und ist nach Samuel Andreä im Jahr 1148 gestorben. Der in der katholischen Kirche hochgefeierte heil. Bernhard, der 1091 — 1153 lebte und dessen Zeitgenosse er war, hat (im zweiten Bande seiner Werke) das Leben desselben beschrieben und diese Lebensbeschreibung mit den Worten begonnen: „Unser Malachias ist in Hibernia unter einem rohen Volke geboren, erzogen und gebildet worden, hat übrigens von der Rohheit seines Geburtslandes nichts angenommen, so wenig als ein Seefisch vom Seewasser rc.“; und an einer andern Stelle sagt derselbe von ihm: „Nicht mit Unrecht wird Malachias in die Gemeinschaft der Engel aufgenommen, weil er sich gleicher Herrlichkeit und Glückseligkeit wie die Engel erfreut.“ Wir ziehen diese Stellen nur an, um darzuthun, welchen Werth die gedachte Kirche auf die Person dieses Heiligen legt. Die Prophezeiung nun, die von ihm herrühren soll, ist in lateinischer Sprache verfaßt und findet sich mehrmals gedruckt vor. (Ernesti führt eine Ausgabe an, die, mit Anmerkungen von Ciacconi, in Arnold Wion's Lignum vitae, ornamentum et decus ecclesiae, Venet. 1595 (deutsch, Köln 1615) steht. Eine andere Ausgabe, die wir hier zum Grunde legen, ist den Flosculis historiarum von Johann von Bussieres beigedruckt, einem Buche, das, nachdem es in Frankreich zum siebten Male herausgekommen war, in Deutschland zum ersten Mal im Jahre 1706 zu Köln ans Licht gegeben wurde.) Sie beginnt, ohne alle weitere Einleitung, mit dem Jahre 1143, da Cölestin II. den päbstlichen Stuhl bestieg, und bezeichnet von diesem an jeden der folgenden Päbste bis zu demjenigen herab, mit welchem die römische Kirche geschlossen werden soll. Die Regierungszeit eines jeden der hundert und zehn Päbste, unter welchen diese Kirche vom gedachten Jahre an noch stehen und mit deren leztem sie dann fallen soll,

ist jedesmal mit nur wenigen, meist zwei Worten angedeutet, die sich (wie aus der, bis zum vier-und-achtzigsten jener Päbste beigegebenen, von Pater Alphons Ciaconus (obgedachtem Ciaconi) verfaßten Auslegung hervorgeht) entweder auf das Vaterland des betreffenden Pabstes beziehen, oder auf den Ort, wo er vorher Bischof war, oder auf seinen Familiennamen, oder auf sein Familienwappen, oder auch auf ein Ereigniß, das unter der Regierung desselben statt hat oder statt haben soll. So heißt es z. B. von Innocenz V. Concionator Gallus (ein Prediger aus Frankreich), weil er aus einer französischen Familie abstammte und dem Predigerorden angehörte; von Cölestin IV. Leo Sabinus, indem er im Wappen einen Löwen führte und vorher im Sabinischen Bischof war; von Alexander V. Flagellum solis (Geißel der Sonne), ein Ausdruck, der sich theils auf dieses Pabstes Wappen, in welchem sich eine aufgehende Sonne befindet, theils auf die Kirche zu Mailand, wo er vorher Erzbischof war, bezieht, an welcher der heil. Ambrosius mit einer Geißel angemalt ist; von Calirtus III. Bos pascens (weidender Ochs), indem er einen solchen im Wappen führte; von Sirtus IV. Piscator Minorita, weil er der Sohn eines Fischers und aus dem Minoritenorden war; von Paul V. Gens perversa (verkehrtes Geschlecht), weil unter ihm die Böhmen „von der Pest der Ketzerei angesteckt, gegen die katholische Religion und gegen den Pfeiler der Kirche, das österreichische Haus, aufstanden und die ganze christliche Gemeine in Verwirrung brachten;“ von Innocenz X. Jucunditas crucis, indem unter ihm der westphälische Friede geschlossen wurde. Vielen der Auslegungen merkt man an, daß sie, wie schon aus einigen der eben angeführten Proben erhellt, im Sinne des römischen Interesses gemacht sind; und leicht möchte ein unpartheyischer Kenner der Spezialgeschichte der Päbste hie und da andere Beziehungen der Erfüllung auffinden können.

Vielleicht aber möchte man überhaupt geneigt seyn, anzunehmen, daß alle diese Prophezeiungen erst hinterher vom Ausleger selbst gemacht worden seyen; allein zugegeben auch, daß kein Hellsehen, noch das sogenannte second sight, das hier freilich so recht en gros aufträte, sondern Trug mit im Spiele sey, so läßt sich das doch nur bis zum Jahr 1676 annehmen, als bis wohin die Auslegung unseres vorliegenden Exemplars reicht. Von da an läßt uns der Ausleger im Stich, aus dem natürlichen Grunde, weil derselbe über Innocenz XI. hinaus keinen Pabst mehr erlebte, und er wenigstens keine größere Prophetengabe besaß, als sein angeblicher Malachias. Es muß sich uns also aus den noch übrigen nackten Angaben der Weissagung, in so weit wir sie an die seit 1676 abgelaufene Geschichte halten können, ergeben, was Wahres daran ist oder nicht. Um aber unsere Leser nicht zu ermüden und auch einem andern Pater Alphons etwas aufzubehalten, so begnügen wir uns hier, von den seit Innocenz XI. dahingegangenen dreizehn Päbsten die fünf lezten, die wir meist selbst erlebt haben, ins Auge zu fassen, und zu sehen, ob das prophetische Wort an ihnen in Erfüllung gegangen ist.

Die fünf Andeutungen, womit jene fünf Päbste gemeint sind, lauten:
Visus velox (schneller Blick);
Peregrinus apostolicus (der apostol. Mann in der Fremde);
Aquila rapax (raubsüchtiger Adler);
Canis et coluber (Hund und Schlange);
Vir religiosus (ein religiöser Mann).
Das Visus velox nun fällt auf Clemens XIV. und wer sollte in dieser Beziehung den mit so großer Kraft, so großem Scharfsinn ausgerüsteten Pabst Ganganelli verkennen? Wie lange zauderte er nicht, bis er endlich den gebieterischen Umständen nachgab und die Aufhebung des Jesuitenordens unterzeichnete, als habe er vorausgesehen, daß er mit der Vernichtung der Loyoliten seinem schon sehr untergrabenen Kirchengebäude den Hauptstrebepfeiler entreissen werde, der, einmal weggenommen, sich nie mehr recht werde anpassen lassen. — Das Peregrinus apostolicus geht Pius VI. an, jenen Pabst, der durch seinen feierlichen Anstand bei allen kirchlichen Handlungen die Frommen zu großer Erbauung erweckte, wie denn schon Benedict XIV. in ihm mehr einen durch Frömmigkeit, als durch Genie und Gelehrsamkeit sich auszeichnenden Mann erkannt hatte. Dieß in Beziehung auf das Wort Apostolicus, wenn wir anders darin etwas mehr als ein gewöhnliches Prädikat eines Pabstes sehen wollen; das Peregrinus deutet auf seine zwar pomphafte, aber für ihn demüthigende Reise nach Wien, wo seine Unterhandlungen mit Joseph II. ohne den gewünschten Erfolg blieben. Er ist überhaupt in der langen Reihe der Päbste, wenn wir nicht irren, erst der dritte Pabst, der sich ins Ausland begab; stets war ein solches Unternehmen für den Pabst übel ausgefallen, daher später Pius VII., eingedenk der verhängnißvollen Reisen seiner Vorfahren, nur auf den ausdrücklichen Beschluß des Kardinalkollegiums sich der Reise nach Paris unterziehen wollte, ein Beschluß, zu dem bekanntlich eine noch gebietendere Macht drängte. Pius VI. ist übrigens gegen das Ende seines Lebens, wie wir alle wissen, noch einmal gezwungen worden, sich von Rom, das von den Franzosen in eine Republik umgeschaffen worden war, hinweg und als Gefangener nach der Citadelle Valence zu begeben, wo der unglückliche Greis (den 29ten August 1798) starb. — Das fatale Aquila rapax bezeichnet uns die Regierungszeit Pabst Pius VII., und wem sollte nicht Napoleons Adler beifallen, der seine Raubfänge auf so viele und große Beute ausstreckte, so daß selbst die Tiare nicht vor ihm sicher war? Außer an die Wegnahme Roms durch Napo-

leon, muß man hier auch besonders an die Säkularisationen in Deutschland denken, durch welche die Kirche so großer Güter beraubt wurde.

(Der Beschluß folgt.)

Toniotto und Marie.

(Beschluß.)

Diese Frage gab Toniotto ganz seine Fassung wieder; er erwiederte, er habe auch schon daran gedacht, habe sich sogar schon deshalb erkundigt; es sey aber, wie man ihm gesagt, sehr schwer, es wäre denn, er wollte wieder als gemeiner Soldat eintreten; zwar habe man ihm zu schnellem Avancement Hoffnung gemacht, aber wieder ganz von vorne anzufangen, das vermöge er nicht über sich; wenn es Krieg gäbe, würde er sich eher dazu entschließen, weil er dann hoffen könnte, seinen frühern Grad wieder zu bekommen, und dann fechte er ja auch für das Vaterland; im Frieden aber habe der Soldatenstand keinen Reiz für ihn, und überall habe er in der Garnison Langeweile gehabt, in Paris sogar. Was ihm allein noch Lust machen könnte, Dienst zu nehmen, wäre die Aussicht, ein anderes Kreuz für die zwei alten zu verdienen, die er nicht tragen dürfe; im Grunde sey dies aber nicht der Mühe werth, und weil ihn Gott einmal wieder zu seinem Vater geführt habe, so bleibe er lieber bei ihm und pflege ihn, so lange es Gott gefalle; er fühle zwar wohl, daß sein Vater seiner nicht bedürfe... Er brach bei diesen Worten ab, als erläge er dem Andrang schmerzlicher Gefühle; dann fuhr er fort: „Ja, lieber Maestro, es ist hart, wenn man mit dreißig Jahren, so zu sagen, um sein ganzes verflossenes Leben kommt; mit dreißig Jahren fängt man nicht wieder von vorne an.“ Ich fühlte, er hatte Recht, doch mochte ich dies so wenig gestehen, als ihm widersprechen, und brach daher auf. Er drückte mir die Hand, stand auch auf, warf die Harke über die Schulter und ging mit mir ins Dorf.

Von diesem Tage an bewies mir Toniotto noch mehr Zuneigung, als zuvor; er kam oft zu mir, wir schwazten mit einander, und dies schien ihn zu erheitern; ich meinerseits unterhielt mich sehr gerne mit ihm, denn es fehlte ihm zwar an der Bildung, die man aus Büchern schöpft, dagegen hatte ein vielbewegtes Leben Kopf und Herz bei ihm so entwickelt, daß ich mich oft wundern mußte. Gerne hätte ich ihm etwas Muth eingeredet und ihn dahin gebracht, ein wenig heiterer in die Zukunft zu blicken; es war aber alles vergeblich; ich mochte sagen, was ich wollte, immer war er mit seinem Spruche da, mit dreißig Jahren sey es zu spät, sich ein neues Leben zu zimmern. Was war darauf zu sagen? Es gab nur Ein Mittel, ihn wieder an das Leben zu ketten, und das war, ihm eine Frau zu geben; aber über diesen Punkt wagte ich nicht, mich frei herauszulassen. Eines Tags versuchte ich es indessen, entfernt darauf anzuspielen; Anfangs wußte er nicht, was ich wollte; als er mich aber endlich verstand, warf er mir einen Blick voll Unwillen zu, stand rasch auf und vermied mich vierzehn Tage und länger. Allermittelst zehrte er zusehends ab, und es war augenscheinlich, wenn er keine andere Lebensweise ergriff, mußte er dem Kummer, der ihn verzehrte, bald unterliegen. Ohne ihm etwas davon zu sagen, ging ich in die Stadt zu einem Obrist, den ich kannte, und erkundigte mich bei ihm, ob nicht Toniotto eine Stelle als Unteroffizier bekommen könnte. Der Obrist machte mir Hoffnung, und ich brachte diese Zeitung Toniotto. Er dankte mir mit trübem Lächeln für meine Mühe, wollte aber keinen Gebrauch davon machen, und ich sah wohl, er fühlte sich nicht mehr kräftig genug zum Dienst. Ich war indessen der einzige, der seine zunehmende Schwäche bemerkte, denn er beklagte sich niemals, er arbeitete beständig fort, wie sonst, und ruhte nur aus, wenn er sich allein glaubte, wie an jenem Tage, wo ich ihn überrascht hatte. So verfloß ein halbes Jahr; er war furchtbar mager geworden und besuchte Marie fast gar nicht mehr. Der Winter kam herbei; troz der Vorschrift eines Arztes, den ich wegen seiner befragt hatte, weigerte er sich hartnäckig, seiner Gesundheit zu schonen, und arbeitete immer fort. Endlich nöthigte ihn ein heftiger Husten, zu Hause zu bleiben, und bald kam ein schleichendes Fieber dazu. Da er die schnelle Abnahme seiner Kräfte fühlte, ließ er mich rufen, um zu beichten. Als dies geschehen war, sagte er, er wünsche Marie noch einmal zu sprechen; ich mißrieth ihm dies, denn ich fürchtete, die heftige Erschütterung möchte ihm wie ihr schädlich werden. Er drang nicht weiter darauf und antwortete seufzend: „Ihr habt Recht; ich bin so schwach, und da ist es besser, wir sehen einander nicht mehr; sorgt also dafür, daß sie nicht kommt.“ Er empfing nun die heiligen Sakramente und den dritten Tag darauf die lezte Oelung. Als wir ihn entkleideten, fanden wir an seinem Halse eine Haarlocke. „Lieber Maestro, sagte er, es war vielleicht unrecht, daß ich die Locke behielt, seit ich wieder da bin; ich konnte mich aber unmöglich davon trennen. Die Haare da und das Gebetbuch, das Ihr mir gabt, als ich zur Armee ging, sind nicht von meinem Leibe gekommen, und in Rußland hat es mich darum nicht gefroren; jezt brauche ich sie nicht mehr; hier, nehmt Alles dies!“ und damit zog er unter dem Kopfkissen sein Gebetbuch und seine beiden Kreuze vor; kaum hatte er diese Worte gesprochen, so wurde er ohnmächtig, und eine Stunde darauf starb er.

Marie lebte nach seinem Tode noch vier Jahre; dann wurde sie auch krank; als sie fühlte, daß ihr Ende herannahte, ließ sie mich bitten, ihr in den lezten Stunden

beizustehen; nach wenigen Tagen entschlief sie im Frieden und wurde neben Toniotto begraben.

Meine Republik.

Nach Beranger.

Ich fand Geschmack an Republiken,
Seit Kön'ge ich genug gesehn;
So laß ich eine, zum Entzücken
Organisiret, auferstehn.
Verkehrt wird nur mit Weines Blüthe,
Geurtheilt nur mit Heiterkeit;
Mein Tischchen ist ihr ganz Gebiete,
Ihr Wahlspruch ist die Reichsfreiheit.

Nimmt euer Glas zu Handen, Freunde:
Es hebt der Rath der Sitzung an;
Zuvörderst wird aus der Gemeinde
Die Langeweil' in Bann gethan.
Was! in den Bann? Dieß Wort, ach! bleibe
Hier unbekannt in Ewigkeit:
Uns kann Langweile nicht zu Leibe,
Vergnügen wohnt bei Reichsfreiheit.

Doch Freude, um nicht bald zu kranken,
Verbittet sich das Uebermaaß;
Für den Gedanken keine Schranken,
Auf Bacchus obersten Erlaß;
Mag jeder frei heraus gestehen,
Wem er des Herzens Andacht weiht,
Mag einer selbst zur Messe gehen,
So will es unsre Reichsfreiheit.

Der Adelstolz macht nur Verhaßte:
Sey unsrer Ahnen nicht gedacht.
Nur keine Titel! selbst dem Gaste,
Der hoch vor Allen trinkt und lacht.
Und wenn Verräthers Laune denket
Auf eigne Machtvollkommenheit,
Sey Cäsar stracks in Rausch versenket,
Und retten wir die Reichsfreiheit.

Stoßt an! die Republik gerathe
Befestigter von Jahr zu Jahr;
Allein dem so friedfert'gen Staate
Droht allbereits ein Feind Gefahr.
Es ist Lisette, die vom Throne
Der Liebe Huldigung gebeut;
Schön wie sie ist, will sie die Krone,
Aus, aus ist's mit der Reichsfreiheit.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Januar.

(Beschluß.)

Die Kandidaten des Pabstthums. Marforio und Pasquino.

Zwischen den Hauptgünstlingen der Partheien wird häufig ein Dritter, als Ableiter oder Vereinigungspunkt, gewählt. So ging das leztemal Castiglione, ein durchaus braver, trefflicher, keiner Parthei angehöriger Mann, unerwartet aus der Wahl als Pabst hervor; so wurden auch jezt, anfangs Dandini, ein braver, aber ganz unbedeutender Mann, später Bussi, dann Oppizzoni, endlich Giustiniani und noch andere genannt. Bussi ist als wahrer Armenvater verehrt. Beim Oppizzoni fürchtet man den fremden Einfluß — er ist ein geborner Mailänder — und strenge Kirchenzucht, selbst lästige äußere Form und Etikette für Geistlichkeit und Beamte. Giustiniani, noch härter und despotischer, wie man glaubt oder vorgibt, wird von den Römern noch weniger gewünscht. Einstweilen geht alles ruhig und ungestört seinen Gang; die Hirten mit ihren Dudelsäcken haben die Geburt des Heilands verkündet und sind in ihre Gebirge zurückgekehrt; das Fest der Geburt ist prachtvoll gefeiert und mit unendlichen, zum Theil sehr zierlichen Krippchen (Presepio) geschmückt worden. Jezt ist die Beffana (Epiphania) erschienen und hat den Kindern die lustige Bescheerung gebracht; Pangiallos und Torone überall, und nebenbei Marforio und Pasquino, welche Gericht halten über das Leben des verstorbenen Pabstes und der eingeschlossenen Kardinäle. Die Sitte erinnert an das ernste Todtengericht in Aegypten. Die Kardinäle und die Polizei lassen dieser altherkömmlichen privilegirten Neckerei ihren Lauf; mit der neuen Wahl ist sie verstummt und vergessen. Seit den lezten Wahlen hat sie übrigens bedeutend verloren; sie nimmt fortwährend ab, und war in den lezten Zeiten meist nur boshaft, am boshaftesten nach dem Tode Leo's XII., aber oft gemein, und fast immer ohne Wiz. Diesmal hat sie gegen den verstorbenen Pabst selbst nichts aufbringen, und nur, daß so wenig geschehen, was aber durch die Umstände, nicht durch ihn verschuldet war, tadeln können. Die Kardinäle werden zum Theil sehr arg mitgenommen, meist persönlich und boshaft, doch immer mit einem gewissen Takt, um den künftigen Pabst nicht zu berühren. Das erste Straßengedichtchen, welches erschien, ist bei weitem das unschuldigste, vielleicht auch das beste unter allen:

Breve, mà ben regnò l'Ottavo Pio —
Odiò l'arbitrio, amò la pace altrui,
Non ebbe d'esser despota desio —
Non arrichì ladroni intorno à lui,
Non fè bottega sul poter di Dio. —
O! Padri santi successori sui,
Se imitar nol sapete in tutto questo,
Imitatelo almen à morir presto!

Auflösung der Charade in Nr. 31:
Meineid.

Charade.

(Homonymisch.)

1. 2.

Wir bringen Tod; was wir getödtet, geben
Die Menschen ihrem Vieh zum Leben.

3.

Mich seht ihr häufig, aber selten ganz;
Zu nichts oft brauchbar, als zu Spiel und Tanz.

Das Ganze.

Ich bin ein Bauer und ein Soldat.
Und doch der furchtbarste Potentat.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 38.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 14. Februar 1831.

Bin auf Bergen bei den Hirten
Glücklich, heimlich froh gewesen,
Hab' in Städten auf Gesichtern
Manch verworrne Schrift gelesen.

F. Müller.

Sitten und Leben in den Pyrenäen.

Zweiter Abschnitt.

Wer in den savoyer und schweizer Hochalpen herumgewandelt ist und darauf die Pyrenäen besucht, dem fällt besonders eins sehr unangenehm auf: ich meine die Führer. Es gibt nichts Zuverläßigeres, Gewissenhafteres und Besonneneres als die Führer von Chamounie und von Grindelwald. Wären sie auch der Regierung nicht streng für ihr Thun und Lassen verantwortlich, so würde ihr Selbstgefühl und ihre Rechtlichkeit sie doch vor allen Mißgriffen bewahren. Dieß ist hier ganz anders. Die Regierung bekümmert sich nicht um sie, sie bilden kein geordnetes Korps wie in Faucigny, und jeder kann Führer seyn, wer mag. Dieß ist allerdings eine Folge der in Frankreich herrschenden Gewerbsfreiheit. Dieselbe sollte aber hier, wo es sich um Menschenleben handelt, nicht Anwendung finden, wie beim Schneider und Schuster. Ich würde sie in die Kategorie der Aerzte und Apotheker setzen, die eine Prüfung aushalten müssen, ehe sie praktiziren dürfen. Es gibt auch in den Pyrenäen gute Führer, sie sind aber selten, und fast möchte ich sagen, der von Eitelkeit und Oberflächlichkeit oxydirte französische Nationalcharakter taugt nicht zu diesem Gewerb, besonders bei den lebhaften Südfranzosen. Eitel und voll Zuversicht in sich selbst sind fast alle; aber gerade durch diese Fehler kommen Reisende, die das Land nicht kennen, in die unangenehmsten und gefährlichsten Lagen. So ging es uns. Wir wollten aus dem Aranthal nach dem von Artigue-Telline über einen rauhen, selten besuchten Gebirgsrücken; wir nahmen einen Führer und fragten ihn, ob er den Weg kenne; fast wäre er böse über diese Frage geworden, und antwortete uns mit einer Zuverläßigkeit, die keine weitere Erkundigung mehr zuließ. Was geschah nun? Er wußte den Weg nicht, und es genügte ihm, einige oberflächliche Erkundigungen darüber einzuziehen. Zuerst führte er uns hoch und immer höher in einen dichten Wald, zwischen Felsen und Brüchen. Alle Augenblicke mußten wir durch Waldbäche und Schluchten. Schon nach den ersten zwei Stunden bemerkte ich, daß wir zu hoch stiegen und ins Gebirg kamen, statt ins benachbarte Thal, und meinte, es wäre klüger, dem Lauf der Waldbäche zu folgen. Da kam ich aber schön an; der Führer sagte mir ganz kurz, ich sey im Irrthum, er kenne den Weg und irre sich nie. Nun kam ein dichter Nebel, der die ganze Gegend einhüllte und verdunkelte, so daß wir uns gar nicht mehr nach den umliegenden Höhen orientiren konnten; es wurde Abend und wir sahen das Vergnügen vor uns, die Nacht unter den bis auf die Erde hängenden Tannen zuzubringen, an deren stechenden Zweigen der Nebel herabtropfte und rieselte. Dieß wäre eine angenehme Nacht gewesen! ohne Nahrungsmittel, ohne Waffen, ohne Feuer und ohne Bedeckungen. Ich stellte dieß dem Führer vor, und daß wir in dem angestrengten Marsch längst Telline erreicht haben könnten, daß wir hinauf ins Gebirg gegen den Fouscanade und Pomerou-Pic oder in eine ihrer Flan-

ken gerathen seyen, statt in ein Seitenthal, und auf diesem Weg immer mehr in die Irre und Wüste kämen. Der Führer aber blieb aus falscher Schaam auf seiner Meinung, und ich weiß nicht, was aus uns geworden wäre, wenn wir nicht Ernst gebraucht hätten. Wir kehrten ohne Weiteres um und stiegen gerade den Berg hinunter, immer den Gebirgsbächen nach, mußten auch über einige hinweg. Endlich kamen wir auf einen Holzweg, der hinabführte. Wir folgten ihm, und in einer halben Stunde gelangten wir nach Telline. Nun endlich fand sich der Führer zurecht; aber weit entfernt, seinen Irrthum zu gestehen, sprach er uns den ganzen Tag von der Möglichkeit, auch auf dem vorigen Weg hierher zu kommen. Aehnliches ist vielen andern Reisenden begegnet.

Bei unserer Besteigung der Maladetta brachten wir die erste Nacht bei den Hirten zu, die da große Schaafheerden haben. Wir lagen auf weichem Gras unter dem gestirnten Himmel bei einem tüchtigen Feuer, das mit den abgestorbenen Tannen aus der Umgegend unterhalten ward. So ein großes Feuer ist nicht blos wegen der Kälte nöthig, sondern auch wegen der im Gebirg häufigen Bären, die sich vor der Flamme fürchten. Die vier oder fünf Hirten, die auf dieser Höhe der Maladetta Heerden von mehreren tausend Stück weiden, haben kein anderes Mittel, die Bären abzuhalten. Wenn aber so ein Thier recht Hunger hat, so kehrt es sich auch aus Feuer nicht, so wenig als an die Hunde, sondern geht gerade auf die Heerde zu. Die ganze Heerde kömmt nun vor Angst ganz außer sich und stäubt auseinander; dieß hilft den Schaafen aber nichts, und der Bär hat überdieß noch einen so sichern Instinkt, daß er die besten und fettesten Hammel packt und fortschleppt. Dieß war auch bei unserem Hirten in der vorigen Nacht geschehen; der räuberische Bär kehrte sich nicht an vier Hunde, die auf ihn losgelassen wurden, und wenn ihm einer zu nahe kam, so gab er ihm nur einen Schlag mit der Tatze, wo dann der Hund heulend weit hinflog. Da ergriff der Hirt einen Feuerbrand und ging auf das Thier los; dieß half, der Bär ließ seinen Hammel los und suchte grunzend das Weite. Die Hunde haben ein ganz eigenes Gebell, wenn sich ein Bär naht. Ihr Heulen ist länger, gedrängter und drückt recht ihre Angst aus, sie halten sich auch ganz nahe an die Hütte, um des Schäfers Schutz zu suchen. Im Ganzen sind es doch, ihrer Größe ungeachtet, elende Wächter und Hüther; die Hunde vom großen St. Bernhard würden sich anders benehmen, und zwei würden gewiß über einen Bären Herr.

Wenn man nach Bagnères herunter kömmt, glaubt man, es sey eine ganz neue Stadt. Es ist ein ganz sonderbarer, fast einschüchternder Anblick, wenn man wochenlang nur im Gebirg, zwischen seinen großartigen Naturbildern und unter seinen einfachen Menschen gelebt hat, und nun auf einmal mitten in eine bunte, geräuschvolle Welt tritt. Es begegneten uns bleiche Gesichter in Sänften, junge geputzte und geschniegelte Herrchen, deßgleichen Weiber aus dem Gebirg mit schwarzen, rothen und weißen Halbmänteln, die bis auf den Gürtel herabgehen; Frauen aus Bagnères, dicht, aber nicht unmalerisch in ihre Mäntel gehüllt, spitzige Mützen aus dem Ort und braune Barette aus dem Béarnischen. Diese geheimnißvollen Mäntel und die vielen Kirchen erinnern überdieß an Spaniens Nähe. Der Adour umgibt Bagnères so reichlich mit Wasser, daß sich mit Kanälen und Gondeln ein kleines Amsterdam daraus machen ließe, oder vielmehr ein kleines Venedig, denn mit diesem hat das sittliche Leben und Treiben in Bagnères mehr Aehnlichkeit. Vieles ergreift einen hier gleich bei dem ersten Eintritt, und jeder findet dabei seine Rechnung. Der Kranke sucht seine kranken Bekannten auf; der starke Geruch der Heilquellen dringt ihm, fast möchte ich sagen, zum Herzen, denn er gibt ihm Hoffnung zur Genesung. Der junge Mann erfreut sich am Anblick hübscher Frauen aus dem Ort oder aus der Fremde, denn dergleichen kommen aus allen Theilen Europas her; der Beobachter beginnt seine Betrachtungen, der Naturkundige seine Untersuchungen, Maler und Zeichner denken an ihre Skizzen und Gemälde, die Frauen an Eroberungen, Huldigungen und Genuß, der Spieler an sein Gewerb. Mit einem Wort, Bagnères ist ein großes Bad, und diese gleichen alle den Hauptstädten wie ein Ey dem andern. Nur ist die Leichtigkeit und die Masse des Genusses hier noch größer. Der Ort ist wirklich ein kleines Sybaris, besonders im Umgang mit den Frauen. Die Natur scheint es schon zu wollen. Nach allen Gegenden laufen gute Wege, wo leichte Wagen pfeilschnell rollen, und das Blut durch Luftbad und Bewegung nach dem Rath des gefälligen Arztes noch wärmer machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerung an eine merkwürdige alte Prophezeiung, bei Gelegenheit der gegenwärtigen Pabstwahl.

(Beschluß.)

Mit Canis et coluber finden wir **Leo XII.** bezeichnet. Hat er nicht mit strenger Wachsamkeit (einer Tugend, die zu den nöthigsten Eigenschaften eines Pabstes gezählt wird; daher sie auch das Prädikat canes führen), die Rechte seiner Kirche zu wahren gesucht, und seine Schlangenklugheit, die neben der Taubeneinfalt einen Pabst zieren soll, schon früher als Nuncius bei seinen verschiedenen Sendungen, ganz besonders bei Abschließung von Konkordaten, und als Pabst durch die Rückgabe des römischen Kollegiums ꝛc. an die Jesuiten, durch die Herstellung der Gefängnisse der Inquisition und durch die

Verbindung der südamerikanischen Republiken mit dem römischen Stuhl bewährt? — Noch bleibt Pius VIII. übrig, dessen Hinscheiden die Kirche so eben betrauert, und wer will ihm das Prädikat religiosus streitig machen, besonders wenn man sich seines ersten Hirtenbriefes erinnert?

Es möchte demnach diese Prophezeiung doch nicht so ganz leer und nichtig seyn. Wir wollen jedoch Niemanden zumuthen, darauf irgend eine Hoffnung oder Befürchtung zu gründen; denn wer sieht nicht aus den angeführten Beispielen, daß auf diese Weise nicht schwer zu prophezeien ist, da der Orakelworte immer nur wenige und diese so allgemein und unbestimmt gefaßt sind, daß aus ihnen Alles gemacht werden kann, zumal der Raum, woraus der Stoff zur Deutung genommen wird, nicht kleiner ist, als die ganze Welt, d. h. alle in ihr, während der Lebenszeit eines Pabstes vorfallenden Begebenheiten. Damit aber von unsern gegenwärtigen Lesern diejenigen, die jung genug sind, noch einige Pabstwahlen zu erleben, im Stande seyn möchten, die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Weissagung doch wenigstens bei einigen der nächsten Stuhlveränderungen zu prüfen, so setzen wir der Kuriosität wegen noch die prophetischen Worte her, mit denen die nun noch folgenden dreizehn Päbste bezeichnet sind.

Der erste, dessen Wahl eben noch schwebt, ist angedeutet durch die Worte: De Balneis Hetruriae; dieß kann heißen: der neue Pabst werde herkommen aus Balnea regia, d. i. St. Bagnaria in der päbstlichen Delegation Viterbo (eine Meile südlich von Orvieto, dritthalb Meilen nördlich von Viterbo) im ehemaligen Hetrurien; es kann aber auch eine andere uns noch verborgene Beziehung (wie fast das De anzudeuten scheint) darin liegen. Sodann kommen die Bezeichnungen:

Crux de cruce (Kreuz vom Kreuze),
Lumen in coelo (Licht am Himmel),
Ignis ardens (brennend Feuer),
Religio depopulata (gänzlicher Religionsverfall),
Fides intrepida (unerschrockner Glaube),
Pastor angelicus (englischer Hirte),
Pastor et nauta (Hirt und Schiffer),
Flos florum (Blume der Blumen),
de medietate lunae (den halben Mond oder das erste Viertel betreffend),
de labore solis (mühevoller Kampf der Sonne),
Gloria olivae (Ruhm oder Herrlichkeit des Oelzweigs).

Und nun kommt die ominöse Dreizehn, die man ja auch an keinem Tische gerne sitzen hat, weil an sie der Aberglaube Tod und Untergang knüpft. Wirklich schließt auch Malachiä Verkündigung mit folgenden Worten: In persecutione extrema sacrae Romanae Ecclesiae sedebit Petrus Romanus, qui pascet oves in multis tribulationibus; quibus transactis civitas septicollis diruetur et Judex tremendus judicabit populum. d. h.: Während der lezten Verfolgung der h. röm. Kirche wird Petrus Romanus (oder Petrus aus Rom) auf dem heil. Stuhl sitzen, und die Schaafe unter vielen Drangsalen weiden, und nach denselben wird der Siebenhügelstaat zusammenstürzen und der furchtbare Richter das Volk richten. — Merkwürdig ist, daß in der ganzen Reihe der Päbste (den Apostel Petrus abgerechnet, der als der erste Pabst mitgezählt wird) kein Petrus vorkommt, weil die Knechte der Knechte Gottes aus Bescheidenheit es vermieden, den Namen des heil. Apostels zu führen, während sie dessen unmittelbare Nachfolge anzusprechen sich berufen hielten. So läßt denn diese Prophezia veridica, wie der Ausleger sie nennt, durch eine großartige Parodie der Geschichte es kommen, daß, so wie der Name Romulus nur in dem ersten und in dem lezten Beherrscher des alten, weltlichen Roms zusammentraf, so auch nur das erste und das lezte Oberhaupt des neuen, geistlichen Roms mit dem Apostel- und Märtyrernamen Petrus geschmückt erscheinen. Dann würde man freilich mit tiefer Doppelbedeutung, ja, wenn das judicabit populum im Sinne des ital. Auslegers das jüngste Gericht bedeutete, mit dreifacher Bedeutung sagen können: Sic transit gloria mundi! Und wenn die noch folgenden Päbste eben so kurz, und einige darunter noch kürzer als Pius VIII., und die übrigen etwa so kurz wie Pius III. oder Pius IV. regieren, so könnte zugleich noch eine andere alte Prophezeiung mit in Erfüllung gehen, die das Ende der Welt auf das Jahr 1847 verkündigt, und dann hätten Malachias und sein Ausleger bis zum Punktum Recht. Demnach hätten wir von dem Kometen von 1834 noch nicht Alles zu fürchten, ihn aber doch gleichsam als den anzeigenden Deuteschlag anzusehen, der bei einer Wanduhr, hier der Weltuhr, fünf Minuten dem Ausschlag der Stunde, hier der lezten hienieden, vorausgeht. — Wollte aber Jemand mit dem judicabit einen andern Sinn verbinden, etwa wie die Franzosen von 1798, als es das Ansehen hatte, daß Pius VI. der lezte Pabst seyn werde, den wollen wir gleichfalls in seinem Glauben nicht stören; nur muß er nicht frohlocken wollen: denn auch nicht Luther, noch sonst ein Mensch oder Menschenwort heißt der Fels, auf den Christus seine Kirche gegründet hat. Was die Pforten der Hölle nicht sollen überwinden können, muß in dem heiligen Geiste stehen, der da nicht nur heißt Licht, sondern auch Liebe; und in keiner sichtbaren Kirche wird jemals jenes rein und ungetrübt, diese lauter und ungefälscht sich darstellen können: denn Sein Reich ist nicht von dieser Welt!

Korrespondenz-Nachrichten.

Turin, Januar.

Zustand von Savoyen.

Sie wünschen von mir einige zusammenhängende Nachrichten von Piemont und Savoyen, besonders in sittlicher Hin-

sicht. Damit könnte ich mich nun kurz fassen, wenn ich Ihnen sagte: Land und Leute, Haus und Hof sind heutzutage wieder so ziemlich wie zu Karl Emanuels und Victor Amadeus III. Zeiten; die kurze französische Episode hat nichts dauernd Gutes gewirkt, weil sie zu unvorbereitet kam und weil sie in der kurzen Zeit nicht tief genug einging. Bei der Restauration wurden wieder alle Räder ins alte Gleis gesezt, und darin laufen sie denn auch mit geringen Ausnahmen bis auf den heutigen Tag. Mit solchen trockenen Bemerkungen ist aber den Lesern natürlich nicht zu einer Zeit gedient, wo der nordwestliche Gürtel von Italien, das Nachbarland zweier kühn aufstrebenden Länder, alle Aufmerksamkeit verdient. Ich will also etwas genauer eingehen, und ich kann dies um so leichter, da meine frühern Korrespondenzen aus Turin und Chambery hierin Manches vorbereitet haben. Wer aber heutzutage vom sittlichen Leben eines Volkes sprechen will, darf seine öffentlichen Verhältnisse nicht ausschließen, weil diese jenes bedingen, erweitern oder beschränken.

Es ist nicht so leicht, als man wohl glaubt, einen klaren Begriff von dem sittlichen Charakter der Volksstämme zu geben, aus denen unser sardinisches Königreich besteht, und die untereinander so ungleich sind, wie ihre Geschichte. Gibt es wohl etwas heterogeneres, als den einst weitherrschenden, mit Meer, Schiffahrt und Handel genau befreundeten, reichen und stolzen Genueser, und den armen, in einem dürftigen Lande am Fuß der Gletscher lebenden, bescheidenen Savoyer? Nicht weniger stehen Sardinier und Piemontesen von einander ab; von den Unterthanen Sr. Majestät in Cypern und Jerusalem zu geschweigen, denn diese sind vorerst nur noch in dem Titel, und unsere Regierung selbst weiß blutwenig von diesen überseeischen Subjekten. Ich kenne alle die sardinischen Kontinentalländer ziemlich genau, ich lebte längere und kürzere Zeit in Piemont, Nizza, Genua und Savoyen, und überall habe ich gefunden, daß Land und Einwohner lange nicht das sind, was sie seyn könnten. Sonderbar ist es, daß man dies im Lande recht gut weiß, aber doch keine Bitte um Besserung durchdringt, und so groß ist die Macht der Gewohnheit, daß die Leute bisher immer glaubten, es könne nicht anders seyn. Ich spreche zuerst von Savoyen. Diesem interessanten Land fehlt es nicht an Einwohnern, denn man findet Savoyarden in allen großen und kleinen Städten Europas, wohl aber an Brod für sie; darum wandern sie zu Tausenden aus. Im Lande ist es, als hätten die Leute keine Arme, und doch sind sie das fleißigste, anstelligste und unermüdlichste Volk, wenn sie einmal über ihre Landesgrenze sind. Was unternähme und triebe ein Savoyarde nicht? Es ist nicht zu läugnen, daß dies Volk jezt nicht mehr ist, was es ehemals war; der sardinische Druck und die Mischung mit den Piemontesern — denn alle Beamten werden von hier hingeschickt — haben den Savoyern etwas von ihrer ehemaligen Offenheit und von ihrem Freimuth genommen. Fast Alle denken sehnsüchtig an die französische Zeit zurück, die dem Lande so wohl that, die niedergedrückten Einwohner wieder aufrichtete und ihnen Selbstbewußtseyn gab; wehe aber dem, der dergleichen Gesinnungen nach der Restauration hätte laut werden lassen! Dadurch ist Verstellung in den sonst so offenen Volkscharakter gekommen; dessen Güte und Milde haben aber doch die Piemonteser nicht ganz unterdrücken können. Ein Glück ist es für die Savoyer, daß sie Genf, Waad und Frankreich nahe haben, denn da sehen und hören sie doch Manches, was sie wieder aufrichten kann. Freilich thut die sardinische Regierung alles Mögliche, um diese Kommunikation mit den Nachbarländern zu erschweren; dies ist aber doch nicht ganz möglich, denn um ihre bedeutenden Abgaben zu zahlen, müssen die Savoyer ihre Naturerzeugnisse, ihr Holz, Korn, Butter, Schmalz, Fleisch, Geflügel und Fische zu Markt tragen. Dafür bringen sie von Vevey, Lausanne, Morges, Rolle, Nyon und besonders von Genf nicht nur baares Geld, sondern auch Ideen nach Haus; denn den klugen Leuten entgeht in den fremden Städten nichts, sie haben überall die gesunden Augen offen, und bei meinen häufigen Gebirgsreisen im Innern des Landes bin ich gar manchmal über die Bemerkungen und das Urtheil der Leute erstaunt, die freilich nicht lesen und schreiben, dafür aber nachdenken und vergleichen können. (Die Forts. folgt.)

Paris, Februar.

Beobachtungen an der Magnetnadel bei Gelegenheit des Nordlichts.

Manchen Lesern ist es vielleicht willkommen, die Beobachtungen, welche der Physiker Arago bei dem starken Nordlicht am Abend des 7. Januar an der Magnetnadel gemacht hat, mit ihren eigenen zu vergleichen.

Die Nadel, an welcher täglich die Deklination (die Abweichung vom Nordpunkt gegen Ost oder West in der Ebene des Horizonts) beobachtet wird, wurde am 7. Januar schon Nachmittags so unruhig, daß Arago darin die Vorläufer eines Nordlichts erkannte. Statt daß die Bewegung gegen Westen, wie gewöhnlich, um ¼ auf 2 Uhr aufhörte, dauerte sie noch um 5 Uhr fort, und um diese Zeit war die Deklination um 12 Minuten 40 Sekunden stärker als gewöhnlich. Eine so bedeutende Verrückung und die Richtung, in der sie stattfand, ließen keinen Zweifel über die Ursache; nur wußte man noch nicht, ob sich das Nordlicht über den Horizont von Paris erheben würde; aber nicht lange, so zeigte es sich wirklich. Es wurde von gegen sechs Uhr bis um halb ein Uhr, wo es allmählig verschwand, unausgesezt beobachtet. Um 6 Uhr 10 Minuten hatte die Deklination der Nadel seit 5 Uhr um 45 Minuten 8 Sekunden abgenommen, um 6 Uhr 15 Minuten um 48 Minuten 57 Sekunden; um 6 Uhr 18 Minuten um 50 Min. 58 Sek.; von da an nahm sie wieder allmählig zu bis 7 Uhr 15 Minuten, wo sie das Maximum erreichte. Nach einem Stillstand von einigen Augenblicken ging die Nordspitze der Nadel wieder gegen Ost zurück. Das Minimum der Deklination wurde um 8 Uhr 30 Minuten beobachtet. Vergleicht man die Deklination zu dieser Stunde mit der um 5 Uhr Abends, so ergibt sich, daß durch den Einfluß des Nordlichts die wagerechte Magnetnadel um einen Grad 6 Minuten 47 Sekunden verrückt worden ist. Die Beobachtungen sind bis auf 5 Minuten ganz genau.

Gleich auffallend war der Einfluß des Nordlichts auf die Inclinationsnadel (die, in ihrem Schwerpunkt aufgehängt, sich in der Richtung des Meridians senkt). Sie wurde den ganzen Abend sehr fleißig beobachtet, ihre Bewegungen zeigten aber nicht die geringste Uebereinstimmung mit dem Gange der horizontalen Nadel. So nahm zuweilen die Deklination zu, während die Inklination abnahm, ein andermal dagegen bewegten sich beide Nadeln gleichmäßig miteinander. Auch geschah es mehr als einmal, daß die eine Nadel beinahe ganz ruhte, während die andere am unruhigsten war. Die schwächste Inklination war an diesem Tage um 2 Uhr 10 Minuten Nachmittags, die stärkste um 7 Uhr 35 Minuten. Der ganze Unterschied betrug 21 Minuten, und dies ist äußerst auffallend, wenn man weiß, daß zu gegenwärtiger Jahreszeit die tägliche Variation an der Inklinationsnadel kaum etwas über eine Minute beträgt.

Selbst als das Nordlicht am stärksten war, ließ sich am atmosphärischen Elektrometer auf der Sternwarte keine Spur von Elektrizität bemerken, und dies bestätigt Aragos frühere Behauptung, daß das Nordlicht und die Elektrizität in keinem Rapport miteinander stehen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 17.

Buchhandlung.

No. 39.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 15. Februar 1831.

— Ritter, nicht zu fassen
Ist mit Worten mein Vergehn;
Deiner Magd ist recht geschehn.

Fr.. Leopold v. Stollberg.

Der Brautstein *).

„Bleibst du mir treu und eigen,
Wenn ich dir ferne bin?
Wird nie dein Herz sich neigen
Zum andern Buhlen hin?
Des Fernen Angedenken
Mag bald die Zeit versenken
Im wankelmüth'gen Sinn!“

Sie saßen auf der Haide
Im grünen Birkenwald,
Auf einem Steine beide,
Von Liebeslust durchwallt.
Da hat sie sich entrungen
Dem Arm, der sie umschlungen,
Mit zärtlicher Gewalt.

Kaum läßt der Schmerz sie sprechen,
Sie weint und schluchzet laut:
„Sollt' ich die Treue brechen,
Die dir ist längst vertraut?
Kannst du mein Herz so kränken,
Für ihre Liebe schenken
Solch bittres Wort der Braut!

„Wohl mögen Jahre fliehen,
Nicht flieht der Treue Wort;
Mag der Geliebte ziehen,
Die Liebe zieht nicht fort,
Könnt' auch durch eignes Leben
Sich dieser Fels erheben
Und ändern seinen Ort.

„Ja! mög' er sich entrütteln
Aus seiner tiefen Kluft,
Die harten Glieder schütteln
Ein Ries' in freier Luft,
Mich mit des Todes Schrecken
Verfolgen, und bedecken
Lebendig in der Gruft:

Wenn dir die Treu' ich breche,
Mir theurer als mein Blut,
Wenn je, was ich verspreche,
Vergißt der Wankelmuth;
Ein Buhle mich gewinnet
Und ihn mein Leichtsinn minnet
Mit neuer Liebesgluth!“

Der Reiter ritt von dannen
In's Feld zu mancher Schlacht,
Und ihre Thränen rannen
Um ihn in mancher Nacht;

*) Der Stein, an welchen diese Sage geknüpft ist, ist ein rothgesprengter Granit, etwa vier Fuß über der Erde hervorragend, und steht auf der Kolborner Haide bei dem Städtchen Lüchow im Königreich Hannover.

Und auf der weiten Haide
Da hat, in Lust und Leide,
Sie seiner viel gedacht.

Und als im Birkenhaine
Nun wieder grün es war,
Da saß sie auf dem Steine,
Getrennt von ihm ein Jahr.
Da kam daher gegangen
In frischer Jugend Prangen
Ein Jüngling, wunderbar.

Im grünen Jägerkleide
War er so mild und hold,
Er fragt nach ihrem Leide
Und Trost und Thränen zollt;
Süß Wort aus rothem Munde,
Mit feuchtem Aug' im Bunde,
Gewinnen mehr als Gold.

Kaum saß sie auf dem Steine
Am andern Tage da,
Im duft'gen Birkenhaine,
War auch der Jäger nah.
So rosenmilde Wangen,
So edler Stirne Prangen
Ihr Auge nimmer sah.

Es zog sie immer wieder
Zum Walde unbewußt:
Das süße Gift drang nieder
Tief in die junge Brust.
Und als ein Mond verflossen,
Da hat sie ihn umschlossen
In heimlich süßer Lust.

Und horch! die Glieder schüttelt
Der Stein im finstern Schooß;
Aus seiner Tiefe rüttelt
Zum Leben er sich los;
Und jäh empor gethürmet,
Auf die Erbleichte stürmet
Der Rächer, riesengroß.

Sie fliehet durch die Bäume,
Sie flieht in wilder Hast;
Er treibt sie durch die Räume,
Verfolgend ohne Rast;
Zum immer engern Kreise
Drängt ihres Laufes Gleise
Die ungeheure Last.

So floh sie nach dem Orte,
Wo fest der Stein sonst lag,
Wo einst mit heil'gem Worte
Brauttreue sie versprach:

Da sank erschöpft sie nieder,
Die Angst lähmt alle Glieder,
Vor Grau'n ihr Herz zerbrach.

Zerstampft vom Stein, verschlinget
Sie der zerriß'ne Grund;
Ihr rothes Blut entspringet
Und färbt des Felsens Rund,
Und deckt die nahe Haide
Mit einem rothen Kleide,
Das ihren Tod macht kund.

Der Reiter kam geritten
Vom fernen Ungarland,
Wo Ruhm er sich erstritten
Und gute Beute fand.
Er zieht im Birkenhaine
Beim späten Abendscheine
Zum Steine, wohlbekannt.

Der Stein, der sonst lag nieder,
Steht aufgerichtet da,
Und roth sieht er ihn wieder,
Den grau er immer sah;
Und nie sah er die Haide
In rother Blümlein Kleide,
Wie hier dem Steine nah.

Da zuckt ein böses Ahnen
Ihm durch das treue Herz,
Und weckt, ein fernes Mahnen,
Ihm ungemeßnen Schmerz.
Er zieht sein Schwerdt und schmettert,
Daß rings es Funken wettert,
Den Stein mit scharfem Erz.

Welch Wunder! da entspringet
Von Blut ein rother Strahl,
Und aus der Tiefe dringet
Ein Wehlaut herbster Qual.
Bei jedem neuen Schlage
Ertönt Geächz und Klage
Und Blut springt jedesmal.

Da reißet von der Stelle
Ihn des Entsetzens Hand,
Es trägt sein Roß ihn schnelle
Zum Krieg in Feindesland.
Doch einen Strauß von Haide
Pflückt' er, zu seinem Leide
Brauttreue nun genannt.

F. Helms.

Sitten und Leben in den Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Auf den umliegenden Höhen und Bergen von Bagnères sind überall nette verschwiegene Sennhütten, wo ausge-

ruht werden kann, desgleichen offene und versteckte Rasenplätze, duftende Baumgruppen und eine Menge traulicher Pfade, die in den Wald führen. Das Tageslicht ist hier milder und manchmal sogar in süßes Düster übergehend. In dem reinen, aufregenden Aether duften Blumen und Kräuter; reizende Stellen mit und ohne Aussicht, Moos- und Rasenbänke auf jedem angenehmen Fleckchen. Oft ziehen auch dünne Nebel heran und verhüllen die Spaziergänger, die dabei an die gefälligen Wolken der griechischen Götter- und Heroenwelt denken können. Abends, nach dem reichlichen Diner findet man sich in den glänzenden Sälen Frascatis, und gar manche Blicke begegnen sich hier in süßer Erinnerung vom Morgen her, oder bereiten unter Musik und Tanz künftige Morgen vor. In den Sälen und in den Gesellschaften findet sich alles das Lächerliche zusammen, woran Paris keinen Mangel hat, was aber dort weit weniger bemerkt wird, weil es vertheilt ist. Freilich ist im Faubourg St. Germain, im Marais und in der Chaussée d'Antin viel Komisches ganz verschiedener Art, man muß aber in diese Stadttheile gehen, um es zu finden und zu beobachten, denn diese sind wahre Zonen. Hier ist hingegen Alles beisammen, und die Gesellschaft bildet ein großes Stück florentinischer Mosaik, dessen einzelne Theile in Formen und Farben ganz verschieden sind. In Frankreich noch mehr als in Deutschland hat jede Stadt ihre eigene Art und Weise. Der Fremde merkt es nicht so, wohl aber der Pariser, der mit süßem, selbstgefälligem Lächeln auf alle herabsieht und überzeugt ist, daß sie Alle unter ihm stehen. Die Leute aus den kleinen französischen Städten nehmen hier gern einen Rang an, der ihnen nicht gehört. Es gehen da eine Menge falsche Barons und Pseudo-Komtessen herum. Wie glücklich wären die Franzosen dieser Art, wenn sie die deutschen Titel der Räthe, Hofräthe, geheimen Hofräthe, geheimen Hof- und Finanzräthe, Kriegs- und Domänenräthe, Geheimenräthe u. s. w. hätten, die jenseits des Rheins so viele beglücken. Man thut aber wohl, wenn man darüber ein Auge zudrückt und jeden nimmt, wofür er sich gibt. In Bädern muß einer mit dem andern nachsichtig seyn. Es wäre peinlich, langweilig und ungesund, wenn man in Rechte und Ansprüche eingehen wollte. Alle angenommenen Rollen werden ja auf der nächsten Poststation abgelegt. Manche Damen kamen in der Meinung hierher, Bagnères gebe nicht allein den Adel und Ordensbänder, sondern auch Jugend und Schönheit. Dieser Irrthum wird ihnen aber bald benommen, wenn sie sich neben gefeierten jungen, schönen Frauen allein sehen. Nirgends, glaube ich, gibt man sich so unsägliche Mühe, zu scheinen, was man nicht ist, sich höher zu stellen als andere, damit man mehr gesehen werde. Sieht man diese lärmenden Marionetten, deren Fäden von der Eitelkeit gezogen werden, so überzeugt man sich, daß diese die Lebensluft der Franzosen ist. Damit nichts fehle, was ihnen unentbehrlich ist, so hat sich auch ein Theater aufgethan. Die Spielsäle hingegen, die ehemals viel Unheil anstifteten, sind nun Gottlob geschlossen, was viele gar sehr bedauern. Verzweifeln Sie aber nicht, es findet sich hier auch außer dem Falschen, Verdorbenen und Lächerlichen, manches Gute und Achtenswerthe zusammen. Hierher rechne ich besonders die von Paris in ziemlicher Zahl herkommenden Literatoren, Gelehrte und Künstler. Viele gebrauchen die Bäder gar nicht, sondern gehen nur über Bagnères, weil es der Weg in die Pyrenäen ist, die jezt außerordentlich Mode in Paris sind.

Eine andere Gestalt hat die Badewelt in Cotereß. Die verschiedenen Pyrenäenbäder zeichnen sich überhaupt alle durch ihre Gesellschaftsphysionomie aus, und dieß kömmt von der vorherrschenden stehenden Klasse der Besucher. In den östlichen Bädern, in Preste und Arles, herrscht die Languedocsche und Roussillonsche Lebhaftigkeit vor. In Ostat, Ax und Bagnières-Luchon finden sich die liebenswürdigen Männer und die blühenden, rosigen Frauen aus Toulouse zusammen. Die eleganten, leicht gehenden, fast schwebenden Damen aus Bordeaux gehen nach Bagnières-Adour. Das düstere, finstere Barege, von dem ich Ihnen vor einigen Monaten schrieb, ist, so zu sagen, ein Militärhospital, und hat eine gemischte Bevölkerung. Paris, seine ausgezeichneten Männer und seine liebenswürdigen Frauen, desgleichen die lächerlichen Kopien jener Vorbilder, Paris geht nach St. Sauveur und besonders nach Cotereß. Lange war der Aufenthalt da sehr angenehm, und ein fröhliches Fest drängte das andere. Dies ist aber leider nicht mehr so; denn die Politik, die in Frankreich so sehr herrscht und so viel Gutes und Schönes erdrückt, ist bis an den Fuß der Pyrenäen gedrungen. Wie in Paris, ist Alles hier Partheiung geworden; man scheut sich, man beobachtet sich, und gar Manche schließen sich nicht näher an einander an, weil sie fürchten, auf feindliche Meinung zu stoßen und sich dann nicht mehr sehen zu können. Die Franzosen, und zumal die Pariser, sind ein kluges, geistreiches und gebildetes Volk, und doch sind sie noch nicht so weit gekommen, daß sie für einen kurzen Badeaufenthalt, bei dessen Frieden und Freude die Gesundheit so sehr interessirt ist, als geltende Uebereinkunft angenommen haben, daß alle politische Farbe verschwinden muß, und daß es ein Mißgriff der ganzen Gesellschaft gegenüber ist, sie zur Schau zu tragen oder gar zum Gegenstand von Diskussionen zu machen. Ich fürchte, daß dies künftigen Sommer noch ärger hier seyn wird, als vergangenen, denn die Juliustage und alle ihre Folgen sind eben nicht geeignet, die politischen Partheien in Paris verträglicher zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Turin, Januar.

(Fortsetzung.)

Savoyen. Piemont.

Savoyen zahlt jährlich gegen drei Millionen Franken Abgaben, eine ungeheure Summe für ein so armes Land. Um dies zu erschwingen, müssen die Savoyer wenigstens sechs bis acht Monate ins nahe und ferne Ausland wandern, und sich allen Lebensgenuß versagen, um nur so viel als möglich an die Nachbarn zu verkaufen und Geld zu lösen. Sie verkaufen alle Erzeugnisse der Landwirthschaft und der Viehzucht, versagen sich jeden Lebensgenuß, jeden guten Bissen, leben von groben Kartoffeln, Kastanien, die wohlhabendern von schwarzem Brode, um Getreide, Eier, Butter, Schmalz und Geflügel an die Nachbarn verkaufen zu können. In Beziehung auf Gewerbfleiß sind allerdings einige Erleichterungen eingetreten; die Regierung hat, besonders auf Vermittelung des verstorbenen Ministers Cholex, die Anlegung von Fabriken erlaubt und selbst begünstigt, wenn Niemand in Piemont darunter litt; die Savoyer haben vergangenes Jahr an der hiesigen Industrieausstellung Theil nehmen dürfen; dies war aber auch die ganze Erleichterung, sonst ist Alles beim Alten geblieben. Piemont gestattet Savoyen keinen Vortheil, der ihm selbst im Geringsten schädlich seyn könnte. So z. B. wird dem Lande nicht erlaubt, eine eigene Universität zu errichten; dagegen sprechen gar mancherlei Gründe. Erstens entginge dadurch der Turiner Universität und den Bürgern der Hauptstadt ein Bedeutendes, und zweitens, wenn sie, wie es in diesem Augenblick der Fall ist, die Hörsäle schlösse, so könnten die Studenten nach Savoyen gehen und dort lernen; dies wäre aber wieder sehr fatal. Der savoyische Senat, der das Land wenigstens in Beziehung auf Justiz vertreten soll, ist nur noch ein Schatten. Die armen Leute haben keinen Repräsentanten, keinen Mittelsmann bei der sardinischen Regierung; in seine armen Thäler werden noch piemontesische Truppen geschickt, welche besonders jezt, seit den Unruhen in Annecy, sehr an Zahl zugenommen haben; unglücklicherweise ist darunter noch viel Kavallerie, für die in dem Gebirgsland nur schwer Futter aufgetrieben werden kann, weßhalb manche nützliche Kuh abgeschafft werden muß, die einer armen Familie Nahrung gab. Früher unter Karl Emanuel waren keine Truppen im Land, es wehrte sich selbst. Savoyen hat über 400,000 Einwohner; davon können wenigstens 80,000 die Waffen tragen, und als mächtige Bundesgenossen haben sie noch Berge, Felsen, Klüfte und Waldströme. — Wer weiß es nicht, daß Piemont eines der schönsten und reichsten Länder ist, und wer bedauert nicht, daß bisher so wenig aus ihm geworden? Dies wäre freilich eine Kunst bei diesem Volk, das alle übeln Eigenschaften seiner italienischen und französischen Nachbarn vereinigt, ohne eine gute zu haben. Gibt es etwas Erbärmlicheres, als diese Verehrung der Excellenzen, der Ordensritter, der Durchlauchten und der gnädigen Herren, abgesehen von allem Verdienst, von aller Würdigkeit? Gleich groß ist die Verehrung des Volks für Mönche, Abbés, Büßende und geistliche Associationen. Man kann die Piemonteser in drei Klassen theilen: die Vornehmen, hier Große genannt, die Bürger und die „kleinen Leute," wie man hier in Turin zu sagen pflegt. Die Bürger sind, besonders hier, recht unterrichtet, die „Großen" aber sind zu stolz, als daß sie etwas lernen sollten, und zu unwissend, um es zu merken, daß sie nichts wissen. Auf Lotterien sind die Leute ganz versessen; darin läßt ihnen auch die Regierung ganz freien Lauf, und es ist unglaublich, welch großen Nachtheil dies Institut dem Lande bringt. Von Zeit zu Zeit erhält ein Kloster von der Regierung das Recht, eine Lotterie zu ziehen, und dann reißen sich die Leute um diese geistlichen Loose, auf denen ein besonderer Segen ruhen soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Februar.

Zustand der Theater.

Es erscheinen jezt nur sehr wenige neue Werke, und selbst die Romane und Erzählungen vermindern sich, seitdem die Eigenthümer der Lesebibliotheken, fast die einzigen Käufer dieser Art von Werken, es nicht mehr erschwingen können, so viel Makulatur zu bezahlen. Auch auf der Bühne haben wir nichts Neues, desto mehr Uebersetztes und Aufgewärmtes mit neuen Namen. Ich erinnere mich nicht, ob ich Ihnen gesagt habe, daß die ehemals so hübsche Madame Vestris selbst Directrice eines Theaters geworden ist. Sie hatte gleich anfangs sehr vielen Zulauf; was denselben aber noch vermehrt hat, sind der schönen Schauspielerin — schöne Beine! Ja, lieber Leser, ihre Beine. Mad. Vestris Beine sind von jeher bei unsern jungen Männern berühmt gewesen. Nun aber hatte man sich mit der Zeit daran gewöhnt, ihre Beine zu sehen, und Manche mochten sie haben spielen sehen, ohne je daran gedacht zu haben; da erschien vor ein Paar Wochen ein italienischer Gipsmodler vor dem Lord Mayor und klagte, daß ihm einer seiner Arbeiter — Abdrücke von Mad. Vestris Beine gestohlen und verkauft habe. „Ja," erklärte er dem erstaunten Beamten, „Mad. Vestris Beine sind weltberühmt, und da ich so glücklich war, einen Abdruck davon nehmen zu dürfen, so versah ich alle Künstler, welche das schönste Muster von einem Bein zu haben wünschten." Was nun weiter aus dem Beindieb geworden ist, hat man nicht vernommen, und Manche, welche Weltkenner seyn wollen, sehen in der Geschichte nichts mehr und nichts weniger als einen Puff. Auf jeden Fall hat die Eigenthümerin der Beine dabei gewonnen. Während Mad. Vestris ihre Taschen füllt, sind die Eigenthümer und Pächter anderer Theater damit beschäftigt, die ihrigen zu leeren, und zwar durch das beste Mittel in der Welt — durch Prozesse. Bekanntlich haben die beiden Theater Drurylane und Coventgarden schon von Karl II. her ein Patent, kraft dessen sie allein berechtigt sind, innerhalb eines gewissen Bezirks, den man zu London rechnet, eigentliche dramatische Vorstellungen zu geben, die man billigerweise Trauer-, Schau- oder Lustspiele nennen kann. Indessen haben die Eigenthümer derselben längst gefunden, daß sie eher dabei verlieren, als gewinnen würden, wenn sie das ganze Jahr spielten, und schließen deswegen ihre Häuser gewöhnlich während der Sommermonate. In Folge dessen erhielt schon vor 80 Jahren das sogenannte Haymarket-Theater auf sieben Monate des Jahrs die Erlaubniß, ähnliche Vorstellungen zu geben; aber die Eigenthümer desselben spielen seit mehreren Jahren lieber drei Monate lang allein, als eine längere Zeit, wenn die größern Häuser auch offen sind. Unter Georg III. entstand ein neues Theater, das Lyceum, später das englische Opernhaus genannt. Ein gewisser Arnold erhielt ein Patent, Opern mit Recitativ aufführen zu dürfen. Es fand sich indessen bald, daß das englische Publikum diesem ewigen Singsang in seiner eigenen Sprache keinen Geschmack abgewinnen konnte, und Arnold erhielt jezt die Erlaubniß, Opern mit Dialog vermischt aufführen zu dürfen; auch machte er von dieser lezten Clausel einen so guten Gebrauch, daß er sogleich ein Lustspiel — mit sechs Liedern aufführte, und zwar mitten in der besten Jahreszeit, wo die alten Patenttheater ihre Erndte erwarten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 40.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 16. Februar 1831.

War so was wirklich hier, wovon wir sprechen?
Oder aßen wir von jener tollen Wurzel,
Die den Verstand gefangen nimmt?

Shakespeare.

Die geheimnißvolle Braut.

Nach dem Englischen des Schäfers von Ettrick.

Eine Menge Leute fangen heutzutage an zu behaupten, es gebe keine Gespenster, keine dem menschlichen Auge sichtbare Geister. Ja sogar Sir Walter Scott ist abtrünnig geworden und sucht mit seinen aus Glauben und Unglauben zusammengesetzten Geschichten kaltes Wasser auf die zuverläßigsten, obgleich am wenigsten handgreiflichen Erscheinungen der menschlichen Natur zu gießen. Die Leute sind nicht klug; ehe sie dergleichen behaupteten, hätten sie seyn sollen, wo ich oft gewesen bin, und wo der Laird von Birkendelly am Vorabend des St. Lorenztages im Jahr 1777, und mehrere Male nachher war.

Der Leser dieser Begebenheit, die sich zu meiner Zeit zugetragen, wisse also, daß der Weg von Birkendelly nach dem großen Dorfe Balmawhapple zwischen zwei so dichten Dornhecken läuft, daß kein Kaninchen durchkriechen könnte. Auf diesem Wege nun ritt der Laird von Birkendelly an dem genannten Abende. Den Hut auf einem Ohr, und mit der Peitsche auf dem Sattelknopf trommelnd, trällerte er sorglos ein Lied; da sah er auf einmal eine kurze Strecke vor sich eine ungemein schöne Frauengestalt, welche in derselben Richtung ging, wie er. „Aha," sagte der Laird zu sich selbst, „das ist ja ein herrlicher Magnet! Aber wo kann sie hergekommen seyn, da ich sie erst diesen Augenblick zu Gesicht bekomme? So was Schönes ist mir denn doch in meinem Leben nicht vorgekommen! Ich wollte, ich wäre ihr Liebhaber, und sie hätte mich hierher bestellt!" Indem der junge Mann dieses halblaut vor sich hin murmelte, sah sich die Schöne um, und zwar mit einem Blick, der ihm zu sagen schien, sie wisse, was er sich eben gewünscht, verschwand aber sogleich hinter einer Anhöhe, die man in der Gegend Birky-Brow nennt. „Geh' Du nur!" sprach er, „ich sehe schon, es wird nicht schwer halten, Dich einzuholen; ausweichen kann sie mir nicht, und ich erreiche sie, ehe sie noch an den Rehstall kommt." Mit diesen Worten beschleunigte er den Schritt seines Pferdes, sang aber nicht mehr, denn es wurde ihm wunderlich eng ums Herz, und er sagte oft zu sich selbst: „ein schönes Weib, wahrhaftig ein schönes Weib! aber wie mag sie so allein hierher kommen? sonderbar!"

Als er den Gipfel der Anhöhe erreicht hatte, war sie nicht mehr zu sehen, und doch überblickte er jezt ein größeres Stück der Straße als vorher. Dieß dünchte ihm immer sonderbarer, und da er meinte, sie wolle ihm entfliehen, obgleich sie vorher auf ihn zu warten geschienen, sezte er sich in scharfen Trab; bei jeder Biegung des Weges meinte er sie zu finden, aber immer vergebens. Sein Ritt ward immer schärfer, und er flog in gestrecktem Galopp hin, da rief ihm auf einmal eine Stimme entgegen: „Holla, Birkendelly! wo zum Henker fliegst Du denn hin?" Der Frager war sein Freund Macmurdie von Aulton. „Ich reite einem Weibsbild nach," erwiederte der Laird ganz unbefangen. „Nun, die kann Dir auf die

Weise nicht entgehen, wenn sie nicht in der Luft davon fliegt." — „Das wäre so unwahrscheinlich nicht. Ist sie weit voraus?" — „Wo voraus?" — „Auf dieser Straße." — „Auf dieser Straße? Birkendelly, Du bist verrückt; ich bin auf dem ganzen Weg keiner Menschenseele begegnet, und auf dem Weg, den Du gekommen bist, hat sie unmöglich ausbiegen können." — „Das weiß ich wohl," erwiederte der andere und biß sich in die Lippen; „das ist es eben, was mich konfus macht. So eben war ich ganz nah bei ihr auf dem Birky-Brow, und wenn ich mir's bedenke, so kann sie noch gar nicht so weit seyn. Sie hatte ein schneeweißes Kleid an, ein kleines grünes Hütchen mit Federn und einem grünen Schleier auf dem Kopf, der über ihre linke Schulter und bis mitten auf den Rücken herabfiel; es war eine so einnehmende Gestalt, daß Niemand hätte an ihr vorbeigehen können, ohne sie anzusehen. Aber scherzest Du nicht mit mir? bist Du ihr wirklich nicht begegnet?" — „Bei meiner Ehre, nein. Aber komm nur mit zurück, da werden wir ihr wohl begegnen; wahrscheinlich hat sie Dich vorbeisprengen lassen. Ich habe nur in der Mühle wegen Gerste für die Branntweinbrennerei nachzufragen und will mit Dir in's Dorf zurückreiten." Birkendelly begleitete seinen Freund; dieser bemerkte, daß der Laird ernsthaft und nachdenklich aussah, und vermochte kein Wort aus ihm herauszubringen, außer von der lieblichen Erscheinung mit dem weißen Kleide und dem grünen Schleier. Und sieh, als sie den Gipfel vom Birky-Brow erreicht hatten, da war das Mädchen wieder vor ihnen, und zwar auf demselben Fleck, wo sie der Laird vorher gesehen hatte, nur daß sie jezt in der entgegengesezten Richtung hinging. „Nun, sonderbarer ist mir doch noch nichts vorgekommen!" rief der Laird. „Was denn?" fragte Macmurdie. „Daß mir das Mädchen hat entschlüpfen können: sieh, da ist es wieder." — „Wo? ich sehe nichts." — „Dort in der Biegung; doch Du bist kurzsichtig; da geht sie eben die andere Anhöhe hinauf, mit dem weißen Kleid und grünen Schleier, gerade wie ich sie beschrieben habe. Welch ein liebenswürdiges Geschöpf!" — „Nun," sprach der andere, „da wir sie so nah vor uns haben, müssen wir bald sehen, wer sie ist." Zwischen dem Birky-Brow und der nächsten Anhöhe bildet die Straße an der Stelle, wo sie am niedrigsten liegt, einen stumpfen Winkel, wo die beiden Freunde nothwendig den Gegenstand, den sie zu erreichen suchten, aus dem Gesichte verlieren mußten. Aber sie ritten rasch zu, kamen bald um den Winkel herum und sahen — kein Mädchen. Sie sprengten die Anhöhe hinan, von wo aus sie eine sehr lange Strecke des Weges überblicken konnten, aber kein menschliches Geschöpf war zu sehen. Der Laird wurde todtenblaß; die Begebenheit fiel ihm um so schwerer auf's Herz, da er sich eben entsann, sein ganzes Leben hindurch öfter eine ähnliche Gestalt in seinen Träumen erblickt zu haben, mit der es eine schreckliche Bewandniß habe, ohne daß er sich recht zu erinnern wußte, was für eine. Umsonst bemühte sich sein Freund, ihn aufzuheitern und ihm seine bösen Ahnungen wegzuscherzen, und als er sah, daß er in sich selbst versunken blieb und auch keine Lust bezeugte, die Stelle zu verlassen, so wünschte er ihm endlich guten Abend und trabte allein der Mühle zu, während der Laird langsam nach dem Dorfe umlenkte.

Sein Inneres war tief ergriffen, die Schönheit der Gestalt hatte sein Herz unwiderbringlich gefesselt. Während er in tiefem Sinnen die heutige Erscheinung mit den Bildern seiner Träume zusammenhielt, blickte er einmal auf, und sieh — da war die Schöne wieder an der nämlichen Stelle, wo er sie zum erstenmal erblickt, und ging gelassen vor ihm die Anhöhe hinauf. Die Sonne war inzwischen untergegangen, aber es war ein heiterer Augustabend und alle Gegenstände lagen im hellen Lichte. Ergriffen von unwiderstehlicher Sehnsucht, mit dem räthselhaften Wesen zu reden, rief er ihr zu, sie möchte doch warten. Das Mädchen nickte willfährig und verkürzte seine Schritte. Als er um die Hecke kam, war sie noch immer da, aber schon oben auf der Anhöhe. Sie wandte sich um, grüßte ihn mit einem bezaubernden Lächeln und einer freundlichen Verneigung, und ging dann wieder langsam vorwärts. Allmählig verschwand sie hinter der Anhöhe, aber immer noch sah er den Hut und die Federn so nahe vor sich winken, daß er sie hätte mit einer Angelruthe erreichen können; jezt war er selbst auf dem Gipfel, aber das Mädchen war verschwunden. Nun zitterte er am ganzen Leibe, jezt fürchtete er eben so sehr, dem Phantom wieder zu begegnen, als er ihm so eben noch eifrig nachgestrebt hatte. Er ritt also gerade nach dem Dorfe, wohin er Geschäfte halber hatte gehen wollen, und kehrte in dem Gasthof ein; da hier bald sein Freund Macmurdie zu ihm stieß, so ward bis spät in die Nacht getrunken, gescherzt, gestritten, aber der Laird ließ es sich nicht ausreden, er habe die Person im weißen Kleide und grünen Hut wirklich gesehen, und sie sey die Person, welche ihm die Vorsehung zur Gattin bestimmt habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sitten und Leben in den Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Es gibt auch noch andere Verkehrtheiten und Uebelstände, die von der Hauptstadt herkommen. Obenan steht die Marktschreierei und die Eitelkeit, die in keinem Bad und in keiner Weltgegend geheilt werden kann, weil sie bei den Franzosen zu tief sizt, mit ihnen geboren wird und mit ihnen stirbt. Ruhige Fremde müssen wahr-

haftig glauben, sie seyen unter ein Volk von Komödianten gerathen. Durch Ramond, St. Amans, durch die sentimentalen Beschreibungen von Dusaule, Azais und Arbanères sind die Fußreisen in den Pyrenäen in Paris Mode geworden. Man möchte gern diesen unterrichteten Männern gleichen, denn dieß gäbe den Nachahmern doch einiges Ansehen, wenn sie sonst keins haben. Die jungen duftenden Pariser Elegants, die in Cotterets sind, lassen sich diese Gelegenheit nicht entgehen. Sie ziehen daher eine Blouse oder einen leichten, kurzen Rock an, setzen die bei den Pyrenäenbewohnern übliche Mütze auf, binden sich den landesüblichen rothen Gürtel um, nehmen einen langen, eisenbeschlagenen Stock in die Hand. Wer nun gerade erst ankommt und diesen gerüsteten Leuten, Pyrenäenrenomisten möchte ich sagen, auf der Straße begegnet, der denkt natürlich: das sind Maler, Zeichner oder Naturkundige, die ins Gebirg ziehen und auf die eisigen Höhen glimmen wollen; er sieht ihnen mit Interesse nach, und denkt vielleicht, die haben mehr Muth als ich. Wie wird er lachen, wenn er dahinter kömmt, daß alles eine bloße Mummerei ist, mit der sich die Herrn nur auf dem Platz oder höchstens auf dem nächsten Spaziergang herumtreiben, und die sie des Abends ablegen, um geputzt in den Salons zu erscheinen. Wer an Bergreisen gewöhnt ist, braucht nur auf ihren Gang Acht zu geben, um gleich zu sehen, daß diese schwankenden Schwächlinge nicht weit kommen würden. Diese kindischen Komödien mögen noch in großen Städten angehen, wenn etwas der Art gerade Mode ist, und dort zeigt sich das Lächerliche mehr bei den Massen, denn an den Individuen; aber hier in dieser großartigen Welt, so nah dem Gigantengang der Natur in Zerstörung und Schöpfung, an dem Ort, wo das Gemüth so zu Bewunderung und Anbetung des waltenden Weltgeistes geneigt ist, hier sind diese Zierbengeleien gar eckelhaft, man kann nicht mehr darüber lachen, wie anderwärts, man muß sie verachten.

Manche Damen wollen nicht zurückstehen, darum tragen sie auch lange, eisenbeschlagene Stöcke; darauf stützen könnten sie sich jedoch nicht, denn sie sind ganz dünn und zierlich. Es kommt ihnen nicht in den Sinn, Felsen und Schneehöhen zu trotzen; sie machen nur die allmächtige Mode mit. Doch war davon neulich eine Ausnahme. Zwei junge Damen beschlossen, eine Fußreise in die Pyrenäen zu machen; hören Sie nur, wie es damit ging. Wären Sie gerade von Cotterets fortgegangen, so hätte dies lange nicht genug Effekt gemacht, es wäre nicht davon gesprochen worden, kurz, es wäre nicht der Mühe werth gewesen. Für eine Gebirgsreise braucht es eine eigene Kleidung, wie für einen Ball oder für eine Komödienrolle; ein pikantes Kostüm war also das erste, und eigentlich das Haupterforderniß. Die Damen kleiden sich als Troubadours — nicht ohne Grund, da dieses Kostüm ihre schönen Körperformen ins hellste Licht setzte — lange, weite Beinkleider, ein kurzer, enganliegender Rock, über den schön ansbengenden Hüften von einem himmelblauen Gürtel gehalten (versteht sich, darunter geschnürt), und dazu ein eleganter, feiner Männer-Strohhut. Dies Kostüm erinnert mich an zwei schöne Pariserinnen, die ich voriges Jahr auf den Eisblöcken des Mer de glace bei Chamouni herumhüpfen sah. Sie trugen weiße Kleider, darüber Spenzer von Carmoisinsammt mit dicken goldenen Ketten, knappe Tuchkamaschen und Strohhüte mit weithinwehenden grünen Schleiern. Doch zurück zu den Cotteretsdamen. Zwei junge Männer sollten sie begleiten, versteht sich, auch in einem eigenen Kostüm. Sie lassen sich unbändig weite türkische Beinkleider von buntem, rothgestreiftem Zeug machen, dazu rothe Gürtel, die braune Bearner Mütze, kühnes, unternehmendes und unerschrockenes Antlitz, kecker, beweglicher Schritt. Es gingen noch mehrere junge Herrn mit; ihre Kleidung war zwar weniger auffallend, sie machten aber doch der Maskerade keine Schande. Man versammelte sich nicht etwa in einem Haus, sondern auf dem Markt. Hier wurde mit großer Bethulichkeit viel hantirt, gestikulirt und hin- und hergegangen; als endlich die Karavane, zwei Stunden später, als bestimmt war, denn es mußten doch gehörig viel Zuschauer herbeikommen können, versammelt ist, wird triumphirend abgezogen. Die Leute hatten eigentlich Recht, zu triumphiren, denn der Hauptzweck der ganzen Maskerade war nun erreicht, und alles Uebrige eine ganz unbedeutende Nebensache, besonders die Pyrenäenreise. Mit dieser ging es auch den Masken übel; denn kaum waren sie zwei Stunden bergauf gestiegen, so riß dem Pyrenäenrübezahl die Geduld über den Anblick und die Ziererei, er schickte ein tüchtiges Gewitter mit Sturm, Hagel und Regen. Sie können denken, wie in einer halben Stunde die Troubadours mit ihren dünnen, anliegenden Kleidern aussahen. Die ganze Gesellschaft war froh, mit den zahlreichen Führern und Viktualienträ, gern in einer Scheune am Gaubesee unterkommen zu können. Da brachten sie, eng zusammengedrängt und bunt unter einander, die Nacht zu. Wären ihre Kleider nicht durch und durch naß, wäre es nicht so kalt, und wäre der Salon nicht von dem unentbehrlichen Feuer voll Rauch gewesen, so hätte es noch angehen können; bei so viel Unannehmlichkeiten packte aber Unmuth und üble Laune Jedermann. Auf dem Rückweg am folgenden Morgen fielen auch an den Damenkleidern noch Verdrießlichkeiten vor, und es war ein Glück, daß der Zug wieder in Cotterets ankam, ehe viel Leute auf den Straßen waren. Einige Tage ließen sich die sämmtlichen Theilnehmer nicht sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Beschluß.)

Literarische Miscellen.

Vergebens kämpften die Patenttheater gegen diesen Einbruch in ihr Vorrecht, Arnold behauptete das Feld. Voriges Jahr nun brannte diesem sein Theater ab, und nicht zufrieden mit dem früher errungenen Siege, ist er beim König, unter dem Vorwande der Ermunterung des musikalischen Talentes, um eine Ausdehnung seiner Licenz eingekommen, welche Coventgarden und Drurylane den Garaus machen würde. Se. Maj. verwies die Sache an Lord Brougham als Schiedsrichter, und dieser hat nun, mit Zuziehung zweier andern Richter, zehn oder zwölf Abende gesessen und die beiderseitigen Rechtsanwälte vernommen. Sie können sich denken, daß alle Theaterliebhaber auf den Ausgang begierig sind.

Lord Kingsborough verehrte unlängst der asiatischen Gesellschaft ein Exemplar seines Prachtwerkes über die Alterthümer von Mexiko, in sieben großen Foliobänden; die ersten vier Bände enthalten Kupferstiche, die andern drei den Text in spanischer, italienischer, französischer und englischer Sprache. Das Werk enthält eine Sammlung aller mexikanischen Hieroglyphen, die man in den Bibliotheken Europas findet. Lord Kingsborough verwandte neun Jahre und 30,000 Pf. St. auf die Sammlung und den Druck.

Unter der Handschriftensammlung des sel. Earl of Guildford, welche Evans verkauft, finden sich Originalbriefe Machiavellos von 1515 bis 1522, also aus der Zeit, in welcher er seine hohe politische Stellung behauptete.

Trant erzählt in seinem neuen Werke, **Travels in Greece**: „Ich habe die Ehre gehabt, mit dem Kavudan-Pascha (in Konstantinopel) Ecarté zu spielen; ich habe gesehen, wie die Mitglieder des türkischen Kabinets an der Tafel des Grafen Guilleminot auf die Gesundheit des Königs von England und Karls X. Champagner tranken; ich war zugegen, als Ahmed Bey, Obristlieutenant der Garde zu Pferde und erster Adjudant des Sultans, eine Dame aufforderte, mit ihm zu walzen und den ganzen Abend hindurch tanzte; ich kann berichten, daß die türkischen Damen ihren Schleier jezt hinlänglich lüften, daß die Ungläubigen einen Theil ihrer Stirn, ja sogar ihrer Nase zu sehen bekommen; daß Sultan Mahmud Stiefeln, Sporen, Pumphosen und Handschuhe trägt, gleichwie ein Christ." Trant besuchte auch den Bey von Athen. Hier wartete ein Page mit Rhum und Wasser auf. Der Bey trank mit, goß immer weniger Wasser zu und schlürfte am Ende puren Rhum. „Hr. Gropius machte den Vorschlag, ein kleines Kiosk oben auf dem Hause zu besuchen, von wo man einer herrlichen Aussicht genießt; das Dach war in ein Branntweinmagazin verwandelt; neben Limonen und englischem Zucker standen einige Duzend große Flaschen mit der Aufschrift Rhum in kolossalen Lettern. Es ist ein Glück für die Türken, daß Mahomed die mannigfaltige Anwendung des Zuckerrohrs nicht kannte; da aber der Prophet nie von Rhum gehört hatte, und sein Schutzengel ihm die künftige Erscheinung dieses Getränks nicht verrieth, so blieb es von den Getränken der Gläubigen nicht ausgeschlossen; das benutzen nun die Gläubigen und trinken Rhum im Uebermaß."

In Jamaika ist ein neues Journal entstanden: **The Watchman and Jamaica free Press**; es wird von freien Farbigen redigirt und vertheidigt die Sache der Schwarzen. Es gibt jezt in Jamaika 300,000 Sklaven, 40,000 freie Neger, welche meist lesen und schreiben können, und deren Eigenthum wenigstens eben so bedeutend ist, als das von 13,000 dort ansäßigen Weißen.

Wenn man nach der Menge und zunehmenden Vortrefflichkeit der Elementarwerke schließen darf, so kommt die deutsche Sprache immer mehr in Aufnahme in England. Sogar ein Schottländer, Namens Rowbotham, hat eine deutsche Grammatik und ein Lesebuch herausgegeben, welche zwar gut im Plan, aber fehlerhaft ausgeführt sind. Wir haben ferner von Professor Mühlenfels eine vortreffliche Auswahl deutscher Prosa und Poesie unter dem Titel: **Manual of German Literature**, welches nur deswegen einem ähnlichen Werke von Klatovsky nachsteht, weil dieses auch gute französische und englische Uebersetzungen enthält. Diesen beiden ähnlich sind die **German Poetical** und **German Prose Anthology** von A. Bernays, welche reichlich mit erklärenden Noten und Nachweisungen auf desselben **Compendious German Grammar**, einem kleinen, aber sehr umfassenden Werkchen, ausgestattet sind. Auch Beckers **German Grammar** macht viel Aufsehen, ist aber für unser Publikum zu gelehrt und erfordert mehr Studium, als je ein Engländer auf eine neue Sprache verwenden wird.

Turin, Januar.

(Fortsetzung.)

Piemont. Genua.

Der Einfluß der Mönche und Geistlichen auf die Einwohner Piemonts ist fast so groß wie in Spanien. Jede Familie, auch die ärmste, hat ihren geistlichen Vater, der bei Allem die Hand führt, ohne dessen Wissen und Rath nichts unternommen wird. Ein großes Uebel ist der Dünkel der Offiziere und der Leute, die bei Hof etwas sind, wäre es auch nur Lakei oder Küchenjunge. Es ist nicht zu verwundern, sie haben das ausschließliche Recht, den „Pöbel," d. h. die nützliche, arbeitsame Klasse der Einwohner, nach Gutdünken zu beleidigen. Einem Privilegirten, den ein Offizierstitel, eine Hofcharge oder ein Ordenskreuz deckt, ist Alles erlaubt, und wehe dem, der sich an ihm vergriffe. Die Begierde nach dergleichen Stellen ist daher auch bei den Piemontesen unglaublich groß. Man hat der Regierung vorgeschlagen, solche Stellen, Titel und Kreuze nicht mehr nach Gunst, wie bisher, zu ertheilen, sondern um theures Geld zu verkaufen; gewiß ist es, es würden schnell Millionen eingehen, denn die Sucht der Leute nach eitler Auszeichnung und nach dem Recht, sich über Andere ungestraft erheben zu dürfen, geht ihnen noch über gutes Essen und Trinken, und das will viel sagen. — Ist es nach alle dem zu verwundern, wenn die untern Klassen in Piemont herabgewürdigt sind? Die Vornehmen unterhalten bei dem Volke den Haß gegen Alle, die nicht piemontesisch sprechen, und wie sie selbst nicht aus ihrem Lande gehen, um im Ausland zu lernen, so hindern sie es auch, daß die Handwerker wandern und die Fremde sehen. Es ist wahr, das Volk ist voll schlechter Eigenschaften, voll Barbarei, Tücke und Unwissenheit; dies kommt aber größtentheils von dem Mangel der Erziehung und von dem Beispiel der Vornehmen; wie sollen diese Leute gut werden, wenn sie nirgends ein gutes Beispiel sehen? Piemont hatte, wie Savoyen, im Mittelalter eine sehr freisinnige ständische Verfassung, bei der das Volk ordentlich vertreten wurde, die in Besteuerung und Gesezgebung die fürstliche Willkühr beschränkte; es ging aber auch hier, wie anderwärts, nach dem westphälischen Frieden. — Ueber Genua brauche ich nichts zu sagen, denn dies Volk ist weltgeschichtlich. Nach der Herrschaft über den Orient und auf den Meeren ist diese großartige Republik zur Provinz eines kleinen Königs geworden. Indessen hat Genua durch seine Eigenschaft als Freihafen neuerdings bedeutend gewonnen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 41.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 17. Februar 1831.

Ich folge dem Starken; im Kampf mit Gefahr
Erhebt sich, wie machtvoll zur Sonne der Aar,
Der Geist aus kerkernden Schranken
Zu Göttergedanken.

Matthisson.

Sitten und Leben in den Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Den Franzosen, die nicht aus der Hauptstadt, sondern aus dem Innern des Landes nach Cotteretz kommen, müssen viele Pariser unausstehlich seyn, weil sie sich in Allem das Ansehen geben, als wenn sie Beispiele und Muster wären. So ist es auch mit den Frauen. Ich habe Damen aus dem Faubourg St. Germain und aus der Wechsler- und Geldchaussée d'Antin, rue d'Artois u. s. w. neben Toulouserinnen und Bordeaurerinnen gesehen, die viel schöner, eigenthümlicher und liebenswürdiger waren als sie. Dieß hinderte aber jene nicht, in einem gewissen vornehmen Uebergewichtston mit ihnen zu sprechen, der sie wahrhaft lächerlich machte und von dem Ton ihrer Pariser Lebenskreise einen sehr ungünstigen Begriff gibt. Auch hier ist's wie in Bagnères, nur stärker ausgeprägt; ich meine die Menge Leute, die sich, gerade wie in unsern deutschen Bädern, das Wörtchen von, oder einen Barontitel beilegen, oder ein rothes Band ins Knopfloch binden. Es ist, als wenn ihnen der Mineralwasserdunst die Köpfe verrückte. Benähmen sie sich nicht so linkisch dabei, so merkte man den Betrug nicht. Die Barone und Ritter kommen aber oft in Lagen, wo ihnen der Krämer oder kleine Rentier aus der übergehängten Haut hervorschaut. Ich meine, diese Sucht nach Schein ist in Heilbädern noch widriger, als überall anderswo; denn hier sind die Menschen der Natur näher und sollten fühlen, daß sie durch ihre Leiden und Gebrechen alle der Natur und dem großen Weltgeist untergeordnet sind, der über Aller Daseyn gebietet und alle gleich macht.

Aber ich habe nun lange genug in der Ebene und bei ihren Armseligkeiten verweilt, es ist Zeit, daß ich wieder hinauf in meine Berge und zu den einfachen und kräftigen Menschen steige, an denen keine Lüge ist. Ich machte auch, wie jene Maskerade, den Gang vom Cotteretzthal nach dem Gaubesee. Der Weg ist allerdings sehr mühsam und beschwerlich, zwischen und über große Granitblöcke weg und dicht neben tiefen Abgründen. Selbst der an Gebirgspfade gewöhnte Reisende stutzt hier einen Augenblick. So ging es mir wenigstens, denn ein falscher Tritt oder ein Fall bleibt wohl nicht ohne einen Beinbruch. Während ich hier mit großer Aufmerksamkeit vorschritt und im Stillen mit meiner Vorsicht und Geschicklichkeit recht zufrieden war, kamen zwei Männer vom Berg herunter, die einen ziemlich alten Herrn auf einem leichten Lehnsessel an zwei Stangen trugen. Ich schämte mich nun meiner früheren, etwas ängstlichen Vorsicht. Ich war nicht wenigerstaunt über die Leichtigkeit, Genauigkeit, Sicherheit und athletische Kraft ihrer Schritte, ich könnte sagen, ihres Laufs und ihrer Sprünge über diese Felsen, hart an den Abgründen weg. Nach dem Staunen machte es mir Vergnügen, und durch eine sonderbare sympathetische Kraft theilten sie auch mir etwas von ihrer Geschicklichkeit mit, denn ich ging nun schneller, muthiger und sicherer als vorher. Man muß diese kühne Geschicklichkeit sehen, um

sie zu begreifen. In der Schweiz sieht man Aehnliches; Mädchen mit schweren Lasten auf dem Kopf schreiten da nicht nur auf den steilsten und abschüssigsten Gebirgspfaden zwischen Felsenblöcken und Klüften umher, sondern sie steigen auch ganz unbesorgt und singend die Leitern herab und hinauf, die dicht neben bodenlosen Abgründen an hohe Felsenwände gelehnt sind. Ja man hat mich versichert, daß selbst in der Nacht Trunkenbolde, die auf ebener Erde fallen, ohne allen Schaden diese Wege machen.

Als ich auf den furchtbaren, mit Gletschern wie mit Eismänteln behangenen Vignemale stieg, bewies mein Führer auf sehr gefährlichen Pfaden ähnliche Geschicklichkeit. Dieser Mann war überhaupt eine seltene, wunderbare Erscheinung. Wiewohl im Gebirg geboren und durch sein Geschäft genau mit all' diesen Naturwundern bekannt, ward er doch von jeder Stelle ergriffen, die etwas Ausgezeichnetes hatte. So waren auch seine ganz natürlich und ungesucht hingeworfenen Ausdrücke seltsam ergreifend. Als wir zu dem ewigen Schnee kamen, sagte er: „Das ist eine Schneehölle.“ Sonderbar ist's, daß derselbe Ausdruck in den skandinavischen Skaldendichtungen vorkömmt. Ihr Sühnort ist kein Fegfeuer, sondern ein ungeheures Schneethal. Einige Gemsen sprangen vor uns auf, denn in dieser einsamen Höhe glauben sie Sicherheit zu finden, da sagte er: „Diese wilde Gegend ist der Gemsen Pallast.“ Alle seine Aeußerungen hatten etwas Malerisches und Ungemeines, wie seine mächtige Gestalt.

Ganz offenherzig theilte er mir Einiges über die Führer in dieser Pyrenäengegend mit. Ist ihr Reisender ängstlich oder schwach, so führen sie ihn wie ein Kind am Gängelband auf guten, ebenen Pfaden; dann aber bleiben sie auch kalt und sehen keine andere Vergeltung für ihre Mühe, als den Taglohn, den sie verdienen, und den sie so bequem und kurz als möglich zu gewinnen suchen. Wenn der Fremde hingegen stark ist, wenn er Keckheit, Verwegenheit und lebendigen Sinn für Naturschönheiten zeigt, so wird ihnen das Gemüth wie durch Sympathie warm. Sie wollen die Achtung des Fremden verdienen, seine Anhänglichkeit an ihre Berge noch größer machen und selbst, wo möglich, Neues entdecken. Deßhalb werden sie tollkühn und schlagen manchen Weg ein, dessen gutes Ende sie nicht absehen. Auf den Fremden kömmt ihnen dann nichts mehr an, sie verlieren ihn ganz aus den Augen und meinen, er könne doch nicht mehr von ihnen verlangen, als daß sie seine Gefahren theilen. Mein poetischer, sonst so wackerer Führer von Cotterets brachte mich selbst durch dergleichen Meinung in Gefahr und in eine recht kritische Lage. Dieß hing so zusammen. In der Kaiserzeit hatte sich die Königin Hortensia von Holland von starken Männern über den Col d'Ossone nach Gavarnie tragen lassen. Ich hatte nun Lust, denselben Weg zu Fuß zu machen, deßhalb fragte ich meinen Führer und er antwortete mir mit einer Sicherheit und Bestimmtheit, als wenn er diesen Weg schon zwanzig Mal gemacht hätte. Ich hätte mißtrauisch gegen seine Bestimmtheit werden sollen, zumal er mir bis auf den Col einen Weg angab, der nicht existirte, und dessen Nichtvorhandenseyn ich ihm auf meiner cassinischen Karte bewies. Seine Zuversicht verführte mich aber, und ich glaubte ihm für den übrigen Theil des Wegs. So stiegen wir denn über Felsen und steile Abhänge den Col hinunter, immer tiefer, immer tiefer. Endlich stehen wir in einer Schlucht von zwei hohen Marmorwänden, ganz in der Tiefe braust und schäumt ein Waldbach, und um über ihn zu kommen, gibt es kein anderes Mittel, als über eine sehr zweideutige Schneebrücke zu gehen. Wir überlegten lange, ehe wir an dieß Wagestück gingen, aber zum Zurückklimmen bergauf hatten wir nicht Kräfte genug, die Nacht über konnten wir auch nicht wohl hier bleiben, dabei war uns der Gedanke beschämend und unerträglich, unverrichteter Sache wieder umzukehren. Auf der andern Seite sahen wir wohl, wie herabgestürzte Felsenstücke die Schneebrücke zum Theil eingerissen hatten, und wie sie von den Sonnenstrahlen an mehreren Stellen brüchig und morsch geworden war. Aber es blieb uns einmal kein anderer Weg übrig. Wir wagten also den Uebergang, und trotz alles Bebens und Krachens der Brücke gelang er. Als wir hinüber waren, gestand mir der Führer, diesen Weg könne die Königin unmöglich gekommen seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Endlich ließ der Laird sich von Macmurdie bereden, ihn auf ein Paar Tage nach Hause zu begleiten, denn dieser hoffte, ihn durch Zerstreuung von dem, was er für ein Hirngespinst hielt, abzubringen. Aber weit entfernt, den Gegenstand zu vergessen, ward der Laird immer tiefsinniger, und sein erstes war, als er sich wieder zu Hause befand, Birky-Brown zu besuchen; aber vergebens: Tag für Tag, zu allen Stunden ritt er auf der Anhöhe hin und her, die schöne Erscheinung ließ sich nicht wieder blicken, und die Stimmung des jungen Mannes ward endlich so gereizt, daß er freventlich an der Stelle niederkniete und zu Gott flehte, er möchte ihn das Weib seines Herzens wieder sehen lassen, gleichviel, ob sie von der Erde, aus dem Himmel oder aus der Hölle sey.

Da aber auch dieses gottlose Gebet zu nichts fruchtete, so ward er zuletzt aus Sehnsucht krank; man schickte nach einem Arzte und Macmurdie. Nach langer Berathung kamen diese endlich überein, er solle eine Zeitlang die Gegend verlassen und seine Schwester in Irland besuchen.

Diese Schwester war mit Kapitain Bryan, einem jüngeren Sohn des Hauses Scoresby, verheirathet und lebte mit ihrem Manne in einem Hause auf dem Gute der Familie Scoresby, welche das nahe Schloß bewohnte. In diesem befanden sich nicht weniger als sieben heirathsfähige Töchter. Als der junge Laird ankam, meinte man, wie natürlich, er gedenke eine derselben nach Schottland abzuholen; und da von der Jüngsten bis zur Aeltesten alle Lust hatten, sich zu heirathen, so wurden von Allen Plane zur Eroberung des jungen Bräutigams entworfen, und es gab dieß zu manchem Streite unter ihnen Anlaß. Birkendelly kannte nur Ein Ideal weiblicher Schönheit, in Gesellschaft von Frauenzimmern that er nichts, als sich nach Aehnlichkeiten mit dem Urbilde umsehen, das er im Herzen trug, und so geschah es denn einmal, daß ihn in einem solchen Wahn eine von Bryan's Töchtern, Namens Luna, so sehr anzog, daß er den ganzen Abend keinen Blick von ihr zu verwenden vermochte. Dieß war für die Familie genug, die Wahl des schottischen Lairds für entschieden anzusehen, und am folgenden Morgen ward Luna zu ihrem Bruder auf Besuch geschickt, um es dem Liebhaber nicht an Gelegenheit fehlen zu lassen, sein Mädchen näher kennen zu lernen. Der Laird schien zwar einiges Wohlgefallen an ihr zu finden, aber lediglich bloß darum, weil er ein gewisses Etwas an ihr zu entdecken meinte, das ihn an die Erscheinung auf Birky-Brow erinnerte. Er kaufte ihr ein weißes Kleid und einen grünen Hut mit Federn und einem Schleier, den sie auf der linken Seite herabhängen lassen mußte, und dann ließ er sie jeden Tag wenigstens sechsmal eine kleine Anhöhe hinauf vor sich her spazieren. Sie lebte ihm gern zu Gefallen; statt aber, wenn er dann zu ihr hinkam, zu sagen: „Luna, ich liebe Dich, wann willst Du die Meinige werden?“ sah er aus, als wenn er sich in seinen Erwartungen getäuscht fühlte, und sagte — nichts. Indessen fühlte er sich doch erleichtert; seine Gesundheit kehrte zurück und mit ihr die Röthe seiner Wangen, und das offene, arglose Vertrauen des Mädchens hatte einen Reiz für ihn, der ihn den Aufenthalt bei seiner Schwester gern verlängern ließ. Bald aber ereignete sich etwas, das diesem Verhältniß auf einmal ein Ende machte.

Eines Abends, da er vom Fischfang zurückkam, erblickte er vor sich Lady Luna, die auf ihn zu warten schien; aber statt ihm, wie gewöhnlich, entgegen zu hüpfen, wandte sie sich um und ging vor ihm eine Anhöhe hinauf. „Armes Mädchen! wie gefällig sie gegen mich ist,“ sprach er zu sich selbst; „und wie gleicht sie doch dem himmlischen Wesen, dessen Gestalt und Züge so tief in mein Herz gegraben sind. Ja, jezt sehe ich es, es ist nicht bloße Einbildung, sie ist es ganz und gar, sie ist das Mädchen, das die Meinige werden soll; was ich früher gesehen, war nur ein Trugbild, welches mich im Voraus für die Wirklichkeit bezaubern sollte. Wie verlangt michs, sie an mein Herz zu drücken!“ Mit diesen Worten eilte er ihr nach; als er die Höhe erreicht hatte, wandte sie sich um und verneigte sich — Himmel! es war die Erscheinung selbst, aber tausendmal reizender als je. Er erwartete jeden Augenblick, daß sie, wie früher, verschwinden würde; aber sie blieb und empfing ihn zu seinem Entzücken mit offenen Armen. Sie war wahrhaftig ein Wesen von Fleisch und Blut, dabei sanft und voll Liebe. Er küßte ihre Hand, er küßte ihre glühenden Wangen und dankte dem Himmel, der so unerwartet seine heißesten Wünsche erfüllt, nachdem er Liebesschmerzen getragen, wie sie nie vorher ein Mensch erduldet. „Aber Geliebte“ sprach er, „wie kann ich Sie hier auf der offenen Heerstraße zurücklassen? erlauben Sie vielmehr, daß ich Sie zu meiner Schwester führe, wo Sie mit einem Naturkinde das Zimmer theilen können, das einige Aehnlichkeit mit Ihnen hat.“ — „Ich werde,“ erwiderte sie lächelnd, „heute Nacht nicht bei Lady Luna schlafen. Sehen Sie sich doch nur um, wo wir sind.“ Er that, was sie verlangte, und sah sich zu seinem unaussprechlichen Entsetzen auf der Höhe von Birky-Brow, auf dem einzigen Flecke, wo er sie je gesehen hatte. Sie lächelte über seine Verlegenheit und fragte ihn, ob er sich nicht erinnere, von Irland herüber gekommen zu seyn? „Ach ja,“ sprach er, „ich habe eine dunkle Erinnerung davon; aber die Liebe hat sich so sehr meiner Sinne bemeistert, daß ich gar nicht mehr weiß, was ich weiß.“ Er bat sie hierauf, ihn nach seinem eigenen Hause zu begleiten; aber dieß lehnte sie damit ab, daß sie sagte, sie könne ihn nur dann dort besuchen, wenn sie verheirathet seyen, und dieß könne nicht eher als in drei Jahren am Vorabend des St. Lorenztages geschehen. „Jetzt aber,“ fuhr sie fort, „müssen wir uns trennen. Ich nenne mich Johanna Ogilvie, und Du warst mit mir versprochen, eh' Du noch das Licht der Welt erblicktest. Doch ich gebe Dich diesen Augenblick frei, wenn Du den geringsten Widerwillen hast.“ Er versicherte im Gegentheil, daß es ihn zum glücklichsten Menschen mache, kniete nieder, schwur ihr auf ewig die feurigste Liebe und versprach, sie jedesmal am Vorabend des St. Lorenztages an dieser Stelle zu treffen, bis zu dem seligen Tage, wo seine sehnsüchtigsten Wünsche erfüllt und sie für immer die Seinige werden solle. Sie bat ihn hierauf mit liebevollen Worten, den Ring mit ihr zu wechseln; mit Freuden willigte er ein, sie schwuren einander noch einmal ewige Liebe und Treue, nahmen zärtlichen Abschied und trennten sich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

Die englischen Tageblätter. Die Times.

Eines der merkwürdigsten Produkte der an Wundern reichen englischen Industrie sind die Tageblätter. Es ist zwar in diesen Blättern bereits verschiedenemale davon die Rede gewesen; ich halte es aber, besonders da die Zeit Manches ändert und der deutsche Leser, wenn auch nicht die Blätter selbst, doch zahlreiche Citate daraus zu Gesicht bekommt, nicht für überflüssig, darauf zurückzukommen, und versuche es, dadurch, daß ich das jedem der vornehmsten Blätter Eigenthümliche heraushebe, diese Blätter selbst und die ganze seltsam-großartige Klasse von literarischen Produkten zu charakterisiren.

Die Regierung hat von jeher die Wirkung dieses mächtigen Hebels dadurch zu schwächen gesucht, daß sie ihn mit Abgaben belastete. Die Presse erträgt aber diese Last mit einer Kraft, die wirklich in Erstaunen sezt, und troz allem vervielfältigen sich nicht nur ihre Produkte mit jedem Tage, sondern werden auch schneller in Umlauf gesezt. Die Tageblätter bezahlen der Krone 4½ Pence (12 kr.) Stempelgebühr für das Blatt, und 3 Schilling 6 Pence (über 2 fl.) für jede Anzeige; und doch gibt es in London sieben täglich erscheinende Morgenzeitungen und sechs Abendzeitungen, mehrere, die dreimal wöchentlich erscheinen, und eine Unzahl einmal wöchentlich erscheinende literarische, politische und Klatschblätter. Die **Times** sind bei weitem das verbreitetste Blatt, es hat dabei das meiste Ansehen und ist am besten redigirt. Gegründet wurde es vom Buchdrucker Walter, einem sehr gewandten, thätigen Geschäftsmann, dem Vater des gegenwärtigen Eigenthümers. Die Verwaltung ist in Händen einer von den Eigenthümern eingesezten Exekutivgewalt. Die Redaktion führen zwei vertraute Männer. Es sind dieß sehr talentvolle, gebildete Männer; sie haben übrigens keinen Namen in der literarischen Welt und brauchen daher auch nicht genannt zu werden. Einer dieser Redaktoren ist dem andern untergeordnet. Außerdem liefern mehrere Mitarbeiter fortlaufend Artikel, jeder über sein Fach, und erhalten einen bestimmten Gehalt. Die strenge Bewahrung des Redaktions-Geheimnisses und das bedeutende Honorar sichern der Zeitung einen regelmäßigen Zufluß von guten Artikeln; ihr großes Kapital und die Liberalität im Bezahlen verschaffen ihr die Tagesneuigkeiten von überall her, so schnell als möglich, und andrerseits fließen ihr, eben wegen ihres großen Einflusses und durch ihre Verbindung mit den ersten Männern im Staate, die zuverlässigsten politischen Nachrichten sehr schnell zu. Es fehlt nicht an Leuten, welche diesem Journal Schuld geben, es sey wetterwendisch, es fehle ihm an Grundsätzen; da irrt man sich aber gewaltig; sein Grundsatz ist sein Bestehen, und daran hält es gewaltig fest; das Blatt ist eine reine Handelsspekulation, es ist unabhängig von allen politischen Partheien, und sein einziges Augenmerk ist der Profit.

Oft nehmen die Times, wie sich nach dem Bisherigen nicht anders erwarten läßt, eine Zeitlang Anstand, sich auszusprechen, sprechen sie sich aber endlich aus, so geschieht es mit Donnerstimme. Das sieht man durchaus: für ministeriellen Einfluß, ja selbst für die Wünsche der ersten Person im Königreich ist und bleibt das Blatt taub; erkaufen kann es die Regierung nicht. Die Times waren von jeher für den Krieg mit Frankreich seit der Revolution, mit der Republik wie mit Napoleon, und sie haben in dieser Beziehung immer eine starke, leidenschaftliche Sprache geführt; man darf aber nicht vergessen, daß sie dabei wohl nichts anders als das treue Organ der Leidenschaften und Ansichten des englischen Volks waren. Dem Umstande, daß diese Zeitung Parthei für sie nahm, verdankt es die Königin Karoline, daß sich der Unwille des Volks so lebhaft zu ihren Gunsten äußerte, und wie die Verhältnisse damals waren, muß man sagen, daß dieß wirklich aus Ueberzeugung und Antheil, nicht aus Interesse geschah. Die Times haben Cannings Ministerium vertheidigt, und zwar nicht bloß, so lange er lebte, sondern bis der Herzog von Wellington ans Ruder kam; besonders aber waren sie das Organ des Lord Landsdowne und der Whigs. Thomas Moore, Landsdownes vertrauter Freund, der allgemein für den Verfasser von vielen prosaischen und poetischen Aufsätzen in den Times gilt, soll das vermittelnde Glied bei dieser Allianz gewesen seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Turin, Januar.

(Fortsetzung.)

Sardinien. Piemontesische Gesetzgebung.

Die Insel **Sardinien** bringt dem Schaz nur wenig ein, gegen 320,000 Franken. Die Einwohner zahlen freilich viel mehr, fast das Doppelte: die Hälfte geht aber für die Einnahme, und was damit zusammenhängt, auf. Das Land könnte viel besser angebaut seyn, für Schiffahrt, Handel und Gewerbfleiß viel mehr geschehen; dabei müßte man aber die Leute aufklären und unterrichten, man müßte sie auch mehr mit dem gebildeten Ausland in Verbindung bringen. Der Senat und die Universität sind lediglich mit Piemontesern besezt, welche auf der Insel ungefähr so wirthschaften, wie ehemals die Venetianer auf den jonischen Inseln, besonders auf Korfu. Dort herrscht ein Vizekönig und gebietet über Blut und Gut, Leben und Tod, ohne dem König oder dem sardinischen Senat dafür Rechenschaft schuldig zu seyn. Sardinien ist ein wahrer Exilort, wo die schlechten Subjekte aus Piemont hingeschickt werden; ehemals hatten sogar Verbannte Stellen inne, das soll aber doch nicht mehr so seyn. Die nachbarlichen Korsen, bei denen doch auch noch viel Barbarei herrscht, sind aufgeklärt und gebildet gegen die Sarden zu nennen.

Ich will noch einige Bemerkungen über die Gesetzgebung im Königreich beifügen, von der, so viel ich weiß, wenig oder nichts in Deutschland bekannt ist. Die Royales constitutions, so heißt unser Gesezbuch, beginnen mit scharfen Verordnungen über die Gottesverehrung; darauf wird erklärt, der König, als von Gott eingesezt, sey heilig, unverlezlich und unverantwortlich. Ein langes Kapitel handelt von den guten und treuen Unterthanen, die dem königlichen Willen gehorsam und unterwürfig sind, dann wird von den Aufrührern gesprochen, die sich unterstehen, an den königlichen Befehlen zu deuteln und manches auszusetzen. Alle Geldstrafen, körperliche Züchtigungen, Martern, Tortur und Tod werden nicht ohne viel Worte über Gott, Christenthum, Weisheit und Gnade ausgesprochen. Merkwürdig sind die im Namen der christlichen und evangelischen Gleichheit gemachten Unterschiede zwischen der Bestrafung der Adelichen und der Bürgerlichen. Ein Bauer, der, selbst in der Nothwehr, im Hunger oder in der Verzweiflung, einen Adelichen erschlägt, wird gerädert, im umgekehrten Fall aber wird dem Adelichen nur zeitliche Gefangenschaft. Im Namen der Gerechtigkeit werden die Töchter bei der Erbschaft ihrer Eltern den Söhnen nachgesezt; im Namen der Gerechtigkeit werden die Erstgebornen auf eine Weise begünstigt, die viel zu dem physischen und moralischen Zurückbleiben der Einwohner beiträgt. Kindern, Ehegatten und andern nahen Verwandten wird befohlen, ihre Angehörigen anzuzeigen und zu verrathen. Den Spionen, welche der königlichen Gewalt dienen, wird Geld und Ehre versprochen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 42.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 18. Februar 1831.

— Wenn du getrunken,
Sprüht um dich des Feuers Glast. —
Alles weißt du, was der Himmel,
Alles, was die Erde trägt,
Und verbirgst nicht das Gewimmel,
Wie sich's dir im Busen regt.

Goethe.

Die Annalen eines Alten.

„Bring, Knabe, mir die besten Weine,
Von jedem Jahrgang nur ein Glas!
Ich will bei lust'ger Kerzen Scheine
Geschichte treiben — nach dem Faß!

Es schauten mich vom Bücherständer
Die Chroniken trübselig an;
Drum blättre ich im Weinkalender,
Wie ich es ehmals wohl gethan.

Vergangner Tage tiefe Schachten
Eröffnet plötzlich der Pokal:
Ich sehe Heere, sehe Schlachten
Und Zelte, Fahnen ohne Zahl.

Ich sehe Völker, kaum noch Knechte,
Sich drängen an den stolzen Thron,
Und sich vom Herrscher edle Rechte
Erkämpfen für den fernsten Sohn.

Was hebt mich über Land und Seeen?
Stellt mich an des Eurotas Strand?
Aus Asche seh' ich neu erstehen
Der Charis heil'ges Vaterland.

Ha! wie mir alle Sinne wanken!
Bin wachend ich, bin ich im Traum?
Ich sehe siegestrunkne Franken
Sich tummeln um den Freiheitsbaum!

Vom kühnen Traum der Republiken
Stürzt der vielhundertjähr'ge Thron;
Die oft befleckten Lilien knicken,
Bedeckt mit Blut und Gift und Hohn.

Mir wird im Kopfe immer wilder;
Wie drängt sich Alles auf mich ein!
Wie schlagen sich die Zeitenbilder!
O Knabe, ihr habt starken Wein.

„Ja dieser, lieber Herr, der macht sich;
O bleibet nur vor dem nicht stehn!
Der ist von Anno drei und achtzig;
Dann könnt ihr ruhig schlafen gehn!“ —

Ha, jenes Jahr! wie muß michs mahnen!
Da fand ich sie, so hold und süß,
Die mich das Glück des Himmels ahnen
Und scheidend in der Wüste ließ!

Im Becher klingt's wie Todtenglocken!
Sie gelten der verlornen Braut!
Die dumpfen, schweren Töne locken
Die Seele wie mit Geisterlaut.

Es hebt sich aus dem feuchten Golde
Das liebe Antlitz Zug für Zug;
Ich fühle dich, verlorne Holde!
O Knabe, laß, es ist genug!

Gustav Pfizer.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Nachdem Birkendelly die Geliebte verlassen, ward er so verwirrt, daß er nicht mehr wußte, wo er sich befand. Bald dünkte es ihm, er gehe nach seinem eigenen Hause zu, bald wieder nach dem seiner Schwester. Endlich aber kam er, wie ihm däuchte, an die Stelle, wo die Liffey in Loch Allan fällt, und als er eben einen Fährmann herbeirufen wollte, erwachte er aus einem tiefen Schlafe und fand sich bei anbrechendem Morgen im Bette, im Hause seiner Schwester. Indessen fühlte er so lebendig im Innersten, er habe die Geliebte wirklich gesehen, gesprochen und mehrere Male umarmt, daß es ihm Niemand hätte ausreden können, wenn auch nicht ihr Smaragdring an der Stelle des seinigen an seinem Finger gesteckt hätte. Wie sich aber das alles zugetragen, konnte er nicht begreifen, und alles Grübeln machte ihn nicht klüger.

Es lebte damals bei Mistreß Bryan eine alte Schottländerin, die man gewöhnlich Lucky Black nannte. Sie war Birkendellys Mutter Säugamme, seine und seiner Schwester Wärterin gewesen, und war, als ihre jüngere Pflegetochter sich verheirathete, derselben nach Irland gefolgt. Als der Laird diesen Morgen ins Wohnzimmer trat, saß sie, wie gewöhnlich, in ihrer schwarzsammtenen Kapuze da und las im „vierfältigen Zustand des Menschen;“ da sie einen Schlagfluß gehabt hatte und etwas taub war, so gab sie selten auf die Aus- und Eingehenden Achtung, da sie aber heute den Laird zufällig etwas vom 9ten August sagen hörte, so hörte sie auf zu lesen und fragte mit heiserer Stimme: „Was sagt er? was sagt der unglückliche Bursche vom neunten August? Das ist ja der Vorabend vom St. Lorenztag, doch der zehnte erst ist der Festtag; ja, ja, so ist's; s'ist nur zu wahr — er und seine ganze Sippschaft! armer Mensch! Was sagt er?“ Die Männer lächelten über die verwirrte Rede; die Dame aber, nachsichtig, wie die Weiber sind, sagte ihr mit lauter Stimme, Allan habe versprochen, am Vorabend des St. Lorenztages in Schottland zu seyn. Da sprang sie plötzlich auf, streckte ihre wie Espenlaub zitternden Hände aus und stammelte athemlos: „der Himmel bewahre uns! Was hat er vor auf jenen Unglücksabend? Bindet ihn, bindet ihn mit Banden von Stahl und Eisen. O möge der, dessen heiligem Willen es gefallen hat, ihn so früh zur Waise zu machen, ihn vor dem Schicksal bewahren, an das ich nicht denken mag!“ Hiemit taumelte sie mit außerordentlicher Anstrengung um den Tisch herum, ergriff des Lairds Hand und zog sie dicht vor ihre blöden Augen; als sie den Smaragd an seinem Finger sah, warf sie die Arme plötzlich in die Höhe, riß den Mund weit auf und fiel mit einem gräßlichen Schrei, der allen durch das Herz fuhr, leblos zu Boden. Die Männer entflohen vor Entsetzen; aber ein Weib verläßt die Ihrigen nie in der Noth: die Hausfrau rief ihre Mägde herbei, ließ die Alte zu Bette bringen und versuchte alle mögliche Mittel, um sie ins Leben zurückzurufen. Aber der Mund, welcher wahrscheinlich allein ein Schreckniß hätte offenbaren können, das dem Laird drohte, war für immer geschlossen.

Den Laird vermochten indessen weder die Gründe seines Schwagers und seiner Schwester, noch die herzlichen Bitten der guten Luna, seine Abreise zu verschieben; er versprach indessen, bald wieder zu kommen. Vor seiner Abreise fragte er aber seine Schwester, ob sie in Schottland von einer Dame, Namens Johanna Ogilvie, gehört habe. Mistriß Bryan wiederholte den Namen mehrere Male und sagte endlich, es sey ihr freilich, als habe sie einmal einen solchen Namen gehört, und zwar nicht im Guten, aber sie könne sich im Augenblick auf keine Person dieses Namens besinnen. Er zeigte ihr hierauf den Smaragdring, welcher der alten Lucky Black den Tod gebracht hatte. Sobald sie ihn erblickte, griff sie darnach, als wolle sie ihm denselben mit Gewalt entreißen, was ihr auch beinahe gelungen wäre. „Verbrenn ihn, verbrenn ihn!“ rief sie; „es ist kein rechter Ring, verbrenn ihn!“ — „Aber liebe Schwester,“ versezte er, „was hat Dir denn der Ring gethan? Es ist ein hübscher Ring und er hat viel Werth für mich.“ — „Ums Himmels willen, verbrenne ihn“, rief sie wieder, „und entsage der, die ihn Dir gegeben! Wenn Dir Deine Ruhe hier und Deine Seligkeit dort lieb ist, so verbrenne diesen unseligen Ring! Wenn Du mit Deinen gesunden Augen sähest, so würdest Du bald bemerken, daß es kein Ring ist, den ein Christ tragen darf.“ Diese Rede machte einen tiefen Eindruck auf Birkendelly; er schloß sich ein und besah den Ring von allen Seiten, konnte aber nirgends etwas Unheimliches entdecken. Um indessen weder die Schwester, noch sonst Jemand damit zu ärgern, nahm er ihn vom Finger und nähete ihn seinem Herzen gegenüber in seine Weste ein; es müsse, dachte er, etwas an dem Ringe seyn, das seinem Auge nicht sichtbar sey.

In dieser Stimmung verließ er Irland, den Kopf voll stürmischer Gedanken und Zweifel, aber mit einem Herzen, in dem seine unselige Leidenschaft alle andern Gefühle überwältigte. Er scheint sein ganzes Leben hindurch eine Ahnung gehabt zu haben, daß ihm irgend ein geheimnißvolles Schicksal bevorstehe, und die Uebereinstimmung zwischen seinen nächtlichen Träumen und den Gesichten, die er am Tage gehabt, bestätigten ihn nur zu sehr darin. So sehr er indessen entschlossen war, der Lockung blindlings zu folgen, fühlte er doch eine Art Schaam, die ihn bewog, keinem Menschen mehr etwas von seiner Lieb-

schaft zu sagen, am wenigsten seinem Freund Macmurdie, den er von nun an aufs Sorgfältigste vermied. Deßwegen bin ich auch nicht im Stande, etwas Näheres von seinen Zusammenkünften mit der geheimnißvollen Braut zu sagen. Daß er sie am Vorabend des St. Lorenztages auf dem Birky-Brow gesprochen, ist gewiß; denn man hat sie dort beisammen gesehen. Zu Anfang Augusts des Jahrs 1781 fing er indessen an, ernstliche Vorkehrungen, wie zu einer bevorstehenden Heirath, zu treffen; doch nicht so, als ob er seine Braut heimführen wollte, sondern als ob es eine lange, weite Reise gälte.

(Der Beschluß folgt.)

Sitten und Leben in den Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

Einige Stunden lang gingen wir in dem stillen Thal fort. Nur einige Heerden weideten an den Abhängen; bei einer stand ihr Hirt, der uns grüßte. Seine fremdartige Tracht und seine unfranzösischen Gesichtszüge zeigten, daß wir auf spanischem Boden seyen. Seine Sandalen waren auf antike Art gebunden, ein rothes wollenes Netz hielt seine Haare, und seine schmutzige Stirn war von einem breiten arragonischen Hut bedeckt. Er strickte einen braunen Wollenstrumpf; er sagte uns, wir seyen seit langer Zeit die ersten Fremden, die er gesehen, und es war zu bemerken, daß unsere Erscheinung einen lebhaften Eindruck auf ihn machte. Wir grüßten uns freundlich, denn in Wüsten und Einöden sind alle Menschen Brüder, sie fühlen das Bedürfniß, sich einander zu nähern, schon deßwegen, weil sie besser und der Natur näher sind, als in Städten. Es wäre schwer, in dem Leben dieser Schäfer etwas Idyllisches zu finden; leben sie doch immer in einer rauhen Natur, die unwillig darüber zu seyn scheint, daß sich Menschen in ihr stilles Heiligthum drängen, das sie ihnen doch durch entsetzliche, in der Ebene ungekannte Stürme, durch Lawinen, Felsenstürze, tiefen Schnee, Kälte und eine Menge sich immer wieder erneuernder Gefahren unzugänglich gemacht zu haben wähnt. Wir kamen zu ungeheuren Haufen von Hagelstücken, die nie aufthauen, sondern zwischen den Felsen liegen bleiben, mit denen sie aus den Schluchten herausgekommen sind.

Am folgenden Tag, nahe an der Schneelinie, kamen wir zu einem andern Hirten, der auch seinen braunen Strumpf strickte, und da wir eben ein Bischen ausruhen wollten, so ließen wir uns mit Hülfe des Führers in ein Gespräch ein, denn hier sprechen die Leute eine bunte Mundart, gemischt aus dem südfranzösischen Patois und dem Castilischen. Die Pyrenäenbewohner haben diese Sprache durch das ganze Gebirg hin gebildet, um sich von beiden Seiten zu verstehen. Es wurde mir fast unheimlich bei diesem Hirten, der wie ein Wesen aus einer andern Welt vor uns stand, denn wir hätten zweifeln können, ob er in dieser lebe. Jahre, Monate und Tage vergingen ihm in seiner Oede und Einsamkeit, ohne Berührung mit der übrigen Welt. Von den merkwürdigsten Ereignissen und Personen unserer Zeit wußte er so wenig, als davon, wer jezt in Frankreich herrsche. Der Name Napoleon war ihm nie zu Ohren gekommen; er hatte von Niemanden gehört, als von — Roland; mit diesem und den Sagen, die von ihm im Gebirg umgehen, begann und endigte sein Wissen. Seine Seele schien kalt, unbeweglich, wie die Felsen, zwischen denen er seit fünfundvierzig Jahren lebt. Seine Schaafe kletterten an gefährlichen Felsenabhängen umher; dumm und unbesonnen, wie sie sind, rennen sie oft Felsen hinauf, die auf der andern Seite steil hinuntergehen, sie können sich dann nicht halten und stürzen in den Abgrund von Felsen zu Felsen hinab. Es ist nicht zu verwundern, daß der Hirt wohl mit Roland bekannt war, denn unfern seiner Weide ist die sogenannte Brèche de Roland, ein Durchgang zwischen hohen Marmorwänden, ein herrliches, imposantes Portal, beider Königreiche würdig, die es mit einander verbindet. Die Sage berichtet, Roland sey zu Pferd hierhergekommen und habe wegen des Felsens nicht weiter kommen können; da habe er sein Schwerdt gezogen und sich bald einen Weg hindurch gehauen. Alles in diesen Rolandssagen ist mächtig und großartig; am merkwürdigsten dabei ist, daß die Leute so fest und zuverlässig daran glauben; so fanden wir bei einem kleinen See am Abhang des Montperdu Schäfer, die uns erzählten, die Weide sey sonst hier viel besser und fetter gewesen, Gott sey aber mit den Hirten unzufrieden geworden und habe ihnen befohlen, hier mit ihren Heerden wegzuziehen; die Armen thaten es auch, die Reichen machten sich aber wenig aus Gottes Befehl; darum sandte er ein großes Wasser, das Alles überschwemmte. Die Hirten behaupten steif und fest, noch jezt sehe man am Johannistag die Ungehorsamen im Wasser. Mehrere versicherten, sie haben sie mit eigenen Augen gesehen. Jeder Berg, jedes Thal hat solche Sagen, in denen sich immer zweierlei ausspricht: der poetische Glaube ans Wunderbare und der Glaube an die Gleichheit der Menschen vor Gott und vor der Naturgewalt. Bei uns war ein Franzose, dem ich den Aerger über all diese Sagen und über meine herzliche Theilnahme daran schon oft angemerkt hatte. „Dergleichen Volksideen,“ meinte er endlich, „seyen für die Société und für die Civilisation gefährlich; man sollte ihnen durch Verbreitung mathematischer und physischer Kenntnisse entgegen zu arbeiten suchen.“

(Schluß des zweiten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Fortsetzung.)

Das Parlament und die Geschwindschreiber.

Die Auflage der Times schwankt zwischen sechs- und achttausend Exemplaren; der Gewinn eines englischen Blattes hängt indessen nicht zunächst von den Abonnenten, sondern von den Anzeigen ab. — Die Kosten einer Morgenzeitung sind ganz ungeheuer. Wir sprechen, abgesehen vom Papier, vom Saz und Druck, blos von den Redaktionskosten. Außer den beiden Hauptredakteurs und den gewöhnlichen Mitarbeitern, die sämmtlich sehr gut bezahlt sind, haben die Times zwölf bis vierzehn Redakteurs der Parlamentsverhandlungen, die zwanzig Guineen monatlich bekommen; und das verdienen sie auch wirklich sehr wohl, denn es müssen nicht nur gebildete, mit den Parlamentsdebatten sehr vertraute Männer seyn; es gehören noch besondere Eigenschaften dazu, die man sich nur durch Uebung erwirbt: sie müssen einem raschen, concisen Redner in seinen Gedanken zu folgen, aus den verworrenen Reden weitschweifiger Sprecher nur das Wesentliche auszuheben verstehen, sie müssen sehr geläufig, dabei aber in mancherlei Styl schreiben können, um so viele verschiedene Sprecher richtig zu charakterisiren. Es fällt einem auf, daß man zu London häufig das Talent und die ganze Stellung eines solchen Redakteurs herabzusezen sucht, und dies hat wohl zwei Ursachen: einmal hat man eine geheime Scheu vor ihrem Talent und ihrem Einfluß, und zweitens fühlen sich manche einfältige Sprecher in und außer der Kammer gekränkt, wenn ihre Reden vor dem Redakteur keine Gnade finden und er es nicht der Mühe werth hält, das Publikum damit zu behelligen. Auf den ersten Blick unterscheiden sich die englischen Parlamentsglieder sehr von den französischen Deputirten; die Volksredner in England, deren Reden auf's Genaueste, der ganzen Länge nach in den Zeitungen zu lesen sind, thun, als ob sie an die Geschwindschreiber gar nicht dächten, und als ob ihnen sehr wenig daran liege, ob ihre Reden in's Publikum kommen oder nicht; dies ist aber nichts als lächerliche Affektation. Das Parlamentsglied, das Morgens beim Thee Alles, was er in der verflossenen Nacht in einer zwei Stunden langen Rede gesprochen hat, in fünf Linien beisammen findet, ist eher zu entschuldigen, wenn er der Zeitung Unbilligkeit und Partheilichkeit vorwirft, als der Volksredner, der seinen Ruf und seinen Einfluß ebensosehr den Zeitungen, als seinem eigenen Talent zu danken hat. Die Kammer der Gemeinen, als Körperschaft, verstößt noch gröblicher gegen Augenschein und Menschensinn. Einem uralten Reglement gemäß, wird es als Verlezung der Privilegien der Kammer betrachtet, wenn man ihre Debatten öffentlich bekannt macht, und um nun dieses Reglement und die Würde der Kammer unverlezlich zu bewahren, erkennt man die Geschwindschreiber nicht als solche an, man thut, als ob man sie blos duldete, und so müssen sie denn mit der größten Unbequemlichkeit, mitten im Gedränge der Menge, die den schmalen, dem Publikum angewiesenen Raum füllt, ihr schweres, wichtiges Geschäft versehen. Die Charlatanerie und Koketterie der Kammer in diesem Punkt ist wirklich höchst jämmerlich. Spielt ein Mitglied auf die Gegenwart der Schnellschreiber oder des Publikums an, sogleich verweist ihn der Sprecher zur Ordnung: „die Kammer weiß bei ihren Verhandlungen nichts von der Anwesenheit eines Fremden.“ Sieht man einen Redakteur oder einen Fremden auf der ersten Sizreihe der öffentlichen Gallerie etwas aufschreiben, sogleich befiehlt der Sprecher mit der abgeschmacktesten Gravität dem Huissier, die Ordnung auf der Gallerie herzustellen. Diese alberne Heuchelei ist einer Versammlung verständiger Männer durchaus unwürdig. Es paßt dies aber vollkommen in das System von Charlatanerie, das in England so ausgebreitet ist, Cant genannt. Der Cant ist an der Tagesordnung, nicht nur im Parlament, nein, in der ganzen Nation; es gibt religiösen Cant, moralischen Cant, Freiheitscant u. s. f. Es läßt sich wohl noch ein anderer Grund angeben, warum die Kammer sich so hartnäckig weigert, die Geschwindschreiber anzuerkennen und ihnen die mindeste Bequemlichkeit zu verschaffen, und dieser Grund allein stempelt den Cant des Parlamentsprivilegiums zu einem bloßen Vorwand: nämlich der geheime Haß der Privilegirten gegen die Freiheit der Presse und ihren großen Einfluß.

(Die Fortsezung folgt.)

Turin, Januar.

(Beschluß.)

Piemontesische Gesezgebung.

Allen Obrigkeiten (heißt es in den **royales constitutions** weiter) wird bei dreimonatlicher Gefängnißstrafe verboten, unter irgend einem Vorwand und in irgend einem Nothfall ihre Sizungen in einer Kirche zu halten, oder auch nur darin zu deliberiren. Körperliche und Geldstrafen für die, welche an Fasttagen trinken oder an Fasttagen Fleisch essen. Den Syndiken, Gemeinderäthen und sonstigen Ortsbehörden wird aufgegeben, jährlich ein genaues Verzeichniß von denen einzuschicken, die am meisten gebeichtet haben; nur aus diesen sollen die Beamten genommen werden. Es ist streng verboten, das Zeichen des Kreuzes auf einem flachen Grabstein in Kirchen anbringen zu lassen, weil es da mit Füßen getreten wird. Im Turiner Schloß habe ich aber genug Fußteppiche gesehen, auf denen Kreuze, bekanntlich das Wappen von Savoyen, angebracht sind. Wer in der Kirche eine Trauung oder Taufe durch Husten, Lachen, Spucken oder sonst unterbricht, zahlt zehn Livres, wenn es ein Bürgerlicher, und zwei, wenn er von Adel ist. Ein Kapitel handelt von der Trennung der Juden von den Christen; für eine gewisse Summe Geldes bekommen sie auf unbestimmte Zeit das Recht, Synagogen zu halten; sie dürfen aber nicht laut darin singen; zehn Thaler Strafe muß ein Jude zahlen, wenn er vor einem Christen betet; läßt er sich aber gar beigehen, respektwidrig von der Mutter Gottes oder von irgend einem Heiligen zu sprechen, so verliert er das Leben; Christen dürfen durchaus nicht bei Juden wohnen oder sie bedienen. Gleich hinter den Juden wird von den Richtern gehandelt. Sie sollen in ihrer äußern Haltung die Größe und Erhabenheit des Königs zeigen, der sie angestellt hat. Die Bestimmungen über die Tortur sind grausam. Im Kapitel der Majestätsverbrechen ist merkwürdig und charakteristisch, daß ein bloßer Verdacht hinreicht, um Jemanden zum Tode zu verurtheilen. — In diesen **royales constitutions**, so breit, weitläuftig und bänderreich sie auch sind, fehlt doch Ein Gesez, dessen Mangel vor Kurzem den Senat in Chambery in die größte Verlegenheit gesezt hat. Fast zu gleicher Zeit, als wäre es Inspiration oder Magnetismus gewesen, verkauften zwei Bauern ihre Frauen, einer für ein ganz geringes Geld, ich glaube, es waren ungefähr vierundzwanzig Kreuzer, der andere aber viel theurer, nämlich für einen jungen Esel. Sie können sich den Lärm unter Pharisäern und Schriftgelehrten denken. Anfangs sollten die Kaufleute von unten auf gerädert werden, mit der Zeit aber und da die Advokaten immer von Neuem darauf aufmerksam machten, daß gar kein Strafgesez für diesen Fall existire, trat milderes Wetter ein, und die Negotianten stecken bis auf Weiteres noch im Gefängniß, wobei es sein Verbleiben haben wird.

Beilage: Literaturblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 43.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 19. Februar 1831.

> Laß dir von den Spiegeleien
> Unsrer Physiker erzählen,
> Die am Phänomen sich freuen,
> Mehr sich mit Gedanken quälen.
>
> Goethe.

Wie alt ist die Sonne?

Wie der Improvisator nach einigem Nachdenken irgend einer Seite seines Gegenstandes sich bemächtiget, oder der Naturforscher, seinem guten Stern vertrauend, die Untersuchung des Unbekannten irgendwo anfängt, so ergreift der Verfasser dieser Abhandlung flugs zuerst den astronomisch-anthropologisch-historischen Faden und bemerkt Folgendes. — Der Gegenstand ist in hohem Grade geeignet, die Fortschritte, die wir gemacht, und die Höhe des Bewußtseyns, auf die wir uns geschwungen, zu beweisen. Solch eine Frage aufzuwerfen, solch eine Frage beantworten zu dürfen! Erinnern wir uns doch noch der Schauspiele aus unserer Jugendzeit, wo die Inkas auf die Bühne kamen und wir andächtig der Verehrung und Anbetung der Sonne zusahen, und blicken wir zurück in die Jugend des Menschengeschlechts, so sehen wir in unzähligen Bildern und Symbolen auf den herrlichen Eingängen und Hallen der Tempel Egyptens den Sonnendienst durch alle mögliche Kunst und Geschicklichkeit verfeinert; und jezt im Jahre 1831 werfen wir die Frage, die nicht einmal bei Menschen ganz schicklich ist, bei dem alten Titan, dem Helios auf, und wollen wissen, wie alt er sey.

Diese Frage ist indessen keine Frage des Scherzes oder der Neugier; genug, lange genug haben wir die Staubfäden an den Pflanzen gezupft und gezählt und wieder gezählt, die Berge gemessen und die Meerestiefen, so weit es nämlich reichte, und haben Mikroskope nach den Insekten gerichtet, und Teleskope nach den Sternen. Die Kinder greifen ja in ihrer Unschuld selbst nach dem Monde, warum sollten wir nicht nach der Sonne greifen?

Jede Frage ist wie der Faden einer Seidenraupe: läßt man sie einmal fortspinnen, so spinnt sie ohne Ende und wickelt sich in ihre eigene Welt ein, bis an das Ende ihres Seyns. Hat man dem Menschen einmal erlaubt, zu fragen, wie alt ist die Erde, so frägt er weiter nach dem Alter der Sonne, und frägt fort und fort, er will das ganze Weltall mit den Fäden seiner egoistischen Neugier umspinnen, will die Dauer des Himmelsheeres nach seinen Jahren messen, und forscht nach dem Anfang der Weltquellen, wie nach den Quellen des Nils. Ich will's aber nur kurz sagen: die Sonne ist jünger als die Erde.

Einige Ueberraschung über meinen eigenen Gedanken ergreift mich hiebei, und fast wie der Wanderer im Virgil, der, auf die Schlange tretend, seinen Fuß wieder zurückziehen möchte, möchte ich das ausgesprochene Wort wieder zurücknehmen. Denn nicht wenige Leser könnte dabei vielleicht ein unbehagliches Gefühl beschleichen; ein angebornes natürliches Bewußtseyn von Ehrfurcht, die wir der Sonne schuldig seyen, als ihre Kinder, könnte man dadurch verlezt fühlen, daß wir mit unserem Planeten gar älter seyn wollen; auch der Verstand gewöhnt sich an gewisse Begriffe, und es wird ihm unbehaglich, wenn man sie ihm mit andern vertauschen will, wenn es

auch bessere wären. Doch bei dem industriösen Geist des Zeitalters, in welchem wir leben, erwarte ich kaum so viel Rücksichten. Man trägt nach Bedürfniß Berge ab, durchlöchert Flüsse, und hat in der That jezt so wenig Achtung vor der sichtbaren Schöpfung, daß man den Mond, der offenbar das Eigenthum der Erde ist, wäre es thunlich, zerbröckeln würde, wenn er von Torf wäre, um mit ihm einzuheizen. Der grandiose, industriöse Eigennutz hat allen Unterschied zwischen großen und kleinen Bedürfnissen, zwischen Naturkräften, die frei, und die unsere Dienstboten sind, zwischen großen Naturwerken und Fragmenten unseres Erdkörpers aufgehoben. Die industriösen Menschen scheinen in ihren Wohnplatz, den Erdball, so ganz verliebt zu seyn, daß sie sich um die übrige Schöpfung gar nicht mehr bekümmern; und wenn nicht bisweilen ein Komet sie erschreckte, oder ein Erdbeben sie aufweckte, sie würden gar nicht mehr daran denken, daß auch noch Sonne, Mond und Sterne vorhanden sind.

Wenn auf den Trümmern zerfallener Irrthümer sich der Wahrheit verwandtere Systeme aufbauen, so wird ihnen, eben in Vergleich mit der glücklich überwundenen Unwissenheit, die größte Verehrung zu Theil, und gleichsam siegestrunken wetteifert Alles, das Neue zu verschönern, zu erweitern, von allen Seiten freundlicher darzustellen. So begibt es sich denn, daß man nicht daran denkt, was bei aller menschlichen Wahrheit in gewissen Kreisen der Naturforschung nie zu vergessen ist: jede ist noch mit Unvollkommenheit behaftet; überall ist im Hinterhalt der Irrthum, sobald man über den Grenzstein schreitet, der die Erscheinungen im Raume beschränkt. So begab es sich auch bei dem kopernikanischen Weltsystem, welches die Irrthümer des Ptolemäus begrub; Keppler verschönerte es durch Erweiterung des astrologischen Glaubens; später priesen andere die Symmetrie, das lebendige Fortschreiten der Planeten in ihren Distanzen von der Sonne; die neuesten Philosophen sahen die Glieder eines lebenden, organischen, der Thierwelt ähnlichen Ganzen. Alle aber waren einig, daß der Gürtel der Planeten, welcher in regelmäßiger Lagerung die Sonne umgibt, eigentlich ihre Kraft, die Schönheit ihrer Bildungen in sich fasse, und daß die Planeten eigentlich, und namentlich wir guten tellurischen Geschöpfe, ihre vortrefflichsten Geschöpfe, der Adel der Erschaffenen seyen, daß die Sonne ihre Verherrlichung im Planetensystem habe. Da nun diese Behauptung der kopernikanischen Lehre nichts ist, als was sie ist, nämlich eine bloße Behauptung, so könnte sie wohl auch ein Irrthum seyn, und mir will es als gar wohl möglich erscheinen, daß die eigentlichen Blüthen und Erzeugnisse der Sonne, ihre eigentlichen Trabanten, von edlern Lichtgeschöpfen bewohnt, in ihrer uns undurchdringlichen, hellen, in unversiegbarem Glanz strahlenden, immer die Finsterniß bekämpfenden Atmosphäre leben und weben, während wir, in die Finsterniß hinausgestoßen, ein kaum abwechselndes, dämmerndes Leben führen. Gewiß, ein Komet mit seinem tausendjährigen Winterschlaf, aus dem er zu einer so herrlichen Reise um die Sonne und durch unser Planetensystem erwacht, ist erhabener als ein Planet, der im immerwährenden Einerlei um die Sonne im Kreis umher läuft. Man hat, um fortzufahren, wirklich auch noch nicht die geringste Kenntniß, wie tief die Sonnenatmosphäre, diese uns so herrlich erscheinende Glanzdecke ist, in welcher, nach der von uns eben angenommenen Möglichkeit, jene eigentlichen Sonnenkinder wohnen.

Aber die Sterne, sagt man, und als Herrschel in so tiefe Fernen des Himmels schaute, wiederholte man es vielfach, sind schon Millionen Jahre alt; „denn der Lichtstrahl, der unser Auge jezt erreicht, ist vor Millionen Jahren ausgegangen, sonst hätte er aus jener Ferne noch nicht den Weg zu uns gefunden. Wie kann die Sonne so jung, ja jünger als die Erde seyn? sie gehört ja doch unter das Sternenheer.“ Es sind mehrere Gelehrte aufgetreten, welche sich in sinnreichen Gedanken gefielen, um diese unsere sichtbare, uralte Schöpfung überhaupt recht jung zu machen, ohne daß es gerade ersichtlich war, warum sie so sehr darauf erpicht waren. Bald war die Geschwindigkeit des Lichts in jenen Regionen unendlich mal schneller als in unserem trüben Trabantensystem voll von Planetenausdünstung; oder sie rückten die Sterne näher herbei, und hielten sie nicht für Sterne, sondern für Sternschnuppen. Wir wollen vor einer sichtbaren Ewigkeit, wie wir die Sterne nennen können, nicht erschrecken; wir wollen uns nicht ängstigen durch die Vorstellung Kants, als sey das Weltall in ewiger Schöpfung und Wiederzerstörung begriffen; als gehen unaufhörlich Wellen von Tod und Leben, von Sterben und Wiedergeburt hin und wieder, wollen nicht sprechen von Wanderungen der Weltseele von einem Himmel zum andern; das sind unhaltbare Reminiscenzen aus egyptischer und indischer Mythologie, gestohlene Gedanken aus unserem Erdenleben, die wir zwischen Wachen und Träumen ersonnen haben; wer wird den Himmel auch nur im tausendsten Abbilde vergleichen mit der Erde? Ja, in der That, die Erde ist eigentlich die Kreatur, welche seufzt; wir gewahren es an der Angst und Mühe und dem Drängen, womit sie immer zwischen Leben und Tod sich abarbeitet; um die Eiche, die über tausend Jahr lebt, noch über diese tausend Jahre hinaus zu erhalten, schüttet sie jährlich Tausende von Saamen aus; sie mordet Millionen Individuen im Keime, um ein einziges nur gewiß zu retten. Am Himmel sind andere Gesetze; die Welt ist in ewiger Jugend, weil sie nicht blos, wie die Gelehrten fürchteten, Millionen Jahr alt ist;

an ihr wird nicht gezimmert und gemauert, wie an unsern Häusern, niedergerissen und wieder erneuert; der Himmel ist fertig und für die Ewigkeit fertig und fest; der Mensch und sein Wohnplatz, die nur sind unvollkommen, die sind in dem ewig wechselnden Spiel zwischen Geburt und Grab befangen. Wie konnte solch ein Wesen auf einem ewig klaren, ewig jugendlichen, immer, ohne alt zu werden, neue Gestalten hervorbringenden Schauplatz wohnen? Wenn auf der Erde nur Menschengräber wären, wenn nur Menschen, nicht auch Blumen mit ihnen verweßten, wer möchte es ertragen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Die geheimnißvolle Braut.

(Beschluß.)

Am Morgen des neunten August schrieb der Laird an seine Schwester, steckte den Smaragdring an den Finger, legte sein neues Hochzeitkleid an und schien den Tag in unruhiger Erwartung zuzubringen. Abends aber bestieg er sein Pferd und ritt nach dem oft genannten Hügel. Seine Geliebte muß er hier getroffen haben; denn man hat ihn mit einem weiß und grün gekleideten Frauenzimmer hinter sich in rasendem Galopp durch's nahe Dorf sprengen sehen. Man sah sie später, und zwar mit derselben halsbrechenden Eile, bei einem Hause, Moßkilt genannt, vorbeifliegen, welches zehn englische Meilen weiter entfernt liegt und wo eigentlich gar kein Weg hinführt. Weiter will sie Niemand mehr gesehen haben; am folgenden Morgen aber fand man Birkendelly's Reitpferd todt vor der Stallthür, und ihn selbst, gleichfalls leblos, auf dem Birky Brow, an derselben Stelle, wo ihm das geheimnißvolle Wesen immer erschienen war. Er hatte weder eine Wunde, noch eine Verrenkung; aber der ganze Körper war von dunkler Farbe und die Züge gräßlich entstellt.

Diese entsetzliche Begebenheit brachte die ganze Nachbarschaft in Bewegung; lange Zeit redete man von nichts anderm, als von Birkendelly's Schicksal; man suchte zusammen und verglich, was man sich nur von der Familie erinnern konnte, und da fand sich, daß sein Vater auf demselben Fleck und an demselben Tage vor zwanzig, und sein Großvater vor vierzig Jahren das Leben verloren hatten; der erste, wie man meinte, durch einen Sturz vom Pferde in der Trunkenheit, der zweite — das wußte Niemand, und dieser Allan nun war der lezte seines Stammes; seine Schwester hinterließ keine Kinder. Jezt erinnerten sich auch Viele, und besonders der Pfarrer, Hr. Joseph Taylor, öfters am Vorabend des St. Lorenztages ein weiß und grün gekleidetes Frauenzimmer an jener Stelle gesehen zu haben. Nicht lange, so erschienen Kapitän Bryan und seine Gemahlin, um vom Gute Besitz zu nehmen. Sie stellten die genaueste Untersuchung über die Begebenheit an, konnten aber nichts weiter herausbringen, als was Macmurdie von der geheimnißvollen Braut zu erzählen wußte, und was des Unglücklichen lezter Brief davon sagte. Dieser lautete, wie folgt: „Liebe Schwester! Morgen werde ich der glücklichste oder elendeste Mensch, denn gestern Nacht habe ich mich feierlich verbunden, ein junges schönes Frauenzimmer zu ehelichen, Namens Johanna Ogilvie, der ich, wie es scheint, vor meiner Geburt schon angetraut war. Unsere Bekanntschaft ist von der räthselhaftesten Art; aber mein Wort ist gegeben und mein Entschluß steht fest. Wir reisen noch am Hochzeitabend nach ihrem fernen Wohnort ab, so daß es lange währen wird, bis ich Dich wieder sehe. Dein bis in den Tod, Allan Georg Sandison. — Birkendelly den 8ten August 1781.

In demselben Jahr wurde eine alte Frau, Namens Mariow Haw, welche viele Jahre lang mit ihrem Sohn, einem verdächtigen Kesselflicker, im Lande herumgezogen war, auf dem Schub ins nahe Dorf gebracht, wo sie geboren war. Diese gab eine Geschichte von der geheimnißvollen Braut, so umständlich und doch so wunderbar, daß es ihr oft wie mir selbst ging: es hieß, es sey eine erdichtete Geschichte. Aber in Kurzem fanden sich unumstößliche Beweise für ihre Wahrhaftigkeit.

Der erste Allan Sandison, erzählte sie, welcher die reiche Erbin von Birkendelly heirathete, sey vorher mit einem schönen jungen Frauenzimmer, Namens Johanna Ogilvie, versprochen gewesen, und dieses habe er entweder selbst ermordet, oder ermorden lassen. Sie selbst habe, als ein junges Mädchen, in einem Gebüsch, das sie genau bezeichnete, das frische Blut und das neue Grab gesehen; sie sey nach Hause gelaufen und habe es ihrem Großvater gesagt, der aber habe ihr bei ihrem Leben verboten, davon zu reden, und sie versichert, es sey das Blut von einem Reh, das er selbst dort verscharrt habe. Als man aber zwanzig Jahre darauf den bösen, unglücklichen Allan Sandison todt gefunden, und zwar auf dem Grabe selbst, das bereits ganz eingesunken gewesen, habe sie angefangen, an eine Vorsehung zu glauben; denn auch ihr Großvater sey umgekommen, Niemand wisse wie. Man führte sie hinaus, und nach langem Suchen zeigte sie eine Stelle auf der Landstraße selbst, welche seit jener Zeit über Birky Brow geführt worden war, wo das Grab seyn müsse. Es war genau der Ort, wo die Geheimnißvolle Birkendelly erschienen war. Man grub nach und fand tief, tief unter der Landstraße den Schädel und die Gebeine eines Weibes.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Fortsetzung.)

Das Morning-Chronicle und der Morning-Herald.

Noch gibt es eine weitere Klasse von Mitarbeitern an den Tageblättern; siebzig bis hundert Personen nämlich sind damit beschäftigt, von den Verhandlungen vor den Polizeigerichten, von Verbrechen, Unglücksfällen, Bericht zu erstatten, kurz von Allem, was im täglichen Leben Ungewöhnliches begegnet, oder von Allem, was sich übertreiben, herausputzen und in das schauerliche Gewand kleiden läßt, das John Bulls absonderlicher, ächt nationaler Geschmack ist. Nichts entgeht ihnen, es sind wahre Argus; zuweilen, wenn magere Zeit ist, nehmen sie allerdings ihre Einbildungskraft zu Hülfe, um das gehörige Quantum von Mordthaten, Selbstmorden, Diebstählen, Feuersbrünsten zu liefern; der Umstand aber, daß man, wenn man einmal hinter ihre Schliche kommt und sie auf einer Lüge ertappt werden, nichts mehr von ihnen aufnimmt, hält ihre Erfindsamkeit immer gehörig in Schranken. So entsteht jene Masse von Schauer- und Wundergeschichten, Wahres und Falsches untereinander, woran es die Londoner Blätter nie fehlen lassen, weil dies eine Kost für John Bulls Gaumen ist. Alles Bisherige gilt indessen von allen Zeitungen, nicht von den Temps allein. Sprechen wir jezt von einigen andern Blättern.

Das Morning-Chronicle war lange Zeit das Organ der Whigs und die große Niederlage ihrer Meinungen, ja des ganzen Geistes der Parthei. Fiel in Brooks Klub oder bei Lord Holland ein Witz, ein beißendes Epigramm, den andern Tag war es richtig im Morning-Chronicle zu lesen. Lange Jahre war Perry Herausgeber und Eigenthümer desselben. Dieser Mann war nach Figur und Manieren ein vollkommener Petit-Maitre, und lebte, so wenig auch seine Bildung wirklich heißen wollte, der innigen Ueberzeugung, er sey ein Gelehrter und Politiker vom ersten Rang. Indessen war die Zeitung zu Perrys Zeit immer mit Takt, Geschmack und strenger politischen Consequenz redigirt. Jezt ist Doktor Blak Redakteur, ein Mann von großem Talent und ausgebreiteten Kenntnissen, aber ein ächter schottischer Philosoph, der nur für ein Ding Sinn hat, nämlich für Staatswirthschaft. Seine Artikel über diesen Gegenstand sind auch wirklich sehr gediegen. Aber nicht allein die Staatsökonomen, auch die Reformatoren und Philosophen haben ihren Tummelplatz im Morning-Chronicle. Die Mißbräuche in der Kirche, die Habsucht und Herrschsucht, deren sich die Geistlichen der herrschenden Kirche, als Kirchendiener, wie als Bürger, oft schuldig machen, die uralte Barbarei der englischen Gesetzgebung, eine Barbarei, die auf Jedermann lastet, aber aus Selbstsucht nicht abgeschüttelt wird, die lächerliche Scheu vor jeder Neuerung, die Afterweisheit, welche Erfahrung und Autorität hochpreist und alle Theorie für Hirngespinnst ausgibt, jene tyrannische Macht, auf deren Spuren man in England bei jedem Schritte stößt, der Cant, alle Mißbräuche, alle Irrthümer, alle Vorurtheile werden ohne Unterlaß und nicht selten mit Talent und Unbefangenheit angegriffen; in einem Londoner Tageblatt sucht man aber keine gründlichen Abhandlungen über Dinge der Art, wenigstens müßten sie viel leichter behandelt und in populärerem Style geschrieben seyn. Das Morning-Chronicle ist jezt nicht mehr das Organ der Whigs; spricht es sich einmal kräftig aus, so ist es rein blos Doktor Blaks Organ, und der gehört keiner Parthei an. Vergeblich sucht man jezt die alten pikanten Partheiartikel, die geistreichen Späße in Prosa und Versen, den amusanten Jargon der schönen Welt darin; dies ist aber noch nicht das schlimmste: außer um obengedachte lange Artikel scheint sich Blak um nichts zu kümmern, und so ist denn das Blatt im Uebrigen mit dem plattesten, gemeinsten Zeug gefüllt, mit ausführlichen, ins Gräßliche gehenden Beschreibungen von Verbrechen, mit ekelhaften Boxereien, Hunde-, Affen-, Hahnen-, Rattenkämpfen; kurz mit all den Dingen, die nur dem niedrigsten Pöbel zusagen, und nicht selten werden die empörenden Schilderungen noch durch Holzschnitte versinnlicht, die des Gegenstandes durchaus würdig sind. In keinem Blatt finden sich ferner die unverschämten Anpreisungen, welche Charlatane aller Art, Spekulanten, Auktionärs, Zahnärzte, Theaterdirektoren u. s. w. in die Blätter einrücken lassen, in größerer Menge als in diesem. In einem Punkte aber, und in einem sehr wichtigen, behauptet das Morning-Chronicle seinen alten hohen Ruf, in den Berichten von den Parlamentsdebatten. Es kann sich darin mit den Times messen; die Gewandtheit in der Redaktion, die Schnelligkeit im Satz und die mechanische und künstlerische Fertigkeit im Druck sind bei beiden wirklich bewundernswerth.

Anzugeben, was die Farbe und der Charakter des Morning-Heralds ist, möchte kaum möglich seyn. Er ist, wie die Times, eine bloße Spekulation; sie wird aber mit weit weniger Umsicht betrieben. Auch er ist von den Partheien und der Regierung unabhängig, auch er buhlt nur um die Gunst des Publikums; er ist aber nur auf den Geschmack des großen Haufens und die niedrigen Ansichten der untersten Klassen berechnet. Die Times haben ihr System und ihre eigene Meinung, der Morning-Herald dagegen hat keines von beiden; seine Spalten stehen ohne Anstand Tories, Whigs, Radikalen, Orangisten, Protestanten und Katholiken offen; er ist so unpartheiisch, wie es ein reiner Spekulant seyn muß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 37:

Sensenmann.

Räthsel.

Ist euch die Versammlung von Geistern bekannt?
In enges Gefängniß ist jeder gebannt;
So leben sie freilich im tiefsten Frieden,
Doch sind nicht die Schaafe von Böcken geschieden;
  Auch könnt ihr neben den Christen sehn
  So Türken und Juden, als Heiden stehn.

Doch denkt ihr Kerkermeister groß;
Gern läßt er die wartenden Geister los;
Auf thun sich die Logen, es sprechen die Geister
Mit Jungen und Alten, mit Schüler und Meister;
  Und haben sie Manchem den Kopf verrückt,
  So wird auch ein Mancher durch sie beglückt.

So kommt in den Kerker herein und wählt,
Und sucht die Geister, daran euch fehlt;
Nur wenn ihr Einen nicht könnt erfassen,
So bitt' ich, wollt ihn im Kerker lassen!
  Es ist mit Geistern doch nicht zu spassen,
  Die alles Meistern und Ansehn hassen.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 44.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 21. Februar 1831.

Wo Mondschein die duftige
Primel umbebt,
Da werde der lustige
Reigen gewebt.

Matthisson.

Sagen vom Mummelsee im Schwarzwald.

Von August Schnezler.

1.
Die Lilien.

Im Mummelsee, im dunkeln See
Da blühn der Lilien viele,
Sie wiegen sich, sie biegen sich,
Dem losen Wind zum Spiele;
Doch wenn die Nacht herniedersinkt,
Der volle Mond am Himmel blinkt,
Entsteigen sie dem Bade
Als Jungfern ans Gestade.

Es braust der Wind, es saust das Rohr
Die Melodie zum Tanze;
Die Lilienmädchen schlingen sich
Von selbst zu einem Kranze;
Und schweben leis umher im Kreis,
Gesichter weiß, Gewänder weiß,
Bis ihre bleichen Wangen
Mit zarter Röthe prangen.

Es braust der Sturm, es saust das Rohr,
Es pfeift im Tannenwalde,
Die Wolken ziehn am Monde hin,
Die Schatten auf der Halde,
Und auf und ab durchs nasse Gras
Dreht sich der Reigen ohne Maaß,
Und immer lauter schwellen
Ans Ufer an die Wellen.

Da hebt ein Arm sich aus der Fluth,
Die Riesenfaust geballet,
Ein triefend Haupt dann, schilfbekränzt,
Von langem Bart umwallet,
Und eine Donnerstimme schallt,
Daß im Gebirg es wiederhallt:
„Zurück in eure Wogen,
Ihr Lilien ungezogen!“

Da stockt der Tanz — die Mädchen schrei'n
Und werden immer blässer.
„Der Vater ruft! puh! Morgenluft!
Zurück in das Gewässer!“
Die Nebel steigen aus dem Thal,
Es dämmert schon der Morgenstrahl,
Und Lilien schwanken wieder
Im Wasser auf und nieder.

2.
Der Fischer.

Es steht ein Fischer an dem See:
„Verschlinge mich und all mein Weh!“

„Mein Liebchen hat der Tod genommen,
Was soll mir noch das Leben frommen?“

Zum Sprung ist er bereitet schon,
Da ruft es ihm mit süßem Ton:

„Ja komm zu mir, in meinen Armen
Sollst du zu neuer Lieb' erwarmen!“

Und auf dem Wasser sieht er klar
Ein lichtes Mädchen, gold von Haar.

Sie winkt mit süßem Liebesblicke —
Er aber springt entsezt zurücke.

„Nein, dir gehört mein Herz allein,
„Mein liebes, todtes Mägdelein!“

„Und lieber bleib' ich auf der Erden,
Als dir im Wasser untreu werden!“

Der Fischer eilt nach Hause fort,
Gar fromm und stille lebt er dort,

Und harrt geduldig, ohne Klage,
Bis Gott ihn selbst zur Liebsten trage.

3.

Mummelsees Rache.

Glatt ist der See, stumm liegt die Fluth,
So still, als ob sie schliefe,
Der Abend ruht wie dunkles Blut
Rings auf der finstern Tiefe;
Die Binsen im Kreise nur leise
Flüstern verstohlener Weise:

„Wer schleicht dort aus dem Tannenwald mit scheuem Tritte her?
Was schleppt er in dem Sacke nach so mühsam und so schwer?“
„„Das ist der rothe Diether, der Wilderer benannt,
Dem Förster eine Kugel hat er durchs Herz gebrannt;
Jezt kommt er, in die Wogen den Leichnam zu versenken,
Doch unser alter Mummler läßt sich so was nicht schenken.““

„„Der Alte hat gar leisen Schlaf, ihn stört sogar ein Stein,
Den man vielleicht aus Unbedacht ins Wasser wirft hinein;
Dann kocht es in der Tiefe, Gewitter steigen auf,
Und flieht nicht gleich der Wandrer mit blizgeschwindem Lauf,
So muß er in den Fluthen als Opfer untergehen,
Kein Auge wird ihn jemals auf Erden wiedersehen.““

Da steht der Frevler an dem See, wirft seine Bürde ab,
Und stößt hinab mit einem Fluch den Sack ins nasse Grab:
„Da, jage du nun Fische da drunten in dem See,
Jezt kann ich ruhig jagen im Forste Hirsch und Reh,
Kann mich nun ruhig wärmen an deines Holzes Gluthen,
Du brauchst ja doch kein Feuer da drunten in den Fluthen.“

Er sprichts und will zurück, doch hält ein Dorngestrüpp ihn an,
Und immer fester zerrt es ihn mit tausendfachem Zahn;
Da kocht es in der Tiefe, Gewitter steigen auf,
Dumpf rollt ob dem Gebirge der Donner seinen Lauf;
Der See steigt übers Ufer, es glüh'n des Himmels Flammen,
Und hoch schlägt über dem Mörder die schwarze Fluth zusammen.

Stumm liegt der See, als ob die Gluth
Der Rache wieder schliefe,
Glatt ist die Fluth, im Monde ruht
Die unermeßne Tiefe —
Die Binsen im Kreise nur leise
Flüstern verstohlener Weise.

Wie alt ist die Sonne?

(Fortsezung.)

Also nur der Schauplaz und die Genossenschaft von Körpern, die wir um uns her als befreundete Planeten erblicken, sind in der Zeit erschaffen. Das Zeitliche ist aber wirklich auch im Sichtbaren mit dem Ewigen, nämlich der Sternenwelt, umgeben. Der Kern des leiblich Verweslichen, das Menschengeschlecht, das aber zur höhern Unsterblichkeit berufen ist, findet sich wirklich in einer Schaale von leiblich Unvergänglichem eingeschlossen, im Himmel. Ich sage hier nichts Neues, wenn ich den ewigen, ewig erschaffenen Himmel unterscheide von den Sonnen, welche lebendigen Wesen dienen, die nach Art des Menschen Leben und Tod erfahren. Auch Herschel unterscheidet den isolirten Stern, welcher allein Träger eines Planetensystems ist, von den übrigen Bildungen des wandellosen Himmels.

Unsere Bahn ist jezt geebneter, und es wird uns nicht schwer werden, zu überzeugen, daß die Bildung der Erde, wie der ihr verwandten Planeten, der eigentlichen sonnenhaften Entwicklung unseres Centralkörpers in der Zeit vorhergehen mußte und vorhergegangen ist, wenn wir es auch allerdings nicht so gewiß wissen, als wenn wir selbst dabei gewesen wären, oder von einem schon vollendeten Planeten herab, weiter von der Sonne entfernt, der Geburt unserer Erde aus dem Chaos gelauscht hätten.

Das Edelste ist in allen Erscheinungen und Bildungen immer das lezte; dieser Gedanke, oder dieses aus der Beobachtung gewonnene allgemeine Resultat ist ja bei den Bewohnern der Erde selbst zum Sprichwort geworden; ich glaube aber, der gebildetste Philosoph wird es als eine gediegene, allgemeine Wahrheit anerkennen. Bei Schöpfungen aus einem chaotischen Zustand, aus einem unvollendeten Daseyn zum Edlern, ein Loos, welches alle unsere irdischen Wesen theilen — und nur die Göttin Pallas sprang geharnischt und vollendet aus dem Gehirne des Zeus hervor — muß die Basis da seyn, an der die Blüthe sich festhält; der gemeinere Stoff muß sich zuerst ausgeschieden haben. Ich seze darum die Planeten nicht herab,

wenn ich sie der Sonne dienstbar erkläre, ich halte jene nur für ein höheres, vortrefflicheres Wesen, ohne gerade, wie der Kaiser Julian, sie zum höchsten Symbol der Verehrung zu machen. Zu sagen, die Sonne belebt mit ihrem Licht, ihrer unermüdeten Umdrehung, ihrer Anziehungskraft eine ganze Planetenwelt, folglich ist sie blos **dienstbar**, also auf einer niederern Stufe als die Planeten, wäre ein sonderbarer Schluß. Der Sonnenbewohner könnte mit demselben Recht sagen: die Planeten sind der Sonne dienstbar; damit die Kraft der Attraktion sichtbar werde, damit der Bewohner der Sonne ihr Licht gleichsam im Spiegel betrachte, damit dieser edle Körper seine Lust zu leuchten und zu segnen erst recht empfinde, ist diese Planetenwelt entstanden. Das Rohe, Dunkle hat sich ausgetrennt, das Licht hat sich um einen gediegenen, allen gewaltsamen Revolutionen fremden Kern gesammelt.

Wenn im Sonnensystem eine Entwicklung zu regelmäßigem Daseyn in der Zeit stattgefunden hat, so muß sie von den äußersten Grenzen des Planetensystems angefangen und in dem goldenen Kern der Sonne aufgehört haben; dieß ist auch die Ansicht des größten Astronomen, was die Ausbildung der Planetenwelt in den feinsten Schattirungen der mechanischen Wechselwirkungen und den großen Umrissen ihrer Thätigkeit betrifft, des Geometers la Place; sie war von seinem Zeitalter angenommen und nur in Rom eine Zeitlang verkannt. Wie weit jenseits des Uranus diese Bildungsbewegungen anfingen, ist durch menschliche Schlüsse aus der bis jezt bekannten Ordnung nicht zu enträthseln. Die Sonne war allerdings dem Keim nach schon vorhanden und ihre wirksamen Fäden reichten hinaus in jene Weite; aber mit einer Art von Freiheit bildeten sich die einzelnen Körper aus; der Saturn, mit seinem Reichthum von Trabanten und ähnlichen Gebilden, hat zu seiner Bildung Ruhe, Unabhängigkeit und Zeit nöthig gehabt.

(Der Beschluß folgt.)

Französische statistische Notizen.

Das vor Kurzem erschienene Annuaire du bureau des longitudes enthält unter andern folgende statistische Notizen über Frankreich im J. 1828 und die Stadt Paris i. J. 1829.

1828 wurden in Frankreich 976,517 Menschen geboren, es starben 837,145; die Bevölkerung nahm also zu um 139,402. Im Jahr 1827 war die Zunahme noch um ⅛ größer. — 1829 wurden zu Paris 28,721 Kinder geboren (14,760 Knaben, 13,961 Mädchen), worunter 10,153 uneheliche. Es starben 25,591 (12,239 männlichen, 13,352 weiblichen Geschlechts), 15,268 zu Hause, 9434 in den bürgerlichen Hospitälern, 531 in den Militärhospitälern, 82 in Gefängnissen; 276 wurden auf der Morgue ausgestellt. 4719 Kinder sind zu Paris im ersten Jahr gestorben; 1590 im zweiten Jahr. Aus einem Durchschnitt einer Reihe von Jahren ergibt sich, daß von 28,721 Gebornen 8207 in den fünf ersten Jahren sterben; 865 vom fünften zum zehnten Jahr, und nur 417 vom zehnten zum fünfzehnten; abgesehen von den ersten Jahren, ist die Sterblichkeit am größten zwischen dem zwanzigsten und fünfundzwanzigsten Jahr; in diesem Zeitraum sterben 1413. In den weitern fünfjährigen Perioden von 30 bis 65 ist die Mortalität weit geringer. Von 65 bis 70 sterben 1464, und 1510 von 70 bis 75. Zwischen dem 20sten und 25sten Jahr sterben also zu Paris fast so viele Menschen, als zwischen dem 65sten und 70sten, und 70sten und 75sten. 1829 wurden 11 Personen 95 und 100 Jahre alt, nur 2 über 100.

In den zwölf vorhergehenden Jahren, d. h. von 1816 bis 1828 einschließlich, wurden in Frankreich 11,613,076 Individuen (5,988,742 Knaben, 5,624,336 Mädchen) geboren. Nimmt man die ganze Bevölkerung von Frankreich zu 32,000,000 an, so würde sich also diese Bevölkerung alle 12 Jahre etwa um ein Drittheil erneuen.

Die Durchschnittszahlen für die angegebenen zwölf Jahre sind folgende: Geburten 967,756, Ehen 233,126, Sterbfälle 779,379, Zuwachs der Bevölkerung 188,377.

Aus einer andern Tabelle ersieht man, daß sich in Frankreich die männlichen zu den weiblichen Geburten bei ehelichen Kindern wie 16 zu 15, bei unehelichen wie 21 zu 20 verhalten. Auf 13,3 oder mehr als 13 eheliche Kinder kommt ein uneheliches, oder ungefähr 10 uneheliche auf 133 eheliche. — Es sterben mehr Männer als Weiber im Verhältniß von 47 zu 46. — Man rechnet eine Ehe auf 130,5 oder 131 Einwohner und auf 4¼ Geburten; auf die Ehe kommen 3,9 oder 4 Kinder. — Auf 39,1 oder 39 Einwohner und auf 1,24 oder 1¼ Geburt kommt ein Sterbfall. — Auf 31,5 Einwohner und 0,80 Sterbfall kommt eine Geburt, also ungefähr 10 Geburten auf 8 Sterbfälle.

Die jährliche Zunahme der Bevölkerung beträgt im Durchschnitt ein 162 Theil; bliebe sich dieses Verhältniß fortwährend gleich, so würde die Bevölkerung in 15 Jahren um ein Zehntheil, in 29 Jahren um zwei Zehntheile, in 41½ Jahren um drei Zehntheile, in 53 Jahren um vier Zehntheile, in 61 Jahren um die Hälfte zunehmen, und damit sie sich gerade verdoppelte, brauchte es 110 Jahre.

Wir haben gesehen, daß eine Geburt auf 31,5, und ein Sterbfall auf 39,1 Einwohner kommen. Die jährlichen Geburten und Sterbfälle mit diesen Zahlen multiplicirt geben ungefähr die ganze Bevölkerung. Nimmt man an, leztere bleibe sich so ziemlich gleich, so drückt das Verhältniß 31,5 auch die mittlere Lebensdauer aus, die demnach 31½ Jahr betrüge. In Duvillards vor der Revolution verfaßten Tabellen ist die mittlere Lebensdauer nur zu

28½ Jahr angegeben. Sie hat also um etwa 3 Jahre zugenommen, und es ist dieß wohl eine Folge der Kuhpockenimpfung und des verbreiteteren Wohlstandes. Seit vielen Jahren macht sich übrigens diese günstige Veränderung in den Mortalitätsgesetzen vielfältig nicht allein in Frankreich, sondern in ganz Europa bemerklich.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Februar.

Censur. Geselliges Leben. Verbesserungen.

Noch immer hält der Frost den Elbstrom gefesselt. Ueberhaupt hatte sich der Winter zuletzt auf sein altes Recht wieder besonnen, und handhabte zu Ende des vorigen und Anfang des jetzigen Monats ein weit strengeres Regiment, als zuvor.

Endlich ist auch mit der Censur der hiesigen Zeitblätter eine Veränderung eingetreten. Nachdem im verflossenen Jahre ein für sehr urtheilsfähig anerkannter Censor die Stelle niedergelegt und das Gerücht sich verbreitet hatte, sein ebenfalls sehr achtungswerther Nachfolger verwalte das Censoramt nur noch wider eigene Neigung interimistisch, ist endlich dasselbe dem Hofrath **Philippi** übertragen worden. Man findet in der Wahl des durch große Freisinnigkeit bekannten Mannes einen recht erfreulichen Beweis für die hellen Ansichten der Regierung, und hofft auch, daß es dem Scharfsinne und der besondern Klugheit dieses mit der Schriftstellerei des Tages und ihrem Charakter so vertrauten Gelehrten vor Vielen gelingen werde, im Geiste der Regierung zu handeln, ohne mit den Wünschen der Schriftsteller und Leser in offenbaren Widerspruch treten zu müssen. — Das gesellige Leben hat durch die Karnevalszeit diesmal nicht, wie sonst, einen höhern Grad von Aufregung zur Freude erhalten. In den wichtigen politischen Ereignissen, deren Wanderungen und Resultaten man noch immer mit den gespanntesten Erwartungen entgegensieht, ist, allem Ansehen nach, die Lust an rauschenden Ergötzlichkeiten so Vielen untergegangen, daß besonders auch die Entbehrung öffentlicher Maskenbälle diesmal Niemand eben schwer zu fallen scheint. Der erste und einzige bekannt gewordene soll heute Abend (den 10.) im sogenannten **Bürgerkasino** stattfinden, wo andere Winter oft sehr glänzende Redouten gegeben wurden. — Das Schlittenfahren wollte während der kurzen Schneezeit nicht viel bedeuten. Das Wetter that überdies das seinige redlich, den Menschen dieses etwas unbehagliche Vergnügen zu verleiden. Ohne alle Rücksicht warf der Wind den ohnehin nicht im Ueberflusse vorhandenen Schnee von den Fahrstraßen in die Seitengräben; dazu blies er mit so unausstehlicher Heftigkeit, daß man die Ausdauer der Spazierenfahrenden, denen man doch mitunter begegnete, wirklich bewundern könnte, wenn sie ein verständigeres Ziel gehabt hätte. — In der melancholischen Eintönigkeit, deren Viele im Ganzen unsere Bühne beschuldigen, hat es mehrere recht lichte Intervallen gegeben. Auf der italienischen Bühne machte die allezeit zwei Abende ausfüllende Oper **Tell** von Rossini Furore. Man findet sie fast allgemein über Erwartung schön, und erstaunt besonders auch darüber, daß der talentreiche Meister so viel leisten konnte, ohngeachtet er dabei seine gewohnte Manier absichtlich ganz vermieden zu haben scheint.

Unter den mancherlei neuen öffentlichen Verbesserungen, mit denen man rastlos vorwärts schreitet, verdient besonders auch die Beschränkung der Zahl der Feiertage Erwähnung. Noch immer gab es hier drei Oster-, Pfingst- und Weihnachtstage, die nun bis auf zwei vermindert worden sind, ebenso drei Marienfeste und drei Bußtage, welche beiderseits in einen einzigen zusammenschmolzen. Weit wichtiger aber sind die außerordentliche Reduktion der Feste der römisch-katholischen Kirche und viele andere bei letzterer vorgenommene Beschränkungen in den Ausgaben. Der mit künftigem Monate beginnende Landtag verspricht unter den jetzigen Umständen ein weit höheres Interesse, als alle bisherigen.

London, Februar.

(Fortsetzung.)

Morning-Herald. Morning-Post. Courier.

Der spezifische Charakter des **Morning-Herald** ist franke, baare Rohheit. Mit der Bildung büßt man, nach ihm, nichts als Zeit und Geld ein, und das Lesen ist eine böse Gewohnheit, wodurch man sich nur den Kopf verrückt und zu Handel und Wandel unnütz wird; manche Artikel in diesem Blatte über Politik, Literatur und Kunst sind ein so seltsames Gemische von krasser Unwissenheit, natürlichem Verstand und Scharfsinn, daß man sich wirklich nicht satt wundern kann. Gleich dem Morning-Chronicle, bringt er regelmäßig sein Quantum von Diebstählen, Mordthaten, Boxereien u. dgl., und gibt eine sorgfältigere, getreuere und geistreichere Schilderung von den Verbrechen, den Reden und dem Charakter der Diebe und verdächtigen Weibsbilder, die vor den Polizeigerichten stehen. Neben diesen schauerlichen oder spaßhaften Geschichten figuriren die Gastmähler, Routs, Bälle, das Stadtgeklatsch vom Hofe und aus den Modecirkeln in feierlichem, hochtrabendem Chronikstyl. Der Morning-Herald hat sehr viele Abnehmer, weit mehr als das Morning-Chronicle, jedoch weit weniger als die Times; er ist ein sehr solides, sicheres Unternehmen. Man mag ihm noch so oft Abgeschmacktheit, Unwissenheit, Widersprüche vorwerfen, und die Sache mag noch so handgreiflich seyn, er bietet Allem kühnlich Troz. Die Menge findet hier reichliche Nahrung für ihren Geschmack und Magen, und Leute höhern Standes sehen einmal hinein, wie man in eine Marktbude tritt und einen Löwen füttern sieht.

Von den Morgenzeitungen erwähnen wir nur noch der **Morning-Post**. Sie kämpft mit blindem, oft lächerlichem Eifer, aber mit Consequenz und Ueberzeugung für die Tories aus Pitts Schule. Man liest sie vorzüglich als Modejournal, und sie hat besondern Reiz für Leute von halber Bildung, die sich dafür interessiren, was die elegante Welt, die Kammerdiener, Lakaien und Zofen des englischen Adels thun und treiben.

Von den Abendzeitungen erwähnen wir natürlich vorzugsweise des **Couriers**. Hinsichtlich der Unabhängigkeit und Zuverlässigkeit stand er nie in ganz gutem Rufe. Er war sechsundzwanzig Jahre lang das halboffizielle Blatt des Hofs und des Ministeriums, und galt daher natürlich für das besoldete Organ der Regierung. Seine nicht übergroße Gewissenhaftigkeit, mochte es sich von Sachen oder Menschen handeln, und die Vermuthung, daß er sich zu Börsenspekulationen hergegeben habe, hatten Anfangs seinem moralischen Charakter Eintrag gethan. Seine wahre Farbe erhielt aber der Courier von seinem ersten Redakteur Street. Dieser Mann war eigentlich zum Hofzeitungsschreiber geschaffen; von den Tafeln der Großen trug er bedeutsame Winke mit nach Hause; Alles wußte er angenehm darzustellen; die schielende, salbungsreiche Sprache, wenn von der Geistlichkeit, dem Hof, den Lords und dem König die Rede war, hatte er als Meister inne. Uebrigens war das Blatt unter ihm immer lebendig, geistreich, pikant geschrieben, und als Leibjournal des Ministeriums hatte es den großen Vortheil, daß es die Neuigkeiten schnell und frisch von der Quelle bekam, daher es auch zahlreiche Abonnenten hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.



Nº. 45.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 22. Februar 1831.

> Egypten ist jederzeit ein Kind an Kenntnissen geblieben, weil es ein Kind in Andeutung derselben blieb, und für uns sind diese Kinderideen wahrscheinlich auf immer verloren.
>
> Herder.

Die Musik der alten Egypter und Hebräer.

Der Mensch singt, wie er spricht; beides ist das Produkt seiner organischen Bildung und seiner Triebe. Was nützt es, die fabelhaften Sagen der Völker so oder so zu deuten, um dahinter zu kommen, auf welche Weise wohl der Mensch die Musik erfunden hat? Gab es doch Leute, die sich einbildeten, ohne den Gesang der Vögel wäre er nimmermehr darauf gekommen. Die einzige Quelle aller Musik ist Gefühl und Leidenschaft.

Was von den andern Künsten gilt, nämlich daß sie wohl schwerlich an Einer Stelle erfunden und von da über die Erde verbreitet worden sind, gilt auch von der Musik. Ganz abgesehen von der Frage, ob alle die weißen, schwarzen, gelben und rothen Menschen auf der Erde eines und desselben Stammes sind, wird es Niemand wahrscheinlich finden, daß so verschiedene, unter den mannigfaltigsten äußern Verhältnissen lebenden Völkerstämme die Elemente zu ihren Künsten und Wissenschaften aus einer und ebenderselben Hand, von einem Urerfinder haben. Auf der ganzen Welt aber, am Nordpol wie auf den Südseeinseln, gibt es Musik, die freilich von den Tönen, welche die Ohren unserer Dilettanten in den Opernsälen kitzeln, sehr verschieden, aber immerhin Menschenmusik ist. Schon die außerordentliche Verschiedenheit im ganzen Wesen der Musik und den Instrumenten bei verschiedenen Völkern beweist, daß Musik ein nothwendiges Produkt der Menschennatur, und daß es unnöthig ist, nach den Wegen ihrer **Verbreitung** über die Erde zu forschen.

In Egypten blühten bekanntlich Künste und Wissenschaften schon zu einer Zeit, zu der unsere geschichtlichen Forschungen kaum hinaufreichen. Nach den alten Schriftstellern holten Moses und Pythagoras ihre musikalischen, wie ihre andern Kenntnisse bei den egyptischen Priestern. Diodor von Sicilien behauptet zwar, die Musik sey bei den Egyptern durchaus in Mißachtung gestanden; dieß ist aber nicht sehr wahrscheinlich, denn auf den interessanten Gemälden in den Gräbern der Könige zu Theben kommen Leute, welche musikalische Instrumente, namentlich Harfen spielen, sehr häufig vor. Mehr Glauben möchte Strabos Behauptung verdienen, daß in den Tempeln und bei Opfern keine musikalischen Instrumente, sondern blos Gesänge ohne Begleitung gebräuchlich gewesen seyen.

In den neuesten Zeiten ist Egypten vielfältig von Gelehrten und Künstlern bereist worden, und die Notizen über die Musik dieses merkwürdigen Volkes, die theils wirklichen, theils abgebildeten musikalischen Instrumente, sind keiner der uninteressantesten Theile ihrer Ausbeute; eine Handschrift, die uns über das eigentliche Musiksystem der Egypter Aufschlüsse gäbe, ist indessen noch nicht aufgefunden worden und wird auch schwerlich aufgefunden werden. Was darüber gesagt worden ist, sind nichts als Vermuthungen; so heißt es, die Egypter haben die Noten ihrer Tonleiter mit der Planetenreihe, mit den Wo-

chentagen und Tagesstunden in Zusammenhang zu bringen gesucht; aber auf keinem einzigen Denkmal findet sich etwas, das diese Behauptung bestätigte, die von Dio Cassius herrührt und von neuern Schriftstellern so ausgeschmückt worden ist, daß man glauben sollte, sie haben einem Hofkonzert bei Pharao beigewohnt. Was die neuern, zum Theil vielversprechenden Versuche im Entziffern der Hieroglyphen in dieser Hinsicht aufklären werden, muß die Zeit lehren.

Nur bei religiösen Ceremonien, bei Leichenbegängnissen und zur Unterhaltung im häuslichen Leben scheinen die Egypter Gebrauch von der Musik gemacht zu haben; denn von dramatischen Darstellungen und öffentlichen Spielen wußten sie nichts. Auch als Begleitung beim Tanze hat sie ihnen wohl nicht gedient; denn die Egypter waren ein ernstes, nichts weniger als tanzlustiges Volk.

Der Saiteninstrumente, die man in den Gräbern oder abgebildet auf den Denkmälern gefunden hat, sind dreierlei: einmal halbzirkelförmige und dreieckige Harfen; es gab welche von sehr verschiedener Größe und mit mehr oder weniger Saiten bespannt; die gemeinsten sind die zehnsaitigen; dergleichen sieht man z. B. am Fries der Façade des großen Tempels von Denderah und am kleinen Tempel von Medinet-Abou; auf den Gemälden in den Katakomben kommen aber welche mit weit mehr Saiten, ja mit vier-und-zwanzig vor. Die Harfen sind die häufigsten Instrumente auf den Denkmälern. Die zweite Art von musikalischen Instrumenten ist die Leier mit drei oder vier Saiten; sie ist seltener als die erste; die dritte, häufig vorkommende, begreift die Instrumente mit Hälsen, welche ungefähr unsern Guitarren gleichen. Wie jedes dieser Instrumente hieß, weiß man nicht; die allgemeine Benennung aber war Te Bouni. Im Pariser Museum befindet sich eine dreieckige egyptische Harfe, an der noch ein Paar Enden von antiken Saiten hängen.

Blaseinstrumente hatten die alten Egypter vier. Das erste ist die lange, gerade Flöte, Knone genannt; sie war aus Einem Stück Lotosholz. Das zweite ist die krumme Flöte aus einem Stück Lotosholz und einem Kuhhorn; wie sie hieß, weiß man nicht; sie kommt weit seltener vor als die erste. Das dritte Instrument ist die Querflöte. Als das vierte Blaseinstrument der alten Egypter führt Apulejus die Trompete an; wahrscheinlich aber hatten sie keinen Namen dafür, denn die Nachkommen der alten Egypter, die Kopten, müssen sich zur Bezeichnung der Posaune, die häufig in der heiligen Schrift vorkommt, des griechischen Worts Salpinx bedienen.

Der lärmenden Instrumente, die geschlagen werden, gab es zwei in Egypten. Das eine, von den Griechen und Römern Sistros genannt, hieß in der egyptischen Sprache Seneen. Es gehörte Egypten ganz eigenthümlich an und ist nie auf ein anderes Volk übergegangen; es war aus Kupfer, man schlug es mit einem Stab und es gab einen sehr lauten Schall. Das zweite Lärminstrument ist die Trommel; sie war aber nicht cylindrisch wie unsere Kriegstrommeln, sondern glich dem Tambourin; sie hieß Kem-kem.

Als Egypten unter fremdes Joch kam, vermischte sich allmählich der ursprüngliche Charakter seiner Sitten und Gebräuche, und fremde Künste wurden eingeführt. Die bedeutendste Revolution in dieser Hinsicht mußte die Eroberung durch Alexander hervorbringen, und unter den Ptolemäern herrschte im Lande griechischer Geschmack, griechische Wissenschaft und Kunst. Bei dem großen Fest, das Ptolemäus Philadelphus zu Alexandria gab, spielte, nach Athenäus, die Musik eine bedeutende Rolle; denn ein Chor von sechshundert Sängern wurde von dreihundert Harfen begleitet; dieß beweist, daß wohl die Musik damals in Egypten weit allgemeiner getrieben wurde als früher. Ptolemäus Auletes, der Vater der Cleopatra, war bekanntlich ein leidenschaftlicher Flötenspieler, und der ganze Hof machte es ihm nach. Unter Cleopatra, wo Egypten eine römische Provinz wurde, verloren sich die alten Gebräuche vollends ganz, und die Musik der alten Egypter machte der römischen Platz.

(Der Beschluß folgt.)

Wie alt ist die Sonne?

(Beschluß.)

Bei unserer Erde können wir die Stufen ihrer Bildung näher angeben.

Die erste Periode der Erdrevolution ist die Geburt des Mondes und die Entstehung des Menschengeschlechts; die zweite ist die allgemeine Fluth. Ob von der ersten Erdrevolution, insofern mit ihr die Entstehung des Mondes verbunden war, noch Spuren in den Sagen des Menschengeschlechts, oder vielmehr in den Trümmern dieser Sagen vorhanden sind, weiß man nicht. Da aber gar Vieles über die Entstehung der Erde gesagt worden, so mag auch der obige Satz sich dem allgemeinen Strom beigesellen, ob er schwimme oder untergehe, ob er einige paradoxe Genossen finde, die sich seiner annehmen, oder nicht, der Zeit überlassend. Die Aerzte behaupten, der Mensch müsse, ehe er wirklich Menschengesicht und Menschenleib im Mutterleib sich aneignet, vorher durch alle Thiergattungen in ihren unvollkommenen Organen wandern; und daraus suchen sie dann zu erklären, daß bei Mißgeburten der Menschen Aehnlichkeiten mit Thierbildungen zum Vorschein kommen. Ungefähr auf dieselbe Weise glaube ich, daß der

Mensch in seinem Leibe von allen Planeten Elemente und Theile trage; denn da in dem Chaos, in der Wüste und Leere, aus der die Planetenwelt geschaffen worden, alle Keime des Planetenlebens lagen, so zog zwar jeder Planet die ihm verwandten und angehörigen, die seine Bildungen erhaltenden und fördernden Materien vorzugsweise an sich, in dem Raume aber, wo die andern Planeten sich bereits bildeten, blieben sicher noch solche Stoffe zurück. Und so ist es auch mit dem Monde; die lezte Bildung der Erde ist, sammt dem Menschengeschlecht, der Mond; daher die lezten Stoffe ihnen gemeinschaftlich, daher die Erregbarkeit des Menschen durch den Mond und die unmittelbare Dienstbarkeit des Mondes gegen die Erde. Die Entstehung des Mondes ist keine allgemeine, das Planetensystem angehende Erscheinung, sondern nur eine besondere, rein die Erde und das Menschengeschlecht angehende. So lange unsere Geographen darauf nicht Rücksicht nehmen, scheint mir ihre Kenntniß noch unvollkommen. Von dieser großen Revolution der Erde können wir freilich keine solche Zeugnisse beibringen, wie die Reste von Thieren oder gar ihre Fußtritte in noch weichen Urgebirgen uns von den Zeiten vor der großen Fluth Kunde geben; annehmen aber kann man sie demungeachtet.

Aus diesen gewaltigen Kämpfen werdender Planeten mit dem ungebildeten Stoffe, diesen Schlachten zwischen Titanen und Giganten, diesen ungeheuren Eruptionen, wo aus den Wolken des Chaos nicht Blitze, sondern leuchtende Kometen fuhren, wo die vulkanischen Gährungen nicht rohe Massen schleuderten, sondern Trabanten, die nach veredeltem Lichtgenuß sich drängten: aus diesem Gewitter des Universums, aus dieser allgemeinen Planetenfluth trat die Sonne selbst in ihrer Klarheit hervor, wie ein aufgehellter Nebelstern. Sie selbst hat zu ihrer Bildung keine andere Revolution durchgegangen, und wird auch nicht, wie wahrscheinlich alle unsere Genossen, ferneren Umkehrungen unterworfen seyn.

Wir sehen zwar wenig durch den Vorhang, den die Sonne fortdauernd vor das Innere ihrer Entwicklungen und Arbeiten gezogen hat, doch steht uns offen zu bemerken, daß dort, außer dem größern Maßstab, eine größere Allgemeinheit und gleichsam gediegenere Ruhe in den Bewegungen und Entwicklungen herrscht. Allerdings hat die Sonne auch ihren Aequator, wie die Erde, wie die Genossen derselben, die Planeten; dort sind auch die größten Bewegungen an den ungeheuren, uns als schwarze Flecken, Punkte von mehr oder minder regelmäßiger Gestalt erscheinenden Wesen zu sehen, die den Durchmesser unserer Erde mehrere Male übertreffen. Wolken, wie in unserer Atmosphäre, können dieß nicht seyn; dagegen spricht ihre Einzelnheit, ihre ungeheure Größe, ihre lange Dauer; es mögen diese Erscheinungen herrühren von welcher Ursache sie wollen, auch dieß widerspricht allen Phänomenen auf unsern Planeten, daß keine periodischen Zustände und Wiedererscheinungen auf der Sonne stattfinden: die Sonne hat keinen Tag und kein Jahr, und wenn sie auch, was wir aber nach unserer Meinung von der Sonne nicht annehmen, von einem fernen Stern oder Sternheere afficirt und angeregt würde, so hat dies mit diesen Erscheinungen in Betrachtung der Zeit keinen Zusammenhang. Aus innerer Kraft muß sie also wirken.

Bekanntlich hat Herrschel gefragt: ob die Sonne ein veränderlicher Stern sey? Wir wissen nämlich, daß viele Sterne am Himmel in größeren oder geringeren Zeiträumen an Glanz abnehmen, dann wieder zunehmen und wieder ihre erste Stärke erhalten; kurz zu sagen, ihr Glanz hat gleichsam Jahreszeiten, periodischen Wechsel. Von andern wissen wir nur, daß ihr Licht seit alten Zeiten abgenommen hat, von einigen, daß sie ganz ausgelöscht sind. Wir haben oben der Sonne, der Trägerin eines Planetensystems, andere Natur als Sternnatur zugeschrieben, und müssen demnach darüber alle Entscheidung aufgeben.

Die Sonne hat vielleicht eine Hälfte schwächeren Lichts als die andere, ist Herrschel geneigt, auszusprechen. Welch interessante Deutungen über die innere Thätigkeit der Sonne ließen sich daraus herleiten!

J. W. Pfaff.

Korrespondenz-Nachrichten.

Algier, Januar.

Briefe eines Deutschen in Algier. Erster Brief.

Das schlechte Herbstwetter zerstörte meinen hoffnungsvollen Plan, die Reise von Paris nach Toulon als ein wackerer deutscher Bursche, das heißt zu Fuß zu machen. Zu größerm Mißgeschicke noch hatte ich im Eilwagen ein altes Frauenzimmer zur Gefährtin, die mir nur selten erlaubte, das kleine Fensterchen zu öffnen, um das schöne Land, das ich so schnell durcheilte, nur einigermaßen kennen zu lernen. Ich hielt mich einige Tage in Lyon auf, um das prächtige Rhone- und Saonethal zu besuchen, und hier glaubte ich mich wieder an die reizenden Ufer des Neckers versezt, etwa auf dem Wege zwischen Heidelberg und Neckargemünd, den ich so oft in milder Jahreszeit einem langweiligen Kollegium vorzog. In Marseille und Toulon verweilte ich ebenfalls einige Tage und unternahm einige Excursionen in die umliegenden Dörfer. Da indessen meine Nachrichten doch höchst unvollständig seyn würden, so eile ich darüber weg und spreche sogleich von meiner Ankunft in Algier. Nach einer neuntägigen windstillen Ueberfahrt, die wegen einer unerträglichen Gesellschaft, einer schlechten und unreinlichen Nahrung und eines sehr unsanften Lagers mir jahrelang vorkam, erreichten wir endlich kurz vor Sonnenuntergang die Rhede von Algier. Der Hafen ist so klein, daß oft ein Theil der Schiffe auf der Rhede, die aber gegen heftigen Nordwind gar keinen Schutz bietet, vor Anker liegen müssen. Ich ließ mich sogleich durch ein kleines Boot ans Land bringen. Man schiffte mich an einer am Meer liegenden Citadelle aus, von welcher eine etwa 15 Fuß hohe

Terrasse in die Stadt führt. Es läßt sich schwerlich ein reizenderes Gemälde denken, als das, das hier die Natur, nur wenig von der Kunst unterstüzt, darbietet. Zunächst vor mir lag die auf einem hohen Berge in amphitheatralischer Gestalt gebaute Stadt. Im Abendlicht blinkten die weiß getünchten Häuser, über welche einige Moscheethürmchen nicht weit hervorragten. Hinter ihr erheben sich immer höhere und höhere Gebirgszüge, bis endlich der lezte Zweig des kleinen Atlas den Prospekt schließt. Auf ihren beiden Seiten bildet die bis an das Meer sich erstreckende Bergkette einen großen Halbkreis, den östlich die sogenannte englische Feste und westlich das Vorgebirge Matisu begrenzt. Der diesseitige Abhang dieses etwa drei Stunden weiten Halbkreises, so wie die westlich an dessen Fuße liegende Ebene sind mit prächtigen Landhäusern und Lustschlössern dicht besät, die, ebenfalls weiß getüncht, einen lieblichen Kontrast mit dem sie umgebenden Grün bilden. Auf der westlichen Seite, wo ein herrlicher Wiesenteppich den niedersten Atlaszweig von dem Meere trennt, erkannte ich den prächtigen Garten des lezten Aga, während östlich, wo schroffe Felsenabhänge der stürmenden See plözlich einen Damm entgegensezen, sich der Garten des Dey vor allen andern auszeichnet. Bis auf die Terrasse senden die zahlreichen Orangenhaine, mit Jasmingebüschen und Rosensträuchen lieblich gemengt, ihre erquickenden Wohlgerüche. Zur Rechten verlor sich mein Auge in den weiten Meeresfluthen, in welche der lezte Sonnenstrahl sich allmählig tauchte, während zur Linken der lebendige, menschenwimmelnde Hafen mich aus meinen Träumen weckte. Noch ganz voll vom Eindruck der entzückenden Aussicht, ging ich in die Stadt; erst als ich nicht mehr vorwärts gehen konnte, ward ich gewahr, daß nun ganz andere Gegenstände mich umgaben, die den süßen Zauber bald verdrängten. Zwei Wagen, die sich begegneten und einander nicht ausweichen konnten, da selbst die zwei Hauptstraßen nicht einmal so breit sind, daß ein Mann neben einem Wagen Plaz fände, versperrten mir den Weg. Man ward genöthigt, und dies fällt beinahe täglich vor, die Pferde vor einem der Wagen abzuspannen und ihn rückwärts bis an das Thor zu schleppen. Ich mußte schnell in ein Haus mich flüchten, und es war mir nicht leicht, den Eingang zu erkämpfen.

(Die Fortsezung folgt.)

London, Februar.

(Beschluß.)

Courier. Globe. Sonntagsblätter.

Street zog sich vor einigen Jahren von der Redaktion des Couriers zurück und Mudford, ein sehr vorzüglicher Mann, übernahm die Redaktion, änderte aber den Geist des Blattes keineswegs. Der Courier blieb vor wie nach geistreich und nicht sehr gewissenhaft; vor wie nach rieb er sich gern an Personen, blieb seiner Gewohnheit treu, mit Späßen, statt mit Gründen zu fechten, und seinen Gegner lächerlich zu machen, statt ihn zu widerlegen; vor wie nach machte er seine Bücklinge vor der exemplarischen Frömmigkeit der Bischöfe der englischen Kirche und der fleckenlosen Reinheit der Aristokratie und des Hofs; er war aber geistreicher, in besserem Tone geschrieben, er äußerte wirklich liberale, gutgemeinte Ansichten, beurtheilte die Verhältnisse billiger und aus höherem Standpunkt, so oft Partheigeist und Politik nicht ins Spiel kamen, seine Persönlichkeiten waren geistreicher, treffender und seine Witze feiner. Als Canning aus Ruder kam und das Schisma zwischen ihm und seinen Kollegen von der Toripartei eintrat, war der Courier in einer desto größeren Verlegenheit, weil er sich rasch entschließen mußte. Mudford entschied sich für Canning; dies kränkte die Tories, die sich zurückziehen mußten, tief, und als sie unter Wellington wieder ans Ruder kamen, rächte sich der Herzog; er drang darauf, daß Mudford sich von der Redaktion zurückziehen und Street wieder Plaz machen müsse, und machte dies zur unerläßlichen Bedingung, wenn der Courier die Protektion des Ministeriums behalten wolle.

Das Abendblatt der Globe ist nach liberalen Grundsäzen redigirt und sehr verbreitet. Er gibt sich vorzüglich mit einheimischen Angelegenheiten ab, namentlich mit Finanzwesen und Landbau. Es macht diesem Blatte Ehre, daß es sich ohne alle Charlatanerie und Kunstgriffe, blos durch Beharrlichkeit, Thätigkeit und Verstand, Bahn gebrochen hat.

Sonntag Morgens regnet es Wochenblätter in London. Einige, jedoch sehr wenige, wie das Athenäum, sind mit Talent und Geschmack redigirt; im Ganzen aber sind sie wirklich ein krankhafter Auswuchs der periodischen Presse. Es ist in der Regel eine Spekulation der gemeinsten Art, auf die allerniedrigsten Leidenschaften des Menschen berechnet. Der verantwortliche Herausgeber oder nominelle Eigenthümer ist meistens ein Strohmann, ein armer Teufel ohne Ruf und Gewissen, der Monat- oder Jahrweise gemiethet wird, um zu schwören, den Meineid zu schwören, er sey Eigenthümer des Journals, der sich vom Publikum auspeitschen und von den Gerichten einsperren läßt, während die wahren Redaktoren und Eigenthümer unbekannt bleiben. An der Thüre steht ein Briefkasten, der, wie der Löwenrachen in Venedig, anonyme Denunciationen aufnimmt.

Die Londoner Presse ist eine gigantische Handelsspekulation, für die ein Schaz von Intelligenz verwandt wird, die eine Menge von Händen beschäftigt und ein unermeßliches Kapital umtreibt. Man könnte meinen, da Spekulation ihr Lebensprinzip sey, so werde wohl die Civilisation dadurch wenig gewinnen; man würde aber sehr irren. Ein Theil der öffentlichen Blätter spricht fortwährend zum gesunden Menschenverstand, zum natürlichen Gefühle der Nation, ein anderer spekulirt allerdings auf die nationellen und religiösen Vorurtheile; es wäre aber höchst traurig, wenn man denken müßte, Vernunft, Wahrheit und Menschlichkeit werden nicht am Ende den Sieg davon tragen. Eigentlich politische Materien, alles, was sich auf Gesezgebung, Justiz, die Schritte der vollziehenden Gewalt bezieht, wird in den Hauptblättern mit Talent, aber ganz praktisch besprochen, das heißt, es wird mehr Rücksicht auf die Materie selbst, als auf den Styl genommen; es sollen keine eigentlichen Abhandlungen seyn, die Aufsäze sind daher weder weitschweifig, noch künstlich. Die literarischen Aufsäze in den Tageblättern sind allerdings weit geringer; sie überlassen aber die Literatur meist den Monatschriften und den vierteljährlich erscheinenden Journalen. Die schönen Künste werden völlig vernachläßigt, oder doch ohne Sachkenntniß besprochen; es gibt Ausnahmen davon, im Allgemeinen aber gilt die Behauptung. Auch von den dramatischen Leistungen wird Bericht erstattet; daß diese Berichte oft nicht gut ausfallen, ist leicht begreiflich, wenn man bedenkt, daß man nach einer einzigen Vorstellung eines Stückes, das um 11 Uhr zu Ende geht, etwas darüber sagen muß, das der Leser Morgens 6 Uhr und oft noch früher in der Zeitung sucht und findet. Diese Eile hat indessen ihr Gutes, wie ihr Schlimmes: der Artikel wird geschrieben, so lange der Eindruck noch ganz frisch ist; der Verfasser kommt, da ihm so wenig Zeit bleibt, sogleich zur Sache und kann sich nicht bei all den Gemeinpläzen und elenden Einzelnheiten aufhalten, die ihm sonst wohl gar leicht in die Feder kämen. Oft sind auch diese Artikel, so schnell sie hingeworfen werden, wirklich sehr gut geschrieben.

Beilage: Kunstblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 46.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 23. Februar 1831.

Im Schloß der Ondinen,
Das glänzend auf grünen
Gewölben der Fluth
Im Ocean ruht,
Regiert das Gefühl
Im heiligen Styl.

Matthisson.

Sagen vom Mummelsee im Schwarzwald.

Von August Schnezler.

4.

Einkehr.

Was peitschet und schnaubet und billt und kracht,
Und pfeifet und jauchzt durch die finstere Nacht?

Es rasseln die wüthenden Jäger herbei
Mit schallenden Hörnern, mit Hurrageschrei.

Und drunten am Wasser hält stille der Troß,
Und schwingt sich ein jeglicher Reiter vom Roß.

Es springen die Hunde hinab in die Fluth,
Und löschen des Durstes verzehrende Gluth.

Rings lagern die Jäger im Kreise herum,
Es tönt aus der Tiefe das dumpfe Gebrumm.

Hell steiget der Mond aus den Tannen hervor,
Und theilet die Wolken und lüftet den Flor.

Da tauchen mildlächelnde Mädchen empor,
Aus plätschernden Wellen, aus säuselndem Rohr.

Hoch schwingen sie Kannen mit funkelndem Wein
Und schenken in silberne Becher ihn ein:

„Hier, trinket ihr Herren! wir bringens euch zu!
Süß schmeckt auf der Jagd solch ein Schlückchen in Ruh!“

Aus trinken die Jäger: „wir danken gar schön!
Nun gehts wieder frisch über Thäler und Höh'n!“

Es peitschet und gellet und billt und kracht,
Es pfeifet und jauchzet und braust durch die Nacht.

Da tauchen die Nixen zurück in ihr Schloß,
Und ferne verklinget der wüthende Troß.

5.

Der Knabe vom See.

„Was im Schilf dort ausgesezt,
Mag der Korb wohl hegen?
Schaut, ein Knäblein, unverlezt,
Lacht uns draus entgegen!
Schwestern, unter Mutterhut
Wollen wir es legen,
Drunten in der kühlen Fluth
Liebevoll sein pflegen!“

Und die Nixen tragen es
Unter stille Wogen,
In dem Reich des Mummelsees
Wird es auferzogen;
In der Wiege von Krifall
Auf und ab geschaukelt,
Und von süßer Lieder Schall
In den Schlaf gegaukelt.

An der weißen Brüste Quell
Darf das Kind sich laben,
Und so reift der Säugling schnell
Zu dem schönsten Knaben;
Blondgelockt das lange Haar,
Milch und Blut die Wangen,
Kommt er in der Nymphen Schaar
Keck einhergegangen.

Nun darf er zum erstenmal
Aus den Fluthen steigen,
Läßt sich Berg und Wald und Thal
Von den Nixen zeigen;
Schaut entzückt den Mondesstrahl
Hinter Tannenzweigen,
Mit dem Mädchen seiner Wahl
Tanzet er den Reigen.

Und ein ungetrübtes Glück
Wird ihm nun zum Loose;
Oft noch kehret er zurück
Aus der Wellen Schoose;
Ueber Thäler, Berg und Ried
Treibt es ihn zu wallen,
Selig lauschet er dem Lied
Sanfter Nachtigallen.

Doch er wandelt nicht allein:
Aus der Nixen Schwarme,
Hält das schönste Mägdelein
Kosend er im Arme;
In des Mondes Zauberschein
Kann man beide sehen,
Unter Scherz und Schmeichelein
Aus dem Rohre gehen.

Schlußbetrachtung.

Der Sänger steht am Wasser,
Er ist kein Weiberhasser,
Er ist ein Vielgereister
Und fürchtet keine Geister;

Er möchte gar gern sehen
Die schöne Wasserfei —
Da kann er lange stehen,
Die Zeiten sind vorbei.

Denn Alles drunten schweiget,
Nur leise lacht das Rohr,
Und aus den Fluthen steiget
Kein Nixchen mehr empor.

Ein Geist lebt heutzutage,
Ach, nur noch in der Sage,
Das Licht nahm überhanden,
Und alle Wunder schwanden!

Die Musik der alten Egypter und Hebräer.

(Beschluß.)

Die Art, wie die heilige Schrift und auch manche Profangeschichtschreiber von der Musik der Hebräer sprechen, läßt uns bedauern, daß sich jezt auf keinem Wege ausmitteln läßt, ob sie wirklich so hoch stand, wie sich nach jenen Zeugnissen vermuthen ließe. Im ersten Buch Mosis wird Jubal die Erfindung der ersten Instrumente zugeschrieben. In der Geschichte des Patriarchen Jakob ist zwar auch von Vokal- und Instrumentalmusik die Rede; aber allem nach waren die musikalischen Kenntnisse der Juden, vor ihrer Niederlassung in Egypten, höchst unbedeutend. Während ihres langen Aufenthalts in diesem Lande, machten sie sich wohl mit den Künsten der Egypter vertraut, und ihre Instrumente waren ohne Zweifel von den egyptischen entlehnt. Leider ist durch die Zerstörung Jerusalems und des großen Tempels, so wie durch die Zerstreuung des jüdischen Volkes über die ganze Erde, diese Musik nebst den Instrumenten bis auf die lezte Spur zu Grunde gegangen; man ist darüber rein auf das beschränkt, was hie und da in der Bibel von Musik vorkommt. Ueber diese Stellen ist nun von Kennern und Nichtkennern viel hin und her gestritten worden. Je mehr es an Denkmälern fehlt, aus denen sich etwas beweisen ließe, desto leichter waren Vermuthungen aufzustellen; aber keiner Hypothese ist es gelungen, einen deutlichen Begriff von der Musik der Hebräer zu geben.

Bekanntlich irrte das Volk nach dem Auszug aus Egypten vierzig Jahre in Arabien umher; auf dieser Irrfahrt wurde wohl die Musik sehr vernachläßigt, und erst nachdem Palästina erobert war, konnte man daran denken, sie wieder zu kultiviren. Aus mehreren Bibelstellen sieht man, daß sie besonders von Frauen getrieben wurde, und zwar vorzugsweise als Begleitung zum Tanze; und so ist es ja größtentheils noch jezt im Orient. Der Tanz der Hebräer war ohne Zweifel eine ernste, pathetische Pantomime, weil die Tänzer dazu singen und spielen konnten: David spielte auf der Harfe und tanzte vor der Bundeslade. Samuels lange, friedliche Regierung hatte einen sehr wohlthätigen Einfluß auf die Künste, besonders auf die Musik, und allem nach ist leztere in öffentlichen Schulen, die in den heiligen Büchern der Juden Prophetenschulen heißen, gelehrt worden; es gab deren verschiedene in Juda. Aber die größten Fortschritte machte die Musik unter Davids Regierung. Dieser König führte sie förmlich bei den religiösen Ceremonien ein und stellte eigene Musiker für den Tempeldienst an. Er selbst war bekanntlich ein guter Musiker und spielte die dreieckigte Harfe; sie gleicht dem Te Bouni der Egypter, bei den Hebräern heißt sie Kinnor und die Uebersetzung der sogenannten Septuagenta gibt das Wort mit Psalterion, ein

Ausdruck, der ein Instrument bezeichnet, womit man den Gesang begleitet.

Die Schriftsteller, welche nach den Namen in der Bibel die musikalischen Instrumente der Hebräer auszumitteln suchten, haben sich meist ihrer Einbildungskraft überlassen, statt sich darnach umzusehen, wie es mit dieser Kunst bei den gleichzeitigen Völkern aussah. Ja es ist behauptet worden, die Juden haben Orgeln mit Pfeifen und Tasten gehabt, und doch ist dieses Instrument über fünfzehnhundert Jahre nach Salomo erfunden worden. Allem nach hatten die Hebräer keine andern musikalischen Instrumente als folgende: Die dreieckige Harfe mit zehn Saiten, die halbkreisförmige Harfe mit acht Saiten, die Leyer mit vier Saiten, das Te Bouni mit einem Hals und zwei Saiten, die gerade und die Querflöte, die Posaune, die Trommel und die Zymbeln. Als David die Bundeslade in die Stadt eingeführt hatte, sangen Heman, Assaph und Ethan und spielten mit metallenen Cymbeln dazu, Zacharia, Asiel u. a. sangen Psalmen und spielten auf dem Psalterium (Kinnor, die zehnsaitige Harfe) dazu; Mathithia und Clipheleja spielten die halbkreisförmige achtsaitige Harfe und sangen Siegeslieder; Jehiel spielte die Leier,. Sebanja, Josaphat und andere Priester bliesen die Posaune vor der Bundeslade. Salomo, ein großer Freund und Beförderer der Musik, ließ zur Einweihung des Tempels zu Jerusalem mehrere tausend Instrumente verfertigen, ohne Zweifel von allen oben angegebenen Arten. Bei Gelegenheit dieser Tempelweihe, die sehr feierlich war, ist in der Bibel zum leztenmal von Musik und musikalischen Instrumenten die Rede. Die lyrische Poesie der Juden, von der wir in den Psalmen und dem hohen Lied so kostbare Ueberreste besitzen, war sehr erhaben und sicher ganz für die Musik berechnet; dasselbe gilt von den pathetischen Klagliedern des Jeremias, und man kann sich ganz gut denken, wie der Musiker dadurch begeistert wurde; aber noch einmal, was wir darüber sagen könnten, wären nichts als Vermuthungen; die Orientalen wußten von Bezeichnung der Musik durch Noten nichts, und somit haben wir von der Melodie der hebräischen Gesänge auch nicht eine Ahnung.

Die Musik mußte zwar bei den Juden in der langen Gefangenschaft Rückschritte machen; aber ganz ging sie nicht zu Grunde und wurde bis auf Jerusalems lezte Zeiten getrieben. Tacitus sagt, die Priester haben auf der Flöte und der Trommel gespielt. Aus verschiedenen Bibelstellen sieht man, daß die Juden Tafelmusik hatten. Auch bei Leichenbegängnissen wurde Musik gemacht, denn Maimonides erzählt, der ärmste Israelit sey wenigstens mit zwei Flöten begraben worden.

Ueber die Musik der Perser, Meder, Assyrer und Babylonier finden sich bei Herodot, Diodor und den andern Geschichtschreibern nur sehr sparsame und ganz allgemeine Angaben, nach denen wir uns vom Zustand dieser Kunst bei genannten Völkern gar keinen Begriff machen können. Mehr Ausbeute, obgleich bei weitem nicht so viel, als sich wünschen ließe, geben die Quellen für die Musik der Griechen und Römer, wovon wir ein andermal sprechen.

Prophezeiung über die englische Thronfolge.

Die vor Kurzem in diesen Blättern mitgetheilten Orakelsprüche des h. Malachias über die Reihenfolge der Päbste und seine Weissagung vom Sturz der römischen Kirche erinnern an eine Prophezeiung, die vor Kurzem in englischen Blättern zu lesen war.

Ein Mönch zu Wilhelm des Eroberers Zeit soll geweissagt haben, es werden im Königreiche England nie mehr als drei Könige ohne eine Veränderung in der natürlichen Succession oder eine Revolution aufeinander folgen. Die Weissagung ist eingetroffen bis auf das Haus Braunschweig; Georg IV. hat den Zauber gelöst; aber in der Reihe der Könige von ihm rückwärts bis zu Wilhelm dem Eroberer ist es oft, als ob das Schicksal dem prophetischen Mönch zu Liebe je nach dem zweiten oder dritten etwas eingeschoben hätte. Wir setzen der Kuriosität wegen und als eine Repetition in der englischen Geschichte, die Gruppen her, wie sie ohne Zweifel der Mönch bis in das achtzehnte Jahrhundert sah; und vom eilften Jahrhundert bis ins achtzehnte zu sehen, ist aller Ehre werth.

Wilhelm I., der Eroberer. Wilhelm II. Heinrich I. Stephan usurpirt die Krone.

Heinrich II. Richard I. Johann ohne Land; Ludwig, Dauphin von Frankreich, wird ins Land gerufen zum Präjudiz des rechtmäßigen Thronerben (Heinrichs III.).

Heinrich III. Eduard I. Eduard II. Lezterer wird vom Thron gestoßen und hingerichtet.

Eduard III. Richard II. wird des Throns verlustig erklärt.

Heinrich IV. Heinrich V. Richard III. wird erschlagen; die Krone geht auf die Tudors über.

Heinrich VII. Heinrich VIII. Eduard VI. Usurpation der Johanna Gray.

Maria. Elisabeth. Thronbesteigung der Stuarts.

Jakob I. Karl I. wird enthauptet. Die Republik.

Karl II. Jakob II. wird vertrieben; der Prinz von Oranien erhält die Krone.

Wilhelm III. Anna. Das Haus Braunschweig kommt auf den Thron.

Georg I. Georg II. Georg III. Georg IV. Wilhelm IV.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Februar.

Musik. Vorträge über die Temperatur von Deutschland.

Unter den vorzüglichern Leistungen, denen wir im seitherigen Verlaufe des Winters in unserm. der Ausführung größerer musikalischen Werke, besonders aus dem Gebiete der

klassischen Kirchenmusik, gewidmeten Cäcilienvereine beiwohnten, verdienen besonders das Requiem von Mozart, dann Kyrie und Gloria aus der großen Messe von Beethoven mit Auszeichnung genannt zu werden. — Es erregt wahrlich nur Lächeln, wenn man bei dem hohen Genusse, den das unsterbliche Requiem jedem Musikfreunde gewährt, an den Streit denkt, der sich vor wenigen Jahren über dessen Aechtheit mit so vieler Heftigkeit erhob. Mag Mozart es ganz oder zum Theil geschaffen, oder auch nur den Plan dazu entworfen haben, das Ganze läuft immer blos auf einen unfruchtbaren Namenstreit hinaus, da es dem Verehrer dieser religiös-erhebenden Töne eben nicht darauf ankommt, mit mathematischer Genauigkeit zu wissen, wer ihr Schöpfer war.

Das vom physikalischen Vereine herausgegebene „Jahrbuch zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse für das Jahr 1831“ ist nunmehr bei Sauerländer im Druck erschienen. Es ist solches dem hohen Senate der freien Stadt Frankfurt ehrerbietigst gewidmet und überreicht worden. — In demselben Vereine sezte im verflossenen Monate Hr. Cläpius aus Köthen seine interessanten Vorträge über das Klima von Deutschland fort. Hatte derselbe in frühern Sizzungen die thatsächliche Behauptung aufgestellt und erwiesen, daß nur ein geringer Unterschied der Temperatur zwischen den südlichen niedern Gegenden Deutschlands und den nördlichen stattfinde, so erörterte derselbe in gegenwärtiger Sizung, als weitern Grund dieser Erscheinung, die von den Klimatologen gemachte Wahrnehmung, daß sich die niedrige Temperatur, die bekanntlich den Gebirgen überhaupt eigen ist, um so tiefer zeige, je höher diese sind. Wir geben hier in kurzen Worten dasjenige wieder, was C. in einer, der Fassungskraft einer gemischten Zuhörerschaft entsprechenden Ausführlichkeit über diesen Gegenstand vortrug. — Luft sowohl als Boden der Gebirge, sagte der Redner, haben jene geringere Temperatur, die auch auf die benachbarten Ebenen und Thäler wärmeraubend einfließen muß. Was nämlich die Luft der Gebirge betrifft, so wirkt dieselbe auf folgende Weise erkältend auf die der benachbarten tiefern Gegenden, was freilich die Luft in höhern Regionen an und für sich selbst nicht vermag, da Luft, besonders in ruhigem Zustande, bekanntlich ein sehr schlechter Wärmeleiter ist, was sie aber, vermittelst der Gebirge, über denen sie sich befindet, leicht bewirken kann. Es geht dieß so zu: (a) Vermindert sich die Lufttemperatur schnell und bedeutend in einer Gegend, die von Ebenen und Thälern, welche nicht gar hohe Gebirge einschließen, etwas entfernter liegt, so entsteht dadurch natürlich ein Wind, der jenen Ebenen und Thälern diese kältere Luft zuführt, vorausgesezt, daß solche vorher wärmer waren. Wenn nun, wie angenommen ward, die Gebirge nicht hoch sind, auch deren Form nicht besonders ungünstig ist, so weht der größte Theil der kalten Luft über dieselben weg, nimmt aber zugleich die darüber befindliche, oft noch kältere Luft mit sich hinweg und gleitet mit dieser, vermöge der der Luft beiwohnenden Eigenschaft, sich an feste Körper gleichsam anzuschmiegen und längs deren Oberfläche hinzustreichen, oder mit andern Worten, vermöge ihrer Adhäsionskraft, auf der andern Seite der Gebirge nach den Ebenen und Thälern hinab, und zwar um so mehr, weil kältere Luft wegen ihrer größern Dichtigkeit schwerer als wärmere ist.

(Die Fortsezung folgt.)

Algier, Januar.

(Fortsezung.)

Brief eines Deutschen.

Da es schon anfing dunkel zu werden, und ich nach einigen schlaflosen Nächten und fast ohne Nahrung zugebrachten Tagen nach einem guten Nachtessen und weichen Bette mich sehnte, so bat ich einen mir begegnenden französischen Hauptmann, mir ein gutes Gasthaus zu nennen. Seine Antwort: „Wozu suchen Sie ein Hotel?“ ärgerte mich und ich erwiederte troken: „Wohl nicht, um darin zu fasten und die Nacht zu durchwachen.“ — „Ne vous fâchez pas, Monsieur,“ sagte er ganz gutmüthig; „es gibt hier kein Gasthaus, wo Sie übernachten könnten; wenn Sie aber blos etwas zu Nacht zu essen wünschen, so will ich Sie gerne bis zu einem Restaurant begleiten.“ Ich erzählte ihm, ich komme so eben an, kenne Niemanden in der ganzen Stadt und möchte doch nicht gern auf der Straße schlafen; ich sezte hinzu, daß ich zwar einige Rekommandationsbriefe habe, allein natürlich sie nicht abzugeben wisse. Hier fand ich die den Franzosen eigene Gefälligkeit gegen Fremde wieder, die man in Deutschland oft vergebens sucht. Er versicherte mich, wenn er nicht selbst ein sehr schlechtes, ganz schmales Bett hätte, würde er es gern mit mir theilen, so aber wolle er sein Mögliches thun, die Wohnung der Leute, denen ich empfohlen war, zu entdecken. Er klopfte überall an, wo Franzosen wohnten, bis er endlich über Hrn. S. Haus Auskunft erhielt. Er führte mich bis zur Thüre und verschwand, ehe ich ihm danken konnte. Schon glaubte ich, endlich meinen Hunger stillen und dann ungestört ausruhen zu können, als die im ersten Stocke wohnenden Juden in ihrem arabisch-jüdischen, verdorbenen Dialekte, den ich nicht ohne Mühe verstand, da überhaupt die hiesige Sprache weit entfernt ist von der, welche ich in Rosenmüllers und de Sacy's Grammatik erlernt, mir sagten, Hr. S. sey mit seiner Familie ausgegangen und werde wohl vor 9 Uhr nicht zurückkommen. Da sie mir nicht erlaubten, ihn in ihrem Zimmer zu erwarten, indem sie vorgaben, sie werden sogleich zu Bette gehen, blieb mir nichts anders übrig, als vor dem Hause etwa eine starke Stunde, doch glücklicherweise unter einem klaren afrikanischen Sternenhimmel, auf und ab zu gehen. Bald vernahm ich hier von allen Seiten ein lautes Schnarchen, und als ich mich umsah, erblickte ich vor den, am passendsten unsern Hühnersteigen zu vergleichenden Kramläden schlafende Männer, deren ganze Kleidung in einem leinenen oder wollenen zerlumpten Mantel bestand. Ich trat zu einem, dessen Schweigen mich vermuthen ließ, daß er noch wache, und fragte ihn, ob er hier die ganze Nacht zubringe und ob es ihn nicht, besonders Morgens, friere? Er antwortete mir, allerdings sey in der Frühe von 3 bis 6 Uhr die Kälte fast unerträglich, er müsse aber aus Mangel an Geld hier schlafen; übrigens bezahle man ihm jede Nacht ½ Budschu (etwa 6 Kreuzer), um die nächsten vier schlecht verschlossenen Buden zu hüten. Er bat mich, ihn diese Nacht mit in mein Zimmer zu nehmen, und war freudig erstaunt, als ich ihm sagte, ich sey nicht viel besser daran als er, und werde ihn vielleicht um die Hälfte seines am Laden vorspringenden Steines bitten. Während dieses Gesprächs hörte ich an dem Hause, dessen Bewohner ich erwartete, klopfen; ich verließ schnell den armen Beduinen, nachdem ich ihm etwas gegeben, wofür er mir tausendmal Kater Allah Cheirek! (Gott vermehre Dein Glück!) nachrief; ich lief zur Thüre, welche so eben geöffnet ward, und fragte den Klopfenden, ob er nicht Hr. S. sey. Nachdem er diese Frage bejaht, überreichte ich ihm meinen Brief und stellte ihm meine Lage in wenig Worten vor. Er nahm mich sehr freundlich auf, ließ ein köstliches Mahl zubereiten, gab mir seine eigene Matraze, und so entschlief ich bald, nachdem ich mit jugendlichem Appetit mein Nachtessen verzehrt hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 47.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Donnerstag, 24. Februar 1831.

Ja leider reißt euch euer Unglück hin,
Wo mehr noch eurer harrt; ihr schmäht den Staat,
Der väterliche Sorgfalt um euch trägt,
Indem ihr ihm als einem Feinde flucht.

Shakespeare.
Coriolan.

Philipp van Marnix, Herr zu St. Aldegonde.

Von Ernst Münch.

Vorwort.

Die verworrenen Ereignisse, deren unglückseliger Schauplatz Belgien und Holland in neuester Zeit geworden sind, leiten von der Gegenwart gern auf die Vergangenheit zurück, um so mehr, wenn beide in engerem Verhältniß zu einander stehen, als der erste flüchtige Blick wohl ahnen läßt. Zwei bedeutende Länderstrecken, deren Schicksale in diejenigen vieler anderer Staaten mächtig eingegriffen haben und fortwährend eingreifen, von der Natur und der Geschichte einst eng zusammengekettet und durch zwei gemeinsame Dynastien, Burgund und Oesterreich, so wie durch gemeinsame Handelsvortheile, auch, zu zwei Drittheilen, durch dieselbe Sprache einst zusammengehalten, sind im Verlaufe dreier Jahrhunderte durch den Strom neuer Ereignisse, durch die Wirkungen verschiedenen Glaubensbekenntnisses, durch die Ränke bevorrechteter Kasten, durch die Unwissenheit des Volks, durch die Verführung und das Gift ausländischer Politik, Sitten und Gewohnheiten, zwei einander völlig fremde Völker geworden. Das eine, bei dem die Freiheit, in Folge ruhmvoll entwickelten öffentlichen Lebens und reich entfalteter Nationalkraft, in Saft und Blut übergegangen, suchte seine Revolution, nach den Stürmen einer drei-und-zwanzigjährigen Zwischenperiode von Unglück und Erniedrigung, durch Verschmelzung der Partheien im Innern, und durch Aufopferung des Uebermaßes jener Freiheit unter einem freisinnigen Herrschergeschlechte dauernder zu begründen und festzuhalten; das andere, eine Beute der Partheien, ohne Glückseligkeit und Freiheit nach Innen, ein Schlachtopfer der Intriken und ohne Ruhm und Selbstständigkeit nach Außen, verschmähte, nach dreihundert Jahren endlich zu Ruhe und Wohlfahrt gelangt, die Rückkehr in den alten Bund mit den nördlichen Brüdern, oder vielmehr thaten dieß seine Beweger, Führer und Leiter; und für ein unerreichbares Bestes opferte es das ihm mit Sorge und Anstrengung gereichte Gute und Bessere. Die Lehren weiser Mäßigung und den Ruf zu legalem Gehorsam rauh verachtend, hat es zum zweiten Mal einem trügerischen Wahne sich hingegeben, welcher das Ideal einer Freiheit ihm vorspiegelt, unerreichbar den hellgebildetsten Völkern, und reinunmöglich einer nur halberzogenen Nation. Oder vielmehr täuscht es sich selbst über die Benennung als Nation: eine Nation hat das belgische Volk niemals für sich selbst, sondern nur damals gebildet, als es mit Holland unter Burgund und Oesterreich zusammenhing; von dem Zeitpunkte an, wo es unter das Joch Philipps II. sich zurück begeben, ward es abwechselnd durch Schenkungen, Heirathen, Kriegsereignisse, Friedensschlüsse und Abtretungen dienstbare Provinz bald der einen, bald der andern europäischen Macht. Nichts desto weniger suchte es nun, wiewohl für eigene Rechnung,

da wieder anzuknüpfen, wo es bei Abschluß der Pacifikation von Gent einst stehen geblieben ist, und seine Revolution fortzusetzen, mit einer Miene, als wäre sie niemals unterbrochen worden. Für diesen Gedanken riß Belgien vom erneuerten Bande mit Holland zum zweiten Mal sich los, und übertrug dieselben Ideen, welche Norden und Süden beim Anfang der Bewegungen im sechzehnten Jahrhundert wider König Philipp von Spanien begeistert, auch auf den verfassungsmäßigen König aus demselben Geschlechte über, dessen Zierden einst die Stützen und Triebfedern der niederländischen Revolution gebildet. Es ist das spanische Prinzip, welches zum zweiten Mal im Süden vorherrschend geworden, und der erste konstitutionnelle Monarch, welcher den Namen Wilhelms I. trägt, scheint gleichsam dazu auserkoren, um für den glorreichen Widerstand des ersten Stadhouders mit demselben Namen, diesem Prinzip und dem Schatten des spanischen Despoten feierliche Sühne zu bringen. Dieselben Kräfte und Künste, dieselben Namen und Verhältnisse sind auch hier gegen die Nassau's wirksam erschienen, welche damals die Einheit der Gesammtnation zersplitterten und den Norden zwangen, auf sich allein beschränkt und nicht ohne verzweiflungsvollen Widerstand gegen den Herrn zweier Welten, das kostbare Kleinod zu erfechten.

Die Aehnlichkeit der beiden Zeitverhältnisse ist so groß, daß auch ein nur halbwegs geübter politischer Blick von den lautsprechenden und klar vorliegenden Thatsachen mächtig überrascht wird. Der großen Geschlechter leidenschaftlicher Hochmuth, der Priester fanatische Verschmähung der Fortschritte geistiger und religiöser Kultur, der Demagogen wildhabsüchtiges Treiben, der rohen Masse leicht verführbare Unwissenheit, der einzelnen Provinzen kleinliche Eifersucht und die listigen Einmischungen der Fremden stellen abermals in seltsamem Schauspiel sich dar; und wie auch jezt von Hof zu Hof, und von Bude zu Bude herumgegangen wird, um einen König zu suchen, so wurden im sechzehnten Jahrhundert eine Reihe Monarchen und Fürsten, Feldherrn und Glücksritter hinter einander angegangen, ob sie nicht der Noth der Niederländer sich erbarmen und die Ehre ihnen anthun wollten, über sie zu herrschen.

Aber in dem Süden, welcher hauptsächlich durch seine Lauigkeit und nachmals durch seine Trennung von gemeinsamer Sache, diese Unwürdigkeit des Benehmens veranlaßt, waren doch damals noch, selbst bei leidenschaftlicher Richtung wider die liberatorische Tendenz der Nassau's, einige großartige Elemente, einige edlere Charaktere sichtbar, welchen die Verführung des Volksgeistes nicht entging, welche nur mit Schmerz den Untergang schöner Hoffnungen und aufblühender Freiheit in der Stickluft gemeinen Eigennutzes und niedrigen Ehrgeizes wahrnahmen, und welche ihren Einfluß und ihren Reichthum, ihre physischen und geistigen Kräfte dem gemeinsam begonnenen Werke beharrlich fortwidmeten. In ihrer Reihe strahlt unter allen hervor der edle Belgier Philipp van Marnix, Herr zu St. Aldegonde. Er hatte ein festes Ziel des Lebens vor sich, das all sein Denken und Wollen verschlang und festhielt. Er übersah in einem einzigen klaren Blicke die Bedürfnisse der fortgeschrittenen Menschheit, die Leiden seines Volkes und die Mittel, denselben abzuhelfen. Voll glühender Freiheitsliebe schloß er gleich im Anfang der niederländischen Revolution den Männern sich an, welche für seine Unabhängigkeit aufgestanden, und in Wilhelm von Oranien erkannte er das einzige Haupt, welches die Bewegung zu irgend einem günstigen Ende zu führen, Beruf wie Kraft besäße. Seinem Charakter verwandt, durch scharfen Verstand und tiefe Lebensansicht, reiche Kenntnisse und Ernst des Willens innig zu dem Schweigenden hingezogen, umfaßte er diesen mit treuer Bruderliebe und überließ ihm willig und mit edler Selbstverläugnung eine Rolle, zu welcher wohl eigene Geistesüberlegenheit und hohes Ansehen im Lande ein kühnes Selbstbewußtseyn hätten verführen können; das Unterstützen der wohlberechneten Plane Wilhelms ward ihm daher eine Art religiöser Verpflichtung, vor der alle übrigen Rücksichten und Hindernisse verschwanden. Er trat für ihn als Diplomat, Feldherr, Publizist und Schriftsteller bei mehr als einem Anlaß kräftig in die Schranken, weil er alles für die Freiheit seines Vaterlandes zu thun glaubte, was er für den Oranier that; und als das belgische Volk, oder vielmehr dessen unwürdige Häupter, einen so reichen Geist und ein so großartiges Bestreben schnöde verkannt, trug er seine Liebe auf Holland, als sein neues Adoptivvaterland über; er duldete schweigend die Anklagen des Neides und die Verfolgung und Zurücksetzung von Seite untergeordneter und kleinsinniger Männer, und als er den Schmerz noch erlebt, den Herrlichen durch meuchlerisches Blei eines Fanatikers mitten in der Strömung seines Wollens und Wirkens für die Unabhängigkeit der Nordniederländer fallen zu sehen, bewahrte er auch dem Sohne dieselbe Treue und Ergebenheit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Fischereien in der Wolga.

Aus dem ungedruckten Reisejournal eines Genfers.

Nach dem Abendessen bestiegen wir zu Astrachan eine bedeckte Schaluppe, um die Fischereien der Herrn Saposhnicoff zu besuchen. Unsere Ruderer waren Kalmucken, acht an der Zahl. Sie rudern außerordentlich schnell; es war

mir unbegreiflich, wie sie es lange so ausdauern konnten, und doch hatten sie heute ihr gewöhnliches Tagwerk verrichtet und ruderten nun Schlag auf Schlag drei Stunden lang fort. Wir fuhren stromabwärts; die Flußufer sind äußerst einförmig, lauter mit Rohr bewachsene Sandflächen. Kaiser Paul hat dieselben verschiedenen russischen Großen geschenkt; die Herrn Saposhnicoff haben sie in Pacht und bezahlen namentlich dem Fürsten Kurakin 500,000 Rubel; der ganze Pacht kostet sie jährlich 625,000 Rubel, und schon dieß gibt einen Begriff von der Größe dieses Geschäfts, das über fünftausend Arme beschäftigt. Die Pächter haben gegenwärtig für mehr als eine Million Hausenblase in Petersburg liegen.

Nachts ein Uhr kamen wir zwanzig Werste von der Stadt bei der ersten Fischerei, Tschaganski Utchug genannt, an; wir stiegen bei einem Pavillon der Eigenthümer aus, erwärmten uns mit einigen Tassen Thee und schliefen bis zu Tages Anbruch. Das benachbarte Dorf ist von lauter Fischern bewohnt; der Arm der Wolga, auf dem wir uns befanden, ist mit Wehren gegen den großen Arm gesperrt, und ein schwimmender, mit Spitzen besezter Balken sperrt die Fahrt über die Wehre hinaus, bis die Vorgesezten auf dem Platze sind.

Kaum war geöffnet, so fuhren eine Menge sehr leichter und sehr gut gebauter Schaluppen, die mit zwei Menschen, einem Ruderer und einem Steuermann besezt waren, durch und stellten sich in einem Nu längs des Flusses auf; nicht lange, so begann der Fang und zwar auf folgende Weise: Jede Schaluppe führt einen oder zwei Stricke, an denen von Arschine zu Arschine eine Angel an einem dünnern Stricke hängt. Die Angeln sind so stark wie Radenkiele und werden durch Korkstücke wagerecht erhalten. Sie dienen keineswegs dazu, den Fisch mittelst eines Köders zu fangen, sondern sich im Vorbeischwimmen ihm in den Leib einzuhacken. Das große Tau ist am einen Ende an den Boden des Flusses festgeankert, am andern Ende ist ein Rohrbüschel befestigt; lezteres ergreifen die Fischer, ziehen das Tau nach sich und machen die gefangenen Fische von den Angeln los.

Ich sah eine ziemliche Menge Fische herausziehen; die eigentliche Jahreszeit dazu ist aber erst um die Mitte Oktobers. Der größte war ein Stör, gegen zwölf Fuß lang.

Merkwürdig ist, daß der Stör, er mag noch so groß seyn, so bald er fühlt, daß er sich am Hacken gefangen hat, ganz ruhig bleibt, und daher kommt es auch, daß der Fischfang hier ein so leichtes Geschäft ist. Auf den Schaluppen waren großentheils Buben und Mädchen, (leztere tragen, bis sie sich verheirathen, einen Schleier; man sieht nur ihre Augen.) Es war sehr unterhaltend mit anzusehen, wie diese Kinder sich mit den mächtigen Stören herumschlugen, sie entweder einfach in die Schaluppe hoben, wenn sie nicht zu groß waren, oder ihnen einen Strick durch die Kiemen zogen und sie herausbugsirten. Erst wenn der Stör die Schnautze über dem Wasser hat, sträubt er sich, aber auch da nichts weniger als sehr heftig.

Wenn sämmtliche Taue gezogen sind, so fahren die Schaluppen in der Jahreszeit, wo die Fische eingesalzen werden, geradezu ins Magazin; zu Winters Anfang aber, zu welcher Zeit ich dort war, wirft man die gefangenen Fische in die Behälter, die, etwa zweihundertfünfzig Fuß lang und fünfzig breit, am Ufer angelegt sind; hier bleiben sie, bis es friert, dann werden sie herausgenommen und gefroren versandt. Während dieser Zeit liegen sie auf Gefahr der Fischer im Behälter; die Fischer sind in Kompagnien abgetheilt, und jede erkennt ihre Fische daran, daß sie die Flossen auf eigene Weise auszackt; sie heben aber die Fische bis zum Froste auf, weil der gefrorene Fisch mehr gilt als der gesalzene. — Wir sahen nur gemeine Störe fangen; aber auch der Sterlet, der in der Newa sehr selten vorkommt und in Petersburg mehrere hundert Rubel kostet, ist hier häufig und kostet eine Kleinigkeit; er wird nie länger als drei Fuß.

Nachdem wir die Fische, die in die Behälter bestimmt waren, hatten hinschaffen sehen, ließen wir uns in das Magazin führen, um die Fische mit Rogen abliefern zu sehen; der obengenannte große Stör war darunter. Der Rogen oder Caviar ist ein Hauptartikel bei dieser Fischerei und wird daher sehr sorgfältig gesammelt. Mit den gefangenen Weibchen werden aus dem Behälter alle Fische, die abzustehen drohen, ins Magazin geschafft und mit den andern eingesalzen. Ich sah einen bringen, der noch weit größer war, als der eben gefangene; in meinem Leben hatte ich keinen größern Fisch gesehen; über den Rücken war er so breit wie ein Ochs, sein Rachen war weit genug, um mich ganz zu verschlingen, sein Auge aber nicht größer als ein Menschenauge.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Algier, Januar.

(Beschluß des ersten Briefs.)

Brief eines Deutschen.

Den folgenden Morgen ließ ich mich zu den übrigen Leuten führen, denen ich empfohlen war, und einer derselben hatte mir ein Zimmer anzubieten, das ich ohne Umstände annahm. Ich mußte aber, da ich es ganz leer fand, ein Paar Stunden lang den Schreiner machen. Ich ging frisch ans Werk und dachte zuerst darauf, mir einen Tisch aufzurichten. Ich nagelte zwei Bretter an einander, unterstüzte sie an beiden Enden mit zwei Hölzern und befestigte sie mit einem grossen Haken an die Wand. Ein Kästchen, das einst Rosinen enthielt, verwandelte ich in einen Stuhl, ein starkes leinenes

Tuch, an zwei das Zimmer durchlaufende Balken befestigt, bildete mein Bett. Erst nachdem ich so für das Nöthigste gesorgt hatte, ging ich ein wenig aus, um die Stadt näher zu betrachten.

Am alleranffallendsten war mir die Toilette der hiesigen Frauenzimmer, besonders ihr Kopfputz, der in einer zuckerhutförmigen, je nach dem Wohlstande der Weiber silbernen oder goldenen Müze besteht. Diese Müze, auf der die mannigfachsten Blumen ausgeschnizt sind, erhebt sich in schräger Richtung eine bis $1\frac{1}{2}$ Ellen hoch. Die arabischen Weiber haben unter derselben ein weißes, die jüdischen ein schwarzes seidenes oder baumwollenes Tuch, das bis zu den Augenbraunen sich herunterzieht. Ueber demselben schwebt ein ungeheuer großer wollener oder mousselinener Schleier; nur einige Maurinnen bedecken ihre Müze mit einem gelben wollenen Tuche, während die Negerinnen, die gar keine Müze tragen, ein blau gestreiftes kattunenes Tuch um den Kopf binden. Die meisten Araberinnen tragen weite weiße Beinkleider, ein seidenes, gold- oder silbergesticktes, bis an die Knie reichendes, sackförmiges Röckchen und ein langes gazenes Oberkleid; ein großes weißes Halstuch umhüllt das Ganze, während ein kleines, ebenfalls weißes Tuch vom Halse aufwärts bis zu den Augen reicht, so daß das ganze Gesicht, nur die Augen ausgenommen, unsichtbar ist. Selbst die reichsten Frauenzimmer gehen ohne Strümpfe, die elegantern haben roth oder blau sammtne, golddurchwirkte Sandalen. Erst seit Kurzem fangen einige Mädchen und junge Weiber an, Strümpfe und Schuhe anzuziehen, und selbst die Jüdinnen, die keine Beinkleider tragen, heben dann ihren Rock bis zu den Knieen auf; ich weiß nicht, ob um die Strümpfe, als etwas Seltnes, aus Koketterie sehen zu lassen, oder weil sie glauben, mit Strümpfen dürfe man die Füße wohl so weit zeigen. Selbst die minder Wohlhabenden sind mit Edelsteinen reich geschmückt; man sieht zwar keinen modern gefaßten, aber manchen sehr kostbaren Stein. Auffallend waren mir die starken goldenen Armbänder, und die in dem unter der Müze hervorgehenden Tuche steckenden diamantnen Nadeln. Manchen Frauenzimmern hängt hinten ein handbreites goldenes Band bis zu den Füßen herunter; dieses ist aber nicht wie bei den hübschen Elsässerinnen oder Breisgauerinnen mit Haaren durchflochten. Die Freudenmädchen tragen statt einer Müze ein roth- oder blauseidenes Käppchen. Alle Frauenzimmer ohne Ausnahme färben sich den flachen Theil der Hände und Füße, die vordere Hälfte der Nägel, so wie die Haare und Augenbraunen dunkelroth. Einige Maurinnen haben ihre Hände und den untern Theil des Halses grün und blau gefärbt. Die Kleidung der Männer ist minder befremdend. Die der Araber und Beduinen besteht in einem langen breiten Mantel; leztere bedecken ihr Haupt mit einem kleinen Käppchen, erstere mit einem mousselinenen Tuch, mit wollenen, den Turban vorstellenden Stricken umwunden. Die Juden tragen meistentheils schwarze oder dunkelblaue weite Hosen, mit einem gleichfarbigen wollenen Tuche umgürtet, und ein kurzes tuchenes Kamisol. Ihr Haupt ist mit einem schwarzen seidenen oder baumwollenen Tuche bedeckt, um welches einige ein farbiges Tuch binden. Diese Tracht war ihnen vom Dey vorgeschrieben und ist bis jezt beibehalten worden. Nur manche Fashionables haben ihr schwarzes Tuch mit einem europäischen Hute vertauscht. Die Mauren haben meistens hellfarbige Beinkleider, und ihr fein tuchenes, rothes, blaues oder gelbes Kamisol ist oft sehr reich gestickt. Manche tragen die schönsten Kaschemirs als Gürtel und die kostbarsten seidenen Tücher als Turban. Beinahe hätte ich den Burnus vergessen, den Jedermann auf der linken Achsel trägt.

Frankfurt a. M., Februar.

(Fortsezung.)

Vorträge über das Klima von Deutschland.

Nachdem Eläpius (im physikalischen Verein) die Richtigkeit dieses Sazes durch ein Experiment seinen Zuhörern im Kleinen veranschaulicht hatte, fuhr er fort: Die Luft über jenen Ebenen und Thälern kann auf diese Weise leicht einen noch höhern Kältegrad erlangen, als die Luft der Gegend, wo, in unserer Hypothese, die Temperatur zuerst vermindert ward. Die Anwendung derselben aber auf die süddeutschen Ebenen und Thäler ist um so eher statthaft, da thatsächliche Wahrnehmungen beweisen, daß hier die Luft zuweilen kälter als in Norddeutschland zu derselben Epoche des Jahres ist. Auf diese Weise erklärt es sich auch mit vieler Wahrscheinlichkeit, weshalb im vorigen Winter (18$\frac{29}{30}$), vornämlich zu Anfang Februars, die Kälte in dem größten Theile des südwestlichen Deutschlands höher stieg, als in dem größten Theile des nördlichen. Allerdings ist das ursprüngliche Entstehen jener Kälte im nordöstlichen Deutschlande aufzusuchen, wo sie um den fraglichen Zeitpunkt stärker, als selbst in nördlichen Gegenden war. So hatte dieselbe bereits am 29. Januar zu Berlin — 21, zu Magdeburg — 20, zu Köthen — $19\frac{1}{2}$ und zu Leipzig — 21° R. als ihren höchsten Grad erreicht; nun aber ward sie durch den Nordostwind, der sie aus jenen Gegenden den südwestlichen Ebenen und Thälern Deutschlands zuführte, in dem Grade verstärkt, daß einige Tage später, als sie bereits dort angefangen hatte abzunehmen, das Thermometer hier noch tiefer fiel; nämlich zu Würzburg auf — 24, zu Stuttgart — 25, zu Frankfurt a. M. — $22\frac{1}{4}$, und sogar in dem Rheingau auf — 22° R. Eine ähnliche Erscheinung, wie die vorhin erwähnte, macht sich in den süddeutschen niedern Gegenden, besonders im Sommer, oftmals dann bemerklich, wenn die wärmere Luft Italiens über die schneebedeckten Hochgebirge, in Verbindung mit der über diesen wehenden, in jeder Jahrszeit sehr kalten Luft, mittelst ihrer Adhäsionskraft, hierher gelangt. Denn selbst die italienische Luft bildet in dieser Verbindung, wenigstens sehr häufig, eine kältere Luft, als die ist, welche sonst über den süddeutschen Ebenen und Thälern weht. Je näher diese also den Hochgebirgen liegen, um so stärker müssen sie erkältet werden, wogegen die Luft bei ihrer fernern Fortbewegung von dieser großen Gebirgskette nach Norden hin wieder immer mehr Wärme erlangt. Zur Unterstüzung dieser Angabe führte C. beispielsweise München an, wo bekanntlich der Südwind nicht selten durchdringend kalt und scharf ist. — b) Es wird ferner häufig die Luft über den süddeutschen Thälern und Ebenen dadurch erkältet, daß die vermöge ihrer Adhäsionskraft nach ihnen hinabgleitende Gebirgsluft selbst zuerst durch irgend einen Prozeß, wie z. B. durch den, welcher mit der Bildung der Gewitter zusammenhängt, außerordentlich erkältet worden. Eine solche Erkältung der Luft findet zwar freilich auch in den höhern Regionen über den norddeutschen Ebenen statt; allein es kann dieselbe bei weitem nicht so leicht als in Süddeutschland zu ihnen hinabgelangen, weil dort keine Gebirge sind, die ihr gleichsam als Brücke zum Hinabgleiten dienen können. Es werden demnach auch in dieser Beziehung die norddeutschen Ebenen verhältnißmäßig nicht so sehr erkältet als die süddeutschen, zumal da überhaupt die Gebirge selber jene Erkältungsprozesse in den höhern Luftregionen vorzüglich begünstigen, und sie mithin in den Lufträumen über ebenen Gegenden nicht so leicht entstehen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 48.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 25. Februar 1831.

Könnt' ich sturmwindgleich, ein schnellhinfahrend Täublein,
Ueber des Himmels Gewölk
Ausflieh'n, dorther am Anschau'n
Der Schlacht mein Auge mitzuweiden.

Sophocles, Chorgesang im
Oedip. Col.

Neugriechisches Volkslied.

Bei Sparta von einem blinden Greise zur Leier gesungen.

1 8 2 9.

Könnt' ich als Vogel fliegen, könnt' auf Missolonghi schiessen,
Zu seh'n, wie dort der Säbel spielt und wie dort knallt die Flinte,
Und wie der Romeliote kämpft, der unbesiegte Sperber!
Da sprach zu mir, da sang zu mir ein goldbeschwingtes Vöglein:
„Bleib, Yorghi, bleib; und dürstet dich nach der Egypter Blute,
Ungläub'ge sind so viele hier, als dich zu tödten lüstet!
Siehst du dort in der Ferne nicht die Türkenschiffe drunten?
Es steigt auf sie der Tod herab, daß sie in Staub zerfallen!“

O Vögelein, wie weissest du, was du mir da verkündest?
„Ein Vogel schein' ich dir zu seyn, ich aber bin kein Vogel!
Nein, auf der Insel Strande dort, im Antlitz Navarino's,
Dort hab' ich kämpfend ausgehaucht den lezten heißen Athem.
Ich bin der Krieger Tzamados, zurück zur Welt jezt komm' ich;
Sonst schau' ich wohl zu euch herab vom Himmel, wo ich wohne;
Doch heute drängte mich's, zu sehn euch näher auf der Erde!“

Und was doch willst du heute sehn in diesem armen Lande?
Weißt du nicht, was geschehen, was gethan wird in Morea?
„Laß, Yorghi, von dir selber nicht, laß deinen Muth nicht sinken;
Wenn auch Morea jezt nicht kämpft: die Stund' ist nicht mehr ferne,
Wo sie wie eine Löwin hüpft, wo sie den Feind zermalmet.
Mit schwarzen Knochen wird besä't auch Missolonghi's Boden,
Und Souli's Löwen kommen her, sich an dem Schmaus zu weiden.“ —
Und wieder flog der Vogel fort und stieg hinan gen Himmel.

G. S.

Die Fischereien in der Wolga.

(Beschluß.)

Das Magazin ist ein großes viereckiges Gebäude auf Pfählen; der Boden ist durchbrochen, damit das Blut ablaufen kann, und von der Thüre läuft eine schiefe Fläche in das Wasser, auf der man die Fische an einem Tau heraufzieht. Zuerst wird der Fisch gemessen und darnach der Preis dem Fischer berechnet. Man mißt vom Auge bis an die Schwanzfloße. Jedes Stück, das zwischen 1¼ Arschinen (die Arschine ist gleich 26 franz. Zollen, und wird in 4 Tchetverts oder Viertel getheilt) und 2 Arschinen mißt, gilt für einen Fisch und wird mit einem Rubel bezahlt; sobald der Fisch zwei Arschinen lang ist, gilt er für zwei und wird mit zwei Rubeln bezahlt; jedes Tchetvert

weiter gilt auch einen Rubel weiter. Ein neun Tschetverts langer Stör gilt drei Rubel, ein zehn Tschetverts langer vier Rubel u. s. f.; so steigt es aber nur bis zu fünfzehn Tschetverts; über diese Größe hinaus wird nichts bezahlt, und ein solcher Fisch wiegt fünf-und-zwanzig Puds (das Pud hat 40 Pfund). Die Fischer haben nicht das Recht, die Fische an Jemand anders als an den Pächter zu verkaufen.

Sobald der Fisch gemessen ist, kommt einer und spaltet ihm mit dem Beil den Kopf, damit das Blut abläuft; drauf schlitzt er ihm mit einem großen Messer zwei Zolle vom Kiemendeckel bis an den Schwanz die Seite auf und nimmt den Ikra oder Rogen heraus. Der große Fisch, den wir hatten fangen sehen, gab drei Pud Rogen; man kann sich darnach denken, wie viele Millionen Eyer diese Fischerei alljährlich zerstört, und trotz dem nimmt die Menge der Fische nicht merklich ab. Nach dem Rogen nimmt man die Blase heraus, welche den Fischleim gibt, sodann die Eingeweide; nun spaltet man ihn der Länge nach bis auf die Rückenhaut und macht endlich seitlich am Bauch auf der andern Seite einen ähnlichen Längenschnitt wie den ersten; mehr wird mit den Fischen, die blos 1½ Arschine messen, nicht gemacht; ein solcher Fisch gilt im Handel für Ein Stück; die zwei Arschinen langen werden ganz gespalten, und jede Hälfte gilt für ein Stück. Bei den noch größern wird wieder anders gerechnet.

Die ausgeweideten Fische werden auf Wagen in ein benachbartes Gebäude zum Einsalzen geschafft. Es ist dieß ein sehr großer Keller, in dem ringsum Eisgruben laufen. In der Mitte ist ein Pfad für die Wagen und zu beiden Seiten desselben sind große in den Boden gegrabene, mit Brettern gefütterte Löcher, in welche man die Fische zum Einsalzen wirft; jedes Loch hat etwa achtzehn Fuß im Gevierte und ist sechs Fuß tief. Jede Fischsorte wird besonders gelegt. Sie kommen zuerst ein Zeitlang in die Lacke, und werden dann auf die gewöhnliche Weise eingesalzen. Im Salz muß der Fisch ein Jahr lang liegen bleiben, dann ist er verkäuflich und wird auf der Wolga in das Innere von Rußland verführt; vor dem Einschiffen wird er aber gewaschen und im Schiff von Neuem mit Salz bestreut. Der Preis ist verschieden, von drei bis fünf ein halb Rubel das Pud.

Hat man, wie oben angeführt, den Rogen ausgenommen, so bringt man ihn in Eimern in ein besonderes Gebäude, wo Tröge, wie Bakmulden, mit Salzwasser stehen; über den Trog ist ein enges Netz von Schnur gespannt; darauf reibt man den Caviar, daß nur der Rogen in die Lacke durchfällt und das Häutchen, das ihn einhüllt, zurückbleibt. Sodann wird der Ikra mit Sieben aufgeschöpft, man läßt das Wasser ablaufen, und steckt ihn dann in Säcke, die man zusammenwindet, damit das Wasser vollends wegkommt; die Säcke leert man sodann in Fässer aus, in welchen ein Mensch mit ledernen Strümpfen den Rogen so fest als möglich einstampft. Es ist dieß ein sehr wichtiger Handelsartikel für Rußland; namentlich wird viel nach Italien als Fastenspeise verführt. Der Caviar, den man frisch ißt, wird etwas sorgfältiger behandelt und nur im Winter versandt.

Es ist schon erwähnt worden, wie die Blasen, welche den Fischleim oder die sogenannte Hausenblase geben, herausgenommen werden. Wenn sie gewaschen sind, legt man sie bündelweise über einander, wie Tabaksblätter, und schlägt ein feuchtes Tuch darum. Jeder der Arbeiter, die um einen großen, sehr glatten Tisch sitzen und eine Menge kleiner hölzerner Plöcke vor sich liegen haben, nimmt nun ein Bündel vor sich, zieht ein Blatt ums andere ab, rollt es auf und gibt ihm, je nach der Sorte des Fischleims, mit den kleinen Pflöcken, die man nach dem Trocknen wieder wegnimmt, eine besondere Form. Man reiht die Stücke auf Schnüre und trocknet sie, Sommers an der Luft, Winters in geheizten Zimmern. Die Hausenblase in Hufeisenform ist die beste. Gewisse Theile vom Fisch werden auch ausgekocht, um den Thran zu gewinnen.

Außer auf die beschriebene Art, fischt man auch mit dem Netz, wie überall. Nur der Sterlet wird auf andere Weise gefischt, und zwar im Großen nur im Winter; auch lassen die Pächter nie mehr Sterlets fangen, als bestellt sind. Man verführt ihn gefroren in Rußland und er ist sehr geschätzt. Er wird, wie schon erwähnt, nicht leicht über drei Fuß lang, ja Fische von dieser Größe sind selten. Im Winter zieht sich der Sterlet den Untiefen nach und man erkennt die Stellen, wo er sich aufhält, an den Luftblasen, die er von sich gibt und die sich unten an das Eis anlegen; hier läßt man die Netze hinab und fängt, so viel man braucht. Die Pächter lieferten einmal an Einem Tage hundert vierzehn tausend Stück ab; die Fischer erhalten vierzig Rubel für das Tausend. — Die Besitzer der hiesigen Fischereien haben am kaspischen Meere auch große Anstalten zum Robbenfang.

Ein seltsames Schauspiel gewähren die unzähligen Seeraben, die auf den Pfählen der Wehre sitzen, jeden Augenblick ins Wasser tauchen und den Fisch, auf den sie es abgesehen haben, selten verfehlen; während sie ihn fressen, kommen die Möven herbei geflogen, suchen sie zu verscheuchen, und es entspinnt sich nun ein wunderlicher Kampf; der Seerabe hat eine ganz eigene Stimme, es klingt vollkommen, wie wenn er mit der Möve zankte.

Unsere Neugierde war befriedigt; wir aßen eine vortreffliche Sterletsuppe und frischen Caviar, wie sie der Kaiser nicht besser bekommen kann, und schifften uns um halb sechs Uhr wieder nach Astrachan ein. Der Wind, der den ganzen Tag über stark und für die Rückfahrt sehr günstig geblasen hatte, legte sich gegen Abend ganz und wir ruderten langsam stromaufwärts. Um zehn Uhr Abends waren

wir noch fünfzehn Werste von Astrachan, da erhob sich ein gewaltiger Sturm, mit Donner und Bliß, und warf uns auf der Wolga hin und her. Wir mußten laviren; das Fahrzeug hing aber so stark auf der Seite, daß das Wasser über Bord schlug und wir ganz naß wurden. Als wir einmal dem Land zu nahe kamen, liefen wir mit vollen Segeln auf eine Sandbank, und nicht viel fehlte, so wäre die Chaluppe umgeschlagen. Unsere Kalmucken sprangen sämmtlich ins Wasser und machten uns wieder flott; der Wind drehte sich, wir hißten die Segel auf, griffen zu den Rudern und liefen pfeilschnell in den Kanal ein.

Unsere Ruderer hatte ich den Tag über fleißig beobachtet. Kaum waren wir bei der Fischerei angelangt, so wurde am Flußufer der Kessel über das Feuer gesezt, und mit Wasser, Salz und Fischen bereiteten sie sich ein leckeres Mahl. Es ist unglaublich, welche Masse diese acht Menschen verschlangen, und zwar drei Mal im Tage, und immer mit gleicher Eßlust. Es ist nicht anders, als ob sie sich, wenn sie etwas zu essen haben, vorsorglich vollstopften, denn in der Noth sind sie so frugal, als gefräßig im Ueberfluß. Die Kalmucken sind große Liebhaber vom Thee, und Astrachan treibt einen starken Handel mit sogenanntem Kalmuckenthee; es ist dieß eine grobe Theesorte, die in Kuchen gepreßt wird; sie kochen ihn mit Milch und Salz. Wenn sie nichts anderes haben, so machen sie Wasser warm und trinken es; dieß sah ich selbst: als wir mit Segeln fuhren, machte man Thee für uns, und als wir fertig waren, leerten sie das übrige Wasser im Kessel in eine Schüssel und tranken es aus ihren Löffeln mit solchem Wohlbehagen, als wäre es die beste Suppe. Sobald sie beim Rudern ein wenig warm werden, entkleiden sie sich bis auf den Gürtel und muntern einander mit einem Zuruf auf, der ganz eigen klingt und meistens mit einem stark aspirirten Hu! endet. Ein krepirtes Pferd, das man ihnen preisgibt, ist ein großes Fest für sie, und es finden sich so viele Liebhaber, daß bald nichts mehr davon zu sehen ist.

Philipp van Marnix, Herr zu St. Aldegonde.

(Fortsetzung.)

Der Mann, von dem wir hier sprechen, steht nicht nur mit der Bürgerkrone eines Helden für politische Freiheit geschmückt vor uns, ihm wurden auch die noch duftigern Kränze des Genies und diejenigen eines Ringers für die geistigen Güter der Menschheit zu Theil, welche unabhängig von allen Staatsformen sind, obwohl sie durch dieselben, je nach ihrer größern oder geringern Würdigkeit, Antrieb, Weihe, Schuß und Richtung erhalten. Philipp v. Marnix bekämpfte Aberglauben und Schwärmerei mit gründlicher Forschung und geistreichem Spotte; kein Zweig des Wissens war ihm gänzlich fremd, und derselbe Mann, welcher den Kompromiß unterschrieb und die Geusenlieder dichtete, welcher Staatsschriften verfertigte und Proclame erließ, welcher Antwerpen wider Parma vertheidigte und die langwierigen Verhandlungen der General- und Provinzialstaaten leiten half, schrieb mit gleicher Fertigkeit theologische Abhandlungen, verspottete die Thorheiten aller rein dogmatischen Konfessionen und verfaßte die wunderherrliche Uebersetzung der Psalmen in flämischer Sprache. Sein Geist war eine einzige frische Quelle, welche allen Unrath der Zeit, mochte er kommen, woher er wollte, in sich aufzunehmen verschmähte, und welche in Theorie und That nur Kraft und Leben ausströmte. Dies unterscheidet ihn rühmlich von den meisten seiner Zeitgenossen. In dieser universellen Richtung lag der Schlüssel seines innigen Verständnisses mit dem gleichgesinnten Oranier. Darum wurden sie beide von ihrer Zeit mehr geahnt, als begriffen. Sie trieben dieselbe vorwärts, scheinbar zu ihren Gefühlen und ihrer Denkweise sich herablassend; aber man sieht es deutlich, daß sie oftmals derselben gespottet und über die Mittel, welche das große Werk fördern konnten, die Mittelmäßigkeit nicht immer um Rath gefragt haben. Sie waren beide nicht immer kalvinistisch genug; natürlich, weil ihnen der Protestantismus selbst nur als eine veredeltere Metamorphose sich darstellte, durch welche der Menschengeist sein unaufhörliches Weiterschreiten kund gab, und welche in ein Schulgebäude einzuzwängen, so thöricht als frevelhaft schien.

Die Synode zu Dortrecht, welche an der Ueberzeugung und Begeisterung eines Augenblickes auch jezt noch fortkaut, und welche der verdrängten Mumie des römischen Pabstthums eine gleich widerliche in tyrannisch-langweiliger Gestalt entgegenstellte, mußte dieses Gefühl schon damals halb errathen haben, als sie die herrliche Psalmenübersetzung durch das geistlose Gewäsche eines unberufenen Dritten bei Einführung des Kirchengesangs ersezte; aber die Dankbarkeit des verständigern Theils der holländischen Nation hat ihm in späterer Zeit bleibende Denkmale gesezt, welche seinem Ruhm und seinen Verdiensten gebühren.

Während jedoch bändereiche Sammlungen der fadesten Predigten, Sermonen, Traktate, Briefe u. s. w. die Schränke der Bibliotheken Hollands füllen, sind die kostbaren Geisteserzeugnisse Philipps v. Marnix wahre Seltenheiten geworden. Man ist nicht nur niemals auf den Gedanken gekommen, sie in einer vollständigen Ausgabe kritisch zu sammeln und herauszugeben, damit die Nachkommenschaft an den Strahlen seines Ruhmes zu Großthat, Freimuth, Kraft, Wissenseifer sich entzünde, sondern man findet selbst die hin und wieder zerstreuten einzelnen Schriften, von denen manche doch mehrere Ausga-

ben und Uebersetzungen erlebt, kaum noch in wenigen Exemplaren der einen und andern Landes- oder Privatbibliothek; ein verhängnißvolles Zeichen für den stabil gewordenen Protestantismus und die geistige Richtung dieses Landes; auf jeden Fall ein schreiendes Unrecht gegen den eigenen Nationalruhm und die eigene Nationalität.

Möge es die Eitelkeit der Eingebornen verwunden oder nicht, wenn ein Ausländer, diesen leztern vorgreifend, oder hülfreich, diese Schätze endlich sammelt und nicht nur zum Eigenthum der Holländer, sondern zum Gemeingut aller Nationen macht, so fühlt dieser einmal den Trieb dazu in sich, und er hat bereits sein Vorhaben, das er mit Gottes Hülfe zu verwirklichen gedenkt, kund gegeben. Beide Freunde, im Leben und Wollen und Wirken einst so brüderlich vereint, sollen auch in ihren Schriftdenkmalen Arm in Arm auftreten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Februar.

(Beschluß.)

Vorträge über das Klima von Deutschland.

Von der Luft der Gebirge zu dem Boden derselben übergehend, machte Clävius zuvörderst bemerklich, daß dessen Oberfläche in einiger Erhöhung stets fühlbar kälter sey, als die der tiefer liegenden Gegenden, so wie denn überhaupt die Temperatur der Luft mit derjenigen des Bodens bis zu einer geringen Tiefe ziemlich übereinstimme. Jedoch treten nicht selten Umstände ein, welche besonders auf Gebirgen bewirken, daß die Oberfläche des Bodens bedeutend mehr erkältet werde, als die umgebende Luft. Dies führte C. zu dem merkwürdigen, erst seit wenigen Jahren bekannten Prozesse der Wärmeausstrahlung, worauf bekanntlich der englische Gelehrte Wells zuerst aufmerksam machte und darüber eine eigene Theorie aufstellte. Nach dieser haben alle Körper unserer Erde, wie sie die Wärme bald besser, bald schlechter leiten, auch die Eigenschaft in verschiedenem Grade, die Wärme durch Ausstrahlung von sich zu entfernen. Je heiterer und trockener nun die Luft ist, desto besser geht dieser Prozeß von statten. Verschiedene Körper aber sind gute Wärmeleiter und doch zugleich schlechte Wärmeausstrahler. Zu den schlechtesten Wärmeausstrahlern gehört die Luft, zu den besten dagegen sind die Pflanzen zu zählen. Strahlen nun diese leztern die Wärme aus, so vermag, aus so eben bemerktem Grunde, die Luft ihnen nicht so viel Wärme durch Leitung und Ausstrahlung zurückzugeben, als sie verlieren; die Pflanzen werden daher kälter als die Luft. Gegen diese Theorie sind von einigen Physikern Einwürfe gemacht worden; und allerdings hat der Umstand etwas Sonderbares, daß nach derselben ein Körper ein guter Wärmeleiter und doch zugleich ein schlechter Wärmeausstrahler seyn kann. Indessen sind jene Einwürfe durch die von dem berühmten Arago mit großem Scharfsinn angestellten zahlreichen Experimente bündig widerlegt worden. Da nun die Gebirgsluft trockener ist, als die unmittelbar über tiefern Gegenden befindliche, so geht auf den Gebirgen die Wärmeausstrahlung in stärkerm Grade vor sich, als hier. Die zunächst sie umgebenden Luftschichten werden daher, eben durch die stark erkältete Oberfläche der Gebirge, verhältnißmäßig viel kälter, als die Luftschichten über den tiefern Gegenden, und zwar um so mehr, als die Oberfläche der Gebirge verhältnißmäßig größer ist, als die der ebenen Gegenden, sie mithin auch auf mehreren Stellen zugleich erkältet wird. Ist nun auf diese Weise die Gebirgsluft viel kälter geworden, als sie es ohnedies schon vermöge der größern Höhe ist, so gleitet sie, kraft des Adhäsionsgesetzes und ihrer Schwere, in die benachbarten Thäler und Ebenen hinab. Die süddeutschen, von Gebirgen umgebenen tiefern Gegenden werden also auch in Folge dieses Prozesses oft mehr erkältet, als die norddeutschen, von den Gebirgen entfernten Gegenden. Als Beispiel führte schließlich C. das in einem Thale liegende Stuttgart an, wo die Nächte verhältnißmäßig sehr kalt sind, so daß in der Mitte Oktobers 1829 dort die Temperatur einmal auf — 4° R. sank, während sie zu Frankfurt a. M. und Berlin erst am Ende dieses Monats auf — 1 bis 2° herabging. Ferner zeigte sich die Temperatur in dem nicht weit von Gebirgen entfernten Frankfurt a. M. in mehreren Nächten des Oktobers 1830 unter ° R., in einer Nacht sogar beiläufig = — 2½°, während sie zu Berlin nur in einer einzigen Nacht auf — ½° sank.

Paris, 17. Februar.

Der Fasching und die Politik.

Nie hat wohl Paris einen so sonderbaren Fasching erlebt, wie den lezten; ein solches Gemisch der ernsthaftesten Auftritte und der Karnevalsscenen ist wohl niemals erlebt worden, und wird auch vermuthlich nie wieder erlebt werden; dazu gehörte die sonderbare Fügung, daß die Politik gerade mit der Sucht oder Gewohnheit, die Karnevalsbelustigung mitzumachen, unversehens zusammentraf, ohne daß weder die eine, noch die andere wich, und jede daher neben der andern ihr Unwesen trieb; man hätte zu gleicher Zeit lachen und weinen mögen. Der Karneval hatte den schmollenden Schwarm der Stockroyalisten wieder hervorgelockt, und die alten Adeligen hatten sich wieder bequemt, mit den Helden des Julimonates, die ihnen ihre Pensionen und andere zeitlichen Güter entrissen, zusammen zu tanzen. Bälle waren, wie ein Tageblatt bemerkt, die besten diplomatischen Unterhändler gewesen, und es schien, als ob die Partheien wieder miteinander ausgesöhnt seyen, oder wenigstens, als ob die Aussöhnung nicht lange mehr ausbleiben werde. Darin hatte man sich aber getäuscht. Die Tageblätter der Ultraparthei sprachen von der bevorstehenden Trauerfeier am Jahrestage der Ermordung des Herzogs von Berry, und die fanatischen Anhänger jener Parthei bereiteten sich vor, an diesem Tage ihre Gesinnungen recht auffallend an den Tag zu legen. Der Jahrestag jenes Mordes, der 13. Februar, fiel bekanntlich dieses Jahr auf den Faschingsmontag. Am Tage vorher hatten die **Gazette de France** und die **Quotidienne** schon Aufsätze eingerückt, welche für die Nation höchst beleidigend waren, weil sie gleicher Gesinnungen mit dem Mörder Louvel beschuldigt wurde; dies reizte die Gemüther auf. Am folgenden Tage nun hielten die Stockroyalisten und ehemaligen Höflinge das feierliche Seelenamt in der Kirche St. Germain l'Auxerrois. Die Thorheiten, die sie dabei begingen, und wie sie den herrschenden Gesinnungen Troz boten, ist aus den Zeitungen bekannt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 49.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 26. Februar 1831.

Herz, mein Herz, was soll das geben,
Was bedränget dich so sehr?
Welch ein fremdes, neues Leben!

Goethe.

Neuer Frühling.

Von H. Heine.

I.

Unterm weißen Baume sitzend,
Hörst du fern die Winde schrillen,
Siehst wie oben stumme Wolken
Sich in Nebeldecken hüllen.

Siehst wie unten ausgestorben
Wald und Flur, wie kahl geschoren!
Um dir Winter, in dir Winter,
Und dein Herz ist eingefroren.

Plötzlich fallen auf dich nieder
Weiße Flocken, und verdrossen
Meinst du schon, mit Schneegestöber
Hab' der Baum dich übergossen.

Daß es doch kein Schneegestöber,
Merkst du bald mit freud'gem Schrecken;
Duft'ge Frühlingsblüthen sind es,
Die dich necken und bedecken.

Welch ein schauersüßer Zauber!
Winter wandelt sich in Maye,
Schnee verwandelt sich in Blüthen,
Und dein Herz, es liebt auf's Neue.

II.

Es erklingen alle Bäume,
Und es singen alle Nester —
Wer ist der Kapellenmeister
In dem grünen Waldorchester?

Ist es dort der graue Kibitz,
Der beständig nickt, so wichtig?
Oder der Pedant, der dorten
Immer kukkukt, zeitmaßrichtig?

Ist es jener Storch, der ernsthaft,
Und als ob er dirigiret',
Mit dem langen Streckbein klappert,
Während Alles musiciret?

Nein, in meinem eignen Herzen
Sizt des Walds Kapellenmeister,
Und ich fühl' wie er den Takt schlägt,
Und ich glaube Amor heißt er.

III.

Die blauen Frühlingsaugen
Schaun aus dem Gras hervor;
Das sind die lieben Veilchen,
Die ich zum Strauß erkor.

Ich pflücke sie und denke,
Und die Gedanken all,
Die mir im Herzen seufzen,
Singt laut die Nachtigall.

Ja, was ich denke, singt sie,
Sie schmettert, daß es schallt!
Mein zärtliches Geheimniß
Weiß schon der ganze Wald.

IV.

Wie des Mondes Abbild zittert
In den wilden Meereswogen,
Und er selber still und sicher
Wandelt an dem Himmelsbogen:

Also wandelst du, Geliebte,
Still und sicher, und es zittert
Nur dein Abbild mir im Herzen,
Weil mein eignes Herz erschüttert.

V.

Weil ich dich liebe, muß ich fliehend
Dein Antlitz meiden — zürne nicht!
Wie paßt' dein Antlitz, schön und blühend,
Zu meinem traurigen Gesicht!

Weil ich dich liebe, wird so bläßlich,
So elend mager mein Gesicht —
Du fändest mich am Ende häßlich —
Ich will dich meiden — zürne nicht!

VI.

Wie die Nelken duftig athmen!
Wie die Sterne, ein Gewimmel
Goldner Bienen, ängstlich schimmern
An dem veilchenblauen Himmel!

Aus dem Dunkel der Kastanien
Glänzt das Landhaus, weiß und lüstern,
Und ich hör' die Glasthür' klirren,
Und die liebe Stimme flüstern.

Holdes Zittern, süßes Beben,
Furchtsam zärtliches Umschlingen!
Und die jungen Rosen lauschen,
Und die Nachtigallen singen.

(Der Beschluß folgt.)

Philipp van Marnix, Herr zu St. Aldegonde.

(Fortsetzung.)

Möge der gewaltige Sturm, welcher gegenwärtig unsern Welttheil durchzieht, umwerfen, was er will, und was weder der Erhaltung würdig, noch fähig ist, er wird gewiß dieses Denkmal schonen und achten, welches der reinsten Menschheitsliebe, der edelsten Freiheitskraft, dem beharrlichsten Streben aufgebaut wird. Durch die Leichen, welche der brudermörderische Streit in neuesten Tagen in dem Vaterlande dieser beiden Männer aufgethürmt, schreiten sie, zwei riesenhafte Geister, mahnend, drohend, belehrend; und ihre Sprache wird von allen denen verstanden werden, welchen das ewige Wort des Genius unseres Geschlechts höher, als der Ruf einseitiger Partheiung, und welchen die Verehrung der Nachwelt gewichtiger, als der vergängliche Weihrauch der Leidenschaften des Tages ist. Wenn der Wahn und das Unrecht mit glänzenden Farben jeder Art sich schmücken, und den erborgten Glanz täuschend für Wahrheit und Recht auszugeben verstehen, so wird doch zwischen allen bessern Gefühlen vergangener und gegenwärtiger Zeit innige Berührung stattfinden, und was die Kleinen und Schwachen im Gepolter tagtäglichen Lebens überhören, an die Brust des Weisen und Guten siegreich dringen.

Dem Verfasser dieser Biographie Philipps v. Marnix, welche zugleich als Programm der Ausgabe seiner Werke dient, hat ein Deutscher hülfreich die Hand geboten. Wenn auch die Ausgabe weder beispiellos wohlfeil, noch in einem Bande dem Publikum dargereicht werden kann, so darf man doch von diesem leztern, besonders bei jetziger Stimmung der Gemüther erwarten, daß es ein Unternehmen befördern helfen wird, welches wissenschaftliche Erzeugnisse ersten Ranges in Politik, Profan-, Kirchen- und Kriegsgeschichte, Redekunst und Poesie in einer würdigen Gestalt mitzutheilen den Zweck hat, und die reiche Summe germanischen Ruhmes vermehrt, gleichviel, ob ein Hoch- oder Niederdeutscher der Urheber desselben, und ein Schweizer oder Holländer der Herausgeber ist *).

Die Verdienste des Herrn zu St. Aldegonde sind vielfach Gegenstand der Darstellung von Seite holländischer Geschichtschreiber und Literatoren gewesen; die Belgischen haben ihn, theils aus Unwissenheit, theils aus Partheigeist, vernachläßigt, und auch ihre Lobpreisungen des berühmten Mannes, welchen sie während seiner Lebzeit verfolgt und mit dem man sie erst in neuesten Tagen wiederum bekannt gemacht, sind nur Echo's ausgezeichneter Stimmen des Nordens. Und gleichwohl hat er einen großen Theil des Schönsten und Gediegensten in französischer, als der allgemein verbreitetsten, Sprache geschrieben, derselben, welche vor wenig Jahren mit so großem Ungestüm als die Nationalsprache von Südniederland angesprochen worden ist. Aber auch den holländischen Gelehrten kann man den gegründeten Vorwurf machen, daß sie die großartige Erschei-

*) Die Werke Philipps van Marnix und Wilhelms des Schweigenden werden in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, München, Stuttgart und Tübingen, erscheinen, und das Nähere darüber soll nächstens folgen.

nung, welche ihre Geschichte im sechzehnten Jahrhundert durchstrahlt, nur von einseitigem, entweder politischem, kirchengeschichtlichem oder literarhistorischem, und nicht von einem universellen Standpunkte aufgefaßt haben. Nur wenige, höherstehende Männer, wie Brant, de Vater, Hooft, Bayle, Prins, Scheltema, Collot d'Escury, van Kampen, Gysbeek, van der Aa u. s. w. faßten ihn mit mehr oder minderem Glück in seinem reinmenschlichen und patriotischen Werthe auf. Ihre Bemühungen für ihn sind zugleich Denkmale ihrer eigenen Trefflichkeit *). Es ist ein wahres Unglück, daß so manches Große in der Geschichte nur deßhalb vorhanden zu seyn scheint, damit die Gelehrten es, gleich edlem Wein, in Flaschen verzapfen und an gewissen Festtagen ihren Gästen auftischen. So liegen in gelehrtem Wust ungenießbarer Dissertationen und geschmackloser polyhistorischen Sammlungen neben Spreu und Mist die Diamanten der Menschheit vergraben, und es gehört Selbstverläugnung und Anstrengung dazu, um den Eckel zu überwinden, welcher mit ihrer Ausgrabung und Vereinigung unzertrennlich verbunden ist.

Die meisten Biographen, in der Absicht, ihren Helden dadurch eine Ehre anzuthun, beginnen mit den Thaten der Ahnen und mit dem Glanz und Alter des Geschlechts. Auch hiefür ist bei Marnir reichlich gesorgt worden. Das Nobiliaire des Pays-Bas und viele andere ähnliche Werke, welche Eitelkeit oder Schmeichelei einer Reihe von vergessenswürdigen Namen mit schweren Kosten aufgethürmt, geben auch über die Familie der St. Aldegonde weitläuftige Aufschlüsse, welche wir zur Beruhigung aller, genealogische Gründlichkeit liebenden Seelen hier mittheilen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Der biographische Kompilator Kock hat ihn vielfach verunglimpft, ja verläumdet.

Lord Radical.

Zu den neuesten und merkwürdigsten Erscheinungen in London gehört eine französische Zeitschrift unter dem Titel: le Précurseur. Sie soll unmittelbar von Holyrood-House herstammen, und bezweckt nichts Geringeres, als Europa, als Vorreiter, schnell auf die Legitimität vorzubereiten, zu der es, wie der Précurseur fest überzeugt ist, nach Anarchie und Blutvergießen zurückkehren muß, von der es aber in diesem Augenblick sich in tollem Streben loszureißen sucht, besonders aber Frankreich zu bereden, daß es recht bald Heinrich V. auf seinen Thron berufe. Indessen beschäftigt sich das erste Stück, wahrscheinlich aus Dankbarkeit für die hier herrschende Preßfreiheit, welche es selbst Fremden erlaubt, über Englands Staatsangelegenheiten Glossen zu machen, fast ausschließlich mit dessen Verfassung und der ihm drohenden Revolution. Die folgende Skizze von einem Lord Radical ist nicht übel gerathen.

„Milord A. B. besizt ein schönes Vermögen; er wird von seinen Kollegen im Oberhause geachtet und lenkt die Wahlen in verschiedenen Grafschaften. Er hat prächtige Schlösser, Parke, Pferde, Hunde und Diener. Seine Gemahlin zeichnet sich sowohl durch Geist, als Schönheit aus; er hat liebenswürdige Kinder, an denen er mit ganzer Seele hängt. Ohne Zweifel wird man nun meinen, er freue sich, dereinst diese Reichthümer, diesen Rang, diese Macht, die ihm kraft der Landesverfassung seine Geburt verliehen, auf diese geliebten Kinder übertragen zu können; keineswegs: nach ihm ist das ganze Staatssystem, das ihn in diese glückliche Lage versezt hat, ein Unsinn; die Menschen werden gleich geboren, die gesellschaftlichen Einrichtungen sind nichts als Uebereinkunft, die eine andere Uebereinkunft vernichten kann. Alle Souveräne (und er selbst ist ein Theil einer Souveränität) sind Usurpatoren; die Rechte der Menschheit werden durch jede Aristokratie verlezt (und er ist ein Aristokrat); das Parlament (er ist ein Mitglied desselben) bedarf einer durchgreifenden Reform. Mit einem Worte, Milord ist ein Liberaler, nein, noch mehr, er ist ein Radicaler; freilich nur in Hinsicht auf die Grundsätze der Sekte, denn in allem andern unterscheidet er sich gewaltig von den ächten Radicalen. Die Radicalen nähren sich meistens von Kartoffeln und dünnem Bier, und zu Milords Mittagessen müssen beide Indien, Portugal und Frankreich ihr Seltenstes und Bestes liefern. Die Radicalen besuchen einander in Lumpen, und Milord würde einen schlechtgekleideten Menschen kaum in seine Ställe lassen. Die Radicalen halten nicht sehr viel vom Eigenthumsrecht, und Milord läßt ohne Umstände einen jeden nach Botany-Bay transportiren, der ihm einen Fasanen stiehlt. Dafür aber haben auch die Radicalen keinen beredtsamern Vertheidiger im Oberhaus. Vielleicht wäre es ihnen lieber, wenn er sie die Brosamen, die von seinem Tische fallen, auflesen hieße, aber davon ist bei dem stolzen Manne nicht die Rede; Milord ist wohl gern populär, aber hübsch aus der Ferne, und die guten Radicalen dürfen sich ja freuen, wenn sie aus den Zeitungen erfahren, wie sehr dem edlen Lord ihre Sache am Herzen liegt."

„Milady gibt ihrem Gemahl nichts an Geringschätzung und Hochmuth nach, wenn es sich davon handelt, die Huldigungen von Leuten in Empfang zu nehmen, die nicht höher im Range stehen, als sie, und wer dürfte sich schmeicheln, von ihr als höher stehend angesehen zu werden? Kurz, sie denkt, spricht und handelt, wie ihr Gemahl. Doch Höflichkeit gegen ihr Geschlecht ist Pflicht, und so sagen wir nichts weiter, als: Milady ist stolz."

„Milord haßt die Legitimität; überall verfolgt er sie mit seinen Spöttereien. Dagegen hat er aber nichts, daß ihn ein legitimer Vater gezeugt hat, dessen Siz im Oberhause ihm auf geradem Wege zugefallen ist, ohne daß er, wie Figaro sagt, sich weiter darum zu bemühen brauchte, als daß er eben zur Welt kam. An diesem Siz und den damit verbundenen Privilegien hält er zum wenigsten so fest, als Mahmud am türkischen Scepter. Nichtsdestoweniger greift er in seinen Reden unaufhörlich die Legitimität an, und doch bedarf Niemand derselben mehr, als er. Man nehme ihm den erblichen Rang, den dieselbe Legitimität ihm verschafft hat, was bleibt ihm? Er ist nicht so gesund, wie sein Kutscher, hat nicht so viel Geld, als sein Bankier, weniger Geschäftskenntniß, als sein Verwalter, weniger Kunstfleiß, als die Handwerker in seinem Dorfe, weniger Wissenschaft, als sein Hausarzt. In sittlichem Werth steht er bei weitem dem bescheidenen Pfarrer nach, dem er so eben eine der zahlreichen Pfründen verliehen hat, über die er, kraft der von ihm verschrieenen Verfassung, verfügt, und was die physische Stärke betrifft, so müßte er dem schwächsten seiner Pachterssöhne unterliegen."

„Auch Milady haßt und verabscheut alle Könige und Fürsten der Welt; Lady Morgans Werk liegt immer auf ihrem Tisch; es ist das Textbuch, aus dem sie alle Tage ihre Schimpfreden gegen alles Vornehme entlehnt. Sie nennt diesen Souverän blödsinnig, jenen schimpft sie einen Tyrannen. Das Volk ist alles, sagt sie, dem Volk allein kömmt die Herrschaft zu, es lebe das Volk! Dabei verlangt sie aber von ihrer Dienerschaft grenzenlose Verehrung und Unterwürfigkeit. Vor Kurzem erst jagte sie einen ihrer Bedienten fort, der es vergessen hatte, nachdem er einen Auftrag erhalten, rückwärts aus dem Zimmer zu gehen; ihre Kammerfrau wartet ihr knieend auf, und sie hat einen Arzt verabschiedet, weil er ihr nicht eine tiefe Verbeugung machte, ehe er ihr den Puls fühlte."

„Der Haß des edeln Paars gegen alle Fürsten leidet indessen Eine Ausnahme, und diese Ausnahme ist — Napoleon. Napoleon ist ihr Held; in jedem Winkel ihres Hauses findet man seine Büste oder sein Porträt, und Milord bewahrt in einem reichverzierten Kästchen zwei Knöpfe von dem Rocke, den der Edelmann von Ajaccio am Tage seiner Abdankung trug, einen Handschuh, der ihm bei der Flucht vom Schlachtfeld von Waterloo entfiel, und ein zärtliches unleserliches Briefchen, das er auf St. Helena schrieb. Milord liebt in Napoleon den Feind seiner Feinde, d. h. der Fürsten von Europa; aber das Hauptmotiv dieser widersinnigen Abgötterei ist der Widerspruchsgeist; dieser erlaubt ihm nicht, mit dem vernünftigen Theil seiner Kollegen und seiner Nation einerlei Meinung zu seyn — er ist ein Original."

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 17. Februar.

(Beschluß.)

Der Fasching und die Politik.

Das Volk wurde böse, warf den Stockroyalisten und ehemaligen Höflingen ihr Castrum doloris über den Haufen, verjagte Priester und Höflinge und stürmte dann auf den Pallast des Erzbischofs, des berüchtigten Hrn. de Quelen, los, welcher dieses Traueramt und diese Thorheiten gebilligt hatte, obschon er von der Regierung zuvor gewarnt worden war. Nachdem im Julimonate dieser Pallast rein ausgekehrt worden war, so hatte sich der Erzbischof bald wieder mit sehr schönen Meubeln versehen. Diesmal wurde nun Alles wieder zerschlagen und in die vorbeifließende Seine geworfen; diese Zerstörungsarbeit wurde am Faschingsdienstage Morgens mit Eifer fortgesezt, ohne daß die in Eile zusammenberufene Nationalgarde es verhindern zu müssen glaubte. Gestern Morgen schwammen auf der Seine Bischofsmützen, Bücher, Papiere, Bruchstücke von Mahagonymeubeln, traurige Beweise des dahinschwindenden Luxus der geistlichen Macht in Frankreich; die von dem jezigen allgemein gehaßten Erzbischofe auf den Kirchen errichteten Kreuze wurden heruntergeschlagen, und hätte es die Nationalgarde nicht verhindert, so würde in mehreren Kirchen alles zerstört worden seyn. Und während dieser revolutionären Auftritte fuhren die Masken auf den Gassen herum, ohne daß sich Jemand in seiner Faschingsbelustigung stören ließ. Am lezten Tage riefen den ganzen Tag bis zum späten Abende die Trommeln die Bürger unter die Waffen, und nichtsdestoweniger waren Hunderte und Tausende von Wagen in Bewegung, um die Damen auf die Bälle zu führen. Einige Masken stellten Jesuiten und Karlistische Höflinge vor, sogar Karl X. wurde nachgemacht und ihm ein Brevier statt eines Scepters in die Hand gegeben. Der sonderbarste Auftritt war der, den der ausgelassene Pöbel veranstaltet hatte. In dem erzbischöflichen Pallaste hatte man das Bild des Erzbischofs gefunden. Dieses wurde unter einem zerrissenen Thronhimmel mit allerlei Küchengeschirr umhergetragen, wobei der Pöbel den Marseillermarsch anstimmte. Hätte man den Erzbischof erwischen können, so würde er vielleicht nicht gut davongekommen seyn. So ist glücklicherweise Niemand ums Leben gekommen; aber einige Kirchen liefen Gefahr, zerstört zu werden. Unbegreiflich bleibt es, wie ein solcher Aufruhr dem Fasching nicht den geringsten Abbruch gethan, sondern auf eine groteske Art sich demselben vermählt hat.

D g.

Auflösung des Räthsels in Nr. 43:
Die Bibliothek.

Räthsel.

Ich mache dünn, ich mache glatt,
Ich trockne aus, was Wasser hat;
Ich schwitze, seufze, strahle Licht,
Und mancher liebt die Helle nicht;
Ich spreche freundlich, doch im Grimme,
Schallt gleich dem Donner meine Stimme.
Wer mich will sachte schläfern ein,
Muß alt und klug und mächtig seyn.
Mich fesselt, rühr' ich mich einmal,
Nicht glattes Gold, nicht rauher Stahl;
Zu solchem Werk ist keiner klug,
Ist keiner alt und mächtig g'nug.
Beugt euch! denn wißt ihr, wer ich bin?
Ich bin Europas Königin.

C. D.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 50.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 28. Februar 1831.

Beseufzen muß ich manch beseufztes Leid,
Um altes Weh im neuen Schmerz ertranken.

Shakespeare.

Neuer Frühling.

Von H. Heine.

VII.

Küsse, die man stiehlt im Dunkeln
Und im Dunkeln wiedergibt,
Solche Küsse, wie beseel'gen
Sie die Seele, die da liebt!

Ahnend und erinn'rungsüchtig,
Denkt die Seele sich dabei
Manches von vergangnen Tagen,
Und von Zukunft mancherlei.

Doch das gar zu viele Denken
Ist bedenklich, wenn man küßt.
Weine lieber, liebe Seele,
Weil das Weinen leichter ist.

VIII.

In meiner Erinn'rung erglühen
Die Bilder, die längst verwittert —
Was ist in deiner Stimme,
Das mich so tief erschüttert?

Sag' nicht, daß du mich liebst!
Ich weiß, das Schönste auf Erden,
Der Frühling und die Liebe,
Es muß zu Schanden werden.

Sag' nicht, daß du mich liebst!
Und küsse nur und schweige,
Und lächle, wenn ich dir morgen
Die welkenden Rosen zeige.

IX.

Hab' ich nicht im Reich der Träume,
Schon geschwelgt in diesem Glücke?
Waren's nicht dieselben Bäume,
Blumen, Küsse, Liebesblicke?

Schien der Mond nicht durch die Blätter
Unsrer Laube hier am Bache?
Hielten nicht die Marmorgötter
Vor dem Eingang stille Wache?

Ach, ich weiß, wie sich verändern
Diese allzuholden Träume,
Wie mit kalten Schneegewändern
Sich umhüllen Herz und Bäume.

Wie wir selber dann erkühlen
Und uns fliehen und vergessen,
Wir, die jetzt so zärtlich fühlen,
Herz an Herz so zärtlich pressen!

X.

„Mondscheintrunkne Lindenblüthen,
Sie zerfließen fast in Düfte,
Und von Nachtigallenliedern
Sind erfüllet Laub und Lüfte.

nien versehen, welcher das unbedingteste Vertrauen in ihn gesezt. Mit ungewöhnlichem Feuer und mit siegreicher Beredtsamkeit schilderte er hier die großen Verdienste Wilhelms um die Niederländer, und machte den verhängnißreichen Vorschlag, denselben zum Generalgubernator und Statthalter des Königs über Holland, Seeland, Westfriesland und Utrecht zu ernennen, und mit Rath und That, und mit Herzlichkeit und Geneigtheit in allen Fällen ihm beizustehen. Dagegen verpflichtete er sich seinerseits, im Namen und aus Auftrag des Prinzen, durch einen feierlichen Eid, daß dieser den wichtigen Posten übernehmen und getreu demselben nachkommen wolle. Auf diesem „Konzilium von Trient der Freiheit“ wurden die inhaltschweren Worte gesprochen und die sinnigen Devisen bestimmt, welche in den Herzen und auf den Fahnen der Nordniederländer zu Kampf und Sieg, Selbstverläugnung und Todesgefahr begeisterten, und die Ueberschriften einer Reihe von neuen köstlichen Kapiteln in den Annalen der Verklärung unsers Geschlechts sind. Hier zum erstenmal erhielt das: Concordiâ res parvae crescunt, oder: Eendragt maakt Magt ihre ernste Bedeutsamkeit. Ein wackerer Künstler späterer Zeit hat diese Scene mit Glück zum Gegenstande seines Pinsels gemacht; das Gemälde hängt unfern von der Pistole Balthasar Gerhards, des Mörders des großen Oranien, dem Fußfall Sabinens von Egmont vor Alba und dem Abschiede der Sulioten von Missolunghi zum lezten Todeskampf mit christlichen muselmännischen Türken, im königlichen Museum zu Gravenhag.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

Die Londoner Universität und das Kingskollege. Abendversammlung der Aerzte.

Man spricht ganz bestimmt davon. Lord Brougham habe seine Erhebung dazu benuzt, seinem Pflegekind, der Londoner Universität, ewige Dauer zu geben; er habe nämlich für dieselbe ein königliches Patent ausgewirkt, dem nur noch Sr. Maj. Unterschrift fehle, und durch welches das Institut den Kollegien von Oxford und Cambridge völlig gleich gestellt würde, indem der Senat das Recht bekäme, alle akademischen Grade, außer dem der Gottesgelahrtheit, zu ertheilen, statt des leztern aber Grade in der Heilkunde und besonders in der Chirurgie ertheilen dürfte, welche die alten Universitäten nicht kennen. Natürlich wird dann auch das königliche Kolleg ein ähnliches Patent erhalten, und beide Anstalten werden dadurch um so blühender werden, weil, wenn man in London akademische Grade erhalten kann, mit der Zeit viele es vorziehen möchten, ihre Söhne in der Hauptstadt studiren zu lassen, in welcher der Jüngling zwar mancher Verführung ausgesezt ist, aber dagegen eines ausgebreiteten geistigen Verkehrs und guter Gesellschaft genießt, so daß er leicht seine Muße damit ausfüllen kann, ohne zu den Trinkgelagen und den gemeinen Weibspersonen seine Zuflucht nehmen zu müssen, den einzigen Mitteln der Unterhaltung, welche einem Studirenden zu Oxford oder Cambridge zu Gebote stehen, weil man in jenen Städten kein Theater und überhaupt fast keinen vernünftigen öffentlichen Zeitvertreib gestattet, und kein Student dort in die Gesellschaft gebildeter Frauen kommt. Die Londoner Universität scheint dieser Nachhülfe gar sehr zu bedürfen, da ihre Finanzen so schlecht stehen, daß man nicht nur am Ende dieses Jahres den Professoren allen Gehalt zu entziehen und dieselben gänzlich auf die Kollegiengelder zu verweisen beschlossen hat (die bei mehreren einer Null ziemlich nahe kommen), sondern daß auch zu derselben Zeit das Amt des unter dem Titel eines Warden die Anstalt leitenden Beamten aufhören soll, weil man seine Besoldung von 1200 Pfund zu hoch findet. Wie es dem Kingskollege gegangen seyn würde, in welchem der Unterricht schon nächsten Herbst anfängt, kann man nicht wissen. Für Leute, die nur einzelne Kourse zu hören wünschen, und deren gibt es in London viele, ist diese leztere Anstalt sehr bequem gelegen; auch gehören die bemittelten Kaufleute, Krämer und Handwerker dieser Stadt meistens zur Kirche, nicht zu dissentirenden Gemeinden (und die leztern haben noch dazu oft ihre eigenen Lehranstalten). Auch sind die bisher für dieses Institut gewählten Professoren Männer von so ausgezeichnetem Rufe, daß ich auf keinen Fall an dem Gelingen der Anstalt zweifle. Schade ist es jedoch, und gereicht offenbar zum Vortheil der Londoner Universität, welche von keiner solchen Beschränkung weiß, daß man bei Entwerfung der Statuten das bei den alten Universitäten bestehende Gesez nicht hat fahren lassen, welches jeden, der sich nicht der Disciplin der Kirche unterwirft, von allen Ehrengraden ausschließt, als wenn diese etwas anders wären, als ein Zeugniß, daß ein junger Mann ein geschickter Mathematiker oder Sprachkenner sey, was doch gewiß mit seiner Religion nichts zu thun hat.

Das hiesige Kollegium der Aerzte hält immer während der Season, d. h. während der Monate, wo das Parlament sizt und die vornehme Welt in London ist, alle 14 Tage eine Abendversammlung, wobei auch viele andere Personen zugegen sind. Die Sizung beginnt mit der Vorlesung irgend einer medizinischen Abhandlung und endet mit Gesprächen aller Art, Thee, Kaffee und Zwieback. Die erste Versammlung wird immer vom Präsidenten selbst mit einer Vorlesung eröffnet, und gewöhnlich beehren mehrere Minister, Bischöfe und andere vornehme Personen die Gesellschaft mit ihrer Anwesenheit. Diesesmal sprach der Präsident, Sir Henry Halford, über den Einfluß einiger körperlichen Krankheiten auf das Gemüth, was ihm Gelegenheit gab, auf die Krankheit des leztverstorbenen Königs zu kommen, wovon er die Gesellschaft auf das eleganteste unterhielt. Auf den Tischen lagen unter andern Neuigkeiten Muster von Prof. Webers (von Bonn) anatomischem Atlas, ein Prachtwerk der Lithographie, welches zu Düsseldorf erscheint; es erhielt großen Beifall; ferner mehrere anatomische Wachspräparate, welche gleichfalls aus Deutschland kommen. Lord Brougham und mehrere Bischöfe schienen großes Interesse an diesen Kunstwerken zu nehmen, und ließen sich manches vom Präsidenten erklären.

Auflösung des Räthsels in Nr. 49:
Die Presse.

Beilagen: Literaturbl. Nr. 22. u. Monatsreg. Februar.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Fünf und zwanzigster Jahrgang.

1831.

März.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1831.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, rc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, rc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst rc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen rc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige;

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt festsetzen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . 10 fl.

Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.

Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.

das „Kunst-Blatt“ . . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Romane und Erzählungen.

Länder- und Völkerkunde.

Naturgeschichtliches.

Biographie.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Korrespondenz.

Kunst-Blatt.

Nro. 17.

Nro. 18.

Literatur-Blatt.

N°. 51.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 1. März 1831.

> Dieß Spiel, verehrte Hörer, überspringt
> Der Fehden Anfang und Entwicklungen,
> Und in der Mitte gleich mit dem hebt's an,
> Was sich zu einem Schauspiel fügen kann.
>
> Shakespeare.

Die Brücke bei Warschau.

Eine Novelle aus der brandenburgischen Geschichte.

Unter den alten Eichen am Elbufer bei Schönhausen, im Erzstift Magdeburg, ging eine Dame in Trauer dem kleinen Fährhause zu, das, weit hinausgebaut, einsam auf der Strandhöhe lag. Die Dame blieb öfters stehen; sie sah nach dem Flusse hin, ohne zu erblicken, was sie doch sehnsüchtig erwarten mochte. Tief am Horizonte glühte die Abendsonne. Ihr röthlicher Schein färbte das Wasser; es rauschte stärker in der heraufziehenden Nacht. Die purpurnen Wellchen jagten sich eilig an dem weißen Ufersande hin. Die einsam Wandernde heftete einen nachdenklichen Blick auf die ungewöhnlich beleuchtete Fluth. Sie schüttelte den Kopf, auf ihrem Gesicht lagen Gram und Besorgniß; sie ging langsam weiter.

Jetzt trat ein breitschultriger, wohlbeleibter Mann in die Thür des Häuschens. Er strich das gescheitelte Haar von der Stirne und schirmte dann mit der Hand die weit umherschauenden Augen vor den glitzernden Funken des Abendlichtes. Das linnene Wams, mit einem breiten Ledergurt über den Hüften zusammen gehalten, bauschte sich im Winde und vermehrte noch seinen stattlichen Umfang. Man sah, er hatte, trotz der schweren Zeiten, nicht gedarbt, und mit Freunden und Feinden, wie sie das wechselnde Kriegsglück über den Strom leitete, dem Bierkrug fleißig zugesprochen. In seinen Bewegungen langsam, wandte er sich nur ein wenig, indem er mit gedrückter, fetter Stimme den Namen Claus mehrmals in die offenstehende Hausthür hinein rief. Drauf schlenderte ein langer, noch nicht ganz ausgewachsener Bursche über die Schwelle, an dem dicken Mann vorbei. Er mußte wohl wissen, was jener Ruf zu bedeuten habe, denn er hielt sich weiter nicht auf, sondern häckelte die schwere Kette, mit welcher die Fähre an den eingerammten Pfosten angehängt war, von diesem los, setzte den einen Fuß auf den Rand des Fahrzeuges, ergriff das Ruder und war, den andern Fuß nachziehend, im Begriff abzustoßen, als sein Herr, ihm folgend, bedächtig mit der Hand winkte. „Sachte, sachte," erinnerte er, indem er in die Fähre trat, „es sind ihrer Viele drüben. Du wirst nicht allein damit fertig, der Wind treibt ohnehin ab, ich werde Dir helfen. Aber nur sachte! Nichts übereilt! Wir kommen schon noch zu rechter Zeit." Er nahm derweil das zweite Ruder zur Hand, stellte sich auf die andere Seite und zeigte bald, daß er weder unbeholfen, noch träge bei der Arbeit sey. Der frische Schlag, mit dem er die Fluth theilte, das Geschick und die Art, diese zu durchschneiden, widersprachen der anfänglichen Lässigkeit und dem bequemen Zögern.

Die Dame, welche während dem ihre Schritte beeilt hatte, begrüßte ein freundlicher guter Abend vom Hause herüber; sie sah nach diesem hin: die kleine braunäugige Catharine, des Fährmanns Tochter, stand in ihrem blauen Mieder und kurzem, rothem Rocke, den Zipfel der gestreiften Schürze über die verlegen in einander gelegten

Hände geschlagen, lächelnd vor der Thür. Sie war die Pathe der gnädigen Frau, von dieser wohl gelitten und zuweilen auf dem Schlosse in der Wirthschaft und bei ungewöhnlicher Arbeit um sie. „Guten Abend!“ entgegnete die sanft und bekümmert aussehende Frau. „Guten Abend, Catharine, wie geht es Dir?“ — „Wie soll mirs gehen?“ war die Antwort; „unruhig anjetzo, wo das viele Volk aus der Altmark und dem Stift dem Heere nachzieht. Du lieber Gott!“ seufzte das hübsche Mädchen, „und Junker Georg kommt auch zurück aus der Fremde, um unter die Soldaten zu gehen?“ — „Freilich,“ bestätigte jene, „der Kurfürst läßt alle streitbaren Männer aufbieten, ihm nach Preußen zu folgen.“ — „Ja so hört man,“ meinte die Kleine. „Aber der gnädige Junker, der braucht sich doch nicht zu stellen, wie unsere Bursche im Dorfe.“ — „Das verstehst Du nicht, Kind,“ seufzte die Dame. „Ich erwarte ihn heute,“ setzte sie nach einer Weile hinzu. „Vielleicht daß er mit der rückkehrenden Fähre herüber kommt. Mein Herz schlägt vor Angst und Ungeduld, ihn wiederzusehen. Ich konnte es oben im Schlosse nicht aushalten.“

Catharine hatte die Schürze fallen lassen, und die runden, fast noch kindlichen Hände freudig zusammenschlagend, rief sie einmal über das andere: „Das glaube ich, das glaube ich! Heute also! und just alleweile! Aber wollen Sie sich denn nicht setzen, Ihr Gnaden? Ich laufe und hole einen Schemel.“ — „Laß, Kind, laß!“ gebot die Dame. „Ich kann doch nicht lange auf einem Flecke bleiben. Du hast,“ fuhr sie fort, näher an den Fluß tretend, „Du hast wohl schärfere Augen als ich; kannst Du unterscheiden, wer drüben am Ufer hin- und hergeht?“ Die Kleine war behend auf einen Stein getreten, gegen welchen der Kettenpfahl lehnte; sie drehte sich ein wenig seitwärts, damit ihr die volle Gluth der sinkenden Sonne nicht gerade ins Gesicht scheine; den einen Arm in der Seite, den andern aufwärts gehoben und mit dem vorgestreckten Finger, was sie sah und erzählte, genauer bezeichnend, berichtete sie, es halten einzelne Reiter oben auf dem Sandhügel, andere seyen abgestiegen und stehen neben den Pferden; sie könne Ansehen und Kleidung nicht unterscheiden, aber es dünke ihr doch was Vornehmes. Einer trage eine rothe Feder am Hut, die im Winde hin- und herwalle. „Wo?“ fragte die Dame gespannt, indem sie, sich an Catharine haltend, ein wenig höher auf den Anwurf stieg. „Dort,“ sagte das Mädchen, „neben dem kleinen Wägelchen, das so hoch bepackt und mit Rindern bespannt ist.“ — „Es stehen mehrere solcher Fuhrwerke jenseits,“ entgegnete jene, „ich kann nicht sogleich Deiner Richtung folgen.“ — „Schade!“ meinte Catharine, indem sie eine ungeduldige Bewegung machte. „Nun landet die Fähre und alles wirrt sich in einander; stößt sie wieder ab, so kommt sie uns wohl eine Zeitlang wieder näher, aber dann macht sie eine Wendung und die Büsche decken sie fast so lange, bis sie dicht bei uns ist.“

Die Dame trat ein Paar Schritte zurück. Ihr thaten die Augen von dem glänzenden Widerschein der Sonne im Wasser wehe. Sie drehte das Gesicht ab und heftete den Blick auf das Grün der Bäume. Indem ward sie durch eine jammervolle, abgezehrte Gestalt erschreckt, die vor dem Hause stand und mit bittender Geberde um ein Stückchen Brod flehte. „Sieh doch,“ rief sie die Kleine an, „wer da steht!“ Catharine wandte sich rasch um. Sie hatte wohl eine freudigere Ueberraschung erwartet — vielleicht dachte sie an den Junker — denn sie sagte mit verdrießlichem Tone: „ach, der alte Paul, Clausens Vater! Wenn's sonst nichts ist!“ Die Dame hatte indeß kein Auge von dem Unglücklichen gewendet. Es war etwas in seinem gelben, dürren Gesicht, das ihr bekannt vorkam. Das ungleich gebleichte, ehemals pechschwarze Haar, die buschigten Augenbraunen, der wilde Bart, von der Hand des Elendes verwirrt, der schmutzige Schaafpelz, das zerlumpte, aus bunten Lappen zusammengeflickte Wams entstellten zwar die ursprüngliche Bildung der Züge, allein dem allem ohnerachtet regte sich etwas wie Freude in der Brust der immer genauer Hinsehenden. Sie ging endlich auf den Armen zu. „Wo seyd Ihr her?“ fragte sie gütig. Der Mann fing an zu weinen; er konnte nicht sprechen. Das Herz der beiden Frauen schwoll zum Zerspringen. Nach einer Weile stammelte er: „aus dem Gröninger Dorfe. Sonst ein Fischer, jezt ein Bettler!“ — „Ein Fischer aus Gröningen!“ rief die Dame, von einem Blitz der Einnerung durchzuckt. Sie hatte, unwillkührlich hingerissen, die Hand auf des Menschen Arm gelegt und sah ihn fragend an, während sie ängstlich nach dem Zusammenhang ihrer Gedanken suchte. „Wart Ihr nicht einmal —“ sagte sie ungewiß. Sie stockte und besann sich wieder. „Ja,“ rief sie dann, „ich weiß es noch recht gut, und Ihr müßt es auch noch wissen, wie Ihr den gewaltigen Hecht im Netze, mit den gepuzten Fischerburschen auf den Hof von Nennhausen gezogen kamt und den größten Fisch aus dem spiegelhellen See zur Hochzeit des Fräulein Hedewig von Lochan in die Küche liefertet. An dem Netze hingen so viel bunte Bänder, als es Farben gibt, und dicke Büschel Schilf und gelbe Wasserlilien. Herr Wichard von Lochau befragte Euch viel über den glücklichen Zug, und alle Gäste weissagten der Braut deßhalb reichen Gottessegen in ihrer Ehe.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Philipp van Marnix, Herr zu St. Aldegonde.

(Fortsetzung.)

Noch im Windemond desselben Jahres sah man St. Aldegonde darauf zu Haarlem und Alkmaar in Unter-

stützung der Vertheidigungsanstalten wider die Spanier und in Verbesserung der Gesetze thätig. Doch hatte er das Unglück, bei einem Ueberfall der Feinde, welche über den Haag nach Maaslandsluis gebrochen waren, in einer Schanze überrumpelt und gefangen zu werden.

Beinahe ein Jahr lang blieb er in spanischer Gewalt, in dem Schlosse Vrendemburg bei Utrecht, und erst nach der Uebergabe von Middelburg ward er gegen Christoph von Mondragon, den Befehlshaber dieser Stadt, nicht ohne harte Mühe, ausgewechselt. Während dieser Zeit hatten die Feinde es versucht, ihn als Vermittler eines Friedens zu gebrauchen, und er war auch wirklich zu dem Behuf an den Prinzen nach Rotterdam gesendet worden, wo die Staaten von Holland damals sich aufhielten; mittlerweile blieben zwei Glieder dieser lezten als Geisel bei den Spaniern zurück. Der Freiheit wiedergegeben, reiste er im Frühjahr 1575 nach Heidelberg zurück, um tüchtige Subjekte für akademische Stellen im Gebiet der Theologie und Literatur für die Hochschulen des Landes, namentlich das neugegründete Leyden, in der deutschen Gelehrtenwelt aufzusuchen. Man findet bei holländischen Geschichtschreibern selber die Nachricht, daß dieß wirklich geschehen sey und Marnix die ersten deutschen Gelehrten nach Leyden gebracht habe; doch hat das eifersüchtige Selbstgefühl der Batavier nachmals diese Angabe in Zweifel gezogen oder doch ermäßigt.

Noch in demselben Jahr, während er zu Breda sich aufhielt, wurden ihm neue Aufträge, theils zum Behuf einer Friedensvermittelung, theils zu Unterhandlung der Heirath des Prinzen von Oranien in Frankreich. Seine Wahl war auf Charlotte von Bourbon, Tochter des Herzogs von Montpensier, gefallen, welche, von ihrer Mutter heimlich unterrichtet, dem protestantischen Glaubensbekenntnisse zugethan war. St. Aldegonde hatte die Braut zu begrüßen und auch später, im Briel, die Ehre, die Vermählung in des Prinzen Namen durch Vollmacht zu vollziehen. Inzwischen suchte er in Frankreich auszuforschen, ob nicht für die Sache der niederländischen Revolution die eine oder andere Parthei gewonnen werden möchte.

Als solches nicht geglückt, ging er mit den beiden Rathspensionärs P. Buis und Fr. Maelson als Gesandter, oder vielmehr als Haupt der Gesandtschaft, nach England, um der Königin Elisabeth die Oberherrlichkeit über Holland und Seeland, gegen Zusicherung bewaffneten Beistandes, anzubieten. Allein jene Prinzessin, so sehr sie den Sieg der protestantischen Sache im Niederlande sonst begünstigte, fand es ihrer Politik dermalen doch nicht angemessen, diesen kühnen Schritt zu thun. Man hat die Gründe dieser Weigerung in mancherlei Umständen gesucht, deren jeder gleich richtig und falsch seyn kann. Uns scheint der wahrscheinlichste der: die Königin, welche Maria Stuart wegen Angriffen auf ihre Legitimität zum Blutgerüste schickte, konnte nicht selbst das Beispiel von Zertrümmerung der Legitimitätsrechte eines Andern, wie Spaniens auf die Niederlande, durch ihr Zuthun geben.

Im Vaterlande wiederum angekommen, nahm er im folgenden Jahre an dem Vermittelungswerke zwischen Nord und Süd der Niederlande und den beiden kriegführenden Partheien im Allgemeinen, das unter dem Namen der Pazifikation von Gent so berühmt geworden ist, lebhaften Antheil. Seine Unterhandlungen, um leztgenannte wichtige Stadt auf Seite des Prinzen von Oranien zu bringen, waren von großen Schwierigkeiten, doch zulezt von günstigem Erfolge begleitet, wiewohl leider das Werk nicht auf die Dauer hielt; denn überall wirkten die spanischen Feldherrn und Agenten durch Trug und List, die Priester und Edle durch ihren Reichthum und Einfluß, wie durch den Fanatismus und die Leidenschaften des Volkes entgegen.

An dieses Ereigniß knüpfte sich unmittelbar nun eine ausgezeichnete diplomatische Wirksamkeit, gegenüber dem Prinzen Don Juan d'Austria, welcher als neubestallter Generalgubernator den Niederlanden vom Könige zugeschickt worden war, in der Absicht, durch den hohen Feldherrnruhm des Siegers von Lepanto und die persönliche Liebenswürdigkeit des Sohnes Karls V. und einer schönen Niederländerin, die Herzen des Volkes zu gewinnen, nachdem Margarethens Neutralität, Alba's Grausamkeit und Requesenz Ränke nichts wider den Verstand des Oraniers und den Heldenmuth des Volkes verfangen.

Leider brachte Don Juan, welcher auf selbstständige Lorbeere und Befreiung von seinem finstern Bruder sann, nicht die frühere Reinheit und Großartigkeit des Charakters mit, die man von dem Rächer der Christen wider den Islam erwarten konnte. Eingegarnt von den Grundsätzen des Antonio Perez und den Ränken Escovedos, sann er mehr darauf, die Ketten der Niederländer zu verstärken, als zu lösen. Während er den Generalstaaten und den Volkshäuptern Großmuth und Versöhnung heuchelte und den Frieden von Gent unterzeichnete, pflegte er mit den spanischen Ministern und Sendlingen verrätherischen Briefwechsel zum Umsturz der Nationalfreiheiten, welche bereits auch auf der Halbinsel mit dem lezten Aufschwung der Arragonier zu Grabe getragen worden.

In diesen geheimen Arbeiten wurde er blos von Marnix durchschaut und unterbrochen; man fing verschiedene Sendschreiben auf, welche in geheimnißvollen Charakteren abgefaßt waren und die Niemand als der Herr von St. Aldegonde, in der Kunst der Chiffern sehr bewandert, zu lösen vermochte. Der Betrug kam an Tag,

und Marnix trat mit bittern Klagen wider den Prinzen Gubernator vor den Ständen auf. Ein heftiger Streit entstand darüber, welcher eine Fluth von Schriften erzeugte, und wobei Jener eine Hauptrolle spielte *).

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Die wichtigsten dieser Schriften sollen in der Ausgabe der Werke Marnix's beschrieben werden. Fast alle gehören zu den größten Seltenheiten, und nur einige sind in größern Geschichtswerken und Quellensammlungen abgedruckt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Der Faubourg St. Germain. Bälle für die Armen und Hofbälle.

Nach und nach bequemen sich doch manche Leute aus dem berüchtigten Faubourg St. Germain, welche ihrem Adel und dem Hofe Karls X., den Gehalten, Pensionen und Orden, die sie dort erhielten, sehr zugethan waren, in die neue Ordnung der Dinge und wagen es, ihre Augen und ihren Sinn bis zu dem Palais royal zu erheben, wo jezt die Sonne strahlt. Anfangs rümpften sie die Nase über einen Hof, an welchem man mit groben Schuhen und mit einer gemeinen Uniform zugelassen würde. Noch im November spottete ein Modejournal, das, wie es scheint, von den hochadeligen Herren und Damen jenes Faubourg seine Eingebungen erhält, über den populären König, über den Mangel an Etikette und über die Leute, die jezt am Staatsruder sizen, lauter bürgerliche Namen und Eigenschaften besizen, und von dem wahren bon ton unmöglich etwas wissen können; denn ist auch nur einer von ihnen in den glänzenden Gesellschaften des Faubourg St. Germain, wo sich der ächte bon ton von Geschlecht zu Geschlecht unverdorben fortpflanzt, erzogen und gebildet worden? Wo ist die Zeit, so seufzte der Herausgeber des Journals la mode, da man sich zu jenen Gesellschaften hinzudrängte, um sich einander an Wiz, an Urbanität, an Liebenswürdigkeit zu überbieten, wo eine Tagesanekdote, ein neues Theaterstück, eine neue Broschüre hinreichenden Stoff zu einer geistreichen Unterhaltung auf den ganzen Abend gab? Wo Reichthum und Glanz eine Gesellschaft auf das geschmackvollste schmückten und dem Gewerbfleiße vollauf zu thun gaben? Was ist aus dieser Eleganz, welche so lebhaft an das Zeitalter Ludwigs XIV. erinnerte, geworden? Auch die Gazette de France rief noch vor einigen Tagen die glücklichen Zeiten zurück, da man, wie sie sagte, nach glücklich vollendeten Tagesgeschäften ruhig die Abendgesellschaften besuchte und seinen Geist an einem wizigen Gespräche, an einem Theaterstücke weidete, da die Zeitungen Plaz genug hatten, die Leser mit Urtheilen und Auszügen aus neuen Literaturprodukten zu unterhalten. Anfangs hatte sich also die hohe Zunft des Faubourg St. Germain in seine Hotels verschlossen, wahrscheinlich in der Erwartung des Messias, der sie wieder zu Hofesglanze führen sollte, das heißt an den alten Bourbonschen Hof, gegen den das Volk die Unhöflichkeit begangen hatte, ihn aus Frankreich zu vertreiben. Der Messias erschien aber nicht, und in die Hotels des noblen Faubourg schlich sich die Langeweile ein. Einige liberalen Blätter spotteten über das Schmollen der adeligen Hofdamen Karls X. und über ihren grausamen Entschluß, diesen Winter hindurch die großen Gesellschaften in Paris ihrer herrlichen Gegenwart zu berauben und allem glänzenden Puz zu entsagen. Man ließ verlauten, manche wollen dem Gewerbfleiße seine Nahrung entziehen und dadurch Stoff zur Unzufriedenheit mit der neuen Regierung geben. Man bedachte wohl nicht, daß zuvor viele angesehene Familien vom Hofe auf alle mögliche Art Nuzen zogen, und sich jezt wohl einschränken müssen, da der köstliche Mannaregen auf einmal aufgehört hat. Bis zur Karnevalszeit blieben die hochgebornen Familien ihrem spartanischen Entschluß unverbrüchlich getreu, und ließen die Pariser vergeblich nach ihrer Gegenwart seufzen, so viel auch die freisinnigen Blätter darüber spotteten. Nun aber ließen sich die Tanzorchester hören. Ein Ball zum Besten der Armen im Opernhause, Ball im Palais royal, Bälle bei den fremden Gesandten, bei den Ministern; wer hätte so grausam seyn können und allen diesen Reizungen widerstehen? Wenn man doch nun einmal die Juwelen, die Straußfedern, die Kaschemirs besizt, warum sollte man sich ihrer nicht bedienen, statt sie im Schranke staubig werden zu lassen? Kurz und gut, manche hochgebornen Damen sind beim Tanze überrascht worden, zum großen Leidwesen der ächten Royalistenrace, welche nicht begreifen kann, wie Jemand in Frankreich tanzen mag, seitdem Hr. de Latil oder Hr. v. Polignac nichts mehr zu sagen hat; zieht man jezt das aristokratische Wochenblatt wieder zu Rathe, so liest man darin, daß das Faubourg St. Germain nichts Arges im Sinne hat und im Grunde sich gern mit den Parisern vergnügt, wenn man es nur nicht durch ungerechte Beschuldigungen verläumdet. Die eingeschachtelten Juwelen werden wieder hervorgezogen, und da man die Welt doch nicht ändern, noch das Geschehene vernichten kann, so hat man weislich beschlossen, den Karneval wie gewöhnlich mitzumachen. Nun aber lassen sich andere Murrköpfe hören. Die St. Simonisten, welche aus dem weiland so geschäzten und in Deutschland so wohl aufgenommenen Blatte le Globe ihre Zeitung gemacht haben, schelten über den Luxus und den Aufwand der Reichen. Bei dem Ball zum Besten der Armen im Opernhause hatte jeder Eintretende sein 20 Frankenstück erlegen müssen, und diese Belustigung hatte der notleidenden Klasse über 130,000 Franken eingebracht, ohne noch den Gewinn zu rechnen, welcher den Gewerbsleuten durch die Verfertigung so vieler Ballkleider u. s. w. zugeflossen war. Dennoch fand der Globe, daß es ein schlimmes Ding um die menschliche Gesellschaft sey, indem die Reichern, wenn sie nur Lust haben, sich in dem größten Prunke vereinigen können, um Gutes zu thun, indeß die Armen nie zu solch einem Genusse gelangen können, und noch froh seyn müssen, wenn ihnen vom Tische der Prasser einige Brosamen zufallen. Es ist wahr, bei diesem wohlthätigen Feste hatte der Reichthum wieder, wie im vorigen Winter, allen seinen Glanz zur Schau gestellt, und man muß einen Opernball der Art gesehen haben, um sich einen Begriff von der Menge vermöglicher Familien in Paris zu machen, die für ein solches Fest einige Hundert Franken ausgeben können, ohne daß es ihnen im mindesten beschwerlich fällt. Als einige Tage darauf bei Hofe ein großer Ball gegeben wurde, so wichen auch hierüber die Meinungen in den Tageblättern von einander ab. Einige nämlich tobten es, daß man die alte abgeschmackte Etikette der Hofuniformen abgeschafft habe, und jezt sogar die einfache Montur der Bürgergarde bei Hofe zulasse; andere hingegen äußerten, diese Montur sey auf dem Opernballe ganz am Orte gewesen, indem dies ein von Bürgern und auf Kosten der Bürger veranstalteter Verein gewesen sey; bei Hofe aber müsse man vielen Prunk zur Schau stellen, damit der Gewerbsfleiß vollauf zu thun habe; hier sey die Sparsamkeit von Seiten der Eingeladenen nicht allein unzweckmäßig, sondern sogar schädlich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 52.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 2. März 1831.

Was edle Seelen reizt und macht entschlossen,
Was Tapferkeit erweckt, die träg entschlief,
Er findet Alles auf, und so gelinget
Ihm sein Bemühn, daß es gefällt und zwinget.

Tasso.

Philipp van Marnix, Herr zu St. Aldegonde.

(Fortsetzung.)

Nach dieser Affaire, welche sehr böses Blut im Lande machte, eine Reihe neuer Verwicklungen herbeizog und Don Juan um seine Volksthümlichkeit und moralischen, bald auch um allen politischen Einfluß brachte, übernahm es St. Aldegonde, innere Zwiste, die zwischen der Stadt Gröningen und den Staaten von Ommeland ausgebrochen, zu schlichten, und seine Gründe, wie sein Ansehen, siegten auch über die Leidenschaft der Partheien.

Allein nunmehr (im Jahr 1578) eröffnete sich für sein Talent ein größerer Schauplatz wieder. Der Erzherzog Mathias von Oesterreich, welcher inzwischen in die Interessen der niederländischen Angelegenheit gezogen worden, und von dessen feurigem Muth und kühner Gesinnung man hohe Erwartungen zu hegen berechtigt schien, hatte an die Reichsversammlung zu Worms sieben Abgeordnete geschickt, um seine und der Niederländer gemeinsame Sache daselbst zu vertreten. Der vorzüglichste darunter war abermals Philipp van Marnix. Er trat in der ersten Woche des Mai's vor den Fürsten und Ständen Deutschlands mit einer lateinischen Rede auf, welche sowohl an sprachlichem Gehalt, als an Gründlichkeit, politischem Scharfsinn und kühner Begeisterung ein Meisterstück war und noch lange als solches gepriesen wurde. Er schilderte mit lebhaften, oft grellen Farben die furchtbare Tyrannei und langjährige Unterdrückung seines Vaterlandes durch die Spanier, alle die verschiedenen Perioden hindurch. Er rief die mannhafte Tugend und alterprobte Treue der Deutschen an und forderte sie dringend auf, die Drangsale ihrer Nachbarn und Brüdern nicht allzuleicht zu nehmen, indem das Schwert des Despotismus, welches dermal über dem Nacken der Belgier schwebe, auch für sie geschliffen sey. Nur vereinte Kraft der Hoch= und Niederdeutschen werde den fernern Fortschritten des spanischen Uebermuthes wehren und die tief gehenden Plane vereiteln, welche zu Unterdrückung aller Freiheit vom Escurial aus angelegt worden.

Diese Rede hinterließ bei allen Anwesenden den tiefsten Eindruck und trug so wohlthätige Früchte, daß knechtische Federn von verschiedener Seite aufgeboten wurden, um derselben wenigstens theilweise entgegen zu wirken. Ueber dem Glanz und Nachdruck der Worte hatte jedoch der Staatsmann auch sonst nichts vergessen, was in solchen Fällen zum Zwecke führen konnte.

Seine Verrichtung zu Worms mehrte den Ruf seines Namens; die Apologie für Mathias selbst ging, unter den Gebildeten gedruckt in der Ursprache, unter dem gemeinen Volk in flämischer Uebersetzung, ja selbst in Versen, von Hand zu Hand herum und half den Muth der Freiheit stärken. Die Spanier selbst aber empfanden darüber unversöhnlichen Haß. Als bald darauf die Friedenshandlung zu Köln weiter betrieben werden sollte, schärfte der Herzog von Parma seinen Bevollmächtigten

vor allem andern ein, ja die Schritte des von St. Aldegonde genau zu beobachten, übrigens vor aller gefährlichen Berührung mit diesem „gottlosen Manne“ sich zu hüten. Denn seine doppelte Kunst, die Herzen zu gewinnen oder die Geister zu überzeugen, schien dem Prinzen furchtbar, wie die Nähe der lockenden Klapperschlange.

Bei seiner Rückkehr hatte er mit Wilhelm von Oranien mehrere geheime Unterredungen, worin der fernere Vertheidigungsplan gegen die Waffen und die Diplomatik Philipps II. verabredet wurde. Marnir diente darauf eine Zeitlang wieder in den innern Landesangelegenheiten. Besonders wichtig war sein Auftreten in den Generalstaaten zu Utrecht (August 1579), wo man über die Mittel und Maßregeln auf den Fall der Fortsetzung des Kampfes berathschlagte.

(Schluß des ersten Artikels.)

Die Brücke bei Warschau.

(Fortsetzung.)

Der arme Paul faltete hier in großer Bewegung die kraftlosen Hände über dem dicken Knotenstock. Der lange, schwankende Körper beugte sich darüber, die Lippen zuckten unter weinerlichem Lächeln. „Ja,“ stammelte er mit heiserer, feiner Stimme, „ja damals!“ Die Dame war auch bei den lezten Worten ihrer Thränen nicht Meisterin geblieben. Sie trocknete aber die Augen schnell, und wie von der Vergangenheit zum Reden gezwungen, fuhr sie fort: „so habt Ihr auch wohl nicht vergessen, daß Ihr des andern Tages an die Tafel vor den Brautvater gerufen wurdet. Ihr standet ihm gegenüber in einem stattlichen blauen Wams, mit silbernen Knöpfen zugehäckelt, die eckige rothe Mütze hieltet Ihr in beiden Händen und lachtet verschämt, als Euch der strenge Herr wie zum Scherze fragte, ob der See drüben statt des Gewürms und der kleinen Wasserthierchen Goldkörner zur Nahrung der Fische berge? Aber es war ihm nicht scherzhaft zu Muth, und da Ihr verlegen schient, hielt er einen kleinen Goldring auf der Spitze der Gabel in die Höhe und befahl Euch, zu sagen, wie der Reif in des Hechtes Bauch gekommen sey? Ihr wart aber keck, faßtet Euch schnell und rieft mit zuversichtlichem Tone: „Je nun Herr, wenn ihn der Fisch in seinem Bauche hieher trug, so muß er ihn auch wohl hinuntergeschluckt haben. Im Wasser aber leben keine Goldschmiede. Das sind die Unterirdischen, die der Braut ein Hochzeitgeschenk machen.“ Der arme Mann hob sich hier aus seiner gebückten Stellung ganz lang in die Höhe, und als käme ihm die volle Besinnung, sagte er fest und deutlich: „Da schrie die Hochzeitmutter: „das haben mir die bösen Wasserjungfern gethan! Sie höhnen meinen Fürwitz; Jammer und Elend schlingen von jezt eine Kette um unsern Stamm. Der unselige Ring ist das erste Glied der Kette!“ — „Ach!“ seufzte die Dame, „welche Schmerzen weckt mir Euer Anblick!“ — „Ei,“ rief Catharine, die achtsam auf jedes Wort gehört hatte; „Ihr Gnaden waren ja die Braut, und es blüht doch Ihr Geschlecht in dem jungen Herrn. — Ach, da ist er!“ schrie sie, sich selbst unterbrechend, hell auf.

Das Plätschern der Ruderschläge verkündete die Annäherung der Fähre. Alle wandten die Blicke nach dem Flusse. Ehe noch das Fahrzeug anlief, sprang ein Jüngling im zurückgeschlagenen Mantel, den Hut mit der rothen Feder hoch in der Luft schwenkend, mit beiden Füßen ans Land und stürzte athemlos vor Freude in die Arme der Mutter. Sie zog ihn fest an sich, ihre Freude war leise, wehmüthig, früherer Gram und neue Besorgniß hielten sie furchtsam zurück. Der junge, fröhliche Mensch vertraute dem Glück besser; doch erschreckte ihn der bekümmerte Blick der Mutter. Er betrachtete nicht ohne einen leichten Anflug von Unruhe ihre bleichen, gealterten Züge. Er schob es indessen auf die Erschütterung des Wiedersehens, auf die unruhige Erwartung vorher. Um die fatalen Grillen, wie er jede Sorge im Leben nannte, schnell zu verwischen, wandte er sich zu der hübschen Catharine, die während seiner Abwesenheit herangewachsen, aus der früheren Spielgefährtin ein Gegenstand artiger Tändelei geworden war. Er begrüßte sie vertraulich, und hatte sogleich tausend kleine Erinnerungen im Gedächtniß, die das Mädchen in Verlegenheit sezten, worüber er sich todtlachen wollte. „Laß das,“ warnte die Mutter. „Wir müssen eilen, nach dem Schlosse zu kommen, ehe die Nachricht Deiner Ankunft dort vor uns eintrifft.“ — „Ja so,“ lächelte Georg, „Oheim Jobst wartet sonst und macht ein lang Gesicht.“ — „Beide Brüder,“ versezte die Mutter, „sind ungeduldig, Dich zu sehen. Der lustige Domherr ist jezt auch hieher gezogen; wir drei einsame Menschen leben so mit einander fort, wie wir können.“ — „Nun, ich bringe Gesellschaft mit,“ tröstete der Sohn, dem das Bild der traurigen Stille in den alten Mauern aus der Erinnerung etwas ängstigend war. Er sah sich bei den Worten nach seinen Gefährten um, die bescheiden zurück geblieben waren, um durch ihre Dazwischenkunft der Dame nicht sogleich lästig zu fallen. Georg sah sie indeß nicht sobald von fern stehen, als er auf sie zueilte und den Aeltesten unter ihnen, einen keck und zuversichtlich aussehenden Mann, bei der Hand nahm. „Kommt,“ sagte er in einer Mischung von Ehrfurcht und Muthwillen, „kommt, Herr Rudolf von Heßler, sagt meiner Mutter, Frau Hedwig von Bismark, nur halb so schöne Sachen, als Ihr die Großherzogin von Florenz, des Kaisers Schwester, in Eurer gelehrten Oration hören ließet.“ Der Fremde verneigte sich sehr feierlich vor der Dame. Seine Haltung war

stramm und gemessen; doch verrieth der schnell erfassende Blick aus etwas unruhigen Augen einen geschmeidigeren, beweglicheren Geist. Er lächelte zufrieden, als er die Frage, ob er der vielgereiste Amtshauptmann von Heßler auf Möckern sey, welcher vor Jahren in Rom und Venedig, wie in Paris und Straßburg von sich habe reden lassen, mit „ja“ beantworten konnte.

Auf diese Anrede versammelten sich mehrere der Angekommenen um ihn. Einige darunter, Westphalen und Niederländer, welche auf Vertrauen und guten Glauben in die Lande des Churfürsten zogen, und dessen weit gerühmten Schutz, wie auch Arbeit und freie Religionsübung hier erwarteten, maßen den stattlichen Mann in seiner französischen Tracht, mit der dick und lang gelockten Perrücke, den breiten, stülpenartigen Aufschlägen am Ermel und den bis ans Knie herauf reichenden Stiefeln neugierig, während er in zierlich gedrehten Komplimenten seiner gnädigen Wirthin den Arm reichte, sie nach dem Schlosse zu führen. Georg vertrat ihm indeß den Weg. „Halt,“ sagte er, „Ihr seyd's nicht allein, der Anspruch auf die Gastlichkeit der Meinigen macht. Es sind noch zwei andere Gefährten mit mir, denen ich gute Aufnahme versprach.“ Er zeigte zugleich auf einen schönen jungen Mann, hoch und fein gewachsen, mit leicht geringeltem blonden Haar und großen, tiefblauen Augen. Herr Gebhard von Alvensleben von der Hundsburg, nannte er ihn der Mutter. „Und dieser da,“ sezte er hinzu, einen andern, schlau, achtsam und sehr lebendig aussehenden Jüngling unter dem Arm fassend, „ist Levin von Schulenburg, ein lustiger Fant, wie Euer Sohn, doch bedächtiger und schneller einlenkend wie er.“

Die Mutter heftete freundliche Blicke auf beide junge Leute, die ein vornehmes und bescheidenes Wesen hatten. „Ich hätte es sagen wollen,“ nahm sie nach kurzer stummer Begrüßung das Wort, „welchem Stamme jeder von beiden angehört. Die bräunliche Gesichtsfarbe, die vortretende, gewölbte Stirn, unter welcher die klugen Augen wie im Hinterhalte lauern, verrathen den Schulenburg in Euch, Herr Levin, und was die Alvensleben anbelangt, so sind sie schwerlich zu verkennen.“ Sie begleitete das leztere mit einem Lächeln, das eben so viel Schmeichelhaftes enthielt, als jene zu dem Andern gesprochenen Worte. Es ward auch so genommen. Ein verbindlicher Gegengruß und die Versicherung inniger Freundschaft für Georg, den sie zum neugeworbenen Heere nach Preußen begleiteten, begründete augenblicklich ein angenehmes Verhältniß unter den hier Zusammentreffenden. „Jezt aber, Frau Mutter,“ rief Georg mit lustiger Eile, „lasset uns auch keine Minute länger zögern, sollen meine gestrengen Vormünder und Oheime mich nicht sogleich mit einer Strafpredigt empfangen. Ueberdem vermuthe ich, Herr Joachim, der Domherr, ist nicht ohne seinen Weinkeller hier eingezogen. Wir haben auf der Akademie gelernt, alle Sorten zu prüfen. Wir wollen sogleich Proben unserer Studien ablegen.“

„Ein Wort, mein Sohn,“ bat die Mutter, als sie schon eine Strecke von dem Fährhause entfernt waren. „Geh, befiel Niklas, Catharinens Vater, für den armen Bettler zu sorgen, der dort seitwärts hinter den Bäumen steht und sich schämt, vor Leuten zu erscheinen. Ich werde, sage ihm das, die Zeche bezahlen, und wolle morgen den unglücklichen Menschen sprechen.“ — „Was ist es denn so Großes mit ihm,“ fragte Georg verwundert, „daß Ihr ihn zu besonderer Pflege empfehlt? Bettler, dächte ich, gebe es jezt hinter allen Zäunen.“ — „Kann seyn; doch dieser da war bei meiner Hochzeit, lieber Sohn, und brachte mir den Unglücksgruß der erzürnten Nixen. Wer weiß, wessen Bote er heute ist! Man darf ihn nicht ungelabt gehen lassen. Damals ließ ihn mein Vater hart an: hart war auch das Geschick, das ihn und uns traf.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Kreuz an der Teufelsbrücke.

Langsam zieh' ich hinan die Gotthardtsstraße
Durch der Schöllenen finstre Grabesklüfte,
Und am Abgrund trägt mich das Saumroß hängend
Ueber den Tiefen.

Nebel kommen, berstende Wetterwolken
Werfen trüb und grau verhüllende Schleier
Ueber die Schlucht herab zum schmalen Pfade
Zagender Wandrer.

Und mein Herz erbebt im schauernden Busen —
Tief erschüttert wend' ich die Blicke aufwärts,
Aber ach! kein Strahl entflieht dem verhüllten,
Trauernden Himmel.

Doch aus halbzerborstenen Felsentrümmern
Glühen dunkle Augen ital'scher Männer,
Andre schweben hoch mit Hammer und Meisel
Ueber dem Abgrund.

Arme Hände! ewig bestimmt vom Schicksal,
Wege zu bahnen, ach! mit blut'gen Mühen,
Daß der reiche Haufen gemächlich wandernd
Ziehe vorüber.

Schweigend denk' ich's, — eine rollende Thräne
Reißt mir der wilde Sturm vom bleichen Antlitz.
Weiter und weiter bis zur Teufelsbrücke
Trägt mich das Saumroß.

Horch — da tönet ein Wehruf dumpf und schaurig
Durch das Geklüft umher: ich sehe schwindelnd
Eine dunkle Gestalt mit Meisel und Hammer
Stürzen zum Abgrund.

Drunten wühlt sich die Reuß durch schwarze Spalten,
Schwillt empor und kämpft von Klippe zu Klippe,
Stürzend von Nacht zu Nacht mit breiten Wirbeln
Donnernder Wogen.

Und das Haupt, zerschellend am starren Felsen,
Taucht noch einmal empor aus weißem Schaume,
Dann auf ewig schließt sich die Wasserhölle
Ueber dem Leichnam.

Niedergestiegen waren rings die Männer,
Suchten traurig umher mit langen Stangen,
Ob sie vielleicht den armen Jüngling brächten
Seiner Geliebten.

Aber ach! sie kehren vergebens wieder!
Senden traurig einen aus ihrer Mitte,
Der die Todesbotschaft hinunter bringet
An den Ticino.

Uns, den Wandrern, die zitternd abgestiegen,
Sagten sie dann: „Ihm wird ein Kreuz errichtet
An der Stelle, wo er den Tod gefunden,
Stürzend vom Felsen.“

Wandrer, der du ziehest die Gotthardtstraße
Leicht und sicher einst auf breitern Pfaden,
Siehst ein Kreuz du nahe der Teufelsbrücke,
Denke der Armen! *)

Adelheid von Stolterfoht.

---

*) Diese traurige Begebenheit hat die Verfasserin bei ihrer Reise über den Gotthardt nach Italien, im August 1828, selbst erlebt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Konzerte für Arme und fremde Patrioten. Die Beiträge für die Opfer der Revolution aus verschiedenen Ländern.

Das über den Hofball Gesagte mag wahr seyn, wenn der Hof blos von den Reichen besucht wird; wenn nun aber auch Leute aus dem Mittelstande zugelassen werden, die unmöglich mit den begüterten Familien an Pracht wetteifern können, ist es dann nicht besser, daß Jeder seinen Aufwand nach seinem Vermögen einrichtet und die Ehre, am Hofe zu erscheinen, nicht auf Kosten seines Vermögens erkauft? Am besten ist es, man läßt den Leuten freie Wahl; Eitelkeit und Reichthum werden nimmer ermangeln, solche festliche Gelegenheiten zu benutzen, um auf's möglichste zu glänzen, und die dem Monarchen gebührende Achtung wird um nichts gehoben oder vermindert werden, weil die Kleidung der bei Hofe Erscheinenden so oder anders zugeschnitten und besezt ist. Mit den Ballen wechseln die Konzerte ab, und auch bei diesen Zusammenkünften wird viel Aufwand gemacht, da sie meistens einen besondern Zweck haben, und zwar einen wichtigern, als die bloße Belustigung. Einige werden zum Besten der Armen in Paris gegeben, andere zu Gunsten der belgischen und polnischen Patrioten. Bei den leztern geht es sehr lebhaft zu. Erstlich werden sie sehr besucht, indem sich die Stimmung der Pariser sehr allgemein zu Gunsten jener beiden Völker ausspricht, und zweitens kommen in solchen politischen Konzerten gewöhnlich einige Stücke vor, welche eigentlich für die Zeitumstände gesezt worden sind, z. B. patriotische Gesänge, Cantaten auf die Freiheit oder die Unabhängigkeit der Völker, militärische Märsche u. dgl. Die französischen Angelegenheiten gehen nun ruhig ihren Gang fort, und der Patriotismus der Pariser hat nicht oft Gelegenheit, sich in öffentlichen Versammlungen zu äußern, es sey denn bei den Gastgelagen der Bürgergarden, die ziemlich oft stattfinden und den Vortheil gewähren, daß die Bürger besser mit einander bekannt werden und gleiche Gesinnungen sich verbreiten. Um desto lieber ergreifen die Pariser jede Gelegenheit, die sich darbietet, um den Völkern ihre Theilnahme zu bezeigen, die ihr Beispiel vom Julimonate vorigen Jahres nachahmen. Für diese wird gesungen, getanzt, geklatscht und, was wichtiger ist, gespart und gesammelt. Paris thut jezt mehr für die andern, als diese für die Pariser gethan haben; freilich haben sie nicht die Mittel dazu, oder es fehlt ihnen an Freiheit, um ihre Gesinnungen äußern zu können. Für die Verwundeten und die Familien der getödteten Pariser sind über 2 Millionen Franken eingekommen; aber diese 2 Millionen kommen blos von Franzosen. England hat viele Zusammenkünfte, Reden und Kollekten veranstaltet; aber im Ganzen beläuft sich der Betrag der in England für die Pariser gesammelten Gelder doch nur auf ungefähr 120,000 Franken. Es ist zwar viel, wenn man die Summe betrachtet, wenig aber, wenn man auf den großen Reichthum Englands Rücksicht nimmt. Freilich hat die aristokratische Klasse wenig beigetragen; das Meiste kam vom Volke und mag zum Theile mühsam erspartes Geld seyn. Und diese aus England eingeschickte Summe ist beträchtlicher, als was von der ganzen übrigen Welt eingeschickt worden ist, obschon sicher überall das Schicksal der gefallenen und verwundeten Pariser die lebhafteste Theilnahme erregt hat. Nordamerika hat ungefähr 25,000 Franken beigesteuert, Deutschland 4000, die meistens aus Baiern gekommen sind. Von Spanien ist die Summe von 25 Franken eingekommen; das arme Land hat nicht viel zu erübrigen. Sein Geld, wenn etwas da ist, steckt in den Klöstern oder bei den Grandes, und vielleicht weiß das Volk kaum, daß in Paris Hunderte von Familien in dem Kampfe für die Freiheit ihrer Stützen beraubt worden sind. Griechenland hat 50 Franken geschickt, also das Doppelte, was Spanien gegeben hat. Das ist wahrlich der Sparpfennig der Wittwe. Von Polen haben die Pariser wahrscheinlich gar nichts empfangen. Darauf sehen sie aber jezt nicht; Polen ist unglücklich; dies ist hinreichend, um sie zu bewegen, den gewöhnlichen Subscriptionsweg zu dessen Gunsten zu betreten, das heißt, Bälle und Konzerte mit Kollekten für Polen zu vereinigen. So haben die Völker allmählig gelernt, sich einander beizustehen, besonders wenn sie sich in ähnlichen Lagen befinden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 53.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 3. März 1831.

Im Halbzirkel umher, an dem lachenden Golf entlang,
Unabsehlich, benezt von dem laulichen Wogenschwall,
Liegt von Schiffen und hohen Gebäuden ein weiter Kreis;
Wo sich zwischen die Felsengeklüfte des Bacchus Laub
Drängt, und stolz sich erhebt in die Palmenschaft.

Platen.

Miscellen aus Neapel.
1830.

Erster Anblick. Die Schönheit der Lage Neapels wird für die von Rom Kommenden noch durch die Ueberraschung erhöht, die jezt die neue Straße, Strada delc ampo, gewährt, indem man durch eine Wendung rechts, von Capo di chino — caput clivi — aus, Stadt und Golf, die bis dahin durch die vorliegenden Berge verdeckt waren, auf einmal ins Gesicht bekommt. Die Aussicht, die sich dann dem Blick eröffnet, wird wohl mit Recht für die schönste in Europa gehalten. Dieser reizende Golf, abgeschlossen im Süden durch die hohe Insel Capri, rechts das langgestreckte Ufer, welches die Höhen von Posilippo bilden, mit welchen die Hügel, die diese Aussicht gewähren, durch die von Capo di Monte und Vomero eine zusammenhängende Kette ausmachen; links die Zwillingsbrüder Vesuv und Monte-Somma, und unter ihnen das dichtbewohnte nördliche Ufer, wo die aneinander stoßenden Oerter S. Giovanni à Teduccio, Portici, Resina und Torre del Greco von Neapel aus bis dahin eine zusammenhängende Stadt zu bilden scheinen; weiterhin die andere, den Golf einschließende Bergkette von Castellamare bis Sorrento, welche mit dem hinter der ersten Stadt sich aufthürmenden Monte S. Angelo beginnt und mit Capo di Massa, Capri gegenüber, schließt, alles dieß gewährt dem Auge ein eben so mannigfaltiges, als reizendes Schauspiel. Der 4450 Fuß hohe Monte Lattario oder S. Angelo, in gerader Linie vier deutsche Meilen von Neapel entfernt, stellt sich neben dem Vesuv, der, obgleich 800 Fuß niedriger, noch höher erscheint, da er nur halb so entfernt als jener ist, am majestätischsten dar. Dazu denke man sich die Schiffe, größere und kleinere, die im Hafen und dem Golfe vor Anker liegen, oder ein- und auslaufen, und man wird gestehen müssen, daß ein solches Panorama sich nicht oft in der Welt findet.

Lokalität. In Rücksicht auf Geschichte sowohl als Lokalität könnte man die Stadt eintheilen in Neapel auf dem Strande, und Neapel auf den Bergen. Das erstere ist zugleich das ältere, denn der ganze Theil, der, von der Straße Toledo an, sich an die Berge lehnt, die die Stadt nördlich einschließen, ist erst unter der spanischen Herrschaft, und vorzüglich unter Karl V. und seinem Statthalter Toledo hinzu gekommen, und daher verhältnißmäßig sehr neu. — Von diesen Bergen abgesondert (aber doch so nahe daran, daß er mit ihnen durch eine Brücke, Ponte di Chiaja, zusammenhängt, unter welcher eine der lebhaftesten Straßen, die Via di Chiaja durchläuft), ist der Felsenberg Pizzo falcone (Falkenschnabel), der bis ans Meer sich erstreckt, eine der bewohntesten Gegenden von Neapel. Durch ein Erdbeben soll er von der Felseninsel, die vor ihm im Meer liegt, und auf welcher das Kastell del Ovo steht, getrennt worden seyn. Gewiß ist, daß hier Lucullus seine Gärten hatte.

Wegen der eigenthümlichen Lage der Stadt rund um den Golf und auf den Bergen, kann man eigentlich ihren

Durchschnitt in Länge und Breite nicht genau angeben. In der Linie gerade von Norden nach Süden, vom Capo di Monte bis zum Kastell del Ovo, was man als die größte Breite ansehen kann, sind dritthalb Miglien, deren vier eine geographische Meile ausmachen. Die Länge ergibt sich immer nur in krummer Linie, entweder von der Mergellina unter Posilippo durch die Straße Toledo bis an das äußerste Ende des Borgo S. Antonio, Ottocalli genannt, oder aber von demselben Punkt der Mergellina aus rund um den Golf hin, bis zur Brücke der Madalena über den Sebeto, von Südwest nach Nordost. Beide Entfernungen betragen vier Miglien oder eine deutsche Meile. — Das Flüßchen Sebeto ist den größten Theil des Jahres beinahe unsichtbar und steht sogar dem unansehnlichen Manzanares bei Madrid weit nach. Metastasio sagt daher sehr richtig von ihm: „Quanto ricco d'onor, povero d'onde." Schon früher hatte Boccaccio dasselbe in Prosa gesagt.

Obgleich London, Paris und Konstantinopel, welch letzteres auch in der Lage mit ihm wetteifert, größer sind als Neapel, so ist diese Stadt doch vielleicht die großartigste in Europa. Eine Straße wie Toledo, ein Theater wie S. Carlo, einen Spaziergang wie die Villa reale hat keine andere Stadt aufzuweisen. Ferner sind der Molo, die Katakomben und besonders die Grotte von Posilippo, die gewissermaßen ein Thor von Neapel bildet, einzig in ihrer Art. Aber wäre auch alles dieses nicht da, der Vesuv allein würde schon hinreichen, diese Stadt zu einer der merkwürdigsten zu machen, die es gibt.

Bevölkerung. Neapel ist wohl verhältnißmäßig die bevölkertste Stadt in Europa; denn sie ist klein in Rücksicht auf ihre Volksmenge, kleiner als Wien mit seinen Vorstädten; ja sie würde kaum den Platz ganz ausfüllen, den die Mauern Berlins umschließen, wenn man ihre ausgedehnte Lage in eine mehr abgerundete Form brächte. Aber jeder Winkel ist hier unglaublich bevölkert, wozu noch die vielen Lazzaroni kommen, die oft gar keine Wohnung haben, und man sieht hier nicht, wie in fast allen andern großen Städten, daß die entfernteren Gegenden weniger bewohnt wären, als die im Mittelpunkt gelegenen. Die Anzahl der Häuser fehlt in den statistischen Angaben, sie muß aber sehr ansehnlich seyn, da hier nicht so viel große Palläste, wie in Rom, und in den entfernteren Theilen, so wie am Hafen, die Häuser meistens klein sind. — Hassel gibt Neapel im Almanach von 1829 nur 354,000 Einwohner. Aber die Zählung vom 1ten Januar 1829 ergab 375,309 Einheimische, mit Einschluß des Militärs. Rechnet man nun noch die Fremden hinzu, deren beständig zwischen 20 und 30,000 hier sind, wovon drei Viertel auf die Provinzen und ein Viertel aufs Ausland kommen, so kann man die Zahl der ganzen Volksmenge in dieser Stadt nicht unter 400,000 anschlagen. Ueberhaupt muß es hier, wo so viele kein sicheres Dach und Fach haben, schwieriger als irgendwo seyn, die Volkszahl einigermaßen genau zu bestimmen, und es wäre daher wohl nicht unmöglich, daß diese Angaben sich noch unter der Wahrheit befänden.

Die Bevölkerung hat nicht so schnell wie in vielen andern großen Städten zugenommen, obgleich sie fortwährend gestiegen und noch im Steigen ist. Neapel hatte schon 1595 226,000 und 1671 280,000 Einwohner. Sie hat also in den leztern 160 Jahren nur um 100,000 zugenommen, während Berlin z. B. dieselbe Vermehrung in weniger als 50 Jahren erlebt hat. — Juden gibt es ganz und gar nicht hier.

Bei der Beweglichkeit und Leidenschaftlichkeit der Südländer ist es nun natürlich, daß eine halbe Million, wie man gewöhnlich rechnet (la Lande gab Neapel sogar 590—600,000 Einwohner), hier mehr Leben, Geräusch und Bewegung verursacht, als eine ganze in andern Ländern hervorbringen würde. Dazu kommt nun noch, daß fast die ganze Bevölkerung immer und in jeder Jahreszeit nicht innerhalb der Häuser, sondern außerhalb auf der offenen Straße ihr Wesen treibt, und man könnte beinahe sagen, da wohnt. Alle Arten von Handwerkern arbeiten daselbst, und es wird dort gekocht und dort gegessen. Dieß hat freilich manche Unbequemlichkeit für die zur Folge, die gern sicher und ruhig auf den Straßen gehen wollen, und zu den mancherlei Hindernissen und Fährlichkeiten, denen man auf jedem Schritte in den Straßen des alten Roms begegnete, und welche Horaz in einer seiner Satiren mit so viel Laune aufzählt, gesellt sich hier (nächst der Menge von Kutschen, die es dort auch nicht gab) ein neues Ungemach. Es sizt nämlich in manchen Straßen, an den Häusern hin, eine ganze Reihe von dort arbeitenden Schuhmachern. Oft streifen die Wagen bis an ihre Schemel, und wenn man, um jenen zu entfliehen, sich zwischen diese rettet, so läuft man auf allen Seiten Gefahr, von ihren großen Nadeln, die sie im Nähen mit großer Vehemenz und so weit sie können ausziehen, jeden Augenblick gestochen zu werden. Daher ist man auf den Straßen am Tage noch schlimmer daran als Abends.

Die Brücke bei Warschau.

(Fortsetzung.)

Der aufgeklärte, durch Unterricht und Verkehr mit der Welt freier denkende Sohn wußte nicht, ob er die Befangenheit seiner Mutter belächeln, oder einen heimlichen Schauer, der ihn, er wußte selbst nicht weßhalb, befiel, für böse Vorbedeutung halten solle. Er that deßhalb nicht, als ginge ihn das alles weiter an; er sprang

zurück nach dem Häuschen und gewissermaßen aus seinen Gedanken heraus, drückte im Vorbeigehen einen flüchtigen Kuß auf Catharinens rothe Wangen, flüsterte ihr ein Paar vertrauliche Worte zu und hatte seine Bestellung an Niklas nicht sobald gemacht, als er in eiligen Sätzen an dem armen Fischer vorbeiflog, dessen zaghaftes Murmeln und unverständliches Bitten um ein Almosen von dem Rauschen der Wellen verschlungen ward, die sich zu seinen Füßen brachen. — „Dumme Ammenmährchen!" schalt der Jüngling, als er die andern wieder erreicht hatte. „So was fällt einem immer wieder ein, man mag tausendmal wissen, daß es Unsinn ist." Er drängte sich jezt zwischen Gebhard und Levin ein, und hatte seinen Spaß mit beiden über die blumenreiche, mit fremden Worten ausstaffirte Unterhaltung des gelehrten und weltklugen Amtshauptmann, der seine Reiseerfahrungen, und was er an Kenntnissen eingesammelt hatte, wie Kunstwasser in kühnen Schnörkeln und Bogen spielen ließ, seine Rede gewöhnlich mit einem „als ich zu Siena oder Padua war," anhob, dann schnell die große Tour durch Frankreich machte und es beiläufig mit einfließen ließ, er kenne Fürsten und Könige, habe Dinge erlebt, die nur alle hundert Jahre einmal gesehen würden, wisse, wie es bei Höfen zugehe, und habe selbsten bei einem Hofballe in Paris figurirt. Unter diesen und ähnlichen Reden, bei welchen Hedwig eine schweigsame und zerstreute Zuhörerin abgab, kamen sie zu dem großen Hofthore des alten Schlosses in Schönhausen, ehmals ein Kastell der Tempelritter, als diese noch in der Mark waren.

Hier hatten sich während dem die beiden Brüder, die Unruhe der Erwartung durch ein äußeres Thun zu dämpfen, zum Schachbrette geflüchtet. Die gewaltigen, weit in die Gemächer hineingehenden Mauern, nebst den schmalen, mit kleinen Scheiben ausgesezten Fenstern ließen das Abenddunkel frühe, auf unbequeme Weise empfinden. Der stets auf Behagliches bedachte Domherr schob deshalb das Tischchen mit schwarz und weißen Feldern in die Vertiefung des Fensters, öffnete dieses und ließ so die lezten Tageslichter auf die elfenbeinernen, bunt gemalten Figuren fallen. Er saß in einem gepolsterten Armsessel, dessen hohe Lehnen seine an sich kleine Gestalt noch mehr gegen die seines Bruders abstechen ließen. Dieser war groß und hager, und trug sich, der gewöhnlichen Neigung langer, dünner Körper entgegen, sehr gerade, vielleicht aus Grundsatz, dem Lästigen, was auf seinem Nacken lag, zum Troze, etwas hoch und vornehm. Er war nicht bei dem Spiele, und wenn er auch, den Arm aufgestüzt, die Wange gegen die Hand gelegt, Auge und Gedanken auf den lezten Zug des Domherrn zu heften schien, so verrieth doch der trübe Ernst seiner Miene, daß seine Seele mit ganz andern Dingen beschäftigt war. Der Andere hatte schon eine ganze Weile in der lustigen Erwartung, die eine Zerstreuung, ein Vergessen gutmüthig zu belachen hofft, im Stuhle zurückgelehnt dagesessen und, einer angenommenen Gewohnheit zufolge, mehrmals mit der flachen Hand von der Stirn bis zum Kinn über das runde, volle Gesicht gestrichen, während die kleinen, klugen Augen das mechanische Hin- und Hergreifen Hrn. Jobsts begleiteten. „So werden wir nicht weit kommen," sagte er jezt trocken. „Laß die Bauern vorspannen, sonst bleibst Du in Deinen Gedanken, wie ich gestern auf dem verwünschten Knüppeldamme stecken." — „Meinst Du, daß es so holpricht und hölzern in meinem Kopfe aussehe?" fragte der Bruder. „Nun, es scheint," war die rasche Antwort, „es steckt ein Brett davor, ich kann nicht durchsehen." — „Sage, finstere Nacht liege darauf, dann kannst Du recht haben," meinte jener. — „Ist es Georgs Ausbleiben, was Dir wurmt, oder sonst etwas?" — „Sonst etwas!" — „So! Hm!" Der Domherr warf den Kopf in die Höhe, fuhr wieder einmal mit der Hand über's Gesicht und schien eine zweite Frage zu vermeiden. Er war nicht für das Erläutern von Empfindungen, und mochte am liebsten Sorge und Gram vergessen. Diesmal hatte er aber unvorsichtig die Saite angeschlagen; er mußte nun den Mißton aushalten. Herr Jobst hatte die Gedanken an das Spiel aufgegeben. Die Arme übereinandergeschlagen, sagte er in ernstem, unruhigem Tone: „Es gehen böse Gerüchte über die Angelegenheiten in Preußen." — „Wird auch so schlimm nicht seyn," meinte der Bruder. — „Wenn Du es nicht schlimm nennst, daß Karl Gustav das Erblehn verheert und mit seinen raubsüchtigen Schweden vor Königsberg steht —" — „Hoho!" unterbrach ihn der Domherr, als wolle er der Uebertreibung Einhalt thun. „Wenn Du," fuhr jener fort, „eine Alliance des Kurfürsten mit diesen Schweden gegen Johann Kasimir, dem Vasalleneid zuwider —" — „Larum, larum! Vasalleneid!" rief der Andere dazwischen. „Das ist da ein ander Ding: der Eid ist auf Schutz und Schirm der größern Macht gegen die kleinere bedingt, und fällt das Eine weg, so hebt sich das Ganze von selbst auf. Ich werde es nicht tadeln, wenn der Kurfürst dem saumseligen, bald übermüthigen, bald kriechenden Bundesgenossen absagt und sich stärkere Freunde sucht." — „Es beliebt Dir," entgegnete Jobst, „den König von Polen einen Bundesgenossen von Brandenburg zu nennen. Mich däucht, das wahre Verhältniß sollte Dir so wenig fremd seyn, als mir." — „Das wahre Verhältniß!" wiederholte der schneller und umfassender Denkende. „Sage mir, welches politische Verhältniß hat jezt noch eine Wahrheit, seit der Krieg während dreißig Jahren an allen gerüttelt und der Friede die meisten umgeformt hat?" — „Es ist wahr," meinte jener, in Gedanken die Lage und gegenwärtige Gestalt der europäischen Staaten an sich vor-

übergeben lassend. „Allein Schweden!“ sagte er dann, mit innerer Empörung das Andenken an die mannigfach durch sie verübten Greuel von sich weisend; „kannst Du Dir Segen von einer Verbindung mit Schweden versprechen? Glaubst Du, Zutrauen und Eintracht lassen sich erzwingen, wie zufällige Verträge es gebieten?“ — „So dachtest Du nicht, und keiner, dem das Feuer auf die Nägel brannte, als der verstorbene Churfürst den Kaiser verließ und sich mit Gustav Adolph verband. Wir beide und Georgs Vater, wir drei Brüder, hegten große Erwartungen, als wir unter den Mauern von Magdeburg mit den überseeischen Männern gegen das deutsche Oberhaupt fochten, und mich dünkt, es waren nicht unsere schlimmsten Thaten.“ — „Was hatten wir gleichwohl für Segen davon?“ erwiederte der andere; „uns lag von da an ein doppeltes Joch auf dem Nacken, und zog uns die eine Hand nicht an, so that es die andere.“ — „Richtig,“ versezte der Domherr, „weil wir uns ziehen ließen. Jezt stellen wir uns selbst, wie wir Platz finden, und lehren vielleicht über kurz oder lang andere, nach unserer Pfeife zu tanzen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Frau v. Genlis.

Zwei berühmte Personen sind am Ende des lezten Jahrs vom Schauplatz abgetreten, Benjamin Constant und Frau v. Genlis; beide geniale Köpfe und fruchtbare Schriftsteller, beide gleich dürstend nach Ruhm, beide berühmt in Frankreich und im Auslande, und von Fremden und Einheimischen häufig besucht. Man kann hinzusetzen, daß es beiden ergangen ist, wie allen lebhaften Geistern, welche sich unverholen äußern, und zwar nach ihren vorübergehenden Gefühlen, das heißt, daß beide oft mit sich selbst im Widerspruche gestanden haben, und daß ihre Werke zuweilen ganz entgegengesezte Grundsätze enthalten. Auch darin gleichen sich beide, daß sie in ihren lezten Jahren minder wankelmüthig gewesen sind und mit Beharrlichkeit ihre Grundsätze beibehalten, vertheidigt und entwickelt haben. Sonst aber herrscht in allem große Verschiedenheit zwischen beiden. Frau v. Genlis war sicher eine der merkwürdigsten Frauen Frankreichs. Sie hat noch eben lange genug gelebt, um ihren ehemaligen Zögling auf dem Throne zu erblicken; eine wunderbare Begebenheit, die sich unter Ludwig XVI. eben so wenig, als unter Ludwig XVIII. vorhersehen ließ. Man hat in den Zeitungen und am Grabe der Frau v. Genlis die Bemerkung gemacht, der jetzige König sey ihr bestes Werk; und wenn er in der That seine Bildung ihr verdankt, so hat sie ein großes Verdienst um ihn. Jedermann in Paris ist es auffallend, daß der König mit der größten Geläufigkeit, Schicklichkeit, Mäßigung und Herzlichkeit auf alle Reden antwortet, die an ihn gehalten werden. Seitdem er auf den Thron berufen worden ist, vergeht fast kein Tag, wo er nicht in den Fall kommt, eine Anrede halten oder eine feierliche Antwort auf eine Rede ertheilen zu müssen. Diese lästige Pflicht kostet ihn nicht die geringste Mühe; die Rede kommt ihm vom Herzen, und er drückt sich beständig so geziemend aus, daß vielleicht nur Lafayette mit ihm in dieser Hinsicht verglichen werden kann. Nun gibt es freilich Könige in der Welt, die auch zu sprechen wissen und sich durch Bildung auszeichnen; aber schwerlich steht irgend einem von ihnen das Wort so zu Gebote, wie Ludwig Philipp; dieses Talent wissen die Erzieher selten zu entwickeln, weil es ihnen selbst daran fehlt; und daher war es ein günstiger Umstand, daß der Vater des jetzigen Königs, der bekannte Herzog von Orleans, die Leitung der Erziehung seiner Kinder einer Dame übergab, welche sich durch ihre Beredtsamkeit auszeichnete und dieses Talent auch ihren Zöglingen beizubringen wußte. In einem großen Staate, wo nur wenige Unterthanen den Landesherrn von Person sehen und kennen lernen, ist es wichtig, daß dieser durch Gespräche sich ihnen bekannt macht, nicht durch unbedeutende Floskeln, sondern durch herzliche, wohl angebrachte Aeußerungen, welche seinen Charakter schildern und ihn bis zu den äußersten Grenzen seines Reiches seinen Unterthanen bekannt und achtungswerth machen. Und ist der Landesherr noch dazu der Stifter einer neuen Dynastie, ein vom Volke auserkohrner Fürst, so ist es um so nöthiger, daß das Volk ihn oft sprechen hört. Um dieses große Talent Ludwig Philipps nun hat sich Frau v. Genlis unstreitig ein Verdienst erworben; sie hat ihn erzogen, wie alle Erbprinzen erzogen werden sollten, leutselig, milde und gesprächig. Wie ganz anders verhielt es sich mit jenem Könige im südlichen Italien, welcher, als seine Braut, die östreichische Prinzessin Karoline, ihn mit einer zierlichen Anrede bewillkommte, sich unwillig gegen seine Hofräthe wandte und sagte: „Hört ihr, wie die da schön spricht? warum habt ihr mich das nicht auch gelehrt?“ Wenn Prinzenerzieher erfahren wollen, wie Frau von Genlis dieses Talent bei ihrem Zöglinge entwickelt hat, so brauchen sie nur die Schriften der redseligen Frau, besonders ihr Journal d'éducation zu studiren, wo sie unter vielen Schwätzereien manchen nützlichen Fingerzeig entdecken werden. Sie selbst ist ein Beweis, wie weit man es in der großen Welt mit gefälligen persönlichen Eigenschaften bringen kann. Bekanntlich war sie blos als ein schönes und die Harfe gut spielendes Mädchen bekannt, da sie den Hrn. von Ducrest-Genlis durch ihre Reize einnahm und zum Manne bekam. Nun war ihr die Gelegenheit dargeboten, auf einem größern Schauplatze zu glänzen. Hier bekam sie Freunde, Gönner und Anbeter in Menge. Sie ward mit vielen ausgezeichneten Schriftstellern bekannt, bildete sich selbst aus und ward zur Erziehung der Kinder des Herzogs von Orleans berufen. Die Gunst, die sie in diesem Fürstenhause genoß, verdankte sie zwar ihren persönlichen Eigenschaften; allein wer sie in dieses Haus eingeführt hatte, war die Frau v. Montesson, welche mit dem Herzoge von Orleans heimlich getraut war; dies hat Frau v. Genlis nicht verhindert, in ihren Memoiren der Frau v. Montesson, ihrer Tante, viel Uebles nachzusagen. Die ersten Werke der jungen und geistreichen Frau, besonders ihre Veillées du chateau, erhielten großen Beifall; auf diese folgte eine Fluth von Schriften, meistens für die Jugend. Zwar fand sich manches Geschwätz darin, sie hatte aber einen so natürlichen, gefälligen Styl, daß man alles mit Begierde las.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 54.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 4. März 1831.

Bringt ihn auf einen Fall der Politik,
Er wird desselben Gordischen Knoten lösen,
Vertraulich wie sein Knieband.

Shakespeare.

Die Brücke bei Warschau.

(Fortsetzung.)

„Wo denkst Du hin!“ erwiederte Jobst; „bei der Beschränktheit unserer Mittel! Hast Du vergessen, wie viel Mühe es kostete, die verlangten dreihundert sieben- und-dreißig Thaler in der Altmark aufzubringen, die der Churfürst uns abforderte, um die neuen Regimenter zu errichten? Und was hat es geholfen? haben wir den Durchmarsch der Schweden durch churfürstliche Lande abwehren können?“ — „Ach, ich vergesse so was gern!“ meinte der Domherr. „Ist das Geld ausgegeben, ist es nicht mehr mein, was hilfts, in Gedanken damit klimpern und sich ärgern, daß es nicht mehr da ist? Und darauf, nimm mirs nicht übel, kommt es bei den meisten von Euch scheel- und schwarzsehenden Tadlern hinaus. Euer Stolz sagt Euch wohl, daß es schicklich sey, mit den Waffen in der Hand Verträge zu durchschneiden, die der Ehre zuwider oder der Wohlfahrt hinderlich sind, allein wenn der Beutel in Anspruch genommen und angegriffen wird, dann friert Euch an der Stelle, wo er sonst gefüllt lag, Ihr werdet kalt und rechnet und rechtet mit den Machthabern.“ — „Du thust mir sehr Unrecht,“ erwiederte Jobst empfindlich, „wenn Du meinem Widerwillen gegen den Schwedenbund Gründe unterlegst, die Du selbst unverträglich mit meiner Sinnesart finden mußt. Allein zweierlei ist es, persönliche Opfer gering achten, und allgemeine Unzulänglichkeit der Mittel berücksichtigen. In welche Händel wird uns der thatendurstige Ungestüm des jungen Schwedenkönigs nicht verwickeln? Setzen wir, es glückt ihm, sich Polen zu unterwerfen, wird der Moskowiter ihm die Uebermacht gönnen? Werden Frankreich, England und Holland ruhig zusehen, daß die Seestädte alle in einer Hand sind? Und weißt Du, wie Oesterreich denkt? Und nun nimm uns, in dieser allgemeinen Reibung: die clevischen Länder sind gleich verloren, und was wir an der Ostsee besitzen, das ist so gut wie dem Schweden gehörig.“ — „Ja, ja!“ gestand der andere, „es kann schlimm werden, aber es kann auch Alles ganz anders kommen, wie sich sogleich durchsehen läßt. Ist die Welt erst recht im Aufruhr, dann bahnt sich das Glück plötzlich eine Straße mitten durch und die Sache bekommt eine vernünftige Gestalt, man weiß nicht wie.“ — „Daß Gott erbarme!“ seufzte der Bruder, „den Aufruhr haben wir gehabt, aber die vernünftige Gestalt, die soll noch kommen.“ — „Ich weiß nicht,“ war die launige Antwort, „mir scheint es nur allzuvernünftig bei uns. Du, zum Beispiel, Du klügelst Dir die Lebenslust weg, und kannst mir doch nicht sagen, was eigentlich jezt geschehen sollte? Sey ehrlich! was würdest Du an des Churfürsten Stelle thun? weißt Du es? ich wette nein! Es ist nicht leicht, sich aus der Klemme herauszudrücken, und versteht es Einer, so ist er es. Hilf ihm über den mißlichen Augenblick weg, und ich versichere Dich, er manövrirt sich den Schweden so gut wie den Polen sachte vom Halse und steht frei und unabhängig da.“ — „Das geben die preußischen

Stände niemals zu, daß er unabhängig wird," versicherte Jobst. — „Er wird sie fragen!" — „Sie werden es ihm aber sagen, und sie haben eine Stimme, die schon einmal die Lage der Dinge verändert hat, denn ohne sie säße der König von Polen noch in Oppeln, wohin ihn die schwedischen Waffen jagten, sie halfen ihm einen Theil des Landes wieder erobern." — „In die Wage, die das Für und Wider abwägt," entgegnete der Domherr, „vergißt Du ein Hauptgewicht zu legen, das ist das Genie, Herr Bruder! das ist nicht zu berechnen; es rechnet auch selbst nicht. Wo das ins Spiel tritt, da hat alle Kombination ein Ende. Sieh einmal zurück, statt vorauszusehen, wo Dir jezt doch nichts recht deutlich wird, und betrachte es, wie der kluge Steuermann lavirt, und wie er sein Fahrzeug stellt und dreht und den Wind rechts und links pfeifen läßt, ohne die Richtung zu verlieren. Wie lange hat er unterhandelt, den Vermittler gemacht und sich Bündnisse gesichert. Hat Berlin nicht eine Zeitlang die Gesandten der größten Mächte in seinen Mauern gesehen? Schickte der Kaiser nicht den Esterhazi zum Churfürsten und ersuchte ihn, die Händel zwischen Schweden und Polen auszugleichen? Kam Rautenfels nicht von Warschau und bat um Beistand, und hatte Schlippenbach etwa nicht unendliche Worte und Versicherungen, um unserm Herrn Memel und Pillau abzuschmeicheln; Gustav Adolph nahm Spandow und Küstrin ohne so viel Umstände, mit Gewalt. Geschieht das um nichts und wieder nichts? Die Macht des Churfürsten ist es nicht, die ihnen imponirt, es muß etwas anderes seyn, was sie respektiren. Er hat sich bis jezt weise im Vermeiden des Kriegs gezeigt, traue ihm auch zu, daß er es mit dem Degen wie mit der Feder durchführen wird." — „Gott gebe es!" meinte der andere. „Allein verdenken kannst Du es mir nicht, dem so Vieles auf den Schultern liegt, die Verwaltung des eigenen und des Besitzthums des vaterlosen Georgs, die kränkliche, trübsinnige Schwägerin, die Noth des Kreises wie der eigenen Unterthanen, wenn ich einem neuen Kriege, den Durchmärschen und allem, was damit zusammenhängt, besorgt entgegensehe." — „Die Schwägerin!" lachte der Domherr, froh, einen andern Gegenstand des Gesprächs herbeizuführen, „der thun weder die schlechten, noch die guten Zeiten etwas. Sie lebt immer so sachte in Angst und Sorgen weiter, horcht auf Eulengeschrei und das Mianen der Katzen, erblaßt, wenn ein Altarlicht erlischt, und fährt zusammen, schnarrlt das Gewicht der großen Hausuhr. Heulen nun gar die Hofhunde bei Regen und Sturm, findet sich eine weiße Pflanze unter den Kohlstauden im Garten, dann ist der Sterbefall da; sie hängt am Morgen den schwarzen Boy aus und sucht aus Kisten und Kasten die Trauer für das Hausgesinde zusammen." — „Spotte nicht," sagte Jobst. „Sie hat viel erlebt und großes Unglück gehabt. Die Jugend ging ihr in Schmerzen hin, und nun sie alt wird, sieht sie den Sohn wie den Vater in die Unruhen der Zeit hineingerissen. Es ist menschlich, daß sie mehr, als gut ist, auf Zeichen achtet, da ein so sonderbares Zeichen der Vorbote vom Sinken ihrer Familie war." — „Gott weiß," betheuerte der Bruder, „ich bin ihr von ganzer Seele gut, und mißgönne ihr die kleinen Spielereien nicht, unter denen ihr die Zeit vergeht. Aber bedaure sie darum auch nicht, und nimm es Dir nicht zu Herzen, wenn ihr gespanntes Wesen einen Tag mehr Unruhe als den andern verräth. Frauen müssen immer außerhalb der gewöhnlichen Welt stehen, sie haben sonst Langeweile. In der Jugend träumen sie von der Liebe, im Alter verkehren sie mit geheimnißvollen Dingen. Das ist einmal so!" — „Du schwazst Dir das Mitleid und mir die Sorge nicht weg," sagte der andere, „aber der Roland wird draußen so unruhig. Der gute Hund wittert wohl den Georg!"

Er stand, indem er dieß sagte, auf und ging nach der Thür. Diese ward rasch geöffnet; der Neffe stürzte ihm in die Arme. „Ho ho!" rief der Domherr, „wirklich schon da?" Er fuhr schneller als gewöhnlich mit der Hand über's Gesicht, dießmal vielleicht, um sich von der aufsteigenden Rührung zu sammeln; dann verließ er seinen bequemen Armsessel und ging dem Angekommenen langsam entgegen. „Du siehst ja aus wie ein Dompfaffe, Georg, mit dem rothen Kinnbart, dem schwarzen niederländischen Wams und dem breitausfallenden Spitzenkragen." — „Alles, um Ihnen ähnlich zu werden," entgegnete der junge Mann, auf die geistliche Würde des Oheims anspielend. Dieser nahm das gut auf, faßte ihn unter dem Kinn und nickte der Mutter zu, als wenn er sagen wollte: „Der stuzt vor keiner Waffe."

Es brauchte hierauf einige Zeit, ehe Wirth und Gäste die gewöhnlichen Bewillkommungskomplimente gegen einander gemacht und von beiden Seiten gezeigt hatten, daß sie feine Sitte und auch wohl französische Artigkeit kannten. Besonders nahm sich Jobst zusammen, dem zierlichen und wohlredenden Amtshauptmann in Gegenwart der jungen Leute nicht allzusehr nachzustehen. War er auch nicht gereist wie jener, so hatte ihn der Krieg doch früher in allerlei Berührung mit Offizieren fremder Heere gebracht, er hatte sich in ihre Art und Weise schicken gelernt und dadurch ein gefügiges, bewachtes Betragen angenommen. Auch war er stets beflissen, nichts von der gewonnenen Bildung einzubüßen, und so mochte er denn auch jezt wohl bestehen. Der Domherr liebte das Leben, wurde überall damit fertig und eignete sich mitten im Genuß die Verfeinerung an, welche Zeit wie umfassendere Verhältnisse mit sich brachten. Es brauchte bei ihm just nicht viel Anstrengung, um für einen gebildeten Mann zu gelten. Er hatte immer einen Spaß bereit, die klugen Anstalten anderer zu

durchkreuzen, und sich dann vor ihnen in Positur zu stellen. So fragte er Herrn Rudolph gleich zum Antritt: „ob er selbst wohl wisse, was er eigentlich Nützliches in Rom gelernt habe?“ Der betroffene und etwas verwunderte Mann erwog noch den Sinn der Frage, die ihm zweideutig schien, als jener lachend ausrief: „den Pantoffel zu küssen, lieber Herr, da Ihr Euch zum zweiten Mal zu verehelichen gedenkt.“ — „Richtig,“ war die schnell gefundene Antwort, „denn ich sehe ein, daß man ohne den Pantoffel leicht über die Schnur der Mäßigung haut.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen aus Neapel.

1830.

Klima. Das Klima von Neapel, welches weit milder ist, als man von seiner Breite von beinahe 41 Graden, bei einer östlichen Lage, erwarten könnte, wird einestheils durch seine Berührung mit dem Meere, auch wohl durch die Wärme seines vulkanischen Bodens, vorzüglich aber dadurch modifizirt, daß die Stadt überall gegen Norden geschützt ist, auf der einen Seite durch die 500 bis 600 Fuß hohe Anhöhe von Capo di Monte, und auf der andern durch die noch höhere von St. Elmo. Eben so verdankt, nach Alexander von Humboldt, Toulon die ungewöhnliche Milde seines Klimas derselben Ursache. Auf diese Weise ist eine mittlere jährliche Temperatur von + 14° Reaumur erklärlich, die selbst die von Mexiko beinahe um einen halben Grad übersteigt, und in der Scala der europäischen Beobachtungen die höchste Stelle einnimmt, da die von Sicilien, Portugal und Spanien meistens noch fehlen.

In einem kleinen Werkchen von wenigen Bogen, aus dem man aber vielerlei lernen kann, (welches der am botanischen Garten angestellte Professor Tenore unter dem Titel: Cenno sulla Geografia fisica del Regno di Napoli — Skizze der physischen Geographie des Königreichs Neapel — herausgegeben hat) befinden sich auch die auf der hiesigen Sternwarte angestellten meteorologischen Beobachtungen von 1815 — 1825. Daraus geht hervor, daß in diesem Zeitraume von eilf Jahren die größte Kälte den 30. December 1822 statt hatte, nämlich 2° 8 unter dem Gefrierpunkt. 1815 und 1821 war die größte Kälte 2° unter Null, 1816, 1°, die übrigen Jahre nur wenige Dezimalen unter Null, und 1825 sogar 0° 6 über Null. Man darf nicht vergessen, daß die Sternwarte auf einem 500 Fuß hohen Berge gegen Norden liegt, und es daher dort einen bis zwei Grad kälter seyn muß, als unten in der Stadt. Darnach hat also Neapel in diesen eilf auf einander folgenden Jahren nur ein Maximum von etwa 1° Kälte erlebt; wohl gemerkt, nur in den kältesten Stunden der Nacht, denn bei Tage und besonders zwischen 10 bis 4 Uhr, wo die Temperatur immer um einige Grade höher ist, als bei Aufgang der Sonne, erreicht die Kälte wohl nie den Gefrierpunkt. — Die Hitze stieg in demselben Zeitraum nur ein einzigesmal, den 7. August 1824, auf 30°. Ein sehr seltener Fall, wenn es nicht gar ein Druckfehler ist. In allen übrigen Jahren war sie zwischen 25 und 27°. Im vorigen Jahre 1829 war in Italien überhaupt und auch hier in der ersten Hälfte des Februars eine, besonders für diese Zeit auffallend kalte Witterung. In Neapel, wo mit diesem Monat sonst der Frühling beginnt, war den 12. Februar bei Sonnenaufgang 3° Kälte (auf der Sternwarte 4°), und um 2 Uhr Nachmittags nur 1° 3 Wärme.

Ich füge hier noch der Vollständigkeit wegen aus einem andern Werke das Maximum der Temperatur aus einem Durchschnitt 7jähriger Beobachtungen von 1822 bis 1828 bei, die aber in der Stadt selbst angestellt worden; es ergibt sich aus denselben, daß die größte Hitze 28° betrug, und das Minimum der Wärme oder, wenn man will, die größte Kälte 1° 5 über dem Gefrierpunkt war. Noch wird dort angemerkt, daß man annehmen könne, es falle in vierzig Jahren nur einmal Schnee, welcher nicht im Augenblicke seines Niederfallens schmilzt. Alles dies beweist hinlänglich, was ich im Allgemeinen von der Milde des hiesigen Klimas behauptet habe. Der allgemeinen Regel zufolge, daß in den Breiten über 48° der Juli, in denen unter 48° aber der August der wärmste Monat ist, findet auch hier das Maximum der Hitze in der Regel in lezterm Monat statt.

Ich kann mich nicht enthalten, noch einiges hieher gehörige aus dem angeführten interessanten Buche des als fleißiger Naturforscher bekannten Professor Tenore hier anzuführen, mich auf einige Bemerkungen über die Vegetation beschränkend, die mir besonders merkwürdig geschienen haben.

Die Bäume, welche bei uns ihr Laub schon meistens zu Anfang des Herbstes verlieren, behalten es hier fast bis in den Winter; so z. B. Nußbäume, Buchen, Linden u. s. w. noch den ganzen Monat November, Apfel- und Feigenbäume, auch Ulmen den ganzen Monat December, und die Trauerweide hat hier das Eigenthümliche, daß sie ihre Blätter fast nie eher verliert, als bis schon die neuen da sind, so daß sie also gleichsam den Uebergang zwischen den ihr Laub verlierenden und den immer grünenden Bäumen macht. Noch weit merkwürdiger ist die folgende Thatsache. Auf der Insel Ischia nämlich wachsen bei den sogenannten Fumajoli (Stellen, wo heiße Dämpfe aus der Erde dringen, wie bei allen halbausgebrannten Vulkanen der Fall ist) zwei Pflanzen, Pteris longifolia und Cyperus polystachyus, die erstere

eine Grasart, die andere ein Farrenkraut, die sonst nirgends außerhalb den Tropen angetroffen werden. Tenore sucht eine so auffallende Erscheinung durch die Hypothese zu erklären, daß jene heißen Oerter in ihrem Bereich eine dem jetzigen Klima fremde Vegetation seit der Zeit haben erhalten können, wo vor den lezten Revolutionen unseres Erdballs die allgemeine Temperatur hier die der Tropen war, während indessen der übrige Theil der Insel sein früheres Klima gegen das jetzige vertauscht hat. — Einen eigenen Kontrast hiemit bildet die Vegetation des Monte S. Angelo bei Castellamare, wo in der geringen Entfernung von einigen deutschen Meilen von der Insel Ischia, Cerastium latifolium und andere Pflanzen der kältesten Klimate oder der höchsten Alpenregionen wachsen. Also gedeihen hier so nahe bei einander die Produkte der entgegensezteſten Zonen, eine Erscheinung, die wahrscheinlich einzig in der Welt ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Frau v. Genlis.

Ich weiß nicht, woher es kam, daß Frau v. Genlis bald mit den aufgeklärten Schriftstellern zerfiel, welche man die Philosophen des 18ten Jahrhunderts nannte; entweder hatten diese Schriftsteller, welche einen so großen Anhang hatten und denen sich alle Freisinnigen in Frankreich anschlossen, ihre weibliche Eitelkeit nicht genug geschont und ihr nicht geschmeichelt, wie so viele kleine Schriftsteller, oder sie theilte mit dem Adel den Haß gegen die sogenannte philosophische Sekte, welche alle Mißbräuche und besonders die unbilligen Vorrechte der Geburt abgeschafft wissen wollte. Die Frau Gräfin that sich etwas auf ihren Titel zu gut und fand, daß die Hofgunst einträglicher sey, als die Liebe zur Philosophie. Genug, sie warf sich zur entschiedenen Feindin der philosophischen Schriftsteller auf und machte sie in ihren Schriften tüchtig herunter, wobei sie denn immer einen sehr andächtigen Ton annahm. Wäre ihr Haß aus strengen Grundsätzen und aus religiösem Eifer hervorgegangen, so hätte man ihn gewissermaßen entschuldigen können; allein eine in aller Ueppigkeit des Luxus lebende und alle Freuden genießende Frau, deren Betragen noch dazu sehr leichtsinnig gewesen seyn soll, konnte unmöglich viel Andacht besitzen; man betrachtete ihre Angriffe daher nur als Anwandlungen ihrer Eifersucht auf jene Schriftsteller, deren Werke allgemein gelesen und deren Namen so zu sagen vergöttert wurden. Man glaubte, es thue der jungen Hofdame leid, daß nicht sie allein im ausschließlichen Besitze alles Ruhmes sey, und daß man sich mit andern Schriften beschäftige, als mit den ihrigen. Es regnete Epigramme auf ihre Eitelkeit, auf ihre Ausfälle wider Rousseau und Voltaire, auf ihre vergebliche Frömmigkeit. Im Jahre 1787 erschien von zwei witzigen Dichtern in Paris eine komische Parodie vom Traume Athalias in Racines Trauerspiel dieses Namens. Frau v. Genlis wird hier redend eingeführt, an der Stelle der jüdischen Königin, und erzählt einen furchtbaren Traum, den sie gehabt und worin ihr der von ihr so gehaßte Voltaire siegreich erschienen war:

Je jouissais en paix du fruit de ma finesse,
Mais un trouble importun vient depuis quelques jours
De mes petits projets interrompre le cours etc.

Ihre Zuneigung zu Laharpe, dessen Namen zu gleicher Zeit der ihres Lieblingsinstruments war, veranlaßte arge Reden; man beschuldigte sie, mit dem Herzoge von Orleans selbst in heimlicher Verbindung zu stehen, obschon vielleicht nichts daran war. Was die Frau Gouvernantin Arges von Rousseau und Voltaire sagte, ward ihr in reichlichem Maße wiedervergolten. Unterdessen brach die Revolution aus. Da das Orleansche Haus es mit der populären Parthei hielt, so konnte Frau v. Genlis auch nichts Besseres thun, als daß sie den Grundsätzen der Revolution huldigte. Dies bezeugen einige ihrer damals erschienenen Schriften. Sie gab eine Abhandlung über die Erziehung des Dauphins heraus, worin manche helle Ansicht vorkommt, die noch heutzutage von den Fürstenhäusern beherzigt zu werden verdiente. Sie begleitete die Prinzessinnen, deren Erziehung ihr anvertraut war, nach England und in die Schweiz, hielt sich in Deutschland auf, ohne daß dieser Aufenthalt den mindesten Einfluß auf ihre geistige Bildung hatte; hier gab sie ihre bekannte Vertheidigungsschrift heraus. Nach der Emigration erschien sie wieder in Paris, wußte sich von Napoleon eine Pension zu verschaffen, schrieb ihre Briefe über die Literatur, aber nach ihren partheilichen Ansichten, und verlor ungeachtet ihres zunehmenden Alters nichts von ihrem Hasse wider Voltaire und Rousseau und wider die Verfasser der Encyklopädie, weßhalb sie denn wieder eine Menge Feinde bekam, die ihr Haß mit Haß vergalten und sie in den Zeitungen lächerlich machten. Es gab zwischen ihr und ihren Widersachern einen beständigen Austausch von kleinen Bosheiten und Verläumdungen. Frau v. Genlis eröffnete sich nun eine neue Bahn durch ihre historischen Romane, deren einige, besonders ihre Mademoiselle de Clermont, zu den besten Romanen dieser Gattung gehören, die man in der franzöſ. Literatur besizt. Diese Romane hatten reißenden Absatz und mußten mehrmals aufgelegt werden. Frau v. Genlis fand es einträglich, von literarischen Arbeiten zu leben, und nun kehrte sie ihren Schreibepult von oben bis unten aus, und alle Papierwische, die sich darin befanden, wurden an den Mann gebracht. So entstanden mehrere Schriften von ihr, die des Druckes durchaus nicht werth waren. Die Ader der historischen Romane war erschöpft, als Napoleon vom Throne gestürzt wurde und die Bourbons zurückkamen. Nun bekam Frau v. Genlis ihre vorigen Zöglinge wieder zu sehen. Obschon sie bei diesen an Achtung viel verloren hatte, so konnte sie doch auf ihre Dankbarkeit rechnen, und in der That bekam sie von denselben ansehnliche Unterstützung. Sie hatte verschiedene Kunstgriffe, um dergleichen Hülfsgelder herbeizuziehen. So z. B. malte sie Blumen und dergleichen, schrieb einen Text dazu, ließ das Buch prächtig einbinden und schenkte es einer Prinzessin zu ihrem Geburtstag oder zum Neujahr; natürlich mußte die Prinzessin dasselbe mit einem ihrem Stande angemessenen Geschenke erwiedern.

(Der Beschluß folgt.)

Berichtigung.

In einem Theil der Exemplare von Nr. 53 ist in der lezten Zeile des Motto zu lesen: Und stolz sich erhebt in die Winde der Palmenschaft.

Beilage: Literaturblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 55.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 5. März 1831.

Amph: Au mystère nouveau que tu me viens conter
Est-il quelque ombre d'apparence?
Sos: Non, vous avez raison, et la chose à chacun
Hors de créance doit paraître;
Cela choque le sens commun,
Mais cela ne laisse pas d'être.

Molière.

Neueste Briefe des Verstorbenen, aus Berlin im Jahre 1831.

Am 18ten Januar.

1.

Könnte ein Verstorbener noch Leidenschaften haben, so würde ich recht böse auf Dich seyn, liebe Julie. Von Deiner discrétion à toute épreuve hätte ich es nie geglaubt, daß Du Deinen Freund so kompromittiren würdest. Wie wenig mußt Du das Geheimniß meines jenseitigen Schicksals verborgen haben, da solches sogar der Redaktion des Morgenblatts nicht verschwiegen blieb, und diese mir nun schreibt: sie wisse aus guter Quelle, wie ich, zur Strafe für einige in meinen Briefen karg verschleierte Persönlichkeiten, verdammt sey, in Berlin als revenant umzugehen, und das noch dazu mit jenen Personen en question. Daher bäte sie mich, indem sich unter ihren Berliner Korrespondenten bis jetzt noch kein Geist befände, diese höchst piquante tâche, der Kuriosität halber, zu übernehmen.

Wie mir dieses Schreiben zugekommen? — Auf die allergewöhnlichste Weise, durch die theure Bereitwilligkeit der Post und unter der Adresse: „An S. D. den Verstorbenen, dicht am Meilenstein in Berlin.“ Mein Kammerdiener, den mir mitzugeben man jenseits so kondescendent war, führte den Postboten in mein Zimmer, weil dieser darauf bestand, mir den Brief selbst einzuhändigen. Ich hatte so eben, nach einem excellenten Gabelfrühstück, die Gnadenwirkung der beseligenden Berliner Kirchenzeitung erfahren, indem ich, dieses Blatt in der Hand, eingeschlummert war, da weckte mich der Postbote mit der Frage: ob ich der Verstorbene sey? — Guter Freund, sagte ich, ich lebe; will aber hiemit keinesweges desavouirt haben, daß ich der Verstorbene bin, welches ich übrigens eben so wenig eingestehe als läugne. — O weh! rief der Postbote, ich fürchte, Sie werden hierüber nähere Erklärung geben müssen! — Mein guter o w, erwiederte ich, indem ich den Pseudo-Briefträger erkannte und ihm den Brief aus der Hand nahm, mein guter o w, fürchten Sie nichts; im Gegentheil, leben Sie wohl, und genehmigen Sie die Versicherung, daß der Tod jedes Geheimniß erklärt, und daß daher nur Lebendige wegen einer Erklärung in Verlegenheit kommen, Verstorbene aber nie. Und somit ging ich in ein anderes Zimmer, las den Brief, und war zum ersten Male in meinem Leben, oder vielmehr nach meinem Tode, recht böse auf Dich. Dir allein war es bekannt, daß ich wirklich aus ennui gestorben bin, die Societät meinte, ich lebe noch in ihr; Dir allein hatte ich es vertraut, daß ich ein Geist geworden, die Dandys hielten mich noch immer für ihres Gleichen. Wer hätte besonders das Letztere gemerkt, wenn Du mein Geheimniß vorsichtiger bewahrt hättest! Verdienst Du nicht Strafe? Sollte ich nicht stumm für Dich seyn wie mein Grab? Aber Julie, arme kranke Julie! Du leidest jetzt, und Dein verstorbener Freund leidet mit Dir, und kann nicht so grausam seyn wie andere Todte, er

kann Dich nicht gänzlich ohne Nachricht, er kann nicht gar nichts von sich hören lassen.

Da nun aber doch einmal meine Briefe an Dich — ich will eben so wenig sagen auf eine mir bekannte, als unbekannte Art — in den Druck kommen, so will ich lieber meinem mysteriösen Herausgeber das Prävenire spielen, und von nun an öffentlich im Morgenblatt an Dich schreiben.

Laß mich also, liebe Julie, bevor ich Dir von Berlin, von dem foyer des lumières schreibe, wie selbst französische Blätter diese neun Monat im Jahr erleuchtete Brennenstadt nennen, laß mich zuerst von mir selbst sprechen. — Du wirst dadurch gewahr werden, daß, obgleich der Mensch überhaupt, und besonders der Mufti, der Bonze, der Bramine, jeder sich selbst der nächste ist, und daher den Nächsten just so haben will, wie er ihn für seine nächsten Absichten braucht, ein abgeschiedener Geist wie ich gar keine Absichten hat und also auch keine egoistischen. Meines höchsten Glücks, Deiner liebenden Freundschaft gewiß, kam es mir, als ich jene gedruckten Briefe eines Verstorbenen schrieb, sie nur für Dich schrieb, kam es mir, sage ich, nicht in den Sinn, ein Autor zu seyn, ein Publikum zu haben und diesem gefallen zu wollen. Aber eben deßhalb, und im Gegensatz der Absichtlichkeit, der gêne, die man jeder für den Druck bestimmten Schrift anmerkt, haben meine Briefe an Dich einiges Aufsehen erregt, so wie ich jezt — gerade weil ich weiß, daß diese Zeilen hier gedruckt werden — Dir nicht mehr mit jenem abandon schreiben kann, wie damals, als ich noch nicht der bekannte Verstorbene war. So bald ein Schriftsteller an die Lesewelt denkt, so ist er dem stillen Heiligthume seiner Werkstätte, seiner Seele entrückt, und muß — comme nous autres dans la société — höflicherweise und rücksichtsvoll lügen. Daß ich nicht gelogen, und besonders meine Porträts, ohne zu schmeicheln, nach dem Leben gezeichnet, haben mir die Originale sehr übel genommen, während — o närrische Leute! o komische Welt! — sich diejenigen Personen noch viel mehr geärgert haben, die nicht in meinen Briefen vorkommen, und zwar eben deßhalb. Ganzen Städten hat aus dieser Ursache mein Buch nicht gefallen, so z. B. Leipzig, weil ich Dir kein Wort schrieb von den dortigen höflichen Revolutionshelden, die erst den Vorübergehenden zurufen, sich ja vor Beschädigung zu hüten, bevor sie, in ihrem glühenden Freiheitseifer, die Möbel zu den Fenstern hinauswerfen. Ja wenn man in dem wirklichen Irland so weit wäre, dann hätte mein Freund O'Connel leichteres Spiel! — Glaube mir, liebe Freundin, ich bin recht froh, daß ich verstorben bin, denn wie unglücklich wäre ich, alles das erleben zu müssen, was der sel. Niebuhr in der Vorrede zu seinem neuesten Werke dem armen Europa prophezeit! Du weißt doch, daß dieser rückwärts gekehrte Prophet, vulgo Historiker, es voraussieht, daß wir wieder zum Mittelalter zurückgeworfen werden? Geworfen? schrecklich! Ach, und wozu ist das nöthig? Die Wege dahin waren ja schon so schön geebnet, und hätte man die Schüler Loyola's gewähren lassen, wir wären heute schon da! Und so wird denn der ganze große Kampf des Jahrhunderts um einen einzigen winzigen Buchstaben geführt: die Einen wollen, es soll loyal in der Welt, die andern es soll loyol hergehen. Ich wollte von mir sprechen und, sieh! da sind wir mit einem Male mitten in der Politik. Abermals ein Zeichen der Zeit, von deren geistiger Strömung Alles mit fortgerissen wird, selbst die Manen Deines Verstorbenen. — Doch ich soll ja, als Berliner Korrespondent des Morgenblatts, von Berlin erzählen. Höre also! . . . . . . Auch dieses will der politische Strom der Zeit nicht erlauben. Unser lieber Freund, der Dr. phil. Herr Herrmann, der sich auf diesem Strome nach Paris einschifft und diesen Brief besorgen will, tritt eben, Abschied zu nehmen, herein, hat keinen Augenblick Zeit und zwingt mich, zu schließen. Ich sage Dir also nur noch, daß Du alle acht Tage regelmäßig einen Brief an Dich im Morgenblatte finden wirst von Deinem — ohne Epitheton — Freunde.

Die Brücke bei Warschau.

(Fortsetzung.)

Der doppelte Stich, welcher den protestantischen Weltgeistlichen wie den alten lebenslustigen Junggesellen traf, gefiel Joachim über die Maßen. Ein Wortkampf machte ihn stets nach mehreren Ausfällen lüstern; er freute sich deßhalb, seinen Mann gefunden zu haben, und es sprang ihm, so zu sagen, über die Lippen: „Die Schnur taugt nicht, denn sie führt Euch zu Ende.“ Rudolf erblaßte; ihm war ein früher Tod prophezeit, und ob er gleich wohl wußte, daß der Domherr hier nur auf seine Verlobung mit einem Fräulein von Ende anspielte, so glaubte er doch, die Bestätigung jenes bedrohlichen Ausspruches zu hören. Er entgegnete daher etwas feierlich: „daß es zu Ende geht, bedenke, wer da steht.“ Joachim fuhr mit der Hand übers Gesicht; es war ihm nicht deutlich, was jenen verdrossen habe. Frau Hedwig trat dazwischen, sie erinnerte, daß das Abendessen ihrer warte. Die große Halle ward geöffnet, und man ging nun Paar und Paar, nach Alter und Würden hinein.

Die Noth der bösen Zeiten sezte der Gastlichkeit keineswegs Schranken. Jeder bemühte sich, der Ehre des Hauses durch reichliche Bewirthung genug zu thun. Was Forsten und Seen, Gärten und Felder dem Gutsherrn lieferten, das ward bereitwillig mit jedem getheilt, der in Vertrauen des Hauses Schwelle betrat. So fand denn auch die kleine Gesellschaft hier eine Masse großer Schüsseln

mit Fisch und Wildpret, gekochtem und gebratenem Geflügel, kalter und warmer Suppe besetzt, welche zur Ausrichtung eines Gastmahls zugereicht hätte, und wobei weit weniger auf den Genuß der Gäste Rücksicht genommen, als dem Rufe der Freigebigkeit des Wirthes geopfert wurde; denn wie viele der Schüsseln auch unberührt hinausgetragen werden mochten, keine kam in das Vorrathsgewölbe der Hausfrau zurück. Diese würde geglaubt haben, sich vor den eigenen Leuten herabzusetzen, hätte sie den Abhub der Tafel ein zweites Mal vor sich bringen lassen. Lieber entbehrte man im Geheim, als daß man der Würde des Standes zu nahe getreten wäre. Es herrschte damals mit dem Herrenrecht auch ein Herrensinn; wer ein Haus hielt, der öffnete es gern den Eintretenden und rechtete nicht mit dem Gesinde über das, was jene ungenossen bei Seite schoben. Nur dem hungrigen Bettler durfte sein Theil davon nicht entzogen werden, das brachte die Ordnung so mit, deßhalb erinnerte auch heute Frau Hedwig, die Reisenden unten im Fährhause und namentlich Clausens Vater nicht zu vergessen. Sie trug einem alten Diener, welcher Jäger und Hausverwalter zugleich war, auf, dafür Sorge zu tragen.

Georg hörte, was die Mutter dem Alten auftrug; bei Erwähnung des Fährhauses kam ihm ein Gedanke. Während nun der Domherr Herrn Rudolf tüchtig zutrank, Schulenburg mit Oheim Jobst über die neuesten Begebenheiten in Preußen sprach und der sanft und zärtlich empfindende Gebhard Frau Hedwig leise von seiner Mutter und ihrem Schmerze bei der Trennung von ihm erzählte, schlich er sich vom Tische und ging munter das Dorf entlang, den Eichen zu, die schon mit ihren hohen, dunkeln Kronen den schmalen Pfad an der Elbe beschatteten. Seitwärts rauschte der Fluß, über ihm flüsterte das Laub, der harte Lehmboden gab den Takt seiner eiligen Tritte zurück; Georg hörte sie wie die eines andern. Ein paar Mal drehte er sich um, als wollte er sehen, ob Jemand hinter ihm komme. Es war Niemand als er selbst, unter dem die Erde so dumpf dröhnte. „Was ist das heute," fragte er sich, „daß mir alle Augenblicke so unheimlich in der Seele wird?" Er war froh, als das Kienfeuer im Kamin des Fährhauses durch die Blätter schimmerte. Das Fenster stand offen, man konnte die helle Flamme von dem niedern Heerde aufleuchten sehen. Georg hätte Catharine gern einen Augenblick allein gesprochen. Er schlich sich unter das Fenster, bückte sich und schielte in die Stube hinein, ob er ihr nicht ein Zeichen geben könne. Allein es saß drinnen ganz voll um das hübsche Mädchen, die bei dem hellen Scheine des Feuers spann und daneben in einem großen Topfe Mehlbrei kochte, auf den Niklas begierig sah. Es sprachen einige über Jemand, der eben hinausgegangen war; Catharine that sehr mitleidig und gab allerlei zu verstehen, was Neugierde erregte. Eine junge Frau, mit einem schlafenden Kinde auf dem Schooß, deren Tracht und Mundart das überrheinische Vaterland verrieth, bat ihre junge Wirthin, ihr mehr von dem armen Fischer und der Hochzeit der gnädigen Frau zu erzählen, deren sie zuvor Erwähnung gethan. Georg ward aufmerksam und nahm eine solche Stellung, daß er alles hören konnte, ohne von den Leuten im Hause gesehen zu werden.

Catharina hatte die Geschichte vielmals von ihrer Pathe gehört, und sie wußte sie artig nachzuerzählen. „Es war einmal," hob sie an, „ein reicher, reicher Freiherr, der hieß Wichard von Lochau und war meiner Herrschaft Vater. Ihm gehörte fast das ganze Land, alle Dörfer, die er sehen konnte, und so viel Wälder, so viel Seen, daß er die Armen mit seinem Wildpret und großen Fischen speisen konnte. Weil er nun so reich war und nicht wußte, wo er mit den Perlen und dem Geschmeide, dem Golde und Silber hin sollte, so dachte er zuerst daran, seinen Eltern ein Denkmal in der Kirche zu stiften, daß ihr Name auf die Nachwelt komme, und in späten Zeiten noch, wenn der Prediger vor den Altar trete, er einen Blick auf die steinernen Bildnisse werfe und ein Vaterunser für die Seelen der Verstorbenen bete." — „Welch ein frommer Herr!" sagte die Niederländerin, jedes Wort mit Aufmerksamkeit beachtend. — „Ja wohl!" seufzte Catharina; „hätte nur die Frau nicht so dreiste Worte gesprochen." — „Was waren das für Worte?" fragte jene. — „Nun, wartet nur," fuhr die Erzählerin fort. „Jetzt erst von dem Denkmal. Aus Welschland wurden die Meister verschrieben, die aus dem feinsten Marmor die Gestalten des Herrn und der Dame so groß, als wenn sie lebten, ausschneiden mußten; doch wollte der Sohn, daß sie knieend dargestellt würden, was auch geschah, und über ihnen der heilige Georg zu Pferde und viele heilige Männer. Es nimmt eine ganze Wand ein, und alle, die es sehen, bewundern es. Ganz kürzlich ging ein reisender Maler durch Rennhausen, so heißt der Ort, wo Herr Wichard wohnte, der war ganz erstaunt über das Prachtwerk, erkannte gleich den Künstler daran und nannte ihn auch. Dadurch machte sich denn der Freiherr viel Ehre vor der Welt. Nun aber wollte doch das Geld immer noch nicht weniger werden, und Kisten und Truhen konnten es nicht mehr fassen. Da kamen von fern und nahe die Freier und warben um seine einzige Tochter, Fräulein Hedwig. Sie war blutjung und verließ sich zu keinem als dem Herrn Georg von Bismark, unsers Junkers Herrn Vater. Dem versprach sie ihre schneeweiße Hand mit allen Goldringen, die an jedem Finger steckten. Nun war Freude im Hause, und die Mutter schickte Boten aus und ließ Stoffe und Spitzen aus Brabant und Flandern kommen. Es ging jezt an ein Schneidern und Nähen im Hause, als würde eine

Königstochter über's Meer in das Feenland geschickt. Das Brautbett ward mit ächten Perlen gestickt und das Hemd, das der Bräutigam zur Morgengabe erhalten sollte, hatte vorn auf der Brust eine breite Einfassung von Gold und Edelsteinen. Denkt erst, wie das Kleid und die Schuhe der Braut beschaffen seyn mochten."

Georg ward hier des Zuhörens fast überdrüssig. Ihn ermüdete das Aufzählen so großer Reichthümer, von denen er niemals Gewinn gehabt. Er hatte große Lust, der Erzählung durch seine Dazwischenkunft ein Ende zu machen; allein wie Catharina jezt so tief seufzte, die Hände mit dem feingedrehten Faden sinken ließ und recht kläglich sagte: „aber alles das halten die Unterirdischen jezt in ihren Kammern verschlossen," da ward er aufs Neue gespannt, das Weitere zu hören.

„Der Hochzeittag rückte immer mehr heran," fuhr jene fort. „Von den geladenen Gästen kam schon einer und der andere. Erika von Stochow, die beste Freundin der stolzen Hausfrau, ging eines Abends noch spät mit dieser in dem Wald spazieren, der dicht ans Haus stößt. Sie erzählten einander vielerlei, und Erika kam darauf zu sprechen, daß einst die Besitzung der Herren von Lochau ihren Vätern zu eigen gewesen und durch den Wankelmuth des Glücks der Familie verloren gegangen sey. „So," schloß sie, wohl nicht ohne Absicht, „bringt der Wechsel im Leben stets Fallen und Steigen hervor. Seyd auf Eurer Hut, Frau Muhme, daß so großer Aufwand, wie Ihr mit der Ausstattung Eurer Tochter treibt, nicht das Maß überschreite, das auch dem Reichen wohl ansteht. Das Bett mit ächten Perlen gestickt würde einer Fürstin nicht zu schlecht dünken. Seht Euch vor, ich bitte Euch; Hochmuth kommt vor dem Fall."

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Beschluß.)

Frau v. Genlis.

Frau v. Genlis wurde zulezt mit dem Buchhändler Ladvocat bekannt, nachdem sie schon mit Jemand wegen der Herausgabe ihrer sämmtlichen Schriften eine Uebereinkunft getroffen hatte. Der schlaue Ladvocat gab ihr den Gedanken ein, sie solle Memoiren über ihr Leben schreiben. Zwanzig Jahre früher hätte sie ein solches Werk wahrscheinlich mit dem guten Geschmacke, der ihr eigen war, und mit aller Eleganz des bon ton abgefaßt. Aber leider war die Frau alt, bettlägerig und mit ihrem Zeitalter ganz zerfallen. Sie dehnte ihre Memoiren zu einer unausstehlichen Breite aus, um desto mehr Geld zu verdienen, da sie gar keinen haushälterischen Geist besaß und daher stets in Geldverlegenheit gerieth. Diese Memoiren, die allerdings manches Interessante enthalten und die Persönlichkeit der Verfasserin vortrefflich zur Schau stellen, sind ein schmachvolles Denkmal ihrer Habsucht und ihrer Geschwäzigkeit. Verschwunden ist in diesen zehn Bänden die Eleganz, der gute Ton und der reine Geschmack, der die Schriften aus ihrer guten Zeit auszeichnet. Der häßliche Ton einer neidischen, zanksüchtigen Alten herrscht leider allzu oft vor, und nur hie und da, besonders in den ersten Bänden, schimmert ihr voriges, weitberühmtes Talent noch durch. Als dieses bändereiche Werk erschienen war, hatte das Publikum genug, und es war hohe Zeit, es künftighin mit Genlisschen Schriften zu verschonen. Zwar droht die bejahrte Schriftstellerin in den lezten Bänden ihrer Memoiren, sie gehe mit dem Plane um, die zwanzig Folianten starke Encyklopädie abzukürzen, auszumerzen und zu arrangiren, und hofft, alle Freunde des Throns und des Altars werden ihr die Beutel öffnen, um ein so frommes, zur Ehre Gottes unternommenes Stück Arbeit zu unterstüzen. Entweder aber haben sich die Beutel nicht so geöffnet, wie es die anti-encyklopädische Verfasserin gehofft hatte, oder die Feder ist ihrer matten Hand während der Arbeit entsunken, und sie hat zu ihrem Aerger die alte Encyklopädie mit allen ihren philosophischen Aeußerungen stehen lassen müssen, ohne Hoffnung, daß je eine Editio expurgata davon erscheinen wird. Sie gab noch einige unbedeutende Schriften heraus, die kaum die Aufmerksamkeit der Rezensenten auf sich zogen, und die Frau verschied endlich am lezten Tage des Jahres, in welchem ihr ehemaliger Zögling durch die Stimme der Nation auf den Thron Frankreichs berufen worden war. Frau v. Genlis hat entweder zu lange gelebt, oder zu lange fortgeschrieben. Hätte sie aufgehört, sobald sie ihre historischen Romane herausgegeben hatte, so würde sie in weit höherer Achtung bei der französischen Lesewelt stehen, und sich in ihrem hohen Alter nicht dem Spotte der Jüngern ausgesezt haben. In ihren lezten Tagen hat die Frau das doppelte Unglück erlebt, daß ihre Schriften aufs unbarmherzigste heruntergemacht wurden, und daß die Grundsäze, die sie bekämpft oder zu bekämpfen versucht hatte, öffentlich triumphirten. Freilich hat sie dagegen auch die Freude erlebt, ihren Zögling als König zu erblicken. Ja, wenn alle ihre Schriften an Vortrefflichkeit ihrem Zöglinge gleich kämen, so wäre sie eine große Schriftstellerin; aber ihr langes Memoirengewäsch ist ein starkes Gegengewicht ihres hohen Ruhmes.

Dg.

Charade, Homonyme und Logogriph.

Erste Sylbe.

Wer mich verdient, ihn nennt nach meinem Namen das Volk wohl;
Was ich umfasse, das hält, wen ich umfasse, der stirbt.

Zweite und dritte Sylbe.

Ich bin spizig und grün im Norden häufig zu finden;
Nimmst du mir aber den Kopf, bin ich von hoher Geburt.

Das Ganze.

Ich, in schönen Händen und häßlichen häufiges Werkzeug,
Bin's, das Goethe besang, herrlich, im „magischen Nez."
Ja, mir danket sogar ein Lustspiel einzig sein Daseyn;
Kozebue hat es gemacht, und ist sein schlechtestes nicht.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.



Nº. 56.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 7. März 1831.

Wie die Zaubermähr dem Munde
Stück um Stück entfällt,
Läuft das Grausen in die Runde.

Müller.

Die Brücke bei Warschau.

(Fortsetzung.)

„Die Frauen," fuhr Catharine fort, „saßen, als Erike das aus gutem Herzen sprach, auf einer Anhöhe, die der Gallienberg heißt. Ein breiter, blaugrüner See lag zu ihren Füßen. Er sah so still und klar aus wie ein Spiegel, aber unten im Grunde mochte es so ruhig nicht seyn. Fräulein Erike wußte das wohl, sie sagte aber nichts, ihr graute, davon zu sprechen, denn die Bäume warfen schon so lange Schatten, und es war ihr ohnehin ängstlich, auf dem Hügel zu sitzen, wo noch der Pfahl, das Zeichen früherer Gerichtsbarkeit der Gutsherrn, stand. Die Freifrau war indessen unwillig geworden über ihre dreiste Rede. Sie sah sie von der Seite an und maß sie mit einem stolzen Blick. „Weßhalb," sagte sie, „soll ich meine Hedwig geringer wie ein Fürstenkind achten? Ist doch mein Eheherr reich und mächtig wie ein Fürst. Wahrlich," rief sie hohnlachend, „ehe die Goldkisten in unserer Kammer geleert sind, muß sich die Erde umdrehen, denn so gewiß —" sie sprang hitzig von ihrem Platze auf und that ein Paar rasche Schritte nach dem See, zog ihren Handschuh ab und hielt einen schmalen Goldreif zwischen den Fingern — „so gewiß als dieser Ring nie wieder an meine Hand kommt, so gewiß wird der Glanz unseres Stammes nicht erlöschen."

„Ei sieh doch, einfältige Dirne," fuhr Niklas ärgerlich dazwischen; „der Brei kocht über und es ist spät. Niemand hat bei der Unruhe und dem Hin- und Herfahren auf dem Fluß noch einen Bissen gegessen. Mache fort, laß das Geplapper bleiben, und schaffe mir Teller und Löffel herbei." — „Schade," sagte die Niederländerin, und mehrere waren ihrer Meinung; lieber, meinten sie, noch eine Weile gehungert, als das Ende nicht gehört. — „Ich erzähle es Euch später doch noch aus," flüsterte die Kleine. Aber der Vater überhob sie der Mühe. „Was ist's mehr damit?" brummte er unwillig. „Das sind alte, vergessene Geschichten; man erinnert sich nicht gern daran! Wen kann es freuen, daß der Ring doch wieder an den Finger der Dame kam, und der Satanskrieg, der bald über's Land zog, die Reichthümer ihres Hauses alle mit einander verschlang." — „Nicht Alle, Vater," versicherte Catharine, die indeß emsig mit Herbeischaffung des Geräthes beschäftigt war; „nicht Alle, gewiß nicht. Das Perlenbett, der Brautschmuck und das kostbare Hemd vergrub die kluge Mutter, als der Feind kam, in den tiefen Wiesengrund und pflanzte eine Weide und eine Eiche daneben. Man sagt, die Wasserjungfern habe es gereut, ihr den schlimmen Streich mit dem Ringe gespielt zu haben. Sie konnten die Klagen der bekümmerten Frau, die bis zu ihnen in die Tiefe drangen, nicht aushalten, und als vollends die vielen Thränen, welche jene am Ufer vergoß, ihnen das Wasser trübten und sie sich nicht mehr darin spiegeln konnten, kamen sie herauf und sagten: wenn sie ihnen einen Wunsch erfüllen wolle, werden sie ihr die verborgenen Schätze bewachen bis —

„Nun, bis wann denn?“ fragten mehrere Stimmen. „Ja das weiß Niemand,“ war die Antwort. „Allein eine Wünschelruthe hatten sie der Freifrau gebracht, und ich weiß auch wohl, wo die liegt,“ setzte Catharine geheimnißvoll hinzu.

Die fremden Gäste sahen das Mädchen verwundert an. Die Frau mit dem schlafenden Kinde rückte näher zu ihr hin und forschte neugierig, was denn das Begehr der Wasserjungfern gewesen sey. „Einige,“ versezte Catharine zögernd, „wollen wissen, sie haben nach dem Bräutigam verlangt und die Schwiegermutter sey ihnen gewärtig gewesen; denn,“ sezte sie kleinlaut hinzu, „das ist einmal wahr, der schöne Mann starb ein Jahr darauf, bei Vertheidigung der Elbbrücke. Andere —“ sie hielt inne. Niklas lachte laut auf; „andere,“ ergänzte er, „haben es gar auf den Enkel gemünzt und vermählten ihn schon in der Wiege mit den Weibsbildern da unten. Hast Du nun das Geschwätz genug?“ sezte er plötzlich ernst und wegwerfend hinzu, wie Jemand, der einen Feind fürchtet und gern verachten möchte.

Georg schauerte unwillkührlich. Es zog sich ein Gewitter unten an dem Ufersaume zusammen; es blizte stark, er hatte die Lust verloren, mit Catharine zu scherzen; den Mantel über das Kinn gezogen, schlich er nach dem Schlosse zurück, während die gespannt aufhorchende Niederländerin Catharine verstohlen an dem Rock zupfte und einen Augenblick wahrnahm, wo der Vater durch lautes Hundegebell zum Fenster gelockt wurde. „Sagt,“ bat die Fremde, „wie kam der Ring wieder an der Dame Hand?“ — „Die Nixen,“ entgegnete das Mädchen, „steckten ihn in den Rachen eines großen Fisches.“ — „Und der Fisch?“ — „Den zog der arme Mann, den Ihr hier gesehen, in seinem Netz ans Land.“ — „Ach!“ ergänzte die Fragerin, „und lieferte ihn in des Freiherrn Küche!“ Catharine nickte bejahend.

„Wen zum Henker hat denn Claus da wieder mit der Fähre vom jenseitigen Ufer hier herüber genommen?“ sagte Niklas, vom Fenster nach der Thür gehend. „Wie so, Vater?“ fragte die Tochter; „was ist's denn mehr? reis't doch jezt alles her und hin.“ — „Hm!“ erwiederte jener, „man weiß niemals, ist's Freund oder Feind, in solch unruhiger Zeit.“ — „Feind?“ lachte das Mädchen. „Wo soll der hierherkommen! Sagt Ihr doch, wir seyen jezt mit dem Schweden eins.“ — „Eins! hat sich was! Das wird man mit dem Teufel doch nicht, wenn man ihm auch die Hand gibt.“

Indem er so sprach, leuchtete das Wetter hell vom Fluß herüber und es fiel unmittelbar ein starker Donnerschlag. „Guter Himmel!“ rief Catharine; „wo kam das her?“ — „Ja, wo kam's her!“ war die Antwort; „wo jezt alles Unheil herkommt! Weiß man's? Mitten aus heiterer Luft.“ — „Heiterer Luft?“ lachte eine kräftige Stimme vor der Thür, indem diese zugleich aufging. „Kommt einmal heraus und seht Euch den Himmel an: kohlschwarz, über und über mit Gewitterwolken bezogen, voller Sturm und Regen. Die dicken Tropfen fallen schon nieder, ehe zwei Minuten vergehen rauscht der mit dem Strome um die Wette.“

Ein großer, wohlgebauter Mann war unter diesen Worten weiter in das niedrige Stübchen hineingetreten. Er trug ein gelbliches Lederkollet, darunter ein violettes Wams, von dem aufgeschlagenen Hute hing eine einzelne schwarze Feder den Rücken herab. Sein volles, frisches Gesicht, die schwellenden Lippen und ein Paar lachende blaue Augen sahen wohlwollend und zuversichtlich zwischen dem sich ringelnden braunen Haar heraus. „Ei, Herr Jakob Friedrich!“ rief Niklas froh überrascht. „Schon zurück von Eurem Ritte nach Tangermünde und Salzwedel?“ — „Wie Du siehst, Alter,“ entgegnete jener, nicht geneigt, wie es schien, sich auf weiteren Reisebericht einzulassen. Er nahm den Hut ab, schwenkte ihn seitwärts ein Paar Mal hin und her, um die Regentropfen von der Feder abzuschütteln, und fragte dann, um doch etwas zu sagen: „Nun, wie stehts denn oben auf dem Hof? Alles hübsch gesund?“ — „Frisch und gesund,“ erwiederte Niklas, etwas eilig, „frisch und gesund!“ Er räusperte sich und suchte nach dem Eingange einer Frage, die ihm das Herz abdrückte. Allein Catharine ließ ihm keine Zeit dazu, denn sie fuhr mit der frohen Botschaft heraus, daß Junker Georg vor ein Paar Stunden angekommen sey. „So! So!“ klang die laue Antwort zurück. „Also Gesellschaft oben. Nun da werde ich die Frau Muhme und die Herrn Vetter wohl noch wach beisammen finden.“ Er wandte sich indem nach dem Fenster und rief seinem Reitknechte draußen zu, nur immer voraus zu reiten und im Schlosse anzufragen, ob der Briest von Böhne wohl noch auf einen Augenblick vorsprechen dürfe.“ — „Ich will indeß,“ sezte er, sich nach den Leuten in der Stube zurückwendend, hinzu, „hier den Regenschauer abwarten und sachte nachgehen, denn solch ein Nachtgast verwirrt Frau Hedwig leicht und gibt ihr böse Träume.“

Er hatte nicht sobald ausgesprochen, als ein starker Windstoß das Gewölk über den Fluß trieb. Es blizte, daß die Stube hell ward, dazwischen glänzten die dicken Regenstrahlen, wie sie der Wind außen an dem Fenster vorbeijagte. „Setze die Laden vor, Trinchen,“ sagte der Vater; „unsern Gästen wird es unheimlich bei dem Wetter.“ — „Nicht doch,“ entgegnete Briest, indem er sich an das offene Fenster stellte, „ich habe das gern, wenn es um mich braust und tobt. Es wird doch immer einmal wieder still. Man kann sich eine Lehre daraus nehmen. Es ist oft kurios, wie sich das am Himmel anstellt, das Unwetter kocht wie die Hölle, schwarze Nacht, wohin man sieht; betrachtet man die Wolken, glaubt man, es

müsse nun so bleiben, und kaum hat man's gedacht, so ist der blaue Himmel da." Ein starker Blitz überflog ihn gerade jezt vom Scheitel bis zur Ferse. „Herr Gott!" schrie Catharine; „es brennt lichterloh." Briest lachte. „Ich spüre nichts." Sein helles, heiteres Gesicht machte allen Muth. Er legte sich, sie zu beruhigen, weiter zum Fenster hinaus, sah eine Weile nach der Gegend, wo der Wind herkam, dann sagte er: „ich wette, jezt ist's vorbei; zündet es in solcher Nähe nicht, dann zieht's weiter, um anderswo besser zu fassen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen aus Neapel.
1830.

Alterthümer. Wenn man in Rom ein Dutzend Folianten über die dortigen Alterthümer schreiben könnte, ohne den Gegenstand zu erschöpfen, so sind die hiesigen mit eben so viel Worten abzufertigen, wohl verstanden, wenn blos vom Bezirk der Stadt die Rede ist. Ueber der Erde findet man nur noch zwei Ueberbleibsel aus der griechischen oder römischen Zeit; zwei Bogen und einige Mauern, anticaglie genannt, von dem Theater, und nicht weit davon zwei Säulen des Tempels des Castor und Pollux, vor der Façade der Kirche San Paolo, welche auf den Grundlagen dieses Tempels erbaut ist. Im Arci Vescovato (einst der Tempel des Apollo), und in einigen andern kirchlichen und öffentlichen Gebäuden befinden sich außerdem noch einige alte Mauern und Substruktionen.

Außerhalb der Stadt, unfern vom äußersten Ende des Borgo S. Antonio, Ottocalli genannt, sieht man noch die Ueberreste der Wasserleitung, welche die alte Neapolis mit diesem Bedürfnisse versah. Man nennt sie Ponti rossi, und sie befinden sich in einem reizend gelegenen, sehr fruchtbaren Thale, zwischen den Hügeln von Capo di Monte und Capo di Chino. Wohl wäre zu wünschen, daß das neue Neapel noch der Wohlthat einer solchen Wasserleitung genösse, denn es hat großen Mangel an gutem Wasser, ob es ihm gleich, da es am Berge lehnt, daran überhaupt nicht fehlen kann.

Hohe Wohnungen. Die Neapolitaner verstehen es recht gut, sich die Sachen auf alle Weise bequem zu machen. Keine kleine Unbequemlichkeit verursachen die hohen Wohnungen, die wegen guter Luft und schöner Aussicht sehr gesucht, und daher selbst theurer sind, als die untern. Man will besonders der Ansicht des Vesuvs nicht entbehren, und man hat Recht, denn alle Abend genießt man auf diese Weise ein neues Schauspiel, dessen man nie überdrüssig wird. Da die Stadt amphitheatralisch gebaut ist, so kann man diesen Berg auch vom obersten Stockwerke und den Terrassen der meisten Häuser sehen. Wie beschwerlich müßte es nun für die Bewohner seyn, wenn sie bei jeder Veranlassung drei bis vier hohe Treppen auf- und absteigen müßten. Aber sie wissen sich zu helfen. Ein jeder hat einen Korb, den er an einem Strick in den Hof oder auf die Straße herunterlassen kann. Durch eine im Hofe angebrachte Klingel erfährt nun der obere Bewohner, wenn ihm Jemand etwas bringt oder von ihm verlangt. Der Korb wird nun mit dem verlangten Gegenstand heruntergelassen oder zieht den erwarteten hinauf. Eines und das andere ist der Fall bei Ankäufen von Gemüsen und andern Lebensmitteln, die alle auf dieselbe Art geschehen, ohne daß der Käufer das Geld hinunter, oder der Verkäufer die Waare hinauf zu tragen brauchte. Auch über die Straße hinüber, von einem Hause zum andern, habe ich dergleichen Körbe wandern sehen. Eben so wird auch in manchen Häusern das Wasser, wie in Rom, in alle Stockwerke in Eimern, die an Drähten laufen, heraufgezogen.

Douane. Ueber die Dogana wird vielfach geklagt, und nicht mit Unrecht. Es kann aber bei der hiesigen Einrichtung nicht fehlen, daß sie noch drückender seyn muß, als in andern Ländern, wo man es wenigstens blos mit der Regierung zu thun hat. Denn hier sind alle Zollabgaben vom Staate an eine Gesellschaft von Aktieninhabern für ein jährliches Quantum verpachtet, und daher vervielfachen sich denn natürlich die von diesem Abgabenzweige nie ganz zu entfernenden Bedrückungen. Da einestheils die zu entrichtende Summe so hoch als möglich angeschlagen wird, und anderntheils die Interessenten noch ein Bedeutendes darüber gewinnen wollen, so fällt dieser Ueberschuß dem Publikum zur Last, den es, wenn die Regierung selbst den Zoll einnähme, nicht zu tragen hätte, indem diese dann durch niedrigere Zollsätze manche Erleichterungen eintreten lassen könnte, ohne dabei zu verlieren. Der Einwand, daß die Perception der Regierung mehr kosten würde, reicht nicht hin, diese Gründe zu widerlegen; denn schwerlich würde sie ein größeres Personal, noch dieses höher zu besolden brauchen. Nicht nur übermäßige Strenge bei sehr hohen Zöllen, sondern noch manches Andere findet statt, was meines Wissens nur hier vorkommt. So muß z. B., so unglaublich es auch immer scheinen mag, der Zoll von einem Gegenstand bezahlt werden, welcher aus Versehen deklarirt worden, wenn er auch gar nicht vorhanden ist. Findet sich hingegen etwas nicht Deklarirtes, so steht nicht nur die Konfiskation, sondern noch obenein die größte Strafe darauf; obgleich man nicht einsieht, wozu bei einer so genauen und sorgfältigen Visitation noch eine so skrupulöse Deklaration gefordert wird, wenn man nicht eben in den irrigen Deklarationen, es betreffe nun zu viel oder zu wenig, eine neue, aber sehr unlautere Quelle von Einkünften sich eröffnen will.

Man wird auf einer Strecke von zwölf deutschen Meilen dreimal visitirt, in Fondi, am Garigliano und end-

lich beim Eingang in Neapel. Sogar ein **Lascia passare**, eine Art Freipaß, befreit nicht davon, wie doch schon durch den Namen selbst ausgedrückt ist, sondern gibt nur Ansprüche auf eine mildere Behandlung. Selbst die Gesandten sind nicht davon ausgenommen, mit dem Unterschiede, daß sie nicht den Zoll zahlen, sondern daß derselbe von allen Stück für Stück notirten Artikeln von dem König für sie an die Gesellschaft bezahlt wird. In den gedruckten Listen des Zollamts werden die dem Dazio (Zoll) unterworfenen Artikel nicht unrecht, obgleich sonderbar genug, Chiavi di Dogana (Zollsklaven) genannt; ein Ausdruck, welcher, Neapel ausgenommen, im übrigen Italien eben so lächerlich klingen würde, als er in der Uebersetzung lautet.

Mein Stern.

Ich war ein Knäblein, da sah ich gern
Am Himmel strahlen gar schönen Stern;
Er blickte mich so freundlich an,
Erhellte meiner Kindheit Bahn,
Er schaute von der Himmelsau
Aus Wolken weiß und roth und blau.

Da zogen, wie das wilde Heer,
Am Himmel viel Gespenster her;
Sie rasten, waren blutbesprüzt,
Die Schädel waren rothbemüzt...
Und, ach! mein schönes Sternlein schwand,
Und Schrecken herrscht' im Vaterland.

Doch wieder ich das Sternlein sah,
Da war ein Siegesgott ihm nah,
Den Stern umschlang ein Lorbeerkranz;
Doch, weh! gar bald erblich der Glanz,
Der Siegsgott sprühte Herrscherblick:
Da schwand der Stern, mit ihm mein Glück.

Und noch einmal der Stern erschien,
Bald wieder war sein Glanz dahin;
Es flog ein schwarzes Rabenchor
Tief aus des Abgrunds Schoos empor;
Der Heuchelschein, der Hölle Macht
Verhülleten des Sternleins Pracht.

Doch, ha! Triumph! o welche Lust
Erfüllt die tiefbewegte Brust!
Zerschmetternd zuckt ein Blitzesstrahl,
Das Rabenchor stürzt allzumal;
Der Stern strahlt von der Himmelsau
Aus Wolken weiß und roth und blau.

Und immer schöner wird sein Glanz,
Ha! ihn umschlingt ein Bürgerkranz!
Wie schlägt das Herz so kühn und hehr!
Es sinken Ketten zentnerschwer,
Es jubeln Völker, nah und fern;
Die Freiheit ist der goldne Stern.

Strasburg.

Ehrenfried Stöber.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

Allerlei.

Man hat berechnet, daß mittelst der verschiedenen Maschinen zur Baumwollenmanufaktur ein Mensch so viel producirt, als hundert fünfzig ohne Maschine produciren könnten. Nun rechnet man zum wenigsten 280.000 Arbeiter auf diesen Fabrikzweig; vor Erfindung der Maschinen wären also 42 Millionen Arbeiter nöthig gewesen, um die Masse von Baumwollenzeug zu ver[fer]tigen, die gegenwärtig verfertigt wird. Rechnet man auch nur einen Schilling Lohn auf den Kopf, und schlägt die Auslage für Lohn, Maschinen und Gebäude noch so hoch an, so wäre die Summe, welche das jetzige jährliche Produkt an Baumwollenzeug, durch Menschenhände, statt auf Maschinen verfertigt, kosten würde, ganz ungeheuer. — In einer amerikanischen Zeitung, dem **Cincinnati commercial Advocate**, lesen wir Einiges über die kolossalen fossilen Knochen, die zu Big-bon-lik in der Grafschaft Boone in Kentuky ausgegraben worden sind. Das Skelett ist sechszig Fuß lang und zweiundzwanzig hoch; den Zähnen nach soll das Thier ein Fleischfresser gewesen seyn. Bestätigte sich lezteres, was uns aber nach den bisherigen Erfahrungen nicht wahrscheinlich ist, so wäre die Entdeckung von großer Bedeutung; wir kennen bisher keine fossilen Knochen von Fleischfressern von sehr großen Dimensionen, und überhaupt nur Eidechsenähnliche Thiere von den obigen ungeheuren Verhältnissen. Es lagen an dem Fundort die Knochen von sehr vielen Thieren bei einander; unter andern entdeckte man zwei Pferdefüße, die um ein Drittheil größer sind, als die Knochen unsers Pferdes. Dies ist darum interessant, weil es bekanntlich zur Zeit der Entdeckung durch die Europäer auf dem ganzen Kontinent von Amerika kein Pferd gab, und auch in den Sagen der Eingebornen nichts davon vorkommt. Die Knochen wurden zwanzig Fuß unter dem Boden in einem schwarzen Letten gefunden, der über einer 12 — 15 F. dicken Schichte gelben Thons liegt. Der Besitzer hat die Skelette nach Cincinnati gebracht, wo sie öffentlich gezeigt werden; er will sich nächstens nach Neuyork begeben und von da seine Schätze nach der alten Welt bringen, wo es Gelehrte gibt, die aus einem Knochensplitter ein ganzes antediluvianisches Ungeheuer konstituiren. — Im Jahr 1720 bestanden in sämmtlichen englischen Kolonien von Nordamerika nur sieben Zeitungen; 1810 hatten allein die Vereinigten Staaten 359, und sechszehn Jahre später 640 Zeitungen, d. h. bei einer Bevölkerung von zehn Millionen weit mehr als der Kontinent von Europa mit seinen 160 Millionen Einwohnern. Ueberhaupt macht die Presse fast überall reißende Fortschritte; so erscheint seit Kurzem am Kap ein neues Journal unter dem Titel: „Vierteljährliche Blätter für Südafrika.“ Auf der Insel Cuba, die der unumschränktesten Monarchie in der Christenheit gehört und wo also von Preßfreiheit nicht die Rede seyn kann, erscheinen nichtsdestoweniger zehn Zeitungen. Im englischen Indien kommen jezt sechs Blätter in bengalischer Sprache für die Eingebornen heraus. Zu Freemantle, der Hauptstadt der englischen Kolonie am Schwanfluß in Neuholland, hat man angefangen, eine Zeitung, vorerst handschriftlich, in Umlauf zu setzen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 57.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 8. März 1831.



— Zum Molo bewegt sich die Menge, wo hingestreckt
Sonnt die nackenden Glieder der bräunliche Lazzaron. —
Den Erzähler indessen umwimmelt es, Jung und Alt:
Roland singt er, er singt das gefabelte Schwerdt Rinalds.

Platen.

Miscellen aus Neapel.
1830.

Der Molo. Man kann sich nicht rühmen, Neapel zu kennen, wenn man den Molo nicht fleißig besucht hat. Dieser Damm, welcher beim Castell Nuovo ins Meer hinein gebaut ist und an dessen Ende der Leuchtthurm steht, bildet an der linken Seite den Hafen. Ich schweige von der unvergleichlichen Aussicht rings herum, denn heute soll uns nur das beschäftigen, was auf dem Molo selbst vorgeht. Er ist nicht nur der Vergnügungsplatz der untersten Volksklasse, besonders der Lazzaroni, sondern es kommen auch oft elegante Equipagen hin, um die verschiedenen Volksbelustigungen, die es dort gibt, im Vorüberfahren anzusehen, unter welchen das kleine tragbare Pulcinelltheater nie fehlt, und zu denen sich auch manchmal ein Charlatan gesellt.

Gegen Abend, eine Stunde vor Sonnenuntergang, ist schon alles in vollem Gange. Aber noch früher ist der Moment nicht minder interessant, wenn sich die verschiedenen Kreise der Zuhörer um ihre Dozenten zu bilden anfangen; denn der Molo ist nicht blos ein Vergnügungsort, er ist auch außerdem noch eine Art von öffentlicher Schule für die Lazzaroni, denen gewissermaßen dort Collegia gelesen werden. — Hier sieht man einen ältlichen Mann, mit der Brille auf der Nase, vor einer Versammlung von Leuten dieser Klasse, die um ihn herumsitzen, aus einem Manuscripte ein Heldengedicht vorlesen; kommt er an schwere Stellen, so unterbricht er seinen Vortrag, nimmt die Brille ab und erklärt mit Worten und Gesten die Ausdrücke, die solchen Zuhörern unverständlich seyn müssen.

Weiterhin steht, gestützt auf einen großen Knittel, ein junger Mensch, nicht viel besser als ein Lazzarone gekleidet, in einem noch zahlreichern Kreis; er erzählt mit großer Vehemenz deklamirend, aus dem Stegreif in Prosa, der aber auch wohl mit unter Verse beigemischt sind, ungeheure Abentheuer. — Ein dritter, ebenfalls noch jung, versammelt das größte Auditorium um sich. Sein Text ist nicht minder wunderbar als der des Vorigen; aber diesem die Heldenabentheuer überlassend, beschränkt er sich auf Reiseabentheuer. — Oefters geht ihre Rede in einen gesangähnlichen Vortrag über, in der Art, wie man ihn von den Improvisatoren hört, und in diesem Tone schließen sie auch ihre wundervolle Erzählung mit den Worten: „Signori, qui termina la storia,“ nehmen dann ihre Mütze ab und sammeln in dieselbe die kärglichen Beiträge ihrer Zuhörer. Wenn man sich nun erkundigt, wer der Held jenes Gedichts sey, wer jene unglaublichen Abentheuer überstanden, oder diese Reisen, gegen die alle neuern zurückstehen müssen, gemacht habe, so bekommt man immer dieselbe Antwort: „il Meschino.“ Denn so wie der heilige Januarius der geistliche Held der Neapolitaner ist, so ist der Meschino ihr weltlicher. Es gibt nämlich ein Heldengedicht dieses Namens aus dem Zeitalter des Ariost oder aus einem noch frühern, welches wenig oder gar

nicht im Auslande bekannt geworden zu seyn scheint; auch hier habe ich es noch nicht zu Gesicht bekommen können, und weiß eben so wenig den Namen seines Verfassers anzugeben. Nur so viel ist mir davon bekannt, daß der Held ein Neapolitaner und Zeitgenosse Karls des Großen war, daß er Guerrin hieß, aber „il Meschino“ genannt wurde, weil seine Herkunft unbekannt war, daß er die Ritterwürde also nur seinen außerordentlichen Thaten verdankte, und endlich, daß er die ganze Welt auf seinen Reisen durchwandert hat, so daß es zum Sprüchwort geworden ist, zu sagen: „er ist so weit gereist wie der Meschino.“

Ich will damit keineswegs behaupten, daß der Held der einzige Gegenstand dieser Vorträge ist, vielmehr behandeln diese Leute auch oft, nach dem Denkspruch: Varietas delectat, Tasso, Ariost und andere Dichter, theils Vorlesungen aus ihnen haltend, theils Episoden daraus aus dem Stegreif vortragend, je nachdem ihre Rollen vertheilt sind.

Am weitesten nach dem Leuchtthurm hin hat Pulcinella sein Theater. Dieß ist das beste von allen den vielen der Hauptstadt. Hier hat Pulcinella den meisten Witz und spricht am keckſten; auch sind die dort gespielten Scenen die unterhaltendsten von allen. — Doch Pulcinella ist auch außer Neapel bekannt, und hat selbst im mittäglichen Frankreich das Indigenat erhalten.

Wenn ich nun bei Beschreibung des Molo nicht unterlassen konnte, des Meschino gebührend zu erwähnen, der dort immer, trotz Ariost und Tasso, den ersten Rang einnehmen wird, so kann ich ebenfalls nicht umhin, noch ein Wort über die dort gleichsam ihr Hauptquartier habenden Lazzaroni zu sagen. — Man macht sich nämlich gewöhnlich eine ganz falsche Vorstellung von denselben und träumt wohl gar von einer ganz eigenen Volksklasse, die sich von den andern armen und geringen Leuten durch Gott weiß was für Privilegien, Eigenthümlichkeiten und Abzeichen unterscheide. Dieß ist nun, wenn es auch vor Jahrhunderten vielleicht der Fall gewesen wäre, jezt wenigstens keineswegs so, und London, Paris und überhaupt jede große, mit einer Menge von Armen heimgesuchte Stadt, hat so gut wie Neapel ihre Lazzaroni, wenn sie auch keinen besondern Namen führen. Die ganze Sache beschränkt sich eigentlich einzig und allein darauf, daß man hier unter dieser Benennung alle diejenigen begreift, welche keinen gewissen täglichen Erwerb haben, und daher werden vorzüglich dazu gerechnet: 1) Die Facchini, Tagelöhner und solche, die an dem Hafen und auf den Plätzen stehend, zu jeglichem Dienst bereit sind, zum Verschicken, zum Lasttragen u. s. w. Gewöhnlich hat jedes Haus seinen eigenen Faschino, il facchino di casa, der vorzugsweise die Aufträge der Bewohner besorgt. 2) Die Venditori ambulanti, die die Stadt durchziehenden Verkäufen von Eß- oder andern geringfügigen Waaren, besonders von kleinen Fischen, und 3) die Pescatori, alle Fischer, die unter allen noch am meisten Eigenthümliches haben und sich auch alle auf dieselbe Art — kleiden, wollte ich eben sagen, aber ich werde inne, daß dieser Ausdruck auf die zwei bis drei Stücke, aus denen ihr ganzer Anzug besteht, wohl nicht ganz passen dürfte. Und hierin, nämlich daß das Klima ihnen, selbst im Winter, die meisten Kleidungsstücke, ja mitunter wohl sogar eine eigentliche Wohnung entbehrlich macht, liegt auch der einzige Unterschied zwischen den hiesigen Lazzaroni und der ärmsten Volksklasse in den andern großen Städten.

Im Weggehen von Molo verschmähe man doch nicht, vor der Expedition der Briefpost, die nahe dabei ist, einen Blick auf die Reihe der Scribenti publici zu werfen, die ihre Tische gegenüber, als an dem Ort, wo sie besonders nöthig sind, hingestellt haben. Diese geheimen Sekretäre des gemeinen Volks, das weder lesen noch schreiben kann, sind beständig beschäftigt, entweder Briefe vorzulesen, oder solche, die man ihnen, so gut es gehen will, in die Feder diktirt, zu schreiben oder vielmehr zu redigiren. Nach der großen Verschiedenheit der Aufträge, die sie erhalten, müssen sie in jeder Art des Styls, vom Liebesbrief bis zum Geschäftsmemorial, bewandert seyn. Man wird selten vorüber gehen, ohne dieß oder jenes Interessante zu bemerken. Bald sieht man hier ein junges Mädchen, welches vor sich hinstarrend — sie wagt nicht, den Scribente anzusehen — die Vorlesung eines Briefes (man kann leicht errathen von wem) mit allen Zeichen der höchsten Spannung anhört, bald dort einen Mann, der sich alle mögliche Mühe gibt, seine verworrenen Gedanken dem Scribente vorzutragen, damit dieser aus solchen chaotischen Bruchstücken ein gerundetes Memorial verfertige. Wie verschieden auch diese Scenen seyn mögen, immer sind sie unterhaltend.

Die Brücke bei Warschau.

(Fortsetzung.)

Die Frauen schöpften erleichtert Athem, Niklas seufzte: „wenn nur das Kriegsgewitter auch so vorbeiziehen wollte.“ — „Hilf es verjagen,“ entgegnete Herr Jakob Friederich. Jener horchte hoch auf. „Ist's schon so weit?“ fragte er; „müssen wir nachrücken? oder droht von dieser Seite vielleicht der Holländer und Franzose?“ — „Noch nicht; aber ruhig kann's in solcher Zeit nicht bleiben. Darum wer rechtschaffen ist, der denke bei Zeiten, daß er nichts besitze, damit er alles fahren lassen mag, wenn Zeit und Stunde kommt, wo sein Lehnsherr ihn zur Hülfe ruft mit seinem ganzen Vermögen.“ — „Ja, ja!“ meinte Niklas, „es ist alles schön und gut,

aber ob man's voraus denkt, oder später thun soll, es ist und bleibt ein Unterschied. Die Pfennige sind knapp und der Erwerb wird Einem blutsauer. Lieber gleich unter's Volk gegangen und auf einen Hieb gefallen, als zu Tode gemartert werden." — „Hm," lächelte Briest, „das heißt aus einem Hasen einen Löwen machen; bleibt doch ein Hase!" — „Wie ich, denken viele." — „Sie denken darum nicht weniger falsch. Wenn alle nach dem Feuer rennen, wird's darum gelöscht? Faß an, hilf retten, scheue nicht Angst und Mühe! Solche muß es auch geben, die zusammenhalten, was andere vertheidigen. Zu was hätten denn die sonst gefochten?" — „Ihr habt immer so eindringliche und ermunternde Worte, lieber Herr," sagte der Fährmann; „habt Ihr drüben über der Elbe auch so frisch vom Herzen weggesprochen und ein williges Ohr gefunden? Die Kriegssteuer ist ihnen schon hart genug gefallen, und nun noch die Zinszahlung der herrschaftlichen Schulden; es ist viel, was von dem Adel gefordert wird! Unser einer hört manches Wort, was —" — „Du nicht zu behalten brauchst," fiel ihm Briest ernst in die Rede. „Vergiß es, rathe ich Dir. Es ist so schlimm nicht gemeint, thut auch in der Hauptsache nur wenig; darum bliebe es besser ungesprochen; aber wenn's dem Hausvater manchmal allzukraus vor der Stirn wird, wenn eigene Sorgen den Edelmann an sich selber denken lassen, dann fällt ihm mit dem Einen auch noch allerlei Anderes ein: er vergleicht wohl sonst und jetzt. Nun, da wurmt es ihm, sich in Freiheit und Recht gefährdet zu sehen, die Galle schwillt ihm, Troß und Unmuth fließen über. Ist es aber damit vorbei — ei, mein Gott, die Pflicht tritt ins Mittel und er thut, was er soll."

Es öffnete hier Jemand rasch die Thür; alle sahen dahin: ein todtbleicher Mensch, die Augen weit aufgerissen, stand sprachlos vor ihnen; es war Claus. Auf seinem von Schreck entstellten Gesicht lag irgend eine Unglückspost. Niclas fuhr ihm daher gleich mit der Frage entgegen, ob der Blitz im Dorfe gezündet habe? Jener hörte nicht, was er sagte; er setzte sich schweigend auf die Ofenbank; er schien seiner Sinne nicht mächtig. „Mensch!" rief Jakob Friedrich, „sprich, wenn das Entsetzen Dir nicht die Zunge lähmt; ist Jemand bei dem Sturme auf dem Wasser zu Schaden gekommen?" Der arme Bursche, durch die gebietende Stimme des vornehmen Herrn aus seiner Betäubung aufgerissen, stammelte ein Paar undeutliche Worte, die gleich darauf ein weinerliches Heulen und Schluchzen verschlang. „Gott! sein alter Vater!" rief Catharine, die zunächst gestanden und schon eher mit seiner Art und Weise bekannt war. „Gewiß ist dem etwas begegnet." — „Ist's so, mein Sohn?" fragte Briest. Der Unglückliche stieß mit einem Schrei die Worte: „erschlagen! todt zu meinen Füßen!" krampfhaft heraus.

Die beiden Männer eilten nun zum Hause hinaus; nicht lange, so trugen sie den Entseelten in die Flur, wo sie ihn auf eine Schütte Stroh legten. Es war kein Leben in ihm; der Blitz hatte den Pelz versengt und war unter der Brust bis auf die Fußspitze hinabgefahren. Bei genauerer Untersuchung fand sich, daß er einen goldenen Fingerring, einen silbernen Schlüssel und einen eisernen Haken in der Brusttasche des Pelzes eingenäht hatte, und das Metall wohl den Wetterstrahl an sich gezogen haben mochte.

Jakob Friedrich besah den sonderbaren Nachlaß des Gestorbenen nachdenklich. Der Ring war klein und gehörte auf einen feinen Finger, das Schlüsselchen gar zierlich, zum Schmuckkästchen einer Dame geeignet, nur der Haken unförmlich und von schwerem Gewicht. Catharine warf einen klugen Blick auf die drei bedentsamen Stücke; sie hatte ihre eigenen Vermuthungen, doch ließ sie keine laut werden. Claus, der mehr erschrocken, als durch Schmerz erschüttert war, fing an, sich zu fassen; in seiner Seele ging nicht sonderlich viel vor; wie sich die aufgeregten Lebensgeister legten, so kam ihm die ruhige Besinnung zurück. Er konnte genaue Auskunft geben, wie der Vater an seiner Seite dem Heuboden zugegangen, darauf bei dem starken Schlage, ohne einen Laut hervorzubringen, in die Knie gesunken und regungslos liegen geblieben sey. Von dem, was er bei sich getragen, wußte der Sohn nichts, legte auch keinen Werth darauf. Er willigte ohne Zaudern darein, es Herrn Jakob Friedrich für ein Paar Silberstücke zu überlassen. Dieser steckte alles zu sich, legte noch einen milden Beitrag für die Bestattung des Verunglückten in Niklas Hand, und trat dann seinen Gang zum Schlosse an.

Als er dem Fluß entlang ging, zog er Ring, Schlüssel und Haken aus der Tasche. Er fragte sich, wie der Fischer wohl dazu gekommen sey; es steckte wohl etwas Geheimnißvolles dahinter. Da er aber nicht der Mann war, der auf dergleichen sonderlich viel gab, so schlug er sich alles weitere Nachdenken darüber aus dem Sinn. Es blieb gleichwohl merkwürdig, daß der arme Schelm just durch das Einzige, was er von Werth besaß, den Tod leiden mußte. Briest hielt, während er diese Betrachtungen anstellte, die Kleinodien in der Hand; seine Gedanken waren nur mit ihnen beschäftigt; die Nässe machte den Pfad schlüpfrig, der Fuß glitt dem zerstreuten Wanderer aus, er fiel und raffte sich fluchend auf; da er nun gar seine Kleidung beschmutzt sah, was ihn wegen des angekündigten Besuches auf dem Schlosse doppelt verdroß, so hatte er nichts Eiligeres, als Wasser und Sand davon abzustreifen. Erst als das geschehen war, fiel ihm der Ring wieder ein. Er hatte ihn wohl selbst in der ersten zornigen Bewegung von sich geschleudert; „verwünscht!" rief er, bemüht,

das Verlorene wieder zu finden; allein wohin er sich auch drehte und wendete und auf dem Boden nachsuchte, das Regenwasser rieselte in kleinen Bächen über den Damm weg und spühlte, was ihm begegnete, mit sich fort. „So hol's der —“ er sagte es nicht aus, schämte sich seines Unwillens und machte nur, daß er endlich zu den Vettern kam, die ihn wohl längst erwartet hatten.

Als er nun groß und stattlich in die Halle trat, verließen alle ihre Plätze und eilten ihm mit dem Wohlgefallen entgegen, mit dem man einen erfreulichen und angenehmen Besuch begrüßt. Jakob Friedrich zählte kaum ein Jahr mehr als Georg, aber seine frühbefestigte Gestalt und der Ernst einer starken und hohen Gesinnung ließen ihn viel älter erscheinen, als er war. Jeder wußte, daß er dem Vater zu Liebe keine Kriegsdienste nahm und sich seiner Pflege ganz weihte, seit jener das Krankenlager nicht mehr verließ; allein eben so wußte man auch, daß er vom Churfürsten bei mancherlei geheimen Verhandlungen mit den überelbischen Ständen, auch im Erzstifte und im Havellande gebraucht ward, und ein Vertrauen genoß, das, ohne allen äußern Schein, seiner Person Gewicht und Ansehen gab. Die Gebrüder Bismark nahmen ihn auch jezt sogleich in ihre Mitte. Jobst hatte mancherlei Fragen an ihn, die leise gethan und eben so beantwortet wurden, während Rudolph von Heßler den Aufforderungen des Domherrn zufolge seine begonnenen Reiseabentheuer zum Schlusse brachte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Ueber die Cholera morbus.

Ueber der Gährung in Europas moralischer Welt vergißt man den Wurm, der von Osten her am physischen Leben der Völker der alten Welt nagt, so ziemlich. So ist es wenigstens hier, und auch Sie, obgleich dem Uebel näher, werden über dem mächtigen Ringen eines unglücklichen Volkes gegen die Uebermacht die Cholera morbus ziemlich vergessen haben. Nach dem Urtheile der meisten Physiker wird indessen jener unsichtbare Feind mit den Frühlingslüften aus seinen Winterquartieren aufbrechen und die Straße gen Westen, im Zickzack wie bisher, weiter verfolgen; seine Stimme wird sich dann mitten im Kanonendonner vernehmlich hören lassen. Die Kämpfe der Aerzte über die Frage, ob die Seuche anstecke oder nicht, in Ländern, die sie noch nicht erreicht hat, scheinen mir ziemlich lächerlich; desto wichtiger sind aber Dokumente aus Ländern, die sie bereits durchzogen. In einer der lezten Sitzungen der Akademie der Wissenschaften wurde über den Brief eines französischen Arztes in Moskau, Marin Darbal, der besonders in Bezug auf jene Streitfrage wichtig ist, Bericht erstattet. Ich glaube, daß troz der vielen in Deutschland verbreiteten, meistens theoretischen Schriften über Cholera morbus, einige Punkte aus diesem Briefe den Lesern nicht unwillkommen seyn werden.

Der Verfasser führt verschiedene Thatsachen zum Beweise an, daß die Krankheit weder eigentlich eingeführt, noch mitgetheilt wird. Die wichtigsten sind folgende: Die Cholera brach mitten in Moskau aus, ehe ein Mensch daran dachte. Der Glaube an die Ansteckung und somit auch der Schrecken waren indessen allgemein. Ehe man recht an Sanitätsmaßregeln denken konnte, hatten sich fünfzigtausend Menschen aus der Stadt geflüchtet. Nicht lange aber, so war die Stadt durch einen Kordon eingeschlossen, damit sich die Seuche nicht weiterhin über das Land verbreite. Damit kam man nun ein wenig spät und wie will man auch eine Stadt einschliessen, deren Umfang so groß ist, als der von Paris? Troz dem aber verschleppten jene fünfzigtausend Ausgewanderte die Krankheit nicht. Ja, manche hatten den Keim der Seuche aus Moskau mit fortgenommen; sie erkrankten in den Quarantänen an der Grenze des moskauischen Gouvernements, starben daselbst, aber nie hörte man davon, daß sie Jemanden angesteckt hätten. Die Zahl der Kranken war in der Nähe der Hospitäler nicht bedeutender als anderswo; von den in den Spitälern angesteckten Personen erkrankten nur ganz wenige. Leute, die mit Cholerakranken in Einem Bette schliefen, wurden nicht krank. Jezt ist man hier in Moskau ganz allgemein der Meinung, die Cholera sey nicht ansteckend, und auch das gemeine Volk hat sich durch den Augenschein davon überzeugt. Die gegentheilige Ansicht hatte auf Berichte aus entfernten Provinzen, besonders aber auf das Gutachten des Gesundheitsrathes v. J. 1824 Glauben gefunden. Marin Darbal hat sich viele Mühe gegeben, den Irrthum in der Quelle zu untergraben; seine Ansichten sind durch die Erfahrung vollkommen bestätigt worden, und die Regierung hat auch wirklich die Quarantaine ganz aufgehoben, obgleich die Krankheit immer noch fortdauert (es erkranken täglich noch gegen 20 Menschen) und die Räucherungen eingestellt, die sich im ganzen Reich als völlig unwirksam erwiesen haben. So oft man bei einem Erkrankten sich genau nach der Ursache umsah, kam man nie auf eine Ansteckung, sondern im Gegentheil auf positive, unmittelbare Krankheitsursachen. Das Publikum in Moskau hält also jezt das Uebel für rein epidemisch; die Aerzte indessen läugnen die Ansteckung nicht ganz, meinen aber, sie beschränke sich darauf, daß sich sogenannte Infektionsherde bilden, wie bei gewissen Fiebern. Die Sachverständigen, wie das große Publikum, sprechen sich in Moskau so ziemlich übereinstimmend dahin aus: 1) Der Keim der Cholera entwickelt sich im Menschen nie anders als durch eine äußere Ursache, wie Erkältung, Indigestion, Trunkenheit u. s. w. 2) Sie ist nicht so furchtbar, als man sich vorstellt; wird sie gleich beim Ausbruche gut behandelt, ist sie nicht schwer zu heilen. 3) Das einzige Mittel, das sich bewährt hat, ist Wärme in höhern Graden; alle andern thun so viel als nichts, und dies geht so ziemlich sicher daraus hervor, daß man in zwanzig Hospitälern verschiedene, ja ganz entgegengesezte Heilmethoden befolgt hat und das Verhältniß der Sterblichkeit dennoch in allen so ziemlich gleich war. Gegenwärtig ist die Krankheit im Stillstand; so wird es aller Wahrscheinlichkeit nach bleiben bis zum Frühjahr; dann wird sie ihren Zug fortsezen, wie seit mehreren Jahren. Sollte sie sich wirklich im westlichen Europa verbreiten, woran sich leider kaum zweifeln läßt, so kann man nach ihrem bisherigen regelmäßigen Zuge so ziemlich gewiß voraussagen, daß sie vor 1832 Frankreich nicht erreichen wird.

Beilage: Kunstblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 58.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 9. März 1831.

Es liegt die Welt so klar vor seinem Blick,
Als wie der Vortheil seines eignen Staats.
Wenn man ihn handeln sieht, so lobt man ihn,
Und freut sich, wenn die Zeit entdeckt, was er
Im Stillen lang bereitet.

Goethe.

Philipp van Marnix, Herr zu St. Aldegonde.

Von Ernst Münch.

Zweiter Artikel.

Das Bedürfniß, den Kräften des Bundes mehr Einheit und Nachdruck zu geben, bestimmte die Provinzen zur Annahme der Idee eines *Landraths*, und Marnix erhielt den Auftrag, mit Wilhelm von Oranien sich über eine *Instruktion* oder einen Entwurf hiefür zu verständigen. Dieß geschah; der Landrath kam, nach dem Beschluß der Union, zu Stande, aber er blieb nur kurze Zeit wirksam. Das Uebergewicht der Individualität in diesem Lande, nicht selten zum Nachtheil der Nation und ihrer Interessen so vorherrschend, weckte Leidenschaften und Hindernisse mannigfacher Art gegen die nützliche Anstalt, so daß sie, zum größten Verdruß der Klarersehenden und Bessergesinnten, wiederum einging.

Im Jahr 1579 war der Herr von St. Aldegonde bald in Holland, bald in Brabant, bald in Deutschland, abwechselnd, bald mit diplomatischen, bald mit literarischen Arbeiten beschäftigt und für das Beste der Union wirksam. Er unterhielt nach allen Seiten hin einen sehr lebhaften Briefwechsel, welcher von seinem Charakter das treuste Gepräge liefert. Man findet mit größter Gelehrsamkeit immer einen gebildeten Geschmack, mit politischer Feinheit viel Gemüth, und mit einer ernsten Lebensansicht den unverwüstlichsten Humor darin gepaart. Auch das geht daraus hervor, daß er auf das Urtheil der öffentlichen Meinung sehr aufmerksam und gegen Tadel seiner politischen oder wissenschaftlichen Bestrebungen gar nicht unempfindlich war. Er liebte es, sich stets mit offener Stirne gegen den Widerpart zu vertheidigen, und mitten unter den wichtigsten und zeitraubendsten Arbeiten verschmähte er wohl selten, einen hingeworfenen Handschuh zu literarischem Kampfe aufzuheben; oft stritt er zu gleicher Zeit mit Feder und Ritterschwert.

Am eifrigsten wechselte er Briefe mit *Adrian van der Myle*, dem Geheimschreiber Oraniens, Kanzler (Consiliarius) der Staaten von Holland und Abgeordneten der Generalstaaten, einem gelehrten und trefflich gesinnten Manne, welcher schon früher persönliche Freundschaft mit ihm geschlossen; durch diesen, als Zwischenorgan, gingen fast alle vertraulicheren Mittheilungen an den Prinzen, wie an die Staaten, und an ihn übermachte er entweder seine geheimen Wünsche, oder schüttete er, wenn ungerechte Vorwürfe ihn verfolgt, sein gepreßtes Herz am liebsten aus.

St. Aldegonde war schon einige Zeit vorher zum Bethouder oder Mitglied des Magistrates von Antwerpen ernannt worden, ein Posten, der für ihn eine Quelle neuer Anstrengungen, aber auch neuer Anklagen des Neides und der Partheisucht wurde. Sein geübter Blick zeigte ihm manche Blößen und Wunden der Union, und er fand die Ursachen des Mißlingens der besten Unternehmungen bald in den mannigfach verkehrten Richtungen des öffentlichen Geistes. In einem Schreiben an

van der Myl vom 16ten März, von Antwerpen aus, klagte er bitter über die Nachläßigkeit, mit welcher die Besatzungen mehrerer Städte in einem so kritischen Zeitraum sich zu benehmen pflegten; er weissagte daraus eine Reihe der mannigfachsten Nachtheile für die Gegenwart, und noch schlimmerer für die Zukunft. Er forderte van der Myle auf, mit seinem Ansehen und Ernst und mit seiner guten Treue dem Gemeinwesen beizustehen. Der Egoismus, welcher die Bestrebungen Aller, der Provinzen, Städte und Individuen, stets nur auf vereinzelte Personal- und Ortszwecke hinlenkte, scheint unserem Marnir wie eine unheilvolle Pest so heftig eingerissen zu haben, daß die Gefahr sehr nahe, gänzlich zu Grunde zu gehen, so man nicht Mittel zur Abwehr treffe.

Noch im Jahre 1580 zwang der kritische Zustand, worin die Union sich befand, die Generalstaaten, welche zu derselben hielten, die Blicke neuerdings nach einem fremden Prinzen zu richten, welcher die Oberhoheit über die Niederlande gegen angemessenen Beistand und Schutz übernehme. Die Mehrheit hatte dießmal für den Herzog von Alençon oder Anjou, Bruder des Königs von Frankreich, sich vereinigt. Die Staaten von Brabant, Flandern, Holland, Seeland, Mecheln, Friesland und die Gröninger Ommeländer beschlossen eine Botschaft nach Frankreich; unter ihnen, als vorzüglichster Sprecher, befand sich Marnir. Er begleitete den Prinzen, als derselbe den Antrag angenommen, mit nach den Niederlanden. Die Persönlichkeit Alençons war jedoch nicht nach jedermanns Geschmack, und viele, darunter besonders Adrian van der Myle, mißtrauten ihm sehr, da man von der Familie Valois im Allgemeinen, und zwar mit Fug, gar keine günstigen Gesinnungen hegte. Dagegen hatte Alençon den Herrn von St. Aldegonde desto mehr eingenommen, und dieser suchte nun, so gut und wo er's vermochte, die Wege ihm zu bahnen und die Herzen ihm zu öffnen. Er hielt dafür, daß nur schnelle Vereinigung aller Provinzen und unbedingtes Vertrauen zwischen denselben und dem neuen Generalgubernator ein glückliches, die Rettung des Staats verbürgendes Verhältniß begründen könne. Von dieser Idee ausgehend, bearbeitete er dennach sowohl das angeborne Mißtrauen des Prinzen von Oranien, als das hartnäckige Vorurtheil seines Geheimschreibers. „Gewiß," schrieb Philipp an Adrian, „würdest Du, wenn Du jenen Fürsten von Person kennen gelernt hättest, in mein Urtheil über ihn mit einstimmen. Er ist von mildem und menschenfreundlichem Gemüth, von scharfem Verstand und nicht gewöhnlichem Rednertalente. Seine Glaubensansichten sind, wenn nicht alles mich trügt, aufrichtig und ungeschminkt. Er bekennt sich zwar zur papistischen Religion und hängt ihr, so viel es scheint, mit Eifer an; allein er ist der wahren evangelischen Religion nicht so abgeneigt, als man glauben möchte. Er liebt und achtet ihre Anhänger so sehr als andere. Von wo aus vielleicht mehr zu fürchten seyn dürfte, wäre die Umgebung des Fürsten. Allein gegen Zudringlichkeiten derselben wird sowohl die ihm angeborne Klugheit und sein erprobtes Billigkeitsgefühl, als auch der Staaten Wachsamkeit und Energie leichtlich schützen können. Ich, für meine Person, erkläre diejenigen, welche nun hinfür Hindernisse in den Weg legen, für Feinde des Vaterlands, welche das Verderben desselben erzielen."

Marnir, welcher um diese Zeit mit der sichern Hoffnung sich schmeichelte, daß König Philipps Lage sehr mißlich werden und er besonders von Portugal her in großes Gedräng kommen würde, verhehlte jedoch seinem Freunde die Schwierigkeiten nicht, welche er selbst bei den Unterhandlungen in Frankreich gefunden. Der französische Monarch hatte auf den Fall, daß die Stände der Niederlande seinem Bruder getreu anhängen würden, seinen tüchtigsten Beistand zwar zugesagt, aber die Endresultate immer hinauszuschieben gesucht, unter dem Vorwand: es sey ihm nicht möglich, wider eine so große Macht, wie Spanien, offensiv nach Außen aufzutreten, während der Bürgerkrieg im Innern seines Landes alle Kräfte des Staates in Anspruch nehme. Dieser Umstand müsse also sich vorher bereinigen. Der Herzog selbst ward so von einem Punkte Frankreichs zum andern, in Folge der Kriegsbegebnisse, mit herumgeschleppt, bis er zu Tours endlich auf Entscheidung harrte. Die Gesandten waren ihm überall auf dem Fuße gefolgt. Hier hatten eine Menge fruchtloser Erörterungen zwischen ihm, dem Könige von Navarra und St. Aldegonde statt. Vergebens drängten der erstere und der leztere, so wie auch der englische Botschafter Stafford, daß man doch über die Hauptsache sich verständige, der König von Navarra wollte nicht für sich allein die Verantwortlichkeit übernehmen. Es handelte sich nämlich sowohl um Beschwichtigung der Protestanten in Frankreich, welche stärkere, größere Vortheile forderten, als des Königs Vollmacht an seine Abgeordneten bewilligt hatte; anderseits handelte es sich darum, die Bedingungen zwischen Alençon und den niederländischen Staaten hinsichtlich des freien Kultus bestimmt zu regeln. Eine Zeitlang hatte St. Aldegonde der Idee sich hingegeben, daß der Dauphin, Schwager des Prinzen von Oranien, im Namen des Herzogs zuvor alle Punkte erledige und die Freiheiten des Landes beschwöre; hiezu war die Einwilligung der übrigen Gesandten, deren Ansicht um diese Zeit mit der seinigen nicht immer im Einklang gestanden zu haben scheint, nöthig, und der Herzog begehrte solche vor allem andern. Adrian wurde daher wiederholt angegangen, die Stände, welche damals zu Antwerpen ihre Sitzung hielten, zu Uebereinstimmung über die Frage des Tages und zu Ertheilung genügender Vollmachten zu bewegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Brücke bei Warschau.

(Fortsetzung.)

Rudolf von Heßler war eben dabei, zu beschreiben, wie Pabst Urban der Achte nach verflossenem Jubeljahre mit goldenem Hammer die heiligen Pforten der Engelsburg eröffnet, und wie er, samt David v. Marwitz und Georg v. Bucksdorf wenige Schritte davon stehend, die merkwürdige Ceremonie, welche sich, wie natürlich, nur selten wiederhole, genau beobachtet habe. Er sezte hinzu, es seyen ihm seine frühen Studien in Leipzig und die Erlernung der lateinischen, französischen und italienischen Sprache bei jeder Gelegenheit und so auch bei dieser höchlichst zu statten gekommen, um seine Wißbegierde zu befriedigen. Aehnliches könne sich Wolf Dietrich von Rochow rühmen, doch habe Niemand so viel Ehre gehabt, als er, da ihm das gute Glück gegönnt, in Florenz an der Spitze von achtzig jungen studierenden Deutschen aus Siena bei der Großherzogin von Toskana zum Handkuß zu gelangen. Der Domherr unterbrach ihn mit der Frage: „ob die Hand auch der Reise nach Florenz werth gewesen sey?" worauf aber Heßler erwiederte, daß er seinem bescheidenen Auge kein dreistes Aufsehen gestattet, sondern es gesenkt an den Boden gefesselt habe, während die Lippen mehr die Luft als die Spitze der dargereichten Finger berührt. Der Domherr strich sich über's Gesicht, er stand im Begriff, etwas Leichtfertiges zu sagen, doch ward er plötzlich ernsthaft, und Georg und seine Gefährten ins Auge fassend, die das Lachen nicht lassen konnten, äußerte er, man möchte der heutigen Jugend wünschen, daß noch etwas von der heimlichen und anspruchslosen Verehrung für die Damen auf sie gekommen wäre; „denn," sezte er hinzu, „es liegt darin ein verfeinerter Genuß, der glänzende Erinnerungen und eine glückselige Stimmung für das Alter zurückläßt." Er klopfte hierbei seinem Nachbar auf die Schulter, schenkte diesem aufs Neue ein und trank ihm die Gesundheit der kaiserlichen Schwester zu, welche den deutschen Studirenden nachdem immer hold geblieben sey und alle ihre Privilegien zu Siena und Padua gnädigst konfirmirt habe. Es ward noch vieles über die Fortschritte der deutschen Jugend in den Wissenschaften auf fremden Akademien gesprochen und die Vortheile gerühmt, welche verfeinerte Sitte, Bekanntschaft im Auslande und was damit sonst noch in Verbindung stehe, dem Vaterlande bringe. Herr Rudolf schrieb noch heute mit dankbarem Anerkennen sein Gelingen in Florenz der Gunst des Signor Coloredo zu, dem er sich durch ein kunstreiches italienisches Kompliment besonders empfohlen habe. „Hierdurch," versicherte der stolz und froh bewegte Mann, „ward ich allein in den Stand gesezt, nach wiederholter Aufforderung, meine Oration in Gegenwart so hoher Zuhörer, unter denen sich der Kardinal von Medicis befand, mit voller Dreistigkeit, ja in Erwartung verdienten Lobes, zu halten."

Briest, der indeß mit großer Achtsamkeit alles, was um ihn gesprochen ward, begleitet hatte, verrieth nur durch seine klugen Augen, daß er bei sich erwäge, in wie fern das reichere und zierlichere Leben in der Fremde, die Gelehrsamkeit und Protektion auswärtiger Beschützer für die einfachen Verhältnisse des märkschen Junkers passen, und ob, um so manches Schätzenswerthe zu gewinnen, nicht ein Theil der Zufriedenheit und des bescheidenen Lebensgenusses mit in den Kauf gegeben werde. Er sah hierbei auf die Jüngern in der Gesellschaft; sie schienen ihm alle drei nicht fröhlich; denn Georgs Lachen, seine Neckereien und muthwilligen Ausfälle gegen die Vormünder konnten ihn nicht über den unstäten Blick, das Hin- und Herfahren der Wünsche und Erwartungen täuschen, mit denen er auf die nächste Zukunft sah. Alvenslebens sanftes Lächeln hatte etwas Schwermüthiges, und die Falte auf Schulenburgs junger Stirn verrieth Unmuth und Begehrlichkeit.

„Ihr schweigt zu dem Allem, werther Vetter," redete jezt Hedwig Herrn Jacob an. „Was denkt Ihr bei Euch, ohne es laut werden zu lassen?" — „Ich, Frau Muhme," entgegnete er mit einem kleinen Anflug von Verlegenheit, die ihn wohl im Bewußtseyn seiner Ungelehrtheit zuweilen befiel, „ich suche mich über Vieles, das ich nicht verstehe, aufzuklären, oder doch darüber mit mir einig zu werden. Die großen Anstalten zum Leben auf dieser Erde, von denen ich hier reden höre, dünken mir vielleicht nur darum ein wenig zu weitläuftig, weil ich vor einigen Minuten erst Zeuge war, wie schnell unser Herrgott mit dem Menschen ein Ende machen könne." — „Was sagt Ihr da?" rief die erschrockene Hedwig; „ein plötzlicher Todesfall? „Wo, ich bitte Euch, trug sich das zu?" — „Hier im Orte," entgegnete Briest. „Der Bliz streckte kaum zwanzig Schritte von mir einen Mann nieder, der auf der Welt wohl nicht viel mehr zu verlieren hatte, als das Leben."

Alle waren durch die Nähe des Ereignisses zu unwillkührlicher Theilnahme gestimmt. Der Gedanke, daß ein und derselbe Wetterstrahl in so geringer Entfernung einen Jeden von ihnen hätte treffen können, weckte ernstere, vielleicht hin und wieder besorgliche Gedanken. Jakob Friedrich mußte den Fall ausführlich berichten; so ward auch sehr natürlich der verborgenen Schätze erwähnt, die der Fischer bei sich trug. Georg verschlang in großer Spannung jedes Wort; er warf unruhige Blicke auf seine Mutter, die blaß wie das Tafeltuch, mit fest verschlossenen Lippen dasaß und erst aufathmete, als der Erzähler den Verlust des eingehandelten Vermächtnisses beklagte. „Gottlob!" seufzte Hedwig, doch weiter ließ sie sich nicht aus; Niemand fragte sie auch nach der Bedeutung

jener Aeußerung. Briest hatte wieder das Wort genommen. Ihm lag daran, weder für unwissend, noch eifersüchtig auf Anderer Vorzüge zu gelten. „Ein Gestorbener," sagte er, „spricht immer zu unserm inwendigen Menschen. Ich dachte mir bei diesem, der mir so unerwartet in dem kleinen hellen Fährhäuschen aufstieß, was man zu thun habe, um allezeit fertig zu seyn, wenn der Ruf an einen erginge; und da segnete ich Gott, daß er mich zu einfacher, fortgesezter Thätigkeit berufen und mir den Weg so gerade und natürlich vorgezeichnet habe. Kaum bin ich aber damit fertig, so komme ich hierher und vernehme allerlei, zu dem der gnädige Himmel seine Geschöpfe doch auch bestimmt und berufen haben muß. Ich vergleiche und überlege, und finde, daß Einige mit der Zeit fort müssen, wenn Andere —"

Frau Hedwig verließ hier leise ihren Platz und strich wie ein Schatten an den Männern hin, die ihr nachsahen, als sie in der nächsten Thüre verschwand. Die Gäste glaubten in ihrem plötzlichen Aufbruch ein Zeichen erhalten zu haben, daß sie auch die Tafel verlassen sollen. Sie rückten daher mit den Stühlen und dachten sich zu entfernen. „Nicht doch!" rief der Domherr, „Briest hat noch so gut als nichts genossen. Die Flasche muß erst bis auf die Neige geleert werden. Denn hat das schlimme Zeichen, das die Frau Schwester jezt aus unserer Mitte verjagt, Grund, so wird wenigstens Einem unter uns der Wein nicht lange mehr schmecken." — „Was für ein Zeichen?" fragten mehrere Stimmen zugleich. „Oho!" lachte jener, „ich merke, mein Vetter Jakob hat recht, wenn er die Weitgereisten beschuldigt, über der neuen Weisheit die alte hausbackene Geheimnißlehre eingebüßt zu haben. Seht Ihr denn nicht, daß von den drei Lichtern hier auf dem Tische just das, welches oben ansteht, plötzlich ohne äußere Veranlassung erloschen ist?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Spanien.

Beförderung der Industrie von Seiten der Regierung.

Es ist bekannt und nicht zu läugnen, daß das spanische Volk, das so viele Jahrhunderte unter dem Drucke einer Regierung schmachtete, die von jeher auf Alles, nur nicht auf das Wohl des Landes gerichtet und meistens in den Händen von Leuten war, die sich in der Hofgunst durch Ränke zu erhalten wußten, in den vielen Kriegen seit der französischen Revolution nicht die größten Fortschritte in der Kultur gemacht hat. Auf das Empörendste durch fremde Invasion verheert, durch Bürgerkrieg und Partheiungen zerrissen, kaum mit der äußersten Anstrengung und im glänzendsten Freiheitskampf seine Unabhängigkeit und Nationalität bewahrend, mußte das Land lange an den Wunden bluten, die jahrelanges Unglück ihm geschlagen hatte. Doch scheint die jetzige Regierung sich zu bemühen, die Folgen dieser traurigen Ereignisse zu verwischen, einen bessern Zustand herbeizuführen und Spanien die Achtung des Auslandes wieder zu verschaffen, die es verloren hatte. Namentlich auf Künste und auf Ackerbau, diese Grundlagen des Staatswohls, richtet sie ihr Augenmerk, und ein periodisches Blatt, **Seminario de agricultura y artes**, welches von einem Spanier, D. Marcellino Cabero y Portocarrero, Buchdrucker in London, unternommen worden ist, zeigt hinlänglich, wie sehr man bemüht ist, Künste aller Art und vorzüglich Landbau zu heben, da sich dies Bedürfniß zu sehr mochte geltend gemacht haben.

„Während einige Engländer," heißt es in der Ankündigung der Schrift, „es sich angelegen seyn lassen, auf eine unwürdige Weise das spanische Volk herabzusetzen, indem sie es mit den beleidigendsten Beiwörtern belegen, versuchen vernünftige und partheilose Leute, die grundlosen, willkührlichen Vorwürfe zu entkräften und den Geist zu würdigen, der sich in den vielfältigen Dekreten ausspricht, welche D. Fernando VII. erläßt, um dem neuen Aufschwung Schutz zu geben. Ein flüchtiger Blick auf die öffentlichen Blätter, den Mercurio, die Gacetas de Madrid und Bayonne, wird schon genügen, den allerhartnäckigsten Verächter der spanischen Civilisation von dem **genio creador** zu überzeugen, das seinen wohlthätigen Einfluß auf die Industrie Spaniens ausübt und in der Großmuth des Monarchen, wie in der wohlthätigen Mitwirkung seiner Minister gleich starke Stützen erhält."

Natürlich ist ein Unternehmen, wie dieses Blatt, zeitgemäß, und es läßt sich erwarten, daß die Regierung dasselbe für die Verbreitung nützlicher Kenntnisse, zur Belebung des Gewerbfleißes und Forschungsgeistes in dem eigenen Lande unterstützen werde, zumal da alles dieses bis jezt nur zu sehr vernachläßigt war. Diese Schrift soll nun nicht allein die wichtigsten Entdeckungen und Abhandlungen über die einzelnen Zweige der Oekonomie und Mechanik enthalten, sondern auch Zeichnungen und Risse von den nützlichsten und wichtigsten Maschinen geben. Sie soll sich zugleich auf das beschränken, was in Spanien anwendbar und für dasselbe nützlich und wichtig seyn kann. Der Herausgeber hofft nun, daß alle **Españoles ilustrádos y amantes del bien de la patria** Beiträge zu diesem Zwecke nicht versagen werden, um dies Unternehmen durch ihre **proteccion y luces** zu unterstützen. Außer dem Nutzen, den dies Unternehmen für Spanien haben soll, wird es, wie der Verf. sich ausspricht, auch dazu beitragen, das Volk in den Augen der Welt von den Verläumdungen des Auslandes frei zu sprechen.

Bei der Bekanntmachung dieses Journals, und namentlich in Beziehung auf die lezte Aeußerung, macht der Redakteur der Madrider Zeitung eine charakteristische Anmerkung über die gewöhnliche Behauptung, Spanien sey in der Kultur und den **luces del siglo** außerordentlich zurück. Dieser Vorwurf wird nachgerade in Spanien recht lebhaft gefühlt, und ist gewiß nicht ohne sehr wohlthätige Folgen; denn der Stolz, der durch solche Vorwürfe aufs Empfindlichste gekränkt wird, vermag ja über den Spanier, seinem bekannten Charakter gemäß, das meiste; und sicher wird Spanien, wenn die Regierung das Streben des Volkes nicht völlig hemmt und unterdrückt, sondern nur einigermaßen mitwirkt, in kurzer Zeit wieder eine Stufe von Bildung erreichen, auf der es sich vor den übrigen Völkern Europas, namentlich vor denen, mit denen es im lebhaftesten Verkehr steht, nicht zu schämen braucht.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 59.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 10. März 1831.

— Wenn der Wunderzeichen
So viel zusammentreffen, sage Niemand:
Dies ist der Grund davon, sie sind natürlich.
Denn Dinge schlimmer Deutung, glaub' ich, sind's
Dem Himmelstrich, auf welchen sie sich richten.

Shakespeare.

Die Brücke bei Warschau.

(Fortsetzung.)

Sey es nun, daß Briest die Sache nicht so leicht nahm, als die andern das Ansehen haben wollten, oder daß ihm die Bangigkeit seiner Wirthin wehe that, genug, er blickte unruhig im Zimmer umher, ob sich nicht eine Ursache der kleinen Störung entdecken lasse. Allein, wie er auch Fenster und Thüren betrachtete, es war alles geschlossen und bei der Stille der Nacht kein Luftzug zu entdecken. — „Ich gehe ihr dennoch nach," sagte er, seinen Platz verlassend. „Vielleicht gelingt es mir, sie auf andere Gedanken zu bringen."

Da es nun spät war, und die Tafel keinen Genuß länger bot, so erhoben sich alle Gäste und wünschten einander ruhigen, traumfreien Schlaf.

Vor der Kammerthür der Hausfrau stand Jakob Friedrich still. Er wollte erst anklopfen, doch sie hatte bereits Fußtritte nahen hören und öffnete deßhalb von Innen. „Ihr seyd's, Herr Vetter!" sagte sie, mit dem Tuche über das Gesicht fahrend, von welchem Thränen herabrollten; „ja," entgegnete er sanft und liebreich, „ich komme, Euch einen Gruß von Ludemillen, Eurer Schwägerin, zu bringen." — „Ach," seufzte Hedwig, „sie trauert auch um den einzigen Sohn, und muß das Erbe in fremden, unvetterlichen Händen sehen, die sie ängstigen und der jungen, schönen Wittwe den Frühling des Lebens trüben!" — „Wie sprecht Ihr denn, gnädige Frau?" nahm Briest das Wort, „sie trauert auch um den einzigen Sohn, sagt Ihr? Ei, mein Gott, deutet Ihr damit auf Euch, so habt Ihr großes Unrecht. Euer Georg blüht ja in voller Gesundheit, er kehrt just heute frisch und kräftig von seinen Reisen zurück, hat sich in der Welt umgesehen und bringt Kenntnisse und Erfahrung mit, die —" — „Er den Kriegsstürmen preisgeben und sich mit ihnen in Preußen begraben will," ergänzte die bekümmerte Mutter; „glaubt mir," fuhr sie fort, ihre Hand auf Jakob Friedrichs Arm legend; „ich kenne mein Geschick, es ist immer tückisch gewesen; von jeher lockte es durch freundliche Mienen und zeigte mir dann ein zorniges Auge. Nein, erwiedert nichts: was Ihr sagen könnt, sind Menschenworte, ich aber kenne andere Stimmen, und die trügen nicht. Der See, der See zwischen den alten Eichen bei Rennhausen! Ihr kennt das Brautlied, das mir seine Wellen rauschten, und noch heute wird er's nicht müde, mich listig zu überschleichen."

Briest sah sie mitleidig an. Ihn jammerte ihre kranke Miene und das erschütterte Gemüth. „Quält Euch nicht mit dem Kommenden, Frau Muhme," sagte er. „Genießt das Glück, Euren Sohn wiederzusehen, und überlaßt es dem himmlischen Vater, seine Wege zu führen. Ich entschlage mich immer unnützer Sorgen, am wenigsten mag ich auf zweideutige Winke des Zufalls achten." — „Zweideutig!" schluchzte Hedwig; „du lieber Gott! klar und handgreiflich ist es ja wohl genug, was wir heute erlebt. Seht nur selbst, wie Alles zusammentrifft: just mit

Georg zugleich kommt der Unglücksbote, der alte Fischer, hier an. Die innere Angst sagte mir, was er bringe, sey Unheil. Nun müssen des Himmels Lichter selbst seine Brust spalten und die verborgenen Pfänder herausreißen. Der Ring sollte wieder zu meinem Stamme zurückkehren, und wenn er in Eure Hände, Vetter, kam, so denkt daran, daß Ihr um die Wittwe eines Lochow freiet und an meinem Herde heute Eure nassen Kleider trocknen wolltet. Georg, Georg war gemeint, das ist gewiß, mit dem erlöschenden Lichte ging ein Klang durchs Zimmer, als falle Metall und Metall zusammen auf die Fliesen am Boden nieder. Es waren die Nixen; sie klingelten mit Ring und Schlüssel, als sie vorüber huschten." — „Gute Muhme," lächelte Briest, „Euer Mutterherz hört vieles, was kein Menschenohr vernimmt. Seyd nicht böse," sezte er hinzu, als sie sich unwillig abwandte. „Ich bin nicht hier, um mit Euch über Verborgenes zu streiten. Es gibt zu viel Elend, das offenbar genug daliegt und uns zu schaffen macht, als daß eines Bettlers armseliger Nachlaß, den Ihr nicht einmal sahet, vom dem Ihr nicht wißt, wem er angehörte —" — „Der Mutter," fiel Hedwig ein, „der Mutter Ring ist es gewesen, das weiß ich gewiß, sie warf ihn mit dem kleinen Schlüssel zu dem vergrabenen Schmuckkästchen kurz vor ihrem Tode noch einmal in den See, Gott weiß, welchen Bund damit zu befestigen, denn sie verkehrte seit unsern Unglückstagen immer im Geheim mit unsichtbaren Wesen." — „Hm!" meinte Jakob Friedrich, „was machte aber der schwere Eisenhacken bei den feinen Sächelchen?" — „An diesen hatte sie jene gehängt, um sie durch das Gewicht tief in den Grund zu senken." — „So! so! Nun, laßt das Euren Seelenfrieden nicht stören; es ziemt uns wahrhaftig nicht, Gott vorzugreifen, gnädige Frau. Er hält, was er nicht sehen lassen will, doch versteckt, und wo wir hinschielen, da kriegen wir nur verkehrtes Zeug zu sehen. Ich hätte wohl gern über Frau Ludemillen und die Vettern in Rennhausen mit Euch gesprochen, und wie dort alles in Streit lebt, aber es ist keine gute Stunde, in der ich heute kam. Ich lasse es lieber."

Er schwieg und wartete, ob er nicht dennoch vielleicht eine ermunternde Antwort erhalten würde, da aber Hedwig gedankenvoll und zerstreut vor sich hinsah, und für nichts als ihre Träume Sinn zu haben schien, sagte er: „Eins bitte ich Euch gleichwohl, verlaßt Eure Schwägerin nicht während meiner Abwesenheit. Ich gehe noch in dieser Nacht von hier in Aufträgen unseres Churfürsten nach Berlin. Es sind schlimme Zeiten, und der Herr hat wahrlich einen schwerern Stand, als es die Unzufriedenen und Tadler wissen, aber das Land wird auch zu thun kriegen, zumeist der arme Edelmann. Warnt daher, wenn es seyn kann, Herrn Heinrich Christian Lochow, Euren Vetter in Rennhausen. Das Messer sizt ihm wahrhaftig an der Kehle." Er schüttelte herzlich bei diesen Worten ihre Hand, und verließ sie und das Schloß noch zur Stunde.

Frau Hedwig that kein Auge zu; sie blieb in ihrem großen ledernen Armsessel dem Fenster gegenüber; der Morgenstern blinkte über den Wald herauf, das lichte Frühroth weckte sie zu neuem, geschäftigem Treiben. Sie stand seufzend auf und ging, das Haus zur Bewirthung ihrer Gäste zu beschicken. Diese schliefen noch zum Theil fest und süß, nur Georg warf sich unruhig im Bette hin und her. Es war ihm unheimisch hier, die alten Mauern drückten ihn mit Centnerlast. Er hatte im Auslande ein freieres, leichteres Leben kennen gelernt. Der Mutter geisterbleiches Gesicht, ihre sonderbaren Reden und geheimen Ahndungen waren ihm fremd geworden; Oheim Jobst that so gewichtig und so klug, und sah immer gerade und ernsthaft vor sich hin; der Domherr hätte wohl eher für den Neffen gepaßt, aber seine lustigen Ausfälle trugen so etwas Hofmeisterndes an sich, zu dem sich dann ein gewisser schwerfälliger märkischer Spaß gesellte, welcher dem verfeinerten Sinn allzu körnig dünkte. Es war Georg selbst auffallend, daß ihn das störe und der Mensch sich so ganz in eine neue Art und Weise fügen könne; er hatte sich doch so unaussprechlich auf die Rückkehr in das Stammschloß gefreut; er liebte die Mutter mit ganzer Seele, die Vormünder waren ihm stets liebevolle Beschützer gewesen; aber Gott weiß, war es nicht mehr wie sonst, oder hatte er es sich anders aus der Ferne gedacht? genug, seit er hier war, trieb ihn die Ungeduld wieder fort, dem Heere nachzukommen. Er ruhte auch nicht, in Kurzem brach er auf und nahm, in Begleitung seiner Freunde, seinen Weg nach Preußen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Philipp van Marnix, Herr zu St. Aldegonde.

(Fortsetzung.)

Die Unterhandlungen hatten bis in den November (1580) sich hinausgezogen; Marnix blieb zu seinem Verdruß sehr lange ohne Bescheid von Hause aus. Der zwischen Alençon und Navarra geschlossene Friede ermangelte immer noch der königlichen Bestätigung. In einem Briefe an Bonaventura Vulcan zu Brügge, einen andern vertrauten Freund, äußerte er sein freudiges Bewußtseyn, daß, wenn auch über den Gegenstand seiner Sendung noch nichts förmlich entschieden, durch dieselbe und seine und seiner Genossen Wirksamkeit doch der vorzüglichste Impuls gegeben worden sey, den blutigen Bürgerkrieg in Frankreich zu einem Ende zu bringen. In dieser Hinsicht sey doch etwas zu Ausbreitung der Glorie Gottes und zu Begründung wahrer Religion geschehen. Das übrige

dürfte besser und sicherer sich ordnen, als dermal vielleicht die Meinung herrsche. Der höchst anziehende und für die damalige Zeitgeschichte so wichtige Briefwechsel des Hrn. v. Mornay du Plessis liefert den Beweis, welch hohe Achtung St. Aldegonde's Talent und Charakter in Frankreich sich erzwungen.

Marnix wirkte auch dahin, daß dem Herzog ein schönerer Pallast zur Wohnung eingeräumt wurde, als anfänglich der Fall gewesen. Bei dem feierlichen Einzug desselben in Antwerpen war er mit in der Reihe der Behörden der Stadt und der Generalstaaten, welche den Prinzen empfingen, und er half die kostbaren Feste anordnen, welche zu Ehren des Gubernators angestellt wurden und welche in gedruckten Beschreibungen, nebst allen dabei erschienenen Gedichten, Devisen und Emblemen, ausführlich zu lesen sind. Auch jezt noch wirkte er, besonders nach Holland hinüber, wo das meiste Mißtrauen in die Person und Absicht Alençons herrschte, kräftig zu dessen Gunsten fort, was ihm von mehreren Seiten her sehr übel genommen wurde.

Während er jedoch hier bei den Holländern dadurch heftig anstieß, verbreiteten die Flamänder und Wallonen nicht minder heftige Beschwerden gegen ihn, und ein bitter geschriebenes Pamphlet, „Advis d'un bon bourgeois de la ville de Gand, qui ressent amèrement des calamités de sa ville, du comté de Flandres, et enfin de tous les Pays-Bas“ betitelt, warf ihm nachmals geradezu vor, die Berufung des Herzogs von Alençon sey blos eine zwischen ihm und Wilhelm von Oranien feinangelegte Maske gewesen, worunter man die ehrgeizigen Plane nach unbeschränkter Leitung der Landesangelegenheiten verschleiert; der Herzog habe dazu dienen müssen, einerseits die Katholiken mehr für die Sache der Revolution zu gewinnen, und diese leztere durch den Beistand des mächtigen Frankreichs zu sichern; anderseits sey alles dermaßen eingeleitet und vorbereitet gewesen, daß er blos eine stumme Figur gespielt und der Oranier unter dem Namen Alençons alles nach Belieben gethan haben würde. Stellen aus einem Briefe St. Aldegonde's wiesen deutlich auf diesen Plan der Täuschung hin, besonders jene, welche die Worte enthalten: der Prinz sey so verschlagen, daß er wohl die große und die kleine Hoheit miteinander hänseln werde. Unter der großen habe er den Herzog von Alençon, unter der kleinen den Erzherzog Matthias verstanden. Man sieht den Namen Marnix auch als Gegenstand von Satiren und Schimpfliedern dieser Zeit, gemeinsam mit demjenigen seines Freundes, „des deutschen Machiavells,“ (Oranien) prangen.

Bald nach der Inauguration des neuen Generalgubernators ging Marnix an den Hof der Königin Elisabeth von England in der Eigenschaft als Gesandter ab, und wirkte für Befestigung der neuen Verhältnisse (1581). Man schmeichelte sich mit der Hoffnung eines Ehebündnisses zwischen der Königin und dem Herzog. Dieser leztere war auch selbst eine Zeitlang zu London anwesend, und bei einer feierlichen Gala, als ein engerer Kreis um die fürstlichen Personen sich geschlossen, ward Elisabeth sehr vertraulich gegen Alençon, zog einen kostbaren Ring von ihrem Finger und steckte ihn an den des Herzogs. Das Gefolge und die Gesandten, welche in solcher Entfernung standen, daß sie Mienen und Gebehrden wohl sehen, aber die Worte, welche dazu gesprochen worden, nicht verstehen konnten, glaubten, wie natürlich, nichts anderes, als ein Ehegelöbniß sey vor sich gegangen, und Marnix säumte nicht, den Generalstaaten die glückliche Neuigkeit zu melden. Es ward sogar zur Feier dieser Sache mit großer Voreiligkeit eine Denkmünze geschlagen, welche in den historischen Medaillensammlungen des Landes noch zu finden, und worauf einerseits Alençon in antikem Gewand zu Pferde sitzend und von Venus mit einer Krone geziert, zu sehen und dabei die Umschrift: ex virtute honos, zu lesen ist; die Rückseite der Münze dagegen enthält das Brustbild des St. Aldegonde, als ersten Verkünders und Beförderers des glorreichen Ereignisses.

Leider ging diese Sache nicht in Erfüllung, sey es nun, daß Elisabeth sie nicht im Ernste gemeint oder gleich darauf andern Sinnes geworden war. Sie beschwerte sich auch bitter über die Voreiligkeit des Gesandten der Generalstaaten in Schreiben an Marnix und an dieselben, und machte ersterem lebhafte Vorwürfe; denn das Gerücht hatte blitzschnell wie ein Lauffener ganz Europa durchlaufen und eine nicht gewöhnliche Bewegung in allen Gemüthern hervorgebracht. Diejenigen, welche übrigens der Meinung waren, daß Aldegonde den Falschen gegen Oranien gespielt, irren sehr; auch dieses hatte er in Folge einer Abrede mit dem Prinzen gethan, und er hatte durch seine eifrige Bemühung zwischen den Beiden ein sehr freundschaftliches Verhältniß zu Stande gebracht.

(Schluß des zweiten Artikels.)

Miscellen aus Neapel.

1830.

Die Advokaten. Man hat sich von jeher über die große Menge der Advokaten, die man hier Paglietti nennt, gewundert, deren Anzahl manche Reisende in großer Uebertreibung auf 20 ja 30,000 angegeben haben. Im Jahr 1829 waren deren aber nur 2370 von aller Gattung, denn es gibt drei verschiedene Klassen. Doch ist diese Zahl immer noch überschwenglich groß, wenn man bedenkt, daß auf etwa dreißig Familien ein Advokat kommt, und daß alle Aerzte, Chirurgen, Apotheker und andere mit der Heil-

kunde sich beschäftigenden Personen in demselben Jahre nur 1187 Individuen ausmachten, also nur zwei mehr als die Hälfte der Anzahl der Advokaten. Man könnte daraus den Schluß ziehen, daß die Gesundheit hier weniger gefährdet sey als das Eigenthum. Aber unter mehreren Lokalursachen ist eine einzige schon hinlänglich, zu erklären, wie so viele Advokaten hier bestehen können; und wenn es deren selbst zehnmal mehr gäbe, als verhältnißmäßig in andern Hauptstädten, so würde man sich doch darüber kaum wundern können, wenn man erfährt, daß hier nicht wie in andern Ländern jedes Haus nur einen einzigen Eigenthümer hat. Die Familienpalläste ausgenommen, theilen sich hier immer mehrere und oft gar viele in den Besitz eines Hauses. Jedes Stockwerk hat meistens seinen eigenen Eigenthümer, und da unten oft mehrere Läden befindlich sind, deren jeder ebenfalls wieder ein besonderes Eigenthum ist, wird es erklärlich, daß ein grosses Haus oft ein Dutzend verschiedener Eigenthümer haben kann.

Diese Sitte ist, glaube ich, nur in Neapel allgemein, in Rom ist mir nur ein einziges Beispiel davon bekannt. Erwägt man nun einerseits, daß, bei einer so sonderbaren Einrichtung, unter so vielen, in ihrem Besitzthume so nahe an einander gerückten Eigenthümern es nicht leicht an Anlaß zum Streite fehlen kann, und anderseits, daß wenn sonst ein Haus nur einen Prozeß verursachen kann, hier sich derselbe in so viele zersplittern muß, als Hauseigenthümer da sind, so wird man nicht mehr über diese Anzahl von Advokaten erstaunen und leicht begreifen, wie eine ganze Legion derselben hier bestehen kann. Man will hier dieser Einrichtung das Wort reden, und führt dafür an, daß auf diese Weise Viele, die nicht bemittelt genug sind, ein ganzes Haus zu kaufen, den Vortheil haben, ein einzelnes Stockwerk käuflich an sich bringen zu können; aber man scheint nicht zu bedenken, daß das, was auf der einen Seite den eigenen Besitz, der freilich für Jedermann anziehend ist, erleichtert, ihn auf der andern wieder verleiden muß durch die unerfreuliche Aussicht auf Prozesse, denen man unfehlbar durch einen solchen theilweisen Besitz früher oder später ausgesezt wird. Eine ganz eigene Schwierigkeit muß auch dann entstehen, wenn sich einmal Jemand veranlaßt finden sollte, ein solches Haus für sich allein zu kaufen, indem er dann mit zehn bis zwölf Eigenthümern zu thun hat, und mit jedem insbesondere um seinen partiellen Besitz zu handeln sich genöthigt sieht.

Gesten. Ueber die Gesten der Neapolitaner könnte man ein Buch schreiben, und es wird auch wirklich ein solches in Kurzem herauskommen, welches hoffentlich bald nach seiner Erscheinung auch in Deutschland bekannt werden soll. Hier nur von einem einzigen Gestus. Die Bejahung wird überall durch ein Beugen des Kopfes vorwärts ausgedrückt, aber nur der Neapolitaner bezeichnet konsequent die Verneinung durch das Gegentheil, ein Beugen des Kopfes rückwärts. So begleiten sie ihr „Gnor no" beständig mit diesem Gestus, oder begnügen sich auch wohl damit, um zu verneinen. Das Kopfschütteln ist mühsamer und bedeutungslos; denn wenn man mit dem Kopf nickt, um zu bejahen, so erfordert die Konsequenz, daß man ihn zurückzieht, um zu verneinen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Spanien.

(Beschluß.)

Apologie der spanischen Kultur.

Die Madrider Zeitung sagt: „Wenn man unter Aufklärung des Jahrhunderts verstehe: die höchst anmaßende Verachtung des Alterthums, **la licencia de la prense** (Preßfreiheit oder Frechheit), die Verachtung aller natürlichen Bande und Verpflichtungen, die Aufregung und Rückwirkung gegen die öffentliche Staatsgewalt, den religiösen Indifferentismus und die Reduction aller moralischen und finanziellen Kräfte: dann habe man Recht, dann könne man behaupten, Spanien schlummere in der tiefsten Ignoranz. Und gewiß, es werde nie eine solche Civilisation suchen. Wenn man aber unter **luces del siglo** wahre Fortschritte in Wissenschaften und Künsten verstehe, so hoffe Spanien keinem andern Staat nachzustehen, und jemehr es sich dem Leichtsinn **de ciertos genios innovadores** widersetze, desto weniger werde es die traurigen Folgen zu beklagen haben, welche durch dieselben veranlaßt werden, desto mehr Erfindungen und Entdeckungen habe es gemacht, sie mit Enthusiasmus ergriffen und befördert, **recompensando á sus autores con profusion.** In der That werde der wahrheitsliebende Beobachter die glänzenden Erfolge des großartigen Strebens der gegenwärtigen Regierung nicht verkennen."

Das Wort Innovadores ist schon seit langer Zeit im Gebrauch, und schon während der Regierung Karls V. wurden diejenigen damit bezeichnet, die, bei religiösen Neuerungen anfangend, unläugbar das Signal zu allen spätern politischen Veränderungen in dem europäischen Staatenverhältniß gegeben haben. Schon damals waren diese den rechtgläubigen und legitimen Spaniern verhaßt, und die unverkennbare Freude des Volks bei manchen **Autos da fé** zeigte, ohne erkünstelt zu seyn, wie stolz und strenge der Spanier auf seines Nationalcharakters Reinheit und Fleckenlosigkeit hält. Denn alle Innovadores sind dem Spanier von der Wiege an verhaßt. Kein Wunder daher, wenn dieses Reich, da man eine solche Ansicht von oben herab zu erhalten sucht, den orientalischen ähnlich, Jahrhunderte lang in einer merkwürdigen Starrheit und Crystallisation verharrte, ohne inneres Leben fest an den alten Formen klebend, ohne organische Entwickelung, zu der doch der Verkehr mit den übrigen Staaten so viel Anlaß gab. Daher die Maßregeln, die dem Einbringen von fremden Pferden und Ideen die strengsten Verbote entgegensezten und das Land in einer fast chinesischen Abgeschlossenheit erhielten.

Beilage: Kunstblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 60.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 11. März 1831.

— In duftiger Ferne
Siehst du das Ufer entlegener Bucht und am Ufer erblickst du
Herrlicher Säulen in Reih'n aufstrebendes, dorisches Bildwerk.
Nur Eidechsen umklettern es jezt.

Platen.

Miscellen aus Neapel.
1830.

Puzzuoli. Obgleich das Feld der Archäologie mir fern liegt, so kann ich doch nicht ganz von Puzzuoli (Puteoli bei den Römern, Dicäarchia bei den Griechen) schweigen, welches so nahe bei Neapel liegend, in einem kleinen Umkreis nicht nur die merkwürdigsten Alterthümer, sondern auch die seltensten Naturscenen vereinigt. Aber eben ihre Berühmtheit hat die Beschreibungen derselben über alles Maaß vervielfältigt, so daß mir kaum eine kleine Nachlese übrig bleibt. Ich will daher nur einiges weniges bemerken.

Während an andern Punkten in diesen Umgebungen die Archäologen und Naturforscher nicht an denselben Stellen verweilen, und indessen die erstern sich zum Amphitheater wenden, die leztern die nahe dabei liegende Solfatara untersuchen, vereinigen sich beide bei dem Tempel des Serapis, dicht bei der Stadt und dem Meere gelegen, weil hier Antiquare sowohl als Naturkundige Stoff zu den interessantesten Forschungen finden. — Daß diese schönen Ueberbleibsel einer Art von Tempeln, die in Italien wo nicht einzig, doch sehr selten ist, für die Alterthumsforscher höchst wichtig seyn müssen, ist klar, aber die Naturforscher finden hier auch eine Aufgabe, welche genügend zu lösen, ihnen noch nicht gelungen ist.

Von den vielen ungeheuren marmornen Säulen, die diesen Tempel geschmückt haben, stehen noch drei aufrecht. Diese nun sind zwölf bis fünfzehn Fuß hoch vom Boden von gewissen Seemuschelthieren, Dactylen genannt, (Mytilus litophagus Lin.) die sich gerne in den Marmor einnisten, durchbohrt. Dasselbe bemerkt man auch an den vielen Trümmern der auf dem Boden herumliegenden Säulen. Es ist wahr, daß der Boden des Tempels jezt beständig über einen Zoll hoch mit Wasser bedeckt ist; eben so gewiß ist, daß dieses Wasser zum Theil durch Kanäle aus dem Meere kommt, denn er liegt niedriger als dieses, und daß bei Stürmen die Wasserhöhe bedeutend größer wird; doch rührt sichtbar ein großer Theil dieses Wassers von den warmen Mineralquellen her, die man in die, im Tempel selbst angebrachten Bäder geleitet hat. Um diese Erscheinung zu erklären, müßte man annehmen, daß das Meer hier eine lange Reihe von Jahren über fünfzehn Fuß höher als jezt gestanden habe, kurz so lang, als diese Thiere nöthig hatten, um ihre Arbeit zu vollbringen. Aber wenn im Mittelalter, wo diese Operation vor sich gegangen seyn muß, das Meer hier so lange Zeit einen so außerordentlichen Stand gehabt hätte, so würden sich die Folgen davon auf alle Ufer des mittelländischen Meeres erstreckt haben und die Geschichte würde nicht davon schweigen. Es ist also den Naturforschern noch vorbehalten, uns dieses Räthsel zu erklären. Endlich ist es auch geschichtlich merkwürdig, daß die Bewohner der hiesigen Gegend jezt noch eben so, wie vor mehr als 2000 Jahren, im Sommer in diesem Tempel baden.

Die Solfatara wird besonders dadurch interessant,



daß man sie als ein Mittelglied zwischen einem Vulkan in völliger Aktivität, wie der Vesuv, und einem ganz ausgebrannten, wie der, welcher, auf der andern Seite des Meerbusens, wahrscheinlich auf den phlegräischen Feldern, vorhanden gewesen ist, betrachten kann.

Ich schweige von Bajae, denn so wenig auch hier die vereinte Macht des Meeres und der Zeit von den Bauten der Römer übrig gelassen hat, die sie, gewöhnlich Luxus und Verschwendung übertreibend, bis ins Meer hineintrieben, wie ihnen schon Horaz vorwirft, so müßte man doch, wenn man alle Erinnerungen, die sich an diesen Boden knüpfen, wieder hervorrufen wollte — und wie könnte man sie zurückweisen? — ein eigenes Buch darüber schreiben, woran es auch keineswegs fehlt.

Nahe bei Puzzuoli sieht man große Reste des Amphitheaters, auch le Carcere di San Gennaro genannt, welches in der Geschichte dieses Heiligen eine so große Rolle spielt. Und wie wir gesehen haben, daß diese Gegend den Antiquaren sowohl als den Naturforschern merkwürdig ist, so ist sie es nicht minder für die Devotion der Neapolitaner; denn hier litt, hier starb dieser ihr Schutzpatron. — Da ich nun von ihrem weltlichen Helden, dem Meschino, gesprochen, so ist es billig, daß ich auch einige Worte über ihren geistlichen Heroen sage.

Er war Bischof von Benevento unter dem Kaiser Diocletian, und wurde zur Zeit der großen Christenverfolgung mit Proculus und mehreren andern namhaft gemachten Unglücksgefährten verhaftet, nach Puzzuoli gebracht und dort hingerichtet. So weit die Geschichte. Die Legende aber behauptet, daß er in dem Amphitheater, wo man noch den Ort seines Gefängnisses zeigt, auf Befehl des Präfekten Timotheus, den wilden Thieren vorgeworfen worden; da diese indessen, statt ihn zu zerreißen, vor ihm niederknieten, so wurde man in die Nothwendigkeit versezt, ihm den Kopf abzuschlagen. — Eine fromme Christin fing sein Blut auf, welches jezt der Gegenstand des bekannten Wunders ist.

Höchst sonderbar bleibt es, daß (wie die frommen, einigermaßen unterrichteten Neapolitaner selbst eingestehen müssen) man bis ins fünfzehnte Jahrhundert, also über tausend Jahre lang, schlechterdings nichts mehr von diesem Blute hörte, bis es erst nach dieser Zeit, vermuthlich auch durch ein Wunder, wieder entdeckt, eine große Berühmtheit erlangte. — Von allen den Nebenwundern, die außer dem Hauptwunder in Neapel, sowohl im Amphitheater als in dem Kapuzinerkloster San Gennaro (welches, unweit der Solfatara, auf dem Ort seiner Hinrichtung erbaut worden), in demselben Augenblick, wenn sein Blut dort flüßig wird, geschehen sollen, daß der Stein, auf welchem er enthauptet worden, und sein Marmorbildniß Blut triefen u. s. w., schweige ich lieber.

Ich kann mich von dem schönen Puzzuoli nicht wegwenden, ohne seiner beiden, zwar nicht hohen, aber höchst merkwürdigen Berge zu erwähnen, welche rechts und links die Spitze des Golfs von Bajae krönen. Der erstere, der Monte barbaro, ist der ehemalige Mons Gaurus, den einige auch Falernus nennen, und auf welchem der berühmte Falerner Wein wuchs. — (Einer andern Meinung zufolge wuchs indessen der Falerner Wein auf den Hügeln am Garigliano bei Minternä). Noch ist dieser Berg von oben bis unten mit Weinreben bedeckt, aber dieß Gewächs hat mit seiner Güte auch seine Berühmtheit verloren. Der andere ist der Monte nuovo, welcher sich in dem fürchterlichen Erdbeben von 1538 plötzlich aus dem Lukriner See erhob und ihn größtentheils verschüttete. Man sieht ihm die Art seiner Entstehung sehr deutlich an, denn er hat nicht die geringste Unebenheit, wie alle andern Berge, sondern scheint von Menschenhänden regelmäßig rund geformt, oder vielmehr aus einer Form gegossen zu seyn. Man hat schon angefangen ihn unten mit Weinreben zu bepflanzen, und gewiß wird Jedermann mit mir in den Wunsch einstimmen, daß hier auf diesem so ganz vulkanischen Boden mit der Zeit ein den Falerner Wein ersetzendes Gewächs hervorgebracht werden möge.

Die Brücke bei Warschau.

(Fortsetzung.)

In der Ebene von Novodvor breiteten sich jenseits der Brücke, welche Karl Gustav über die Weichsel, da wo sie den Bug aufnimmt, schlagen ließ, die schwedischen und brandenburgischen Zelte weithin aus. In gemessener Entfernung wehten die königlichen und churfürstlichen Fahnen; leztere waren erst seit wenigen Stunden aufgesteckt. Friedrich Wilhelm langte bei dem bezeichneten Dorfe an, während sein Bundesgenosse, ihm den Rücken auf dem Marsche zu decken, dem polnischen General Costeski bis Poltofsk entgegengerückt war. Der Churfürst ging, jenes Rückkehr zu erwarten, mit Georg Friedrich von Waldeck, Otto von Sparr und Christoph Canneberg, seinen Generalen, vor den Zelten hin und her. Es war ein schöner Juliabend; die Luft wehete erfrischend, der breite Strom sandte Kühlung in das Feldlager. Bald gesellten sich, den Herrn zu begrüßen, schwedischer Seits Herr Adolf Johann von der Pfalz, des Königs Bruder und Karl Markgraf von Baden mit vielen Herrn ihres Gefolges zu den Auf- und Abgehenden. Der Churfürst legte, als er den Prinzen auf sich zukommen sah, die Hand, die ein hoch heraufgehender Stülphandschuh bedeckte, an den Hut von rothem Sammt, mit schwarz und weißem Federbusch geziert. Bald darauf nahm er diesen ab, die reichen, von beiden Seiten der Stirn herabfallenden Haare ließen sein

edles und festes Gesicht kräftig hervortreten, während er mit feinem Lächeln die Komplimente anhörte, die ihm von einer Seite gemacht wurden, von der ihm bis jezt wenig Erfreuliches zu Ohren gekommen. Die Finger spielten mit einem zierlich unterhaltenen Stutzbärtchen und verdeckten ein leises Zucken des Muthwillens, das um die vorsichtig geschlossenen Lippen spielte. Da er nun jezt die Artigkeiten erwiederte, der volle und tiefe Klang seiner Stimme den Worten einen eigenen Wohllaut gab und das große hohenzollersche Auge die Ebene überflog, als begrüße es im Allgemeinen die schwedischen Kriegsgefährten, malte sich ein Ausdruck von Ergebenheit und Freude auf allen Gesichtern. Nur die Preußen in des Churfürsten Gefolge sahen ernst und gerade vor sich hin. Fürst Bogislav Radziwill flüsterte seinen Nachbarn Fabian Dohna und Friedrich von Engelbrunn zu: „das Herz wende sich ihm in der Brust, sehe er diese Zeichen der Gemeinschaft mit den stolzen und übermüthigen Schweden. Er könne nicht ohne Verdruß daran denken, daß er an ihrer Seite den Boden betrete, den jene verheert und wo sie das Erdenglück so manches braven Blutsverwandten zertrümmert.“ Engelbrunn entgegnete: „die Schweden seyen Allen ein Dorn im Auge, er wolle wohl wetten, daß die Freundschaft mit ihnen von kurzer Dauer seyn werde, denn der Kaiser so wenig als der Czar von Moskau wollen dem ehrsüchtigen, anmaßenden Könige wohl. Der Czar sey nur auf des Churfürsten Vorstellungen zu dem Traktate mit Karl Gustav zu bringen gewesen.“ — „Ich,“ sezte Engelbrunn hinzu, „weiß es am besten, wie viel Ueberredung es mir während meiner lezten Anwesenheit in Moskau gekostet hat, die Russen von Preußens Grenzen fern zu halten.“

Fürst Bogislav sah jenen mit düsterem Mißmuthe an. „Weßhalb,“ fragte er, „wenn das übrige Europa mit der Alliance zwischen Brandenburg und Schweden unzufrieden ist, ließen es die Mächte so weit kommen? Polen hat in seiner Bedrängniß sowohl Frankreich als das deutsche Reich und Moskau zu Hülfe gerufen, die schöne Königin Marie Luise Gonzague ließ es nicht an klugen und schmeichelhaften Worten fehlen, die zögernden Bundesfreunde herbeizurufen. Man sah sie indeß und ihren Gemahl nach Schlesien flüchten, und gönnte den preußischen Ständen wie den Tartaren die Ehre, Johann Casimir die Rückkehr nach Warschau frei zu machen. So wahr ist es,“ fuhr er heftiger fort, „der Fall des Einen kitzelt den Stolz des Andern! Die deutschen Protestanten hören nicht auf, ihr Heil von den Nachkommen Gustav Adolfs zu hoffen. Noch kürzlich war ich Zeuge, wie Georg Waldeck dem Churfürsten mit leidenschaftlichem Eifer die Verbindung mit Schweden anrieth, ja, sie von ihm erflehte.“ — „Still,“ warnte Graf Dohna, „der König!“

Dieser kam seinen Truppen voran auf einem flüchtigen Renner leicht über die Brücke und die Ebene gesprengt. Die blau und gelben Straußfedern auf dem schwarzen Hute hoben sich wallend im Abendwinde, und schienen den Apfelgrauen und seinen schlanken Reiter über den Boden weg durch die Luft zu tragen. König Karl hatte des feuchten Thaues wegen einen weißen Mantel über die Schulter gehängt; doch machten sich die Arme Raum darunter. Der eine, in die Seite gestemmt, bezeichnete um so besser den schlanken, geschmeidigen Leib, der sich behend im Sattel wiegte, der andere, mit der Hand die Zügel lang und nachlässig haltend, schloß sich dicht an das knappe Collet. Man sah, er war seines Pferdes so gewiß, wie jedes Geschöpfs, das sein Wille lenkte. Schon von fern gewahrte er den Churfürsten mitten unter den ihn umgebenden vornehmen Offizieren. In demselben Augenblick grüßte der König mit der Hand, und erst als er näher kam, zog er den Hut ab, stieg vom Pferde und näherte sich seinem schwer gewonnenen Alliirten. Beide umarmten einander. Der König führte darauf den Churfürsten in sein Zelt, dessen linnene Thüren zwei Edelknaben öffneten und in das Innere eines schmucklosen Raumes sehen ließen, aus dem die kriegerische Einfachheit des Bewohners jede prunkhafte Zier entfernte.

Die Herren des königlichen Gefolges näherten sich jezt Graf Waldeck und Sparr, die in ernstem Gespräch seitwärts stehen geblieben waren und nicht ohne Besorgniß erwogen, was bei dem Allen herauskommen werde. Sparr, von rascher, beweglicher Sinnesart, leicht aufbrausend und in der Gährung der Gedanken geneigt, die Dinge auf die Spitze zu stellen, sah die Marken, Pommern, sammt Preußen Schweden unterthänig und des Churfürsten Souveränitätsrecht auf die alten Provinzen eben so gut verloren, wie das kürzlich auf das Herzogthum Preußen von Karl Gustav verliehene. Spöttisch lachend sezte er hinzu: „Der König hat gut verleihen, so lange er nicht im bleibenden Besitze ist und den Churfürsten braucht; aber laßt es einmal kommen, wie der Eroberungssüchtige denkt, Preußen ist das Erste, dem er den Fuß auf den Nacken sezt; es muß ihm dienen, Polen zu bewachen.“ Georg Waldeck, welcher für das Bündniß mit Schweden gestimmt hatte, hörte die Worte des lebhaften Mannes an, ohne sich auf deren Widerlegung einzulassen. Er kannte und beurtheilte die Lage der Dinge mit Scharfsinn, und sah für den Augenblick kein anderes Auskunftsmittel, als schweigend der Richtung zu folgen, die durch Umwege aus dem Labyrinth heraushalf. Er begnügte sich daher, um doch einigermaßen Sparrs Unmuthe zu begegnen, mit dem kurzen Einwand, daß er unrecht habe, den Schwedenkönig eroberungssüchtig zu schelten. „Nennt ihn,“ sagte er, „thatendürstend, und gebt ihm, wenn er mit Einem fertig ist, anderwärts

etwas zu thun, so läßt er's geschehen, daß es hinter ihm wieder losbrennt. Kann er dann doch umkehren und mit neuer Kraft die Flamme austreten.“ Sparr sah ihn fragend an, bemüht, in der scheinbar gleichgültigen Miene des schlauen churfürstlichen Rathgebers deutlicher zu lesen; doch dieser schickte sich an, General Wrangel zu begrüßen, der mit Georg Oxenstiern und Robert Douglas auf sie zukam. Die bevorstehende ernste Entscheidung ihrer gegenwärtigen Lage gab bald Veranlassung zu lebhaftem Austausch der Meinungen. Wrangel, beide Arme übereinandergeschlagen, den Blick in der Richtung nach Warschau fest gerichtet, sagte, er halte dafür, nicht lange zu säumen und schnell auf die Brücke bei Praga loszugehen, sie zu zerstören, damit der Feind von dieser Seite abgeschnitten sey, dann aber hier bei Novodvor und weiter bei Sacrozin die Weichsel zu passiren und auf bequemerem Terrain den Polen eine Schlacht zu liefern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Frankreich, Februar.

Die Uebersetzungssucht der Deutschen.

Es gehört zu den Bedürfnissen und zur universellen Bildung der neuern Zeit, daß jede Entdeckung, jedes gute Werk, ja sogar jedes geistreiche Wort, in welchem Theile der Welt und in welcher Sprache es ans Licht komme, alsbald fast in alle civilisirten Theile der Erdoberfläche gelange, und wenn auch dem Erfinder jezt noch beinahe alle Ehre der Erfindung bleibt, so macht ihm doch bald an den entferntesten Punkten wer nur immer will die Benuzung streitig. Mehr als sonst die Anlage von Landstraßen und die Verträge zwischen verschiedenen Staaten, befördern gegenwärtig die Zeitschriften jenen Ideenverkehr. Auch die Uebersezungen haben dazu nicht wenig beigetragen, und wir brauchen nicht zu bemerken, wie sehr sie namentlich in Deutschland, troz der Kenntniß fremder Sprachen, welche man daselbst besizt, zum Bedürfnisse geworden. Aber dasselbe Bedürfniß keimt jezt in mehreren Nachbarländern auf. Mit so geringer Auswahl, mit so wenig Genauigkeit und Gewandtheit es auch geschehen mag, die Nachbarn Deutschlands fangen an, sich ihrer Universalität zu rühmen, und unter unsern Schriftstellern wünscht mancher, daß man zu derselben auch sein eigenes Schärflein benuze. Sonst hieß es: „das Werk ist trefflich, es hat so und so viel Auflagen erlebt,“ ohne zu bedenken, wie viel Frivolität, Ungenauigkeit, Rechthaberei des Schriftstellers u. s. w. dazu beitragen mochten; jezt aber fängt man schon an zu sagen: „das Buch ist klassisch, es ist in mehrere fremde Sprachen übersezt worden,“ ohne zu bedenken, daß vielleicht der Uebersezer eben so unrecht hatte, es zu übersezen, als der Verfasser, es zu schreiben, daß vielleicht gar die Fehler des Originals der erste Grund zur Uebersezung waren.

„Es erscheint gegenwärtig,“ lesen wir, „in der ganzen Welt und besonders in Frankreich kein Buch, gut, mittelmäßig oder schlecht, wovon nicht nach einigen Monaten eine deutsche Uebersezung erschiene. Man wartet nicht ab, bis das Loos eines Buches durch die Billigung oder die Kritik der Kenner bestimmt ist; die oft voreilige Sucht der Verleger, die geringe Beschäftigung vieler mittelmäßigen Geister, die Bequemlichkeit endlich, sich mit fremden Ideen zum Schriftsteller zu machen, alles dies bringt die Uebersezungen zur Welt. Gar viele Federn, welche etwas weit Besseres leisten könnten, sind mit Uebersezen beschäftigt. Dies verdirbt sogar unsere Sprache; denn viele Dragomans folgen so knechtisch der Sprache des Originals, daß sie mit deutschen Worten die ausländische Sprache reden.“ Wir wollen nicht behaupten, daß die angeführten Worte nicht auf das laufende Jahr passen; sie sind aber schon 1768 geschrieben, vom Baron von Bielfeld, Mitglied der Berliner Akademie, in einem zu Leyden erschienenen Buche über die Fortschritte der Deutschen (Progrès des Allemands). Der Verfasser eifert in einem 702 Seiten langen Buche gegen die Uebersezungssucht, und gibt beiläufig Uebersezungen aus den deutschen Schriftstellern, wobei er, ohne den Namen Klopstock nur zu erwähnen und mit dem beißendsten Tadel gegen die ungereimten Hexameter, besonders den Dichtungen von Opiz und Gottsched, denen von Frau Gottsched und Frau Karschin Ehre anthut und seine kritischen Kenntnisse gegen Lessing aufbietet. Aber alles dies hindert nicht, daß er in den angeführten Worten einen wahren, leider noch jezt wahren, Gedanken ausgesprochen hat.

Es gab eine Zeit, wo Haller nur von den Deutschen, Milton, Tasso, Camoens nur in England, Italien, Portugal gelesen wurden, und freilich werden weder Dichter, noch Leser diese Zeit zurückwünschen. Es gab eine Zeit, wo der berühmte Abt Bos in einer Schrift über Dichtung und Malerei behauptete: „Malerei und Dichtung haben sich dem Pole nicht mehr genähert, als bis nach Holland, und selbst in dieser Provinz hat man kaum etwas anders gesehen, als eine kalte Malerei.“ Auch diese Zeit wird man sich nicht zurückwünschen, wo einer der gelehrtesten Männer seines Landes so stolz über Rubens und Rembrandt hinwegsieht und nichts von der nordischen Dichtung gehört hat. Die Unwissenheit ist noch übler als die ungeordneten, von allen Seiten her ohne Urtheil und Geschmack zusammengelesenen Kenntnisse, aber darum sind leztere noch nicht das wahre Wissen, und man kann das Fremde würdigen und benuzen, ohne sich alles Fremde in den Tag hinein anzueignen.

Wie in den Tagen des Hrn. v. Bielfeld, hat man gegenwärtig nicht blos gegen die schlechten Uebertragungen von Meisterwerken zu eifern, sondern noch weit mehr gegen die von mittelmäßigen und schlechten. Die Uebersezung eines Meisterwerks ist stets wie ein schwacher Kupferstich eines schönen Gemäldes; dieser Kupferstich kann noch einigen Werth haben und manches Gemälde an Schönheit übertreffen; aber die Uebersezung eines Werkes ohne Werth ist wie die Kopie einer schlechten Malerei, die nicht verdient, in Holzschnitt nachgeahmt oder auch nur beschrieben zu werden. Wir haben in Deutschland der Fremde eine solche Masse von Mittelmäßigem und Schlechtem entlehnt, daß die Ausländer selbst schon seit langer Zeit sich darüber wundern. Sie haben nicht begreifen können, wie eine Nation, die so viel Großes gedacht und erfunden, so viel Kleinliches aufnehmen könne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 61.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 12. März 1831.

Die Kühnheit macht, die Freiheit den Soldaten. —
Eins geht in's Andre drein.

Schiller.

Die Brücke bei Warschau.

(Fortsetzung.)

Es ward noch viel über diesen Plan gesprochen, der im Ganzen allen einleuchtete, als Prinz Johann von der Pfalz aus des Königs Zelte trat, und sowohl Wrangel als den andern schwedischen nnd brandenburgischen Generalen ein Zeichen gab, ihm dahin zurück zu folgen. In eben dem Augenblick eilte Canneberg, an welchen eine ähnliche Aufforderung erging, zu Mathias von Jagow, brandenburgischem Oberst, und bat ihn, sich einstweilen dreier junger märkischen Edelleute anzunehmen, die in Begleitung eines ältern und vielgereisten Herrn im Lager eingetroffen seyen, um Ihro Churfürstlichen Durchlaucht ihre Dienste anzubieten. Inmittelst stellte er ihm den Herrn von Heßler, nebst Georg von Bismark und seinen Gefährten vor, und versprach nach beendigter Audienz bei der schwedischen Majestät das Weitere, hinsichtlich der Anstellung seiner werthen Landsleute, zu übernehmen.

Herr Mathias, wenn auch freundlich bei dem Empfang der jungen Ankömmlinge, war doch von wenigen Worten, zudem beschäftigte ihn der Dienst, der bei dem unordentlichen Zustande der Regimenter doppelte Achtsamkeit forderte. Man hatte in der Eil außer den Milizen allerlei Gesindel, Ausländer und Einheimische, zusammengetrieben, welche eher wilden Haufen, als geregelten Regimentern glichen. Hier nun im Lager, mit dem frühern Feinde in kameradschaftlicher Nähe, mochte es den Offizieren wohl schwer werden, die schickliche Ruhe in dem Bezirke um die churfürstlichen Zelte zu erhalten. Jagow begnügte sich daher auch sehr bald damit, seine Schutzbefohlenen mitten in das Gewirr des neuen Lebens hinein zu führen und es ihnen zu überlassen, sich zurechtzufinden und Bekanntschaft zu suchen. Dieß that ein jeder auf seine Weise. Georg, von allem, was hier um ihn vorging, angezogen, verlor sich bald von den andern. So kam er vor ein Zelt, in welchem gewürfelt und gezecht, geflucht und gesungen ward. Der Zusammenfluß so verschiedener Gesichter und Gestalten, zum Theil fremd und abstoßend, zum Theil nur besonders aussehend, reizte seine Neugier. Der Gesang in ganz unbekannten Weisen und unverständlicher Sprache hatte etwas Melancholisches, das nicht zu den rauhen, oft verzerrten Geberden passen wollte. Es waren litthauische Pickeniere, unter denen sich Ueberläufer aus dem moskowitischen Lager bei Wilna befanden; obgleich sie durch Ursprung, Sitte und Aehnlichkeit der Sprache einander verwandt waren, herrschte doch kein gutes Vernehmen zwischen ihnen. Einige lagen in den Winkeln, auf ihren Mänteln hingestreckt, ohne Theil an Trunk und Spiel zu nehmen. Andere, durch rohe Lust erhizt, schossen feindliche Blicke auf jene. Abgerissene Worte, trocken und kurz herausgestoßen, flogen hin und wieder. Im Augenblick sprangen die Liegenden auf; die Säbel zur Hand, standen sie ein Paar Sekunden seitwärts gebeugt, zum Ausfalle bereit; ihr dickes, struppigtes Haar beschattete die schmalen, blitzenden Augen; noch ein Wort,

ein klaffender Schrei, und sie geriethen an einander. Keiner der Anwesenden mischte sich in ihre Händel, keiner achtete sogar darauf; die Zechenden lachten dazu. Nicht weit davon ging es beim Würfelspiel um nichts besser her; ein breiter, kurzer Dolch blinkte in der Hand eines Samogiten, der mit der andern einen Haufen kupferner Groschen bedeckte, während ihn sein Gegner unbarmherzig an der Gurgel packte.

„Ruhe hier," rief ein eintretender Offizier, „und an die Pferde! fünfzehn von Euch folgen mir sogleich auf ein Kommando nach Warschau." Er hielt die Hand an den Pallasch, indem er sprach. Haltung und Miene waren gebietend. Alle standen gerade, keiner regte mehr eine Miene. Gleich darauf verließen sie das Zelt, sich in den Sattel zu schwingen. Der Offizier hatte indeß eine grüßende Bewegung gegen Georg gemacht; er sah, daß dieser fremd und über das, was eben vorging, erstaunt war. Lächelnd sagte er: „das ist ein Vorspiel von dem, was uns die Lagerruhe sachte bereiten wird; und es scheint, man beabsichtigt höheren Ortes, diese Ruhe weiter und weiter auszudehnen." — „Verstand ich Sie recht?" fragte Georg den jungen Mann, der ihm an Alter gleich zu seyn schien, mit bescheidenem Tone; „sagten Sie nicht zuvor, Ihr Kommando laute nach Warschau?" — „Freilich," war die Antwort, „ein Detaschement churfürstlicher Pickeniere und ein anderes schwedischer Husaren sind befehligt, den französischen Gesandten, Herrn von Avangour, zu König Johann Casimir zu geleiten. Man schmeichelt sich unserer Seits, denn der Rath kam sicherlich vom Churfürsten, der Friede sey noch zu vermitteln. Ich für meinen Theil," setzte er hinzu, „wollte lieber die hitzigen Teufel da in die Schlacht als zu dem polnischen Hoflager führen." Georg entgegnete: „so viel er davon verstehe, werden die Worte des fremden Vermittlers den klugen König schwerlich berücken; Niemand werde deßhalb den Degen einstecken. Der Herr Offizier sey daher wohl um das Glück zu beneiden, bei dieser Gelegenheit eine berühmte Stadt und eine schöne Königin mit ihrem glänzenden Hofstaate sehen zu können." — „Nun," sagte der Offizier, „Ihr seyd, so viel ich sehe, Volontair, gewilligt, Dienste zu nehmen, doch bis jezt zu keinem verpflichtet. Dünkt es Euch denn so wünschenswerth, die Frauen drüben jenseits der Weichsel zu bewundern, so schließt Euch in Gottes Namen meinem Zuge an. Ich wills bei dem Kommandirenden vertreten, und damit Ihr wißt, wem Ihr Euch vertraut, so nenne ich Euch meinen Namen, Natango von Kallnein." Georg nahm das Erbieten dankbar an, und ohne sich weiter um seine Reisegefährten zu bekümmern, denen er just nicht auf dem Wege nach dem Dorfe, wo sie abgestiegen waren, begegnete, saß er zu Pferde und ritt an der Seite des neuen Bekannten, zu welchem er auf so unerwartete Weise in kameradschaftliches Verhältniß trat, ohne es gesucht zu haben. Das Neue, was darin lag, die Beziehungen, auf welche es hinwies, gaben ihm in den Augen des frischen, lebendigen Jünglings ganz besondere Wichtigkeit; er war sogleich mit Leib und Seele darin. In dieser glücklichen Stimmung ward ihm Alles merkwürdig, Alles bewegte ihn und erhöhte den Zweck des neuen Lebens. Mit einer Art von Stolz hielt er jezt in der Nähe des Gesandten, als sie die ersten feindlichen Vorposten erreicht hatten, der polnische Offizier heran ritt, sie sich umwenden hieß und darauf die nöthigen Erkundigungen einzog. Das Gewicht ihrer Sendung leuchtete Georg aber vollends recht ein, da ihnen Allen die Augen verbunden und sie in Nacht und Dunkel über die Brücke zwischen Praga und Warschau in die Thore der Stadt bis zu den innern Höfen des Schlosses geführt wurden. Hier nun blieb die Begleitung zurück, während Graf Avangour im Vorsaale die Entscheidung des Königs erwartete, ob dieser die Gesandtschaft beider Fürsten anzunehmen geruhe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen aus Neapel.

1830.

Die Grotte von Posilippo. Dieser bekannte Felsengang bietet zweimal im Jahre eine interessante Erscheinung dar, von welcher, meines Wissens, noch nicht oft die Rede gewesen ist.

Die Grotte von Posilippo nämlich, so merkwürdig als eines der ältesten und riesenmäßigsten Werke von Menschenhänden, wahrscheinlich der alten Cumaner, dessen Alter aber Strabo unter August nicht mehr angeben konnte, diese Grotte ist so gelegen, daß man durch die Oeffnung am Eingange diesseits den Himmel jenseits sehen kann, und daß die Linie, in der sie durchbrochen ist, mit der Mittagslinie einen Winkel von 111°45′ macht. Wenn es sich nun trifft, daß die Sonne kurz vor ihrem Untergange, wo sie also nur noch einige Grade über dem Horizont steht, ein Azimuth von 111°45′ hat, das heißt: wenn die Linie von der Sonne zum Auge des Beobachters ebenfalls mit der Mittagslinie einen Winkel von 111°45′ macht, so ist es klar, daß man die Sonne durch die Grotte hindurch wird sehen können, und daß sie in ihrer ganzen beträchtlichen Länge von ihr erleuchtet werden muß. — Die Sonne geht alsdann hinter der Insel Ischia unter, die aber von hier aus nicht sichtbar ist; wäre sie es, so würde ihr höchster Berg, der Epomeo, (dem Leopold von Buch 2356 Fuß Höhe gibt) nur unter einem Winkel von 1½° erscheinen. Da die Oeffnung der Grotte kein mathematischer Punkt ist, sondern in Höhe und Breite einen oder mehrere Grade vom Himmel abschneidet, so braucht das Azimuth der Sonne nicht ganz genau das angegebene zu seyn, damit diese Erscheinung stattfinde, und da

ebenfalls die Höhe derselben über dem Horizont in dem Umfange eines Grades, nämlich zwischen 3 und 4°, verschieden seyn kann, ohne ihre Sichtbarkeit zu verhindern, so ereignet sich diese Begebenheit an zwei bis drei auf einander folgenden Tagen. Der Zeitpunkt ist ohngefähr vom 30ten Oktober bis zum 1ten November, und vom 10ten bis 12ten Februar. Ich sage „ohngefähr,“ denn da die Abweichung der Sonne, und also auch die Zeit ihres Untergangs, durch welche beide ihr Azimuth sowohl als ihre Höhe über dem Horizont bestimmt wird, nicht in jedem Jahre ganz dieselben an demselben Tage sind, so kann es sich in verschiedenen Jahren einen Tag früher oder später ereignen. Größer kann aber der Unterschied nicht werden, da jedes vierte Jahr der Schalttag wieder alles in Ordnung bringt. — In diesem Jahre z. B. hat der Berechnung zufolge die Sonne am 31ten Oktober achtzehn Minuten vor ihrem Untergang und bei etwa 3°23′ (inclusive Refraction) Höhe über dem Horizont, das erforderliche Azimuth von 111°45′. Ich erwarte daher diese Erscheinung am sichersten und besten an diesem Tage zu sehen, wenn das Wetter heiter seyn sollte.

Zusatz nach dem 1ten November. Da ich schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, war ich doch endlich noch so glücklich, dieß interessante Schauspiel zu sehen.

Nachdem nämlich den ganzen Monat Oktober über ein Wetter gewesen war, dessen Schönheit nicht zu beschreiben ist, bedeckte sich der Himmel am 30ten, gerade an dem kritischen Tage, mit dicken Wolken, und den 31ten regnete es unter häufigen Blitzen in Strömen. Alle Aussicht schien daher verschwunden, als am 1ten Nov. das schöne Wetter plötzlich wiederkehrte. Ich suchte durch Rechnung zu erforschen, ob man wirklich an diesem Tage noch die Sonne durch die Grotte würde sehen können, da man gemeiniglich nur den 30ten und 31ten Oktober als die Tage bezeichnet, wo dieß stattfindet. Aus dieser Rechnung ergab sich, daß um 4 Uhr 52 Minuten, also noch 16 Minuten vor Sonnenuntergang, welcher um 5 Uhr 8 Minuten erfolgte, und wozu ohngefähr 3 Minuten für die Refraktion hinzu kommen, die Sonne das verlangte Azimuth von 111°45′ haben, und daß sie alsdann noch 3°13′, inclusive der Refraktion, über dem Horizont stehen werde.

Bei einer solchen Höhe war noch aller Anschein vorhanden, daß man diesen Anblick würde genießen können, und so war es auch wirklich. Schon vor der bestimmten Zeit fand ich mich am Eingange der Grotte ein, wo ich von einer so großen Einwohnerzahl nur — zwei Personen traf, die, so wie mich, eine wohl sehr verzeihliche Neugierde hierhergelockt hatte. Es waren noch dazu Fremde, ein Deutscher und ein Franzose. — Man muß eigentlich ohngefähr zwanzig Schritte in die Grotte hineingehen, um den Effekt recht zu beobachten. Die Strahlen der Sonne, die wahrscheinlich einen Tag früher die, dem Eingang der Grotte gegenüber liegenden Felsen erleuchtet haben würden, erstreckten sich heute auf der linken Wand der Grotte nur bis dahin, wo wir standen, kamen schräg von unten herauf und nur vom obern Rand der Sonne; es war also klar, daß diese schon ein wenig zu tief stand, um ganz durch und durch zu scheinen, wozu gegen 3½ Grad Erhöhung über dem Horizont erforderlich seyn mögen. Uebrigens gingen und fuhren Landleute und Städter während dieses so schönen und interessanten Anblicks durch die Grotte, ohne sich nur umzusehen oder auf irgend eine Weise Notiz von diesem vielleicht einzigen Schauspiel in der Welt zu nehmen. Vielmehr schienen sie sich blos darüber zu wundern, daß mitten in der Grotte drei Leute standen, die mit unverrücktem Auge nach dem andern Ende hinsahen. Die Grotte ist 2180 Pariser Fuß lang. Nur ein einziges Haus in der Chiaja, an welche sie stößt, ist so gelegen, daß man von da aus gerade hindurch sehen kann.

Ich will bei dieser Gelegenheit noch einer andern Erscheinung erwähnen, die viele Aehnlichkeit mit der angeführten hat, in so fern wenigstens, als durch die Berechnung des Azimuths der Sonne in beiden Fällen ein seltener Anblick im Voraus bestimmt wird, und wobei noch das Sonderbare stattfindet, daß beide fast auf denselben Tag fallen.

Bei seiner langen Anwesenheit in Marseille stellte der, das Feld der Wissenschaften unermüdlich zu erweitern bemühte Baron von Zach auch mehrere trigonometrische Messungen an. Zu seinen Triangularoperationen hatte er unter andern auch einen Standpunkt auf dem dicht vor der Stadt liegenden Berge Notre Dame de la Garde gewählt. Seine Dreiecke erstreckten sich nur, wenn ich nicht irre, bis in die Gegend von Montpellier; er kam aber auf den Gedanken, daß vielleicht der über 8500 Fuß hohe Berg Cannigou in den Pyrenäen, dicht an der spanischen Grenze, von diesem auch wieder 500 Fuß erhabenen Hügel aus sichtbar seyn könnte, ob ihn gleich niemals Jemand von dort gesehen hatte, und man die Sache überhaupt für unmöglich hielt. Daß es nur unter den günstigsten Umständen möglich seyn konnte, war klar, und diese ergaben sich in dem Augenblick, wenn die Sonne gerade hinter dem Berge untergegangen, der Horizont von ihr hell erleuchtet ist, und also der Berg, als dunkle Masse auf dem glänzenden Grunde in scharfen Linien sich abzeichnend, sichtbar werden kann. Er berechnete also zuerst das Azimuth des Cannigou von Notre Dame de la Garde aus und fand es 108° 11′ 12″; alsdann berechnete er, wann die Sonne bei ihrem Untergange das nämliche Azimuth haben und also hinter dem Berge verschwinden werde, und es ergab sich, daß dies geschehen werde, wenn die südliche Abweichung der Sonne 13° 31′ 21″ beträgt, also im Herbst den neunundzwanzigsten Oktober. Nun fand er sich in Gesellschaft mehrerer Freunde und Ge-

lehrten, zu denen sich auch ungelehrte Neugierige gesellten, an jenem Tage, ich glaube es war 1812, oben auf Notre Dame de la Garde mit seinen Fernröhren ein, und hatte die Freude, den Canigou ganz deutlich zu sehen und den Ungläubigen zu zeigen, wie er, mit der Berechnung völlig übereinstimmend, in schwarzen Linien auf dem hellen Grunde, wo eben die Sonne verschwunden war, sich kenntlich dem Auge darstellte, nicht nur im Fernrohre, sondern sogar dem unbewaffneten sichtbar, obgleich die Entfernung in gerader Linie 2°16'15" im Bogen, also mehr als 32 geographische Meilen beträgt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Frankreich, Februar.

(Fortsetzung.)

Die Deutschen und die Franzosen als Büchermacher.

Die Ausländer sind so weit gegangen, zu behaupten: „die Deutschen haben das Pulver nicht erfunden." und Swift, der sogar in seinem Humor nicht läugnen kann, daß sie es wirklich erfunden, ist so unhöflich, uns geradezu ins Gesicht zu sagen: „Kompaß, Schießpulver und Buchdruckerei sind aus der Finsterniß der Unwissenheit gezogen worden — von der stupidsten Nation." Ein französischer Akademiker brauchte in einer Epistel an die Grazien einen Reim auf iques, um gegen die Critiques und Politiques zu schreiben und gegen die Bücher, welche keinen bon sens haben, und zieht, ohne anzustehen, die livres germaniques in seine graziöse Dichtung. Und wir wundern uns? Haben uns doch die Franzosen und Engländer bis zur letzten Zeit nicht nach unsern Schriften beurtheilt, sondern nach den Anzeigen, daß wir diese und jene Bücher übersetzt haben! Viele Deutsche aber, welche jene Aeußerungen gelesen, sind zornig dagegen aufgetreten, was die Ausländer nur noch mehr belustigte, und haben dem Dr. Swift bewiesen, daß die Engländer — keine Maler haben und daß sie ein Krämervolk seyen und Zeitungsleser, ein Maschinenvolk, ohne Musiker, ohne Bildhauer, steif, mit Spleen geschlagen, haben den Franzosen gesagt, sie seyen Tanzmeister, frivole Menschen u. s. w., haben aber darum nicht aufgehört, alle die Bücher dieser Völker, die ihnen in die Hände kommen mochten, zu übersetzen, unter andern die von Swift, woran sie Recht thaten, und die des französischen Akademikers, was sich nicht der Mühe lohnte.

Herrn v. Bielfeld that es i. J. 1768 leid, daß wir vor dem Uebersetzen nicht erst das Urtheil kompetenter Richter abwarten; jetzt würde sogar dieses nicht hinreichen. Wollen wir die deutschen Richter kompetent finden, so ist zu bedenken, daß die, welche sich für kompetent halten und zur Uebersetzung rathen, manchmal selbst dabei interessirt sind, oder gar selbst die Uebersetzungen machen. Hievon ließen sich Beispiele anführen. Wollen wir aber, über die französischen Bücher z. B., uns bei den französischen Zeitschriften Raths erholen, so ist dies noch schlimmer. Nicht blos die Zeitschriften (und besonders die Zeitungen) erhalten mehrere Exemplare des Buches, welches in die Welt geschickt wird, sondern außerdem der anzeigende Mitarbeiter und zuweilen seine Freunde. Oft ist der Mitarbeiter gar Verfasser des Buches oder dessen genauer Freund. Die Blätter haben verschiedene politische und literarische Farben, und an jedes derselben schließen sich Buchhändler an; einige Zeilen, nach der Ansicht der Blätter geschrieben, reichen hin, ein Buch anzupreisen. Der Verfasser pflegt des notes zu geben, d. h. den ganzen Artikel, mit Ausnahme der Worte: „von großem Verdienst, berühmt u. s. w." Diese notes dienen oft für verschiedene Blätter, daher die Uebereinstimmung. Hrn. Jouy u. a. wirft man vor, daß sie den Leuten die Mühe abnehmen, die Worte „berühmt ꝛc." hinzuzufügen. Dann gibt es wieder andere Blätter, wie die Gazette de France, welche fast alle Bücher tadeln und selten von guten zu reden haben.

Der verdienstvolle Archäologe Raoul-Rochette, welcher etwa hundert Bände alter französischer Komödien herausgegeben hat, thut in seiner Vorrede etwas böse gegen die Urtheile der französischen Zeitungen; seitdem wollen die meisten derselben nicht zugeben, daß er ein gutes Buch schreibe, ja man schreibt Bücher gegen ihn, welche bei aller Unbedeutenheit doch angepriesen werden. Dem Sinologen Rémusat, über welchen alle Kenner nur Ein Urtheil haben, warf ein Blatt ernstlich vor, er habe seinen chinesischen Roman selbst gemacht, und der Buchhändler Montardier, Verleger dieses anziehenden Sittengemäldes, mußte, um den Verdacht abzuwenden, Monate lang das chinesische Original in seinem Buchladen aufzeigen, wodurch freilich nicht Jedermann sich überzeugen konnte. „Die Deutschen," heißt es in Paris, „ne savent pas faire un livre," und wirklich ist es erstaunlich, mit welcher Leichtigkeit ein Franzose sein Buch macht. Die Bibliothek des Königs liefert ihm neue Materialien, diese werden wörtlich abgedruckt, anderswo Gedrucktes hinzugefügt, die Biographie universelle gibt die Lebensbeschreibungen der im Buche auftretenden Personen, und die Verfasser der Artikel in dieser Biographie freuen sich, bei Gelegenheit des Abschreibens einmal citirt zu werden; zwei Seiten Einleitung in allgemeinen Sätzen geben dem Autor das Recht, seinen Namen auf's Titelblatt zu setzen. So weit sind wir freilich noch nicht, und deswegen übersetzen wir solche Bücher. Hat aber ein ächter Gelehrter in Frankreich mühsam Materialien geordnet und ein gründliches Werk geschrieben, so macht ein Schöngeist ein angenehmes Buch daraus, je nach seiner Leichtigkeit im Witzmachen, oder je nach seinem Partheigeist. Alsdann machen die Blätter von ersterm Werke eine Annonce, und von letzterm eine Analyse.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 55:
Stricknadel.

Parabel.

„Der Tag vertreibt die finstre Nacht!
Ihr lieben Christen, seyd munter und wacht!"
So rief in mein schlaftrunken Ohr
Der Wächter diese Nacht mir vor.

Da dacht' ich an die finstre Nacht,
Aus der man nur zum Tag erwacht
Nach langem blutigen Morgenroth,
In deß Gefolg ist Noth und Tod.

Da dacht' ich an das Morgenroth,
Aus dem oft neue Nacht nur droht,
An schlechte Wächter, die bei Nacht
Es hindern, daß kein Tag erwacht.

Und an die Fackel dacht' ich dann,
Dran sich der Tag anzünden kann,
Die nur in großen Herzen brennt,
Denn Freiheit ist ihr Element.

Lichtwächter, die ihr haßt die Nacht,
O nehmt das herrliche Licht in Acht!
Ihr könnt die Sonnengötter seyn,
Dann schläft die Nacht auf ewig ein!

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 62.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 14. März 1831.

Alles Glück war abgeschlachtet,
Meine Brust die Mördergrube;
Ehre, Hoffnung, Liebe, Leben
Ausgetilgt!

Tieck.

Die Kapelle Kindlimord, am Vierwaldstädtersee.

Wo die Felsen schwarz aufstarren
Zu dem Himmel stroff und steil,
Hörst du's oft vom Seegrund schallen
Fast wie Jammer und Geheul.

Und es ist in stillen Nächten,
Ob die Fluth sey blutigroth,
Und dich schüzt nur die Kapelle,
Daß dich Unheil nicht bedroht.

Nahe an dem Fuß der Felsen
Steht ein Haus, uralt Gestein,
Dach und Fenster sind zerfallen,
Eulen ziehen aus und ein.

Das sind jener Hütte Trümmer,
Die der Fluch noch jezt umgraut,
Da war's, wo vor vielen Jahren
Eines Kindes Schmerz ward laut:

„Vater sage, lieber Vater,
Warum trieb von Hof und Haus
Man in diese arme Hütte
Dich und mich und Mutter aus?

Vater sage, lieber Vater,
Warum schlugst die Mutter du,
Wenn im Stillen sie geweinet,
Und du hattest keine Ruh'?

Vater sage, lieber Vater,
Warum sind wir so in Noth,
Daß du mir, dem armen Kinde,
Geben kannst kein Stücklein Brod?“

Doch der Vater kann nichts sagen,
Und die Frage macht ihm Gram,
Weil er sich nur schuldig fühlet,
Daß man Hof und Gut ihm nahm.

Und er flucht sich selbst im Herzen:
Du verbrachst des Weibes Tod,
Du hast Schuld, daß du nicht speisen
Kannst den armen Wurm mit Brod.

Und es darf der Vater schauen
Nicht mehr in des Kindes Blick,
Ach! aus seinem reinen Auge
Strahlt ihm wieder Fluch zurück.

Und gepackt vom Wahnsinn, führt er
Freyle Reden wider Gott,
Und er reißt hinaus den Knaben:
Komm, wir gehen nun nach Brod!

Und hinauf die schroffe Höhe
Klimmt er, in dem Arm das Kind.
„Vater, schau, wie da am Wege
„Doch so schön die Blümlein sind!“

Aufwärts ringt er mit Entsetzen,
Glitscht er gleich auf Stein und Kies.
„Vater, höre, wie im Walde
„Vöglein singen doch so süß!“

Und er hat die Höh' erklommen,
Unten schäumt und brüllt der See.
„Vater, blicke nicht so gräßlich,
„Vater, mir wird gar so weh!“

Doch der Vater, der hört nimmer,
Was der arme Knabe spricht,
Auf der höchsten Felsenzacke
Er den Blick zum Himmel richt't: —

„„Herrgott, du hast nicht gelassen
Mir von meinem Hab und Gut,
Daß ich Kindleins Hunger stille;
Weißt du auch, wie weh das thut?

Menschen jagten fort mich spottend,
Wollt' für's Kind ich eine Gab';
Herrgott, nimm drum du den Knaben,
Hungert nicht im Wellengrab!““

Sinnlos greift er nun den Kleinen
Und schwingt ihn hinaus in Wuth,
Doch der faßt zu gut den Vater —
Beide stürzen in die Fluth.

Und als einst der See gesunken,
Weg sich wälzte vom Gestein,
Sah man in den Klippen hangen
Vaters und des Kinds Gebein.

Und wo Felsen schwarz aufstarren
Zu dem Himmel schroff und steil,
Bauten Fromme die Kapelle
Spät dem Mörder wohl zum Heil.

Und du hörst noch heut die Sage,
Stehst du auf der Höhe dort,
Und das Bethaus heißt noch immer:
„Die Kapelle Kindlimord.“

Wagner von Laufenburg.

Die Brücke bei Warschau.

(Fortsetzung.)

Da es sich schon auf dem Herwege gezeigt hatte, daß Georg der französischen Sprache durch längern Aufenthalt auf den niederländischen Akademien und später in Frankreich mächtiger war, als Herr Natango von Kallnein, so hatte sich der Gesandte im Gespräche am liebsten zu ihm gewendet und ihn auch jezt an seiner Seite behalten; daher es denn geschah, daß er, als der Graf eingelassen ward, dicht vor dem Audienzsaale stehen blieb und Johann Casimir mit seiner hohen und gebietenden Gemahlin Marie Luise ganz in der Nähe sehen, auch jedes ihrer Worte hören konnte. Des Königs feines, galantes Lächeln bei der ersten Begrüßung des Grafen wich nach geschehener Eröffnung einem Ausdruck von verächtlichem Hohne, der seine laue und schlaffe Miene augenblicklich veränderte. Die kleine Stirn faltete sich düster, mit fast geschlossenen Augen und eingekniffener Lippe ließ er den unwilligen Blick einige Sekunden schweigend auf dem Sprecher ruhen; dann, indem er mit Heftigkeit die feine Gestalt seitwärts über den Schwerdtgriff bog, säuselte es wie scharfer, schneller Ostwind über seine Zunge: „sagt dem Könige von Schweden, ich habe ihn den Tartaren zum Frühstück zugedacht; meinen Vasallen, den Churfürsten, aber laßt wissen, daß ich ihn an einen Ort festsetzen werde, wo ihn weder Sonne noch Mond bescheinen soll.“ Eine unwillkührliche Bewegung führte Georgs Hand an seinen Pallasch, dieser rasselte in der Scheide, der Ton zog die Augen der Königin auf den Fremden. Sie betrachtete sein zorniges Gesicht und die Flammenröthe, welche sich über dieses ergoß. Zu einer ihrer Damen gewendet, flüsterte sie: „Laß mich wissen, ob der junge Mann mit der rothen Feder am Hute ein schwedischer oder brandenburgischer Herr ist. Ich habe Ursache, das Leztere anzunehmen,“ sezte sie hinzu, und da sich ihre Vermuthung sogleich bestätigte, sagte sie, immer noch den Blick auf Georg geheftet, doch Wort und Lächeln Graf Avaugour zugewendet: „In Wahrheit, der Churfürst hat nicht recht an uns gehandelt, doch ist er nicht der Mann, der sich schrecken läßt, daher mag ihn eine Drohung weniger treffen, als der Gedanke, daß sein Abfall den König von Polen bitter gekränkt und Marie Gonzague, die Freundin seines Hauses, tief verwundet hat.“ Es lag ein Zauber in dieser warmen, fließenden Stimme, der wie weicher Wellenschlag zu Georgs Herzen drang und es beklemmte, so daß ihm die Thränen aus den Augen stürzten.

Wie ein Träumender sah er bald darauf den Gesandten auf sich zukommen, hörte die leise geflüsterten Worte: „unsere Sendung war umsonst,“ und folgte dem etwas verdrießlich gestimmten Mann nach dem Schloßhofe zurück, wo das Tuch wieder um ihre Stirn gelegt und er im Dunkel der Sinne und Gedanken über die Vorpostenlinie hinaus geführt ward, ohne recht zu wissen, ob Zorn oder Rührung seine Seele füllte.

Im Lager fand er Gebhard Alvensleben in großer Unruhe seinetwegen. Niemand hatte über ihn Auskunft geben können, und da Schulenburg durch Fürsprache des Pfalzgrafen, der seinem Vater wohlwollte, in Wrangels Gefolge angestellt worden, Rudolf Heßler aber in Claus von Platen, churfürstlichem Rath und Oberhaupt des Kriegskommisseriums, einen Freund und Beschützer ange-

troffen hatte, so waren sie beide auf einander angewiesen und deßhalb doppelt froh, sich wieder vereint zu sehen. Es schien auch, sie sollten nicht getrennt werden, denn noch denselben Abend erfüllte Canneberg sein Versprechen. Er ließ sie zu sich rufen und ertheilte ihnen im Namen Sr. Churfürstlichen Durchlaucht, der er von ihnen gesagt, den Befehl, sich zu General Sparr zu halten, der bereits darum wisse. Zugleich ließ er sich über des Churfürsten gute Meinung hinsichtlich seines märkischen Adels aus, und wie er hoffe, daß ihn dieser nicht verlassen werde, es möge auch gehen wie es wolle. Dieß befeuerte beide Jünglinge nur noch mehr. Mit ungeduldigem Herzpochen sahen sie dem kommenden Morgen entgegen, an dem sie ihre erste Waffenprobe ablegen sollten.

König Casimirs schnöde Antwort gebot rasches, unverzügliches Vordringen. Die Befehlshaber waren über den ersten, durch Wrangel entworfenen Plan einig geworden, allein es hatte sich noch selbigen Tages gezeigt, daß der Feind die Weichsel bei Warschau überschritten und sich mit den Tartaren, die unter Gosieski von Ostrolenka kamen, vereinigt hatte und so den Uebergang über die Brücke von Praga deckte. Deßhalb ward beschlossen, gerade darauf los zu gehen und eine Bataille zu liefern, wo und wie es sich treffe.

Es sezte sich demzufolge das ganze Heer in aller Frühe in Bewegung. Der König auf seinem Apfelgrauen, den spiegelhellen Brustharnisch über dem Lederkollet, ritt an der Spitze des rechten Flügels. Scharfes Voraussehen, rasche Besonnenheit und jene lebendige Wärme unbefriedigter Ehrliebe gaben seinen Zügen den sprechendsten Ausdruck und sagten mehr von dem, was in ihm arbeitete, als die wortkarge, klug bewachte Zunge verrieth. Den linken Flügel führte der Churfürst; er überschaute genau, was vor ihm lag; auf seiner Stirn lag ruhiges Nachdenken, aber viel Ernst. Er schien nicht eben darauf bedacht, etwas zurückzuhalten, denn zum öftern redete er vertraulich mit Wrangel, der unter ihm kommandirte. Sparr hielt die Mitte mit fünf churfürstlichen und zwei schwedischen Regimentern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ethnographische Notizen.

Unser verdienstvoller Reisender, v. Siebold, hat unlängst die Pariser asiatische Gesellschaft mit einer anziehenden Abhandlung über Länder und Völkerschaften erfreut, von denen man nur selten etwas Neues hört: über die Insel Jeso im Norden von Japan, einen Theil der Insel Karafto oder Tarrakai, und die nordwärts bis nahe an Kamtschatka reichenden Kurilen. Auf diesen Inseln wohnen Leute, die von den Japanesen Mozin genannt werden, sich selbst aber Ainos nennen, d. h. Männer; auf den einzelnen Inseln nennen sie sich Kimun-aino, Eterop-aino, Männ von Kimun, von Eterop u. s. w. Wir theilen Einiges aus der Abhandlung mit. Die Hütten der Ainos enthalten Töpfe, einen Herd, Matten, Werkzeuge zur Jagd und zum Fischfang. Das Gesicht der Frauen ist rings um den Mund blau angestrichen, zum Kennzeichen, daß sie der höhern Klasse angehören. In Jeso bedecken die Frauen ihre Lippen mit Goldblättchen und verschiedenen Farben, und färben ihre Zähne schwarz. Die Gemahlin des Aino verfertigt die Kleider ihres Mannes aus Baumrinde; sie erzieht auch den Hausbären, dörrt Lachse u. s. w. Der Mann fängt unterdessen Robben und Fischottern, läßt seine Kinder laufen, ringen und jagen. Die Ainos verehren Sonne, Mond, Meer, einen Gott des Himmels, und kennen einen Teufel. Die Verwandten, aber nicht die nächsten, verheirathen sich in Jeso unter einander. Die Frauen sind frei und geachtet; in Karafto führen sie die Herrschaft über ihre Männer. Sie sind treu, und Siebold behauptet, sie seyen nicht im Geringsten eifersüchtig; sie machen sich nichts daraus, wenn ihr Gemahl noch eine Frau nimmt, aber leztere muß in einer besondern Hütte wohnen. Von Jeso bis zur Nordspitze Karaftos tragen die jungen Leute, sobald sie erwachsen sind, eine Art Hut, wie früher in Japan. Man errichtet Pfähle zu Ehren der Verstorbenen; den reichen Toden nimmt man die Eingeweide aus dem Leibe, thut dafür wohlriechende Kräuter hinein und läßt den Leichnam ein Jahr lang trocknen. Die Gräber stehen in großer Verehrung; die Familie des Verblichenen begibt sich jährlich am Todestage zum Besuche dahin. Da man keinen Kalender hat, so wird das Datum nach dem Abfallen der Blätter und dem Verwelken der Blumen berechnet. Es ist Brauch, daß bei dem Besuch am Grabe kein Wort vom Verstorbenen gesprochen wird. Nach dem Tode des Gemahls zieht sich die Wittwe ins Gebirg zurück, und die nächsten Verwandten erscheinen jahrelang nicht mit bloßem Haupte. Die Ainos kennen weder Schrift, noch Münze; sie führen Buch und Rechnung vermittelst der Einschritte in Holz. Ohne daß es Siebold ausdrücklich bemerkt, scheint mir aus seinen Worten hervorzugehen, daß die Männer auf Jeso ihre Gedanken einschneiden, ohne die Blätter censiren zu lassen. Die Ainos kennen nur zweierlei Heilmittel, wozu eine Art Trüffeln gehört; sie schießen vergiftete Pfeile gegen ihre Feinde ab. Sie sind sehr kräftig, aber sehr furchtsam; macht man Anstalten, sich ihnen zu nähern, so laufen sie fort, aber sie stehen bei den Japanesen im Rufe biederer, ehrlicher Leute. Nie ist es den Japanesen gelungen, bei den Ainos einen neuen Kopfputz oder auch die buddhistische Religion einzuführen.

* * *

Wir wollen die Leser mit einigen Artikeln des chinesischen Strafgesetzbuches bekannt machen. Es enthält zwei merkwürdige Ordonnanzen vom Jahr 1815 über die christliche Religion; die eine läßt sich auf Kritik gegen die katholischen Missionäre ein und behauptet, manche Lehren derselben seyen „eben so sehr im Widerspruche mit Vernunft und geselliger Ordnung, als die wilde Wuth eines tollen Hundes.“ Die Ordonnanz schließt folgendermaßen: „Für jezt und für die Zukunft haben wir unsern tartarischen Unterthanen befohlen und befehlen ihnen, auf Wort und Warnung ihrer eigenen Heimath und Regierung zu achten, sich auf's Reiten und Bogenschießen zu legen, die Werke der Gelehrten und Tugendhaften zu studiren und die gesellschaftlichen Pflichten zu beobachten. Wenn die Sekten Fohi's und Tautßi's nicht glaubwürdig sind, um wie viel weniger die europäischen!“ Der Strafcoder beschäftigt sich auch mit der Gastronomie. Wenn ein Koch, der die kaiserliche Mahlzeit bereitet, irgend eine verbotene Ingredienz in ein Gericht bringt, wenn auch aus Unachtsamkeit, sans préméditation, so soll er hundert Stockschläge bekommen; findet der Kaiser ein Haar darin, achtzig; ist nicht Alles ächt und auserlesen, sechzig; hat der Koch nicht alle Gerichte vorher gekostet, fünfzig. Weitläufig handelt der Strafkoder von den Komplimenten. Eine ziemlich neue Verordnung verspricht fünfzig Stockschläge dem Bürger, der auf der Gasse oder Landstraße einem Regierungsbeamten oder Offizier nicht aus dem Wege geht, oder bei solcher Gelegenheit nicht vom Pferde absteigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Frankreich, Februar.

(Fortsetzung.)

Die englischen Vierteljahr- und Monatschriften.

Die englischen Blätter sind gewissenhafter als die französischen, und die literarischen Beurtheilungen sind in England nicht den täglichen Zeitschriften vorbehalten, wie in Frankreich. Weniger für Abonnenten berechnet, welche eine vollständige Anzeige der neuesten und besten Erscheinungen erwarten, als für Käufer, welche nicht sowohl die Kritik der Blätter, als die Belehrungen der Schriftsteller lesen wollen, führen die Zeitschriften ganze Stellen der Bücher wörtlich an, und geben auch dem Auslande Mittel an die Hand, diese Bücher einigermaßen kennen zu lernen. Aber nur ein geringer Theil dieser Blätter kommt nach Deutschland, wenn auch an einzelne Redaktionen und Privatleute, doch nicht an den Uebersetzerschwarm von Profession, von welchem hier die Rede ist. Gerade die selten, vierteljährig erscheinenden Zeitschriften gelangen hauptsächlich in unser Vaterland, wie Quarterly, Edimburg Review, wir greifen indessen schneller nach den beiden Foreign Reviews, worin von uns die Rede ist, als nach denen, welche von den englischen Bestrebungen und Leistungen sprechen. Die vierteljährigen englischen Zeitschriften werden von wenigen Leuten geschrieben, welche außerordentlichen Nutzen davon ziehen und daher ungern sehen, daß ein neuer Mitarbeiter sich an sie anschließt; ihre Anzeigen sind großentheils eigene Aufsäze, worin sie oft nur das Gegentheil von dem zu beweisen suchen, was die Schriftsteller darthun wollten; als Bücher betrachtet sind sie trefflich, als Zeitschriften einseitig. Sie umfassen einen sehr geringen Theil der englischen Literatur, ein großer Theil ist der inländischen Politik gewidmet, und, was die Hauptsache ist, die Art ihres Erscheinens ist nicht schnell genug, unsere rege Neugierde zu befriedigen. Wir haben die Bücher schon übersezt, wenn sie beweisen, daß alles darin Gesagte erlogen ist. So war ein Quartband über die Stadt Timbuktu, die uns so merkwürdig scheint, weil wir sie nicht kennen, in ganz Europa bekannt, als man bewies, das Ganze sey ein Roman oder ein nach den trüglichen Aussagen von Negersklaven aufgenommenes Protokoll. Die monatlichen englischen Zeitschriften, welche am vollständigsten sind und sogar die zukünftigen Bücher anzeigen, kennt man in Deutschland weniger: Monthly und New Monthly Review, Monthly und New Monthly Magazine, alle interessant und belehrend. Asiatic Journal, Oriental Herald, die einen Schatz von Berichten aus Indien enthalten, Gentlemans Magazine, das fashionableste Blatt Englands, London physical Journal, Blackwoods Magazine, Sporling, Ladys Magazine etc. kommen nach wenigen Orten Deutschlands. Freilich sind die Kunstnachrichten darin oft abentheuerlich, die literarischen Urtheile stellen gelehrte Werke und mährchenhafte Reisebeschreibungen zusammen, sie gerathen von Philosophie auf Pudding, von trocknen Studien auf Beefsteaks, von Mysticismus auf Spleen, von Heldenthaten auf das Boxen, vom Boxen auf Philosophie, aber sie sprechen auch mit Wärme und Gründlichkeit von allem Guten und Edeln, was unter ihnen gedeiht, tragen in ihren Ansichten das Gepräge der Menschlichkeit, in den wesentlichen Urtheilen die Fackel der gesunden Vernunft und der beweisenden Kritik. Sie sehen zwar Alles durch subjektive, englische Augen an, ihre Vaterlandsliebe, ihr Volkssinn führt sie irre zur Anfeindung des Ausländischen; aber troz dem verwechseln sie in ihren Kritiken nicht das Gute und Schöne mit den eingewurzelten Irrthümern. Zwar arbeiten die bedeutendsten Männer des Landes an den Zeitschriften mit, aber nicht, um sich gegenseitig herabzusetzen. Diese Zeitschriften endlich sind es besonders, welche die belehrendsten Stellen aus den Büchern am fleißigsten hervorheben und so den Leser in den Stand setzen, selbst zu urtheilen.

Wir besitzen in Deutschland Anstalten, wo die Zahl der englischen und französischen Zeitschriften zunimmt, und an diesen Orten ist auch schon die Auswahl der Uebersetzer besser geworden. Unsere Blätter helfen sich auch dadurch, daß sie, wenn die fremden Blätter verschiedene Urtheile fällen, die Ansichten mehrerer Beurtheiler anführen. Man hat aber frühzeitig eingesehen, daß ein eigenes Urtheil sich hiernach nicht immer bilden lasse, oft nur an Ort und Stelle möglich sey. Auch besizt kein Land im Ausland so viele Korrespondenten, als Deutschland. Daß diese Korrespondenten Deutsche seyen, ist um so nothwendiger, als sonst die in fremder Sprache geschriebenen Artikel nicht genau wiedergegeben werden, und man Alles nur durch die Augen von Fremden sieht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 63.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 15. März 1831.

— Hitzig Blut entschuldigt ihn und Jugend. —
Ein schwindelköpf'ger Heißsporn, jähen Muths.

Shakespeare.

Die Brücke bei Warschau.

(Fortsetzung.)

So rückten die Feldherrn vor, einem Walde entgegen, der zwischen ihnen und dem polnischen Heere lag. General Wrangel ward mit sechs Eskadronen Reiterei detachirt, den Wald vom Feinde zu säubern, im Falle solcher dort im Verstecke liege. Der König folgte ihm mit seinen Truppen auf dem Fuß. Georg sah Levin Schulenburg an des Generals Seite vorsprengen. Das Herz schlug ihm vor Unruhe und Unwillen. Das Bild, das er vom Kriege hatte, war Aufsuchen der Gefahr, unmittelbares Eingreifen und persönliches Thun; Ruhe, Selbstentäußerung, Stillhalten, Erwarten dünkten ihm unerträglich. „Ich wette," sagte er, zu Alvensleben gewendet, indeß Sparrs Regimenter, meist Infanterie, langsam durch den Wald nachrückten, „wir kommen, wenn alles vorbei ist, denn der ungeduldige König reißt den Sieg mit Gewalt an sich. Hast Du gesehen, wie er fortstürmte? das Pferd flog nur so über den Boden hin, und die Truppen folgten ihm wie fortgerissen." — „Ein feuriger Herr," sagte Gebhard; „doch mag ich die stille Tapferkeit und den ruhigen Ernst unseres Churfürsten lieber. Er flößt mir mehr Vertrauen ein." — „Ja, ja," entgegnete Georg, „ich glaube, man kann neben ihm nicht wanken und weichen; aber an des Schweden Seite müßte man den Himmel erstürmen. Ich gäbe mein ganzes übriges Leben hin, gelänge es mir, unter seinen Augen etwas recht Glänzendes zu thun!" — „Immer Alles auf die Spitze gestellt!" lachte Alvensleben; „Du gibst Dich und Deine Zukunft gar zu leichtsinnig dem Augenblick hin." — „Wenn es der rechte ist, hört es auf Leichtsinn zu seyn." — „Der rechte! wer kennt den!" — „Den trifft man, wenn man dem Glücke vertraut." Jener schüttelte den Kopf. Georg kam ihm wohl verwegen, aber um ein Genie zu seyn, viel zu ungleich und hitzig vor. Er behielt indeß keine Zeit, ihm seine Meinung zu sagen, denn es sprengte ein schwedischer Offizier heran, den der König mit Befehlen an General Sparr schickte. „Was gibts da vorne?" ging von Munde zu Munde die Frage. „Die Regimenter sollen schneller nachrücken," hieß es. „Auf der Ebene jenseits des Waldes zeigt sich der Feind vor seinem Lager. Er ist stark und marschirt zum Angriffe heran."

Die Ordre zur Beschleunigung des Marsches war im Augenblick gegeben; Adjudanten flogen vor und zurück, Sparr und seine Offiziere ritten voraus. „Gottlob," sagte Sparr, „der Wald wird lichter. Jezt haben wir nur noch eine kurze Strecke vor uns. Aber was zum Henker zieht sich denn da wie Nebel längs dem Saum des Holzes hin?" Man hörte schießen. „Jezt sind sie aneinander," rief Georg, unwillkührlich eine rasche Bewegung mit seinem Pferde machend. „Sachte!" warnte Sparr, indem er den Kopf ein wenig nach seinem Gefolge umwandte; „das da," sezte er hinzu, „ist übrigens nur Pistolenfeuer. Die Kavallerie wird wohl aufs Neue detachirt seyn und ihre Flanqueurs drunten knallen lassen. Das kann aber

den Dampf nicht geben, der dort aufsteigt.“ — „Es sind Staubwolken,“ meldete ein rückkehrender Offizier; „man kann nichts unterscheiden, die Kavallerie ist in Bewegung, so viel kann man abnehmen.“ — „Nun nur vorwärts! vorwärts!“ kommandirte Sparr.

„Es ist für heute vorbei,“ lächelte Mathias von Jagow, den der Churfürst Sparr entgegenschickte, sobald dieser auf der Ebene angelangt war. „Vorbei?“ riefen mehrere unwillig; „für heute,“ nickte Jagow mit einer Miene, die sagen wollte: „Narrenspossen! denkt Ihr, daß es damit aus ist? — Der Wrangel,“ fuhr er fort, „hat mit den Unsrigen die polnische Avantgarde zurück in ihr Lager getrieben, da er sich aber ein wenig zu weit vormachte, und sich leicht von dem Tartarengeschmeiß und andern wilden Horden etwas zwischen ihn und uns schieben konnte, so ward der Douglas mit vier Regimentern nachkommandirt, ihm den Rücken zu decken. Sie haben alles exekutirt, einen Teufelslärm und einen Staub gemacht, daß man nicht sechs Schritt vor sich sieht. Der Abend dunkelt überdem, die Regimenter haben Befehl, abzusitzen, und die Infanterie, die Gewehre beizulegen. Gute Nacht also, meine Herrn,“ sezte er hinzu, sein Pferd wendend. Sparr ritt mit ihm zum Churfürsten. Georg dachte zu verzweifeln. „Es ist zum toll werden,“ ließ er sich heftig gegen Gebhard aus. „Muß unser Unstern uns hier in die Mitte hinein keilen, wo alle Bewegungen langsamer, schwerfälliger sind, indeß auf beiden Flügeln die Scharmützel und die Plänkeleien schon angefangen haben! Ich glühe vor Ungeduld, diesen stolzen Polen zu zeigen, daß der Churfürst über freie Männer gebietet, die ihrem Lebenseide getreu, Leib und Leben nicht zu theuer für seinen Ruhm achten, und muß nun zusehen, wie andere fechten, indeß nichts als Geduld und immer Geduld von uns gefordert wird.“ — „Nun,“ sagte Alvensleben, „die Deinige hast Du eben noch nicht bewährt.“ — „Gestehe mir aber doch,“ war die unwillige Antwort, „daß Levin ein anderes Loos gezogen hat. Schon zwei Mal war er vor dem Feinde.“ — „Ja, wie die Loose fallen, lieber Georg, wir kennen das unsrige noch nicht.“

Der andere warf sich unmuthig auf seinen Mantel am Boden und versuchte den Aerger zu verschlafen. Es gelang ihm auch für den Augenblick. Aber es war noch zu frühe am Abend, sein Blut zu heiß, das Leben und die Bewegung um ihn zu groß. Er erwachte bald wieder, und von da war es um die Ruhe der Nacht gethan. Tausenderlei ging ihm durch den Sinn; bald war es die schöne Königin, die ihn tröstend ansah, bald war er in Gedanken bei seiner Mutter; ihr bleiches Gesicht und die rothgeweinten Augen riefen ihm so manchen beklemmenden Augenblick seiner Kindheit zurück. Er wollte das vergessen, aber es war, als dringe alles Unangenehme und Aengstigende unwiderstehlich auf ihn ein. Ein Paar Mal fuhr er heftig in die Höhe, das Blut preßte ihm wie zwei starke Hände die Brust zusammen. „Was hast Du denn?“ fragte endlich Gebhard, der auch nicht schlafen konnte; „Du siehst ja so verstört um Dich.“ — „Ich weiß es nicht,“ sagte Georg, „aber — —“ — „Nun?“ — „Ach laß es gut seyn,“ war die kurze Antwort. Gebhard richtete sich aus seiner liegenden Stellung auf. Es klang etwas Wehmüthiges und Ergebenes aus Georgs Stimme, das diesem nicht natürlich war. Jener, den Kopf gegen den aufgestemmten Arm gestüzt, sah daher besorgt zu dem Freunde hin. „Ich kenne Dich heute nicht,“ sagte er mit gezwungenem Lächeln. Georg fuhr mit der Hand schnell durch die Luft, als verscheuche er dort etwas, das ihn störe. „Laß es gut seyn,“ sagte er noch einmal, mit stärkerer, fast unwilliger Stimme. „Du träumst,“ versicherte Alvensleben, worauf er den kurzen Bescheid erhielt: „ich weiß, was ich weiß.“ Beide sprachen von da nicht länger mit einander. Kaum brach der Morgen an, so waren sie wieder auf den Beinen, und alles unter den Waffen.

Der König und der Churfürst ritten eine Strecke mit einander. Gleich darauf sezten sich die Truppen in Bewegung. Die Brandenburger und Schweden auf dem linken Flügel zogen eine Anhöhe hinan, welche die unterhalb liegende Fläche dominirte. Während dem drang der Feind gegen die Mitte vor. Georg und Gebhard reichten einander die Hände. „Jezt!“ riefen beider Blicke und Mienen. Es war wieder nichts. Ein Paar detaschirte Kavallerieregimenter reichten hin, die Polen in ihre frühere Stellung zurückzujagen. Auf Georgs bewegtem Gesichte lag noch der volle Ausdruck des Unmuthes, als der König zu Sparr herangeritten kam und mit angenehmem Lächeln sagte: „der Feind hatte es besser erdacht, als ausgeführt; die Uhlanen und Tovarsi sollten bei Euch durchbrechen und dem Churfürsten in die Flanke fallen, während Hosievsko mit seinen Truppen durch den Wald zog und mir in den Rücken kam. Wir haben ihm aber einen derben Riß durch seinen Plan gemacht.“ Er hielt, während er mit dem Generale sprach, so, daß er dessen Mannschaft mustern und die Offiziere genau ins Auge fassen konnte. Georg mochte ihm wegen seines unruhigen, zornigen Blickes auffallen, er fragte nach seinem Namen und erinnerte sich bei Nennung desselben, durch Graf Avaugour von dem jungen Manne gehört zu haben. Eine Weile schien er etwas bei sich zu überlegen, dann machte er eine Bewegung, als wolle er Sparr einen Befehl geben; indem ward ihm gemeldet, daß der Churfürst das Geschütz auf die Anhöhe, wo er sich postirte, gebracht habe, und kein Hinderniß deßhalb vom Feinde zu fürchten sey. Karl Gustav vergaß hierüber, was er zuvor gewollt. „Gut, gut!“ rief er, „wir müssen die Zeit nützen, während sie da drüben auf der Retraite sind.“ Er warf sein Pferd seitwärts,

ritt eine Strecke vor, hielt an und berief seine Generale zusammen. Gleich darauf defilirte er mit den schwedischen Regimentern hinter dem Churfürsten weg und nahm jezt den linken Flügel ein, was die Plane des Feindes veränderte und ein Hin- und Hermanövriren zur Folge hatte, womit für diesen Tag weiter nichts herauskam. Ermüdet, doch in der Erwartung des folgenden Morgens wach und gespannt erhalten, kampirte das Heer am Saume des Waldes, der hinter ihnen lag.

Georg war niedergeschlagen, er wußte selbst nicht warum; mehrere seiner neuen Bekannten neckten ihn deßhalb. Es sammelten sich nach und nach einzelne um ein Wachtfeuer; zulezt kam auch Kallnein. Er hatte in seiner Pickelhaube Würfel und zwei kleine Becher verborgen, holte sie hervor und sagte lachend: „wir wollen unser Glück prüfen und sehen, wer es über den andern davon trägt." Es brauchte in der müßigen, etwas langweiligen Stimmung, worin sich alle in dem Augenblick befanden, eben keiner großen Ueberredung, um das Spiel in Gang zu bringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ethnographische Notizen.

(Fortsetzung.)

Der Naturforscher Perrotet wird nächstens seine Reise um die Welt herausgeben. Er hat eine Menge neuer Pflanzen und Thiere gefunden, was den Lesern gleichgültiger seyn möchte als dessen neue und frische Bemerkungen über die Insel Java. Diese Insel, zumal der innere Theil, ist noch wenig bekannt, aber die früheren Berichte darüber, zumal der von Marsden und seiner Gemahlin, waren merkwürdig genug, um uns auf weitere Nachricht gespannt zu machen. Kaum in der Uferstadt Surabaja angelangt, will Perrotet die westlichen Berge besuchen und bewaffnet sich, wie man im Französischen sagt, mit nichts anderem als einer blechernen Pflanzenkapsel. Ein Paar Stunden weit von der Stadt überfielen fünf Malaien den Botaniker mit Cris oder Dolchen, durchsuchten seine Taschen und wollten noch weiter gehen. Der Reisende trug aber zum Glück ein malai'sches Taschenwörterbuch bei sich und suchte in aller Eile Vokabeln zusammen, um ihnen den Grund seines Spaziergangs zu erklären. Perrotet gibt zu, die Leute haben ihn vielleicht nicht zum besten verstanden; wenn er ihnen sagte, er mache eine botanische Exkursion, so konnte dieß gewiß für die Malaien, wenn sie ihn auch verstanden hätten, kein Grund seyn, ihm sein Geld nicht wegzunehmen. Allein so viel ist gewiß, sie hörten malai'sche Worte, sie sahen, wie diese Worte aus einem leblosen Gegenstande, aus dem Wörterbuche, hervorkamen; dieß sezte sie in Verwunderung, sie beriethen sich unter einander, ließen Perrotet frei abziehen und sezten ihn dadurch in Stand, uns noch weit merkwürdigere Abentheuer zu erzählen.

* * *

Kurz nachher schlief Perrotet fünf Stunden von Surabaja bei einem Tomogon oder Häuptling auf einem javanischen Bette. Es war dies ein Kanapee aus indianischem Rohr (der gelehrte Naturforscher vergißt nie, den lateinischen technischen Ausdruck beizufügen) mit einer Matte, worüber ein Teppich als Bettdecke, und sogar mit Vorhängen. Als er sich niederlegte, fand er das ganze Bett mit Blumen (**plumeria alba**) bedeckt, das Kissen sogar war voller Blumen und der angenehme, allein etwas starke Geruch machte ihm heftiges Kopfweh. Als er endlich in der Verzweiflung auf den Gedanken kam, die Blumen hinauszuwerfen, bekam er noch größern Kopfschmerz, und die zwei Leute, welche daran Schuld waren, weil sie bei ihm wachten und in einem fort sangen, ließen ihn die ganze Nacht hindurch kein Auge zuthun. Es ist nämlich bei den Malaien Sitte, wenn sie einen Fremden, zumal einen Weißen, gastfreundlich aufnehmen, ihn während des Schlafs von Leuten bewachen zu lassen, die singen, damit er sich nicht fürchte. Wir wissen nicht, ob Licht im Zimmer war, sonst würden wir Hrn. Perrotet fragen, warum er nicht den Sängern durch sein Wörterbuch oder durch Zeichen zu verstehen gab, lieber ein andermal zu singen.

Vor dem Hafen Surabajas liegt die Insel Madura, wo Perrotet außerordentlich dicke Bombarbäume fand; dort residirt der mächtige und reiche Großsultan. Se. Hoh. geruhte, ein Gastmahl und einen prächtigen Ball zu geben, wozu der Generalstab des Schiffes Sr. allerchristlichsten Majestät eingeladen zu werden die Ehre hatte; JJ. Exc. die Minister des Sultans und wer sonst hoffähig war, wohnten dem Feste bei. Der Sultan residirt ungefähr in der Mitte der Insel. Er ließ die Gäste in zwanzig vierspännigen Wagen und auf Sattelpferden mit unzähligen Lakaien abholen. Die Wagen fuhren in gehöriger Ordnung, je nach dem Range der Gäste, und bei Hofe wurden die Honneurs mit auffallendem Takt gemacht. Der Pallast Sr. Hoheit ist von einfacher Bauart, aber stattlich ausgeschmückt. Die Säulengänge, jeder einzelne Pfeiler waren ringsum mit bunten, duftenden Blumen verziert. Das Frühstück wurde in einem geräumigen, mit Palmblättern tapezierten, offenen Saale aufgetragen. Man sezte sich und griff zu nach Herzenslust. Die Tafel war mit den auserlesensten Gerichten besezt, und während der Mahlzeit belustigte die Hofmusik den vornehmen Cirkel mit den herrlichsten Arien. Ein blumengeschmückter Tanzsaal wartete auf die Gesell-

schaft; gleich nach dem Frühstücke begann der Ball, aber es stand Jedem frei, sich zu amüsiren, wie er es für gut hielt. Die Einen, welchen ihre Verdauung am Herzen lag, gingen auf die Jagd, Andere ritten oder fuhren aus, um sich Appetit zum Mittagessen zu holen. Einige blieben im Pallaste, um die Töchter und Frauen des Sultans tanzen zu sehen und die Musik anzuhören, die, wie der Ball, erst am andern Morgen zu Ende war. Nach der Rückkehr der meisten Gäste trug man das Diner auf. Es war überaus prächtig, üppig. Alles Geschirr war von Silber; Jeder hatte einen Bedienten in Gala hinter sich. Die köstlichsten Weine versezten sämmtliche Anwesende in die lieblichste Trunkenheit. Tanz und Gesang wurden nach der Mahlzeit noch lärmender. Kurz, es war unmöglich, ein brillanteres Fest zu sehen. Nun kam die Zeit zum Aufbrechen, und man wurde mit denselben Honneurs heimgebracht. Die Wagen wurden angespannt, die Pferde gesattelt, und so gelangte man an das Seeufer.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Frankreich, Februar.

(Fortsetzung.)

Die englischen, französischen und deutschen Korrespondenten.

Da die Engländer etwas unstät sind und ihr Aufenthalt im Auslande (die sogenannten Tours) so viele Länder umfaßt, so haben ihre Blätter selten bleibende Korrespondenten auf einem bestimmten Punkte des Kontinents. Ihre Mitarbeiter in Paris z. B., und in dieser Stadt bleiben sie noch am liebsten, da sie dort Engländer, englische Bücher, sogar englische Sitten und alles um halben Preis finden, diese Mitarbeiter müssen, sobald Unruhen in Spanien, Portugal oder anderswo ausbrechen, sich dahin begeben, und wo keine Telegraphen sind, geben sie den Blättern eben so schnell die Nachrichten, als die englische Regierung sie erhält. In unserm friedlichen Deutschland aber, wo die Korrespondenten, um alle Leistungen der Kunst und Wissenschaft an Ort und Stelle kennen zu lernen, von Hauptstadt zu Hauptstadt, von Universität zu Universität eilen müßten, fehlen sie fast gänzlich. Die Foreign Reviews in London lassen, was sie nicht aus deutschen Zeitschriften in Betreff unsers Landes nehmen, von Deutschen arbeiten. Verdienstvolle deutsche Professoren schreiben für England. Aber leider verstehen die Engländer das Deutsche noch nicht gut genug, um Alles wiedergeben zu können; die tiefen Betrachtungen der deutschen Artikel werden in der schlechten Uebersezung widersinnig, deutsche Wörter bleiben im englischen Text stehen; deutsche Verleger schicken Anzeigen ein, welche als englische Urtheile gedruckt werden, und am Ende liest man in London nicht das Urtheil von Engländern, sondern die, oft persönlichen, Kritiken von Deutschen. — Die französischen Korrespondenten deutscher Blätter sind oft Mitarbeiter französischer Zeitschriften und verfechten ihr eigenes Interesse. Sie geben die Nachrichten eilig, holen sie von allen Seiten, urtheilen aber zuweilen voreilig und einseitig. Die deutschen Korrespondenten für Deutschland endlich sind oft selbst bei der Redaktion einer Zeitschrift des Ortes, wo sie sich aufhalten, interessirt; sind sie lange in der Fremde, verlieren sie ihr eigenes Land, dessen Bedürfnisse, die Punkte, worauf seine Wißbegierde gerichtet ist, aus den Augen; sie setzen alsdann Ansichten dort voraus, woran sie sich erst selbst eine Reihe von Jahren hindurch gewöhnt haben, und umgekehrt urtheilen die, welche zu kurze Zeit in der Fremde sind, zu schnell über alles Auswärtige ab: das Klassische taugt nichts, denn wir sind romantisch; die französische Sprache ist mit Unrecht präcis, denn unsere Dichtung gewinnt nicht selten bei der geringeren Präcision unserer Sprache; die Franzosen haben keine Philosophie, denn sie sind keine Naturphilosophen; sie verachten das Auswärtige, denn sie studiren uns nicht; sie sind Abschreiber, stehlen uns Alles, denn Victor Hugo schreibt wie ein deutscher Dichter; ihre Malerei, ihre Calembourgs, ihre Modesucht, ihre Vaudevilles u. s. w. sind zu tadeln, denn sie sind nicht nach unserm Geschmack; die Engländer lassen Alles durch Maschinen verrichten, jagen ihre Pferde zu todt, haben zwei Ellen lange Zeitungen u. s. w. Umgekehrt, die, welche lange in der Fremde sind, wollen nicht blos ganz Deutschland mit Kanälen, guten Landstraßen, Handelsfreiheit, Preßfreiheit, Verboten gegen Nachdruck, klaren Schriften, offener Rede u. s. w. beschenkt sehen, unsere Ballette sind mit nicht genug Aufwand verbunden, das Herumdrehen der Tänzerinnen im Kreise geht nicht schnell genug, unsere Landsleute sind ihnen zu schwerfällig, ihr Geschmack ist zu lose, sie lieben das Fremde zu sehr und — sie halten zu sehr am Alten. Aber dies Herabsetzen und dies Uebertreiben sind nicht die einzigen Versuchungen, in welche die deutschen Korrespondenten geführt werden; wir wollen mit Wahrheit die andern Versuchungen bekennen, weniger um ihre reizende Seite zu zeigen, als den künftigen Korrespondenten und uns selbst das Böse der Lockspeise vorzuhalten, und davor sie warnen zum Besten ihres Gewissens, ihres Namens und besonders im Interesse unserer deutschen Blätter. Diese Lockspeise wird nirgends so sehr gespendet als in Paris. Ist man Korrespondent eines deutschen Blattes oder gar mehrerer, kommt gar dieses Blatt nach Paris und kann man das Urtheil de l'Allemagne in ein französisches Blatt einrücken lassen, so machen die kleinen oder auch die großen Autoren dem Korrespondenten hommâge de leur ouvrage, schneiden die Blätter auf und schreiben dies hommâge auf das Titelblatt, damit der Korrespondent das Buch leichter lesen, sich für ihren Freund halten und das Buch nicht — verkaufen könne; dann laden sie den Korrespondenten zu Tische ein, setzen ihn neben einen Akademiker, sprechen von den Verdiensten der Deutschen, und gewöhnlich ist ein französischer Journalist da, welcher deutsche Bücher und Journale, d. h. die des Korrespondenten oder seiner Freunde, mit Vergnügen anzeigt; dann laden sie den Korrespondenten auf ihr Landhaus ein, und dort ist ein Wagen, ihn zurückzuführen, bieten ihm ihre Bibliothek an und leihen ihm Bücher — worin von ihnen die Rede ist; darauf bitten sie um Beiträge für ihre Schriften und sprechen darin mehrmals vom celèbre Docteur, der den Beitrag gegeben, und die Berühmtheit des Hrn. Doktors ist genugsam bewiesen durch die des Lobers; dieser Lober hat auch eine Loge in der Oper, gibt Konzerte, Empfehlungsbriefe, führt in gelehrte Gesellschaften ein, man wird als Fremder Membre de la Société d'encouragement de l'industrie nationale und bekommt Hoffnung auf eine Anstellung im Lande, Billete für die Deputirtenkammer, freien Eintritt in Antiquitätensammlungen, wohin man seine Freunde mitnehmen kann; man wird Mitarbeiter eines französischen Blattes und fängt an, dieses zu loben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 64.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 16. März 1831.

Nicht kann ich Schwerdter schmelzen, doch zum Himmel
Darf ich mich wenden in der Seelenangst.
O gnadenreiche Mutter, der ein Schwerdt
Durch's Herz gegangen, als du thränenvoll
Aufblicktest zu dem Kreuze deines Sohns,
Dich fleh' ich an!

Uhland.

Das Kirchlein Mutterliebe.

Zur Bergeshöh' auf Felsenbahn
Zieh'n viele Pilger rasch und schnelle,
Von ferne kommen sie heran,
Zu beten dort in der Kapelle.

Sie flehen all' um Gnad' und Heil
Hinknieend in des Kirchleins Mitten,
Und jedem wurden sie zu Theil,
Der glaubensvoll hineingeschritten.

Aus Schutt ragt die Kapell' empor,
Zur Mutterlieb' ist sie genennet;
Drum wallt hinauf der Beter Chor,
Weil weit den Gnadenort man kennet.

In alten Tagen war ein Schloß —
Ein stolzer Bau — wohl da zu finden,
Wo alles nun in Trümmer schoß
In Mitte sturmzerriß'ner Linden.

Von Rittern hat ein froh Geschlecht
Gar lange in der Burg gehauset,
Da ward turniert, getanzt, gezecht
Und fürstlich jeden Tag geschmauset.

So war's gegangen lange Zeit,
Bis vom Geschlecht noch blieb der Lezte;
An Biedersinn und Frömmigkeit
Nur dieser baß sein Herz ergözte.

Er war ein Held in blut'ger Schlacht,
Ein milder Vater doch den Seinen,
Und Manchen hat er froh gemacht,
Der Tage sonst verbracht in Weinen.

Ihm blüht' ein Weib der Rose gleich,
Wenn hold der Morgen an sie blicket,
Und Unschuld hatte überreich
Mit jedem Reiz die Frau geschmücket.

Ein Säugling lacht' an ihrer Brust,
Wie eine Knosp' in Frühlingsauen,
Drum ließ der Herr in Vaterlust
Das Kirchlein dankbar Gott erbauen.

Drin ziert ein Bildniß den Altar,
Das lieblich Christi Mutter zeigte,
Wie sie, die kaum den Sohn gebar,
In Lust sich über ihn hinneigte.

Vollbracht war just des Kirchleins Bau,
Als einer von des Ritters Leuten
Ansprengt: „Herr laßt nun Kind und Frau,
Und wappnet euch zum nahen Streiten.

„Ruft eilig die Vasallen auf
Und ziehet alle Macht zusammen,
Denn weh! der Hunnen blut'gen Lauf
Zeigt euch so Stadt wie Dorf in Flammen.“

Der Ritter küßt noch Kind und Frau,
Zerdrückt die helle Thrän' im Blicke,
Zieht fort bei Tages erstem Grau
Und schaut noch oft zum Schloß zurücke.

Die Fahne weht der Schaar voran,
Es schallen wilde Schlachtenlieder,
Und mancher denkt auf seiner Bahn:
Den Weg mach' ich vielleicht nicht wieder.

Der Ritter fliegt zur Todesschlacht,
Hoch in der Mitte seiner Treuen,
Und Schwerdterdrang und Lanzennacht
Kann nur die Heimath jezt befreien.

Wie Donnerschlag aus Himmelhöh'n
Hört seines Schwerdtes Streich man schallen,
Doch ach umsonst! — die Seinen seh'n
Ihn blutend im Gedränge fallen.

Und weiter dringt in's Land der Feind,
Des Helden Feste zu gewinnen,
Und sendet, alle Kraft vereint,
Geschosse nach den hohen Zinnen.

Lang widersteh'n sie seiner Macht,
Doch endlich ist die Kraft geschwunden,
Es stürzt das Thor, die Mauer kracht —
Nun ist das Schloß auch überwunden.

Da knie't vor'm Muttergottesbild
Die Frau im Kirchlein am Altare,
Sie drückt an's Herz den Säugling mild,
Und deckt ihn mit der Fluth der Haare.

Heiß fleht zu Christus sie empor:
Herr, schütze meines Kindes Leben,
O rett' es durch der Engel Chor,
Gern will zum Opfer ich mich geben.

Da stürmt zur Thür mit Spott herein
Und Hohn die Kriegerschaar, die wilde,
Doch das mocht' Einem g'nug nicht seyn,
Er wirft den Spieß selbst nach dem Bilde.

Da brüllt der Donner vom Altar,
Der Blitz sprüht von der Decke nieder,
Ja Flammen spei'n die Wände gar,
Und Feuer wallt vom Boden wieder.

Es rächet Gott der Unschuld Hohn
So bald durch seiner Allmacht Walten;
Sieh, keiner ist dem Tod entfloh'n,
Doch Frau und Kind sind wohl erhalten.

Des Schlosses Rest ist bald verweht,
Und auch die Linden droh'n zu fallen,
Und nur das Wunderkirchlein steht,
Wo täglich fromme Hymnen schallen.

Da tönt es oft wie Harfen süß,
Wenn matt der Tag sinkt im Erblaßen:
Den, welchen alles auch verließ,
Wird Mutterliebe nicht verlassen.

Wagner von Laufenburg.

Die Brücke bei Warschau.

(Fortsetzung.)

Sonderbar genug war der läßigste unter den Spielern, Georg, gerade derjenige, welchem jeder Wurf gelang. Bald hatte er die kleine Baarschaft sämmtlicher Mitspieler an sich gebracht. Halb lachend, halb ärgerlich, sagte endlich Kallnein: „Nun, so setze ich denn noch das lezte, was ich an Werth besitze, ein. Alles oder nichts.“ Er häckelte bei diesen Worten einen schmalen Goldring von einer Schnur, die er am Halse trug, und ihn zwischen den Fingern haltend, rief er Georg zu: „Gewinnt Ihr mir den ab, so seyd Ihr im Besitz eines weit größern Schatzes, als Ihr denkt. Es ist ein Talisman, vor dem die Kugeln Respekt haben, ein Tartarenweib hat ihn mir gestern mit der Zusicherung jener Eigenschaft verkauft.“ Einige lachten, andere wollten den Wunderring sehen. So ging er von Hand in Hand. Georg schüttelte die Würfel in dem Becher, sein Blick lag auf dem Ringe, den eben sein Nachbar betrachtete. Er warf zerstreut. „Ein Pasch! Er hat ihn!“ schrieen alle zugleich. „Wollt Ihr ihn behalten?“ fragte Georg, zu Kallnein gewendet; „Ihr gewinnt mir schon ein andermal den Werth desselben ab.“ — „Ein andermal! den Abend vor einer Schlacht! denn dazu muß es morgen kommen. Nein, vererbt mir ihn lieber. Fallt Ihr, bin ich wieder in seinem Besitze. Wollt Ihr?“ — „Die Kugeln können mir ja nichts anhaben,“ meinte Georg, die geheime Kraft des Ringes verspottend. Er bot ihn Kallnein noch mehrere Male an, lieh ihm auch eine kleine Summe und sezte seinen Gewinnst dagegen. Alles vergebens! Jener hatte einmal kein Glück. Zulezt wurde die Gesellschaft der Sache überdrüßig, sie ging auseinander; Georg blieb noch am Feuer sitzen; er hielt den Ring gegen die Flamme; inwendig waren Buchstaben eingegraben, es ließ sich aber keiner deutlich unterscheiden. Vielleicht geheime Zeichen, dachte er, steckte das feine Ringelchen in seinen Geldbeutel, und sich aller Gedanken entschlagend, streckte er sich zum Schlafen aus, da hörte er den Tritt anrückender Truppen. Er sprang auf. Ein Bataillon schwedischer Infanterie nahm die Richtung nach dem Walde zu. Gleich darauf ward das Krachen gefällter Bäume hörbar. Der Morgen grauete; die Zeichen zum Aufbruch wurden gegeben. Die Armee marschirte zwischen dem Walde, bei welchem sie gelagert hatte, und einem zweiten, der dem Feinde zur Rechten lag. Während nun die Infanterie in dem ersten einen Verhack

machte, erhielt Sparr Befehl, die Polen aus dem andern hinauszujagen. Georgs Herz klopfte vor Freude. Sein tapferer General ließ es sich nicht zweimal sagen; wie Sturm und Wetter brach er in das Gehölz ein und schoß und hieb Alles nieder, was sich ihm widersezte. Nach einem Blutbade ohne gleichen, nach einem Gemetzel unter den Tartaren, vor dem eine mildere Zeit zurückbebt, flohen leztere dem Ausgange zu. Georg war in dem dichtesten Getümmel unversehrt geblieben. Er beachtete es wenig; sein verwilderter Blick starrte zerstreut nach dem Sumpfe zurück, in dem er unzählige Tartaren erstickt sah, die vor den brandenburger Klingen flüchtend, mit Pferd und Waffen vor seinen Augen versanken. Ein ängstliches Lächeln zuckte um seine Lippen; er strich ein Paar Mal über die Stirn, sie war bleich wie Schnee, und doch standen helle Schweißtropfen darauf; Gebhard redete ihn an, er hörte ihn nicht; erst als er mit der Meldung des Sieges zum Könige von Schweden gesandt ward, ermannte er sich und sprengte davon. Indeß hatte der Churfürst alles, was ihm entgegenstand, geworfen und nach der Weichsel zugejagt. Hier griffen Wrangel und Waldeck die Fliehenden an, aber diese stürzten sich über eine Schiffbrücke, welche sie in möglichster Eile hinter sich abbrachen.

Während nun Brandenburger und Schweden auf allen Seiten Herrn des Schlachtfeldes blieben, kam Georg noch gerade zur rechten Zeit zum Könige, um ihm den Uebergang der Brücke zwischen Praga und Warschau erkämpfen zu helfen. Auf dieser hielt König Casimir, an seiner Seite Marie Gonzague, beide auf prächtigen Pferden, deren glänzende Buckeln im Morgenstrahle leuchteten. Furchtlos die ermunternden Worte nach allen Richtungen versendend, sahen sie jezt den polnischen Adel, von Tartaren und Grenzvölkern fortgerissen, zwischen Praga und den angrenzenden Wäldern fliehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ethnographische Notizen.

(Beschluß.)

Hochzeit in Surabaja. Die Mädchen verheirathen sich dort zu Lande im siebenten oder achten Jahr. Verliebt sich ein Malaie in eine Malaiin, so macht er ihr, wie überall, den Hof, aber anders. Thut sie nicht spröde, so geht er zu ihrem Vater und wirbt. Der Vater sagt, er werde zusehen. Er erkundigt sich nach dem Vermögen des Freiers, ob er eine Hütte habe, um eine Frau unterzubringen, und hinlängliches Saatfeld, um sie zu ernähren. Das Gesetz besteht hierauf, und die Väter machen keine größern Prätentionen, als das Gesetz. Hat der Freier das Jawort von den Eltern des Mädchens, so benachrichtigt er seine eigenen Eltern und Freunde davon. Der Hochzeiter ist selten über 16 bis 18 Jahre alt. Seine Bekannten versammeln sich, man läßt Musikanten kommen, vor Allem zwei oder drei Oboisten, und der Zug macht sich auf den Weg durch die Stadt. Die Verwandtinnen des jungen Mannes, als da sind Mutter, Schwestern, Muhmen und Basen, seine Freundinnen und deren Bekannte füllen Körbe mit Bananen, Zwieback und was sonst zur Mahlzeit gehört. Auf das Haupt des Hochzeiters sezt man eine Mütze von Pappendeckel in Form eines Tschakos, aber ohne Schild und roth angestrichen. Der junge Malaie, der Beinkleider trägt, steigt auf ein wildes Roß und hat neben sich als Stallmeister einen Sudler, der, ehe man ausreitet, sorgfältig alle nicht von den Beinkleidern bedeckten Körpertheile des Hochzeiters gelb anstreicht; unterwegs läßt er ihn nicht aus dem Auge, und so oft irgendwo die Farbe durch die Reibung oder Hitze weggeht, ist der Schmierer mit dem Pinsel bei der Hand. Außer dem Schmierer mit Farbentopf und Pinsel kommen dann noch ein halbes Hundert Männer und Weiber; von leztern trägt jede einen Eßkorb. Morgens zieht man aus, erst Abends heim, und den Tag über wird nur gerastet, um etwas zu sich zu nehmen. Der Hochzeiter steigt nur selten ab, um zu essen; seine nächsten Verwandten umringen ihn und wünschen, daß es ihm wohl bekomme. Abends geht man zu dem Neuvermählten, und speist und macht sich lustig. Die Braut ist nicht dabei, denn sie ist noch nicht Frau. Den andern Tag kommt die Reihe an sie; sie, ihre Verwandten und Freundinnen verrichten dieselbe Ceremonie, wie der junge Mann Tags zuvor; nur ist sie nicht zu Pferde, sondern auf einem Tragsessel, und ohne den Raphael mit Pinsel und Farbentopf. Dann vereinigt sich endlich der Zug der Gemahlin mit dem des Gemahls u. s. w.

* * *

Die **Damen Batavia's** treiben mit ihrer Toilette einen gewaltigen Luxus, und stehen dennoch, Perrotet zufolge, weit unter den elegant-einfachen Europäerinnen; allein ich will unserm Naturforscher nicht rathen, sich nochmals in Batavia blicken zu lassen, denn er sagt es selbst und beweist es durch eine lange Erzählung, wie eifersüchtig jene Damen auf die Europäerinnen sind. Die Creolinnen sind in ihrer Rache sehr grausam; sie mischen Gift, woran es dort zu Lande nicht mangelt, und geben es ihren Schlachtopfern in allmähligen Dosen ein. Viele Leute sterben in Batavia an einer Leberkrankheit, die man dem Klima zuschreibt, die aber, Perrotet zufolge, vielmehr von dem Gifte jener Megären herrührt.

* * *

Das vorige französische Ministerium wollte die Todesstrafe beibehalten, ausgenommen für politische Verbrechen. Das Volk war damit nicht zufrieden. Seitdem

hat Mohamed-Ali die Todesstrafe in Aegypten abgeschafft, ausgenommen für politische Verbrechen.

* * *

Seitdem man in Deutschland wieder anfängt, die Provinzialdialekte zu Ehren zu bringen, hat man denselben in Frankreich den Krieg erklärt. Die königl. Akademie im Departement Gard schreibt als Preisfrage für das Jahr 1831 aus: „Welche Hindernisse setzen die Patois dem Fortschreiten der Civilisation in den Weg?“ Wer sie ausrottet, bekommt 300 Franken. Die Franzosen denken: wenn die Leute einander verstehen, herrscht größere Einheit im Lande.

* * *

Die Bewohner Virginiens in Nordamerika schlugen im Jahr 1744 den benachbarten Wilden vor, einige ihrer Kinder an Civilisation zu gewöhnen, und zwar durch Schulunterricht. Darauf wollten aber die Indianer nicht eingehen, weil, sagten sie, die wissenschaftlich erzogenen jungen Leute unfähig seyen, eine Hütte zu bauen, einen Feind zu erlegen, im Walde zu leben, kurz, sie taugen zu nichts. Dieß ist nun nicht gerade die Ansicht der französischen Erziehungsblätter; allein sie sprechen den Wunsch aus, man solle nicht so viele Knaben sieben Jahre lang ins Gymnasium schicken, und Leute latein und griechisch lernen lassen, welche später den Pflug oder ein Handwerk ergreifen; man möge vielmehr praktische Schulen stiften, wo die Kinder lernen, was ihnen später Noth thut, und solle nicht jeden gelehrt, sondern geschickt machen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Frankreich, Februar.

(Beschluß.)

Korrespondenten als Anpreiser und Uebersetzer. Unnöthige Uebersetzungen.

Nun fängt der Autor an, Rechte auf die Dankbarkeit des Korrespondenten zu bekommen; er gibt ihm Notizen, mit der Bitte, sie zu benutzen, er gibt ihm — des notes, d. h. den ganzen Artikel. Die Geduld reißt dem deutschen Korrespondenten; die Bücher hat er nicht ausschlagen können, aber — des notes! Er verläßt den Autor, der ihm als Marktschreier erscheint, und schließt sich an seine Gegner an, die ihn mit offenen Armen aufnehmen; die hommâges, Einladungen, Billette kommen wieder, man verräth ihm Geheimnisse, führt ihn ein zu den Großen und diese versprechen ihm eine Anstellung; grenzenlos ist die Dankbarkeit des Korrespondenten; er hat sich unterdessen französirt, und lacht am Ende den ehrlichen Deutschen aus, welcher, in ächter Einfalt und Gewissenhaftigkeit nach Paris kommend, vor den notes zurückschrickt und lieber die Nächte durchstudirt, als seine deutschen Worte mit dieser Pariser Erfindung besudelt. Aber mit all seinem Studiren wird er es nicht so bald dem gewandten Korrespondenten zuvorthun, dem die notes und die Hülfsquellen von allen Seiten zufließen, und will er nicht mit Hintansetzung des größern Vortheils für das Gute wirken, so muß er am Ende zu jenem lezten Mittel greifen. Was hilft ihm sein ernstes Protestiren gegen die Artikel derer, welche mit honigsüßer Sprache loben, und durch das Tadeln ihrer Gegner oder gar unbedeutender Menschen Schatten in ihr hellleuchtendes, von den Liebhabern schöner Lektüre angestauntes Gemälde mischen? Das Urtheil ist in die Welt geschickt; „es steht gedruckt,“ sagt der Deutsche, „l'Allemagne a jugé,“ sagt händereibend der Franzose; den schönen Worten glauben unsere Uebersetzer, lassen das Buch kommen und haben den vorlezten Bogen übersezt, ehe sie den lezten gelesen.

Man sieht, daß mein langes Abschweifen seinen Grund hatte, denn auf das Lob von Korrespondenten werden viele Bücher in Deutschland übersezt, oder gar aus dem Auslande von den Korrespondenten selbst übersezt hingeschickt. Im leztern Falle kommt ein neues Uebel hinzu: ich habe selbst Korrespondenten sich rühmen hören, sie haben englische Aufsätze übersezt, über Shakespeare kritische Arbeiten verfaßt, ehe sie die englischen Präpositionen genau kannten; wenn sie in einem Satze einiges nicht verstanden, haben sie es umschrieben; sie haben nie ein Wörterbuch dabei zur Hand genommen, selten ihre Arbeit durchgesehen, schreiben in einem Tage so und so viele Bogen — und unglücklicherweise schreiben gerade diese Leute einen so schönen Styl, daß mit ihren schönen Worten auch die falschen Thatsachen in das Gedächtniß der Leser kommen.

Weder die Bereicherung Deutschlands mit fremden Blättern, noch die gute Wahl von Korrespondenten wird der Sündfluth, womit Uebersetzer in Menge unser Land überschwemmen, einen so sichern Damm entgegensetzen, als die Strenge des deutschen Urtheils gegen ihre unnützen Bemühungen. Ein fremdes Buch, das interessante Nachrichten enthält, deren Mittheilung unsern Zeitschriften und Zeitungen obliegen kann, ist darum nicht werth, ganz, mit allen Einzelnheiten, die uns nicht angehen, übersezt zu werden. Wenn ein französischer Konsul, aus dem Orient zurückgekehrt, bald richtige Reflexionen über das künftige französische Kolonialsystem in zwei starken Oktavbänden anstellt, sollen wir sie darum übersetzen, und gar auf unserm Titel sagen, das Buch sey besonders für deutsche Ackerbauer gemacht, während nichts darin über die Deutschen, und was sie speziell angeht, vorkommt, als einige Seiten über deutsche Auswanderer? — Wenn ein französisches Werk über die Kreuzzüge fünf Jahre nach dem von Wilken, unabhängig von dem deutschen Werke, entstanden ist, wenn der Verfasser keine Rücksicht auf das deutsche Werk nahm, weil die Deutschen, wie er sich selbst seitdem ausdrückte, „kein Buch redigiren können,“ sollen wir deswegen die ganze französische Schrift übersetzen, zumal da es weniger eine kritische Geschichte gibt, als eine Analyse nicht unbekannter Quellen? Zu welchen großen Leistungen haben sich denn in neuerer Zeit deutsche Geschichtschreiber durch die schön geschriebenen Werke der Ausländer anfeuern lassen? Die beiden Hauptvortheile, welche sich aus der Uebersetzung der ausländischen Werke ziehen ließen, nämlich die Gewöhnung an die gute Seite fremder Ideen und an eine klare, geordnete Darstellung, gerade diese Vortheile sind bisher am wenigsten aus den Uebersetzungen gezogen worden, und abstechend stehen noch immer in Deutschland einander gegenüber die meist ausländischen, schön und oft oberflächlich, andererseits die nach altem Zuschnitt gemachten deutschen, dunkeln Geschichtsbücher mit unabsehbarem Notenschwall. Tritt ein Walter Scott in der Romanenwelt, ein Mignet oder auch nur ein Ségur in der Geschichtswelt auf, und werden ihre Werke mit Recht übersezt, so rücken füherst ihre würdigen Nebenbuhler, die Cooper, die Thibeaudeau's, Thierry's nach; aber nun kennt man im Uebersetzen keine Grenze mehr, und sollten die Fremden auch einander abschreiben; kurz, immer noch kann man mit Hrn. v. Bielfeld sagen: „Gar viele Federn, welche etwas weit Besseres leisten könnten, sind mit Uebersetzen beschäftigt.“

Beilage: Literaturblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 65.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 17. März 1831.

> — Laßt uns in jenes Dunkel sehn,
> Wo die Vergangenheit die Zukunft wird,
> Und im erstorbnen Keim der Gegenwart
> Der Baum der Nachwelt blühet.
>
> Herder.

Skizze des Kulturzustandes der Insel Sicilien im Mittelalter.

Sicilien, dieses herrliche Eiland, fast von jeher der Zankapfel und Tummelplatz kriegerischer Nationen, wo griechische Kultur so kräftig und so lange geblüht hatte, war während des Ringens der Römer nach Weltherrschaft lange der Schauplatz der furchtbarsten politischen Stürme gewesen, und versank endlich, nachdem Constantin den Sitz des Reichs aus Italien weg an die Ufer des Bosporus verlegt hatte, allmählig in die Nacht der Barbarei, die nun nach und nach über ganz Europa herabsank. Sicilien und mit ihm die ganze apenninische Halbinsel, einst das Land des Ruhms und der Macht, war nichts mehr als ein umgestürzter, zertrümmerter Koloß. Aber das Schicksal wollte, daß in den neuen Stürmen und Umwälzungen, welche nach dem zehnten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung über das Land kamen, das Saamenkorn einer neuen Kultur ausgestreut werden sollte.

Die Araber, die, Religionsfanatismus im Herzen, das Schwerdt der Zerstörung in der Hand, alle Küstenländer Afrikas am Mittelmeer überfluthet hatten, waren bereits in Spanien eingefallen und hatten ihre blutigen Banner sogar über die Pyrenäen auf den Boden Frankreichs getragen. Korsika, Sardinien, das ganze südliche Italien waren nacheinander von ihnen überfallen worden, und nicht lange, so mußte auch Sicilien ihrem Fanatismus und ihrer Raubgier zum Opfer fallen. Sie landeten, es entspann sich ein langer, hartnäckiger Vertilgungskrieg mit den Eingebornen, der die Insel so entvölkerte, daß sie am Ende völlig erschöpft und hülflos in die Hände der unerbittlichen Feinde fiel. Das Joch der Tyrannei lüftet sich aber von selbst, sobald alle Möglichkeit verschwindet, daß von Seite derjenigen, denen es auferlegt ist, Widerstand geleistet werden kann; die Löwen haben die Tyrannen niedergeschlagen, die Würmer zertreten sie nicht, denn dieß wäre gegen ihren eigenen Vortheil; sie richten die Sklaven wieder etwas aus dem Staube auf, damit sie ihre Macht und Größe verherrlichen. So war es auch in Sicilien: die Herrschaft der Araber im völlig geschwächten, verödeten Lande wurde nach und nach milder; und abgesehen von der Bekehrungswuth, die das ganze Menschengeschlecht dem Islam hätte gewinnen mögen, waren sie sonst ernstlich darauf bedacht, die Ordnung wieder herzustellen, Gesetze und Verordnungen für die Verwaltung des Landes zu erlassen und Künste und Gewerbfleiß in ihren Schutz zu nehmen; es geschah dieß um so mehr, da das glänzende Zeitalter der Abassiden zu Bagdad mächtigen Einfluß auf alle Nationen, die sich zum Islam bekannten, geäußert hatte, und die meisten derselben bereits die Segnungen der Kultur und des Friedens gut zu schützen wußten.

Wie anderswo, so war es auch hier ganz besonders die Baukunst, welche von den Arabern aufs eifrigste befördert wurde. Sie fanden auf Sicilien in den Trümmern der öffentlichen Gebäude, welche der griechische und



römische Genius in so großer Fülle geschaffen, herrliche Muster; sie ahmten sie bei Privatgebäuden nach, zu deren Errichtung sie vorzüglich der Luxus veranlaßte, den sie mit ihren Harems trieben. Die ganze Insel bedeckte sich mit Bauten der Art, und sie wußten trefflich die schönsten Punkte dazu auszuersehen. Die Gebäude hatten meistens Gärten, Säulengänge, Fontänen, Bäder aller Art. Sie waren ein Gegenstand hoher Bewunderung für die Herren der Insel, die den Arabern folgten, und noch steht aus dieser Zeit, und ziemlich wohl erhalten, der berühmte Pallast Zisa, an dem alle Kenner die zierlichen Formen und den imposanten Totaleindruck bewundernd rühmen.

Aber der schneidende Kontrast in Sprache und Religion, und der systematische Despotismus der Araber, der, trotz aller Liberalität, die sie zur Schau trugen, bei den Eingebornen lediglich kein Vertrauen aufkommen ließ, machten es unmöglich, daß sich die Eroberer mit den alten Besitzern des Bodens verschmolzen, und so kam es denn, daß am Ende die Normänner, bald heimlich, bald offen von den Eingebornen unterstüzt, wenig Mühe hatten, sie für immer aus dem Lande zu jagen. Roger, einer der vornehmsten Häuptlinge dieser tapfern Abentheurer, die sich bereits in den Provinzen Salerno und Capua niedergelassen hatten, wurde nach einem hartnäckigen Kampfe, durch List und Tapferkeit endlich Herr von Sicilien, verband es mit einem bedeutenden Theile des Königreichs Neapel zu Einem Staate und machte sich zum König, nicht sowohl durch Gottes Gnade, als durch die Schärfe des Schwerdtes. Und dieß ist ja der gewöhnliche Ausgang der politischen Dramen, wo thörichte Fürsten oder noch thörichtere Völker zur Abwehr gegen ein drückendes Uebel fremde Hülfe ins Land rufen; ehe sie es sich versehen, liegt wieder ein Joch auf ihnen, und sie haben nur den Herrn gewechselt.

Die Normänner fanden die Insel furchtbar entvölkert und den Rest der Bevölkerung moralisch tief gesunken. Sie führten, wie überall, alsbald das Feudalsystem ein, wußten aber zugleich durch Aufmunterungen und Vortheile aller Art Handelsleute von Venedig, Genua, Florenz, Pisa auf die Insel zu locken, und diese klugen Maßregeln trugen erstaunliche Früchte. Die Ansiedler kamen aus Freistaaten, die damals den höchsten Gipfel der Macht und des Reichthums erstiegen hatten oder bald ersteigen sollten. Ihre Betriebsamkeit, ihre Erfahrung theilten sich wie ein Blitz den von Natur lebendigen, anstelligen Sicilianern mit, sie nahmen Theil an den Unternehmungen, und nicht lange, so war das Land durch den Betrieb aller seiner unerschöpflichen Hülfsquellen völlig umgestaltet. Es kam reges Leben in alle Zweige der Industrie und eine Handelsmarine blühte auf, welche mit den Ufern des Bosporus, mit Kleinasien und Egypten in ausgebreiteten Verkehr trat. So wurden die Häfen von Trapani und Messina, in Folge ihrer geographischen Lage, die wahren Stapelplätze für den Handel zwischen dem Morgen- und Abendland; von jeder Nation waren Handelsleute und Konsuln daselbst, und zu der Menge von Reisenden, welche der Handel hieher zog, kamen bald die endlosen Schwärme der Kreuzfahrer und Pilger, welche auf ihrem Zuge ins gelobte Land und auf dem Rückweg in jenen beiden Städten rasteten. Die damals so mächtigen Tempelritter, — von Philipps des Schönen und Klemens V. Scheiterhaufen ahnte ihnen noch nichts — die Hospitalritter und Antonianer hatten hier im Geiste der Zeit Niederlassungen gegründet, um die frommen Abentheurer zu verpflegen. Diese Umstände zusammen wurden für Sicilien eine reiche Quelle von Leben und Wohlstand.

Eines der bedeutenderen Produkte der Insel war damals, im Vorbeigehen gesagt, der Zucker, und er wurde sogar stark ausgeführt. Das Zuckerrohr scheint auf der Insel einheimisch zu seyn, denn es wurde seit undenklicher Zeit gebaut, und zwei authentische Thatsachen beweisen, von welcher Bedeutung dieser Industriezweig zu damaliger Zeit war. Vom Bau und der Fabrikation des Zuckers erhob die Regierung allein im Distrikte von Palermo gegen 7500 Gulden jährlich, eine bei der damaligen Seltenheit des Geldes sehr bedeutende Summe. Ferner ließ später Heinrich von Portugal Zuckerrohr in Sicilien holen, um es auf Madera und den Canarien, die er vor Kurzem erst unter seine Herrschaft gebracht hatte, anzupflanzen. Es ist aber historisch erwiesen, daß seit Entdeckung der neuen Welt die spanische Eifersucht diesen Gewerbszweig auf Sicilien durch übermäßige Auflagen völlig unterdrückt hat. (Der Beschluß folgt.)

Die Brücke bei Warschau.

(Fortsetzung.)

Langsam wandte sich das Königspaar, Georg starrte ihnen nach, als Gustav mit den Worten: „ihnen nach!“ über die freigewordene Brücke sprengte, und alles ungeduldig, die eroberte Stadt zu betreten, ihm in hitziger, leidenschaftlicher Eile folgte. Der König, welcher Georg noch in demselben Augenblick an seiner Seite gesehen, wandte den Kopf nach ihm um, Willens ihm einen Auftrag zu geben. „Wo ist der junge brandenburgische Offizier?“ fragte er. Der Tumult, die Bewegung der aneinander drängenden Pferde war indeß gerade hier so groß, daß sowohl die Frage, als der Gegenstand, den sie betraf, von dem lärmenden Gewühl verschlungen ward. Keiner verstand das eigene Wort. Erst als die Brücke hinter ihnen lag, hörte man Jemand aus dem Gefolge des Königs sagen: „was ist das für ein rother Streifen, den dort die Wellen ans Ufer spühlen?“ — „Eine rothe Feder ist es,“ war die Antwort; „es trug sie noch eben der junge churfürstliche Bote.“

*



„Hier wäre ich einmal wieder!“ sagte Frau Hedwig, als sie vor einem kleinen Hause an der Dorfstraße von Rennhausen aus einer schweren Kutsche stieg. Sie blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen und sah mit betrübtem Blick umher. Rechts lag der Herrenhof; der große Thorweg, durch den man hinein fuhr, war geschlossen, das Gras schoß an den Seiten auf; es war hier alles öde, nur die Fruchtbäume in dem gegenüberliegenden Kraut- und Gemüsegarten zeigten in ihrem üppigen Reichthume, daß die Natur noch nicht aufgehört hatte, lebendigen Segen über den verwaisten Ort auszuschütten. Zwischen den schwerbelasteten Zweigen roth und gelb behangener Apfelbäume traten jetzt zwei schwarz gekleidete Frauen hervor, und wie sie den Reisewagen erblickten, eilte die Jüngere von beiden, eine feine, schlanke Gestalt, mit freudiger Eil auf die Angekommene zu.

„Seid mir tausendmal willkommen, liebe Schwägerin!“ erschall es schon von fern aus dem angenehmen Munde. „Nun, das muß ich loben, daß Ihr die Einsame hier in ihrem Trübsal aufsucht!“ — „Ach liebste Ludemille,“ entgegnete Jene, „die Traurigen suchen einander auf.“ — „Mein Gott, doch kein neues Unglück!“ war die ängstliche Antwort. — „Ja, wer weiß es!“ seufzte Hedwig. „Der Friede ist längst geschlossen und immer noch keine Sylbe von Georg. Der Heßler auf Möckern, so viel ist zu uns gekommen, starb schnell auf einem Banket, das Claus von Platen in Königsberg nach den geschlossenen Unterhandlungen in Welau gab; Levin Schulenburg ging in schwedische Dienste und Alvensleben ist noch beim Heer; aber wo Georg ein Ende genommen, davon spricht kein Schreiben aus der Gegend und kein Rückgekehrter vom Heere.“ — Sie sagte das schnell und ängstlich, wie, um nur sogleich die Last vom Herzen los zu seyn. — „Denkt nicht gleich das Aergste,“ tröstete ihre liebevolle Wirthin, indem sie das Haus und gleich darauf eine Thür links im Flur öffnete. „Tretet ein,“ bat sie, mit leichter Verneigung an der Thür stehen bleibend. „Es ist der Sitz einer armen Wittwe,“ fügte sie, ihrem Gaste folgend, hinzu, „der man noch das schmale Einkommen beschneidet, und Streit und böse Händel auf ihren rauhen Pfad führt.“

Sie standen jetzt mitten in dem beschränkten Gemach, aus dessen Hintergrunde zwei kleine, bleich und rührend aussehende Mädchen hinter ihren Spinnrädern aufstanden, den abgerissenen Faden schnell um den Rocken schlangen und sich eilten, die Fremde zu bewillkommen, indem sie ihr demüthig den Rock küßten. Diese sagte unter zärtlicher Umarmung der Kleinen, zu Frau Ludemille gewandt: „Euer Herr hinterließ Euch bei alle dem einen großen Schatz in diesen Kindern.“ — „Die Perle,“ seufzte jene, „ist mir doch daraus entwendet worden! Wie anders stände es um mich und die armen Verlassenen hier, wäre der kleine Heinrich am Leben geblieben! Fiel er nicht schon im dritten Jahre wie eine welke Rose aus meiner Hand, so hauten die wüsten Vettern wohl nicht mit dem Lehnserbe wie mit einem Kaufgute, von dem sie ein Grundstück nach dem andern veräußern und den schönen Besitzstand so zerstückeln, bis sich doch endlich Kurfürst und Stände in's Mittel werden schlagen müssen!“ — „Ja, der Stamm der Lochows soll einmal hier untergehen!“ sagte Hedwig, indem sich ihr Auge durch die Fenster des offen stehenden Hinterstübchens in einen dichten Eichenwald verlor, der an den Hofraum stieß. Die dunkeln Kronen der Bäume schnitten sich scharf gegen das blaue Luftzelt ab, unter welchem sie fest und erhaben, wie Pfeiler eines weiten Domes standen. — „Hat die Art der Gutsherrn doch die alten Stämme noch verschont!“ lächelte Hedwig wehmüthig. „Ich danke es ihnen, denn ich würde mich sonst hier nicht mehr zurecht finden und das ernste, stille Rennhausen ohne seine alten Eichen nicht wieder kennen. Aber“ fuhr sie, sich zu Ludemille zurückwendend fort, „wo sind die Vettern jetzt?“ — „In Zeiz,“ erwiederte jene,“ wo sie mit der sächsischen Sippschaft lustig in den Tag hinein leben, indeß Advokaten und Gerichtsverwalter hier schalten und verkehren, daß es ein Erbarmen ist, und mir den Pfennig abprozessiren, den ich mein nenne. Wäre der wackere Briest nicht“ — „Der Jakob Friedrich von Böhne?“ fiel Hedwig ein. „Nun, Schwester,“ lächelte sie, „ich wünsche Euch Glück zu dem redlichen Beistand. Hat der sich Eurer Sache angenommen, so mögt Ihr und die armen Kleinen da nur ruhig seyn. Er wird's schon machen, daß Recht Recht bleibt.“ — „Er hat das Heft in Händen,“ meinte die Wittwe, „denn er streckt den Vettern eine Summe nach der andern vor, und will ihm das Glück wohl, so kommt wohl manches anders. Er gilt viel beim Kurfürsten.“ — „Ihr seyd voller Hoffnung, wie ich sehe. Gebe Gott, daß sie Euch nicht trüge,“ warnte jene. „Das ist eine Blüthe, die auf diesem Boden selten gedeiht!“

Hier trat die im Garten zurückgebliebene Dame ebenfalls in's Zimmer. Sie war groß und wohlgebildet, hatte ein vornehmes Wesen und feine Worte, die sie mit fremdem Accent sehr artig zu stellen wußte. Die kleinen Mädchen waren sogleich um sie beschäftigt, führten sie zu einem Seffel, trugen ihr das Fußbänkchen nach und blieben neben ihr stehen, als warteten sie nur auf ihren Wink. Hedwig fragte nicht, wer sie sey; doch entnahm sie bald, daß es eine von Stechow auf Stechow war, da sie öfters des Ortes erwähnte und auch noch heute dahin zurückkehren wollte.

Unter Frauen ist leicht ein Gespräch angeknüpft, und wo trübe Schicksale, Sorge über Kommendes oder Trauer über schon Erlittenes zu allgemeinen Betrachtungen Veranlassung geben, da knüpfen Theilnahme und Neugier leicht die Fäden, aus denen ein sogenanntes Freundschafts-

band entsteht. So sezten sich denn auch hier die drei Wittwen an ein von Wein umranktes Fenster. Indeß war ein ehemaliger Diener des seligen Georg von Lochow vom Abschütteln der Herbstfrüchte hereingerufen werden. Mit der Hauslivree, die im Schranke neben des Verstorbenen Kleidern aufbewahrt wurde, angethan, trat er jezt ein, eine silberne Kanne mit dem Lochowschen Wappen auf chinesischem Porzellanteller tragend, und sezte das Geschirr auf einen blau und weiß getäfelten Fliesentisch, auf welchem sich bereits Zucker und Tassen befanden, vor Frau Ludemille hin, die das damalige Lieblingsgetränk der Damen, den stark gekochten, ungeläuterten Kaffee sorglich einschenkte und reichlich mit Sahne vermischt, ihren Gästen reichte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

Theaterlust. Karneval. Raupach. Friedrich August in Madrid.

Es bleibt charakteristisch, daß troz Krieg, Cholera und Papiernoth, von denen freilich bis jezt nur die dritte uns in der Nähe drückt, die Theater sich mehr füllen, als je. Es ist nicht die Vergnügungslust, denn alle andern Vergnügungsanstalten seufzen, und die Tivoli's, Elysiums, Refectoriums, Wintergarten sehen einer Auflösung entgegen. Ob es neuerwachter Kunstsinn ist, wage ich nicht zu bestimmen, aber man scheint die schlimmen Tagesneuigkeiten vergessen zu wollen bei einer Abendunterhaltung, die den Geist in andere Regionen, über diese neue Noth wenigstens hinaus, versezt. Nicht daß unser Publikum gerade lachen wollte und gekizelt seyn, denn es zollt zwar den Lustspielen, Possen, Opern die gewöhnliche Theilnahme, aber vorzugsweise werden die alten klassischen Trauerspiele voll, etwas, das ein Psychologe beachten sollte. Auch die Konzertgeber treffen eine gute Zeit; nur in den allerglänzendsten Musikepochen drängten sich so die Konzerte, und Blinde und Sehende sollen im Durchschnitt ihre Rechnung finden. Dagegen ist Prinz Karneval still, wo nicht todt. Es gibt keine Redouten, die freilich auch nie, wie man sagt, „den Kohl fett gemacht“ haben, und die Subscriptionsbälle, eine ehrenwerthe, allgemeine, gesellige Vereinigung der präsentablen Stände, haben sich nur so kümmerlich hingeschlichen. — So friedlich es auch in den Häusern und Straßen der Hauptstadt aussieht, daß um deshalb der bunte Knabe aus Italien nicht zurückgeschreckt seyn brauchte, so ist die Unterlassung alles Gepränges doch gewiß gut in Beziehung auf die Provinzen.

Auf dem Theater regiert Raupach nach wie vor der Pariser Revolution. Von sieben neu eingereichten Possen ist erst die eine, das „Melodram,“ kaum einem mehr als verdienten Untergange entgangen, als er schon mit einem großen fünfaktigen Trauerspiele, König Enzio, sich selbst unterbricht. Doch ist vorher noch eines andern Stückes zu gedenken, das in seiner Art auch gewissermaßen Epoche gemacht hat. Es heißt „Friedrich August in Madrid,“ und verdankt seine Geburt unserm Hofkomponisten Karl Blum. Wenn das heutzutage den Werth eines Theaterstücks ausmacht, daß auf die vortheilhafteste Weise alle materiellen und intellektuellen Kräfte des realen Theaters darin benuzt sind, so ist dieses historisch-liberale Rühr-, Trauer- und Spektakelstück eine der besten Produktionen und Acquisitionen unserer Bühne, und Herr Karl Blum verdient gekrönt zu werden für ein Picknickdrama, zu dem Dekorateurs, Lampenpuzer, Maschinisten, Calderon, Schiller, Abraham a Santa Clara, Ernst und Wiz, Frivolität und Liberalismus, die Geschichte und die barocke antihistorische Erfindung das Ihrige beigetragen haben, die Musik nicht zu vergessen. Doch hat der genannte Verfasser mit vielem Geschick alle diese Bestandtheile verarbeitet, wodurch denn ein wirklich unterhaltendes, auch spannendes, und hie und da in seinen launigen Parthieen sowohl als in den leidenschaftlichen ergreifendes Stück, was Drama heißt, hervorgebracht wird. Allein wer wird für den Inhalt als Ritter auftreten? Friedrich August der Starke von Sachsen befindet sich als Kurprinz auf einer abentheuerlichen Reise in Madrid, und verliebt sich daselbst bei einem Stiergefecht, in dem er sich ritterlich auszeichnet, in die junge Frau eines alten Ministers; oder besser gesagt: er wird in sie verliebt gemacht, denn der ganze Hof Karls des Zweiten, namentlich die junge Königin übernimmt mit Lust das Kuppleramt. Die junge Frau Ministerin hat spanisches Blut, aber doch etwas von Tugendgefühl. Sie sperrt sich lange; ein schlauer Franziskaner führt den galanten Sachsen endlich zur Nachtzeit in ihre Villa. Hier betheuert der starke Friedrich August der Gattin, die von einer ganz gerechten Eifersucht ihres Gemahls nicht über Verdienst geplagt wird, seine unsterbliche Liebe. Sie soll mit ihm fliehen, ihre Ehe trennen, und die Frau Ministerin soll Kurfürstin von Sachsen werden. Da überrascht sie der Minister, nachdem die Gattin eingewilligt, es kommt zu einem Streit, in dem der Minister in den Degen des Grafen Vizthum, des Begleiters unseres Helden, fällt und stirbt. Was ist nun das Ende? — Friedrich August nimmt die verwittwete Ministerin als Gattin mit sich, die Frauen am Hofe bescheinigen gegen Clerus und Publikum die That, Karl der Zweite schenkt ihm ein Regiment und die beiden Liebenden ziehen mit Pauken und Trompeten aus Madrid ab! Es liegt so viel Empörendes und jedes moralische Gefühl Beleidigendes in dem Stück, daß es nur bei einer so äußerst geschickten Behandlung und einem Meisterspiele wie das der Mad. Crelinger und des jüngern Devrient (Karl II.) erklärlich wurde, daß Niemand sein Mißfallen äußerte. Das Stück hat im Gegentheil gefallen und wird bei gleich guter Besezung überall ansprechen, was für den Freund der Kunst und ihrer heiligen Basis aber nur um so betrübender ist, da hier der Weg angegeben ist, wie man allem Schlechten und Verwerflichen in Zukunft den guten Schein leihen und Beifall verschaffen kann. Ich spreche nicht davon, wie mit der Geschichte, ich mache nur darauf aufmerksam, wie mit der Sitte umgesprungen ist und wie die Motive herbei gezogen sind, welche das absolut Strafbare bescheinigen sollen. Der Minister, dem man seine Frau verkuppelt, abwendig macht, den man ersticht und endlich noch nach seinem Tode beschimpft, ist zum Beispiel ein ganz vollkommner Ehemann, nur daß er älter als seine Gattin ist; um aber das Mitleid von ihm abzuziehen und die Entrüstung zu mildern, entdeckt sich zufällig, daß er kein ganz getreuer Diener seines Königs ist. Also (nach dem logischen Saze: der Stock steht im Winkel; morgen regnet es) hat ein junger Prinz das Recht, seine Frau zu verführen und ihn todtstechen zu lassen. Glücklicher Weise hat nicht jeder Theaterdichter die Geschicklichkeit des Herrn Blum; sonst müßten wir nach diesem geglückten Versuch das Absurdeste erwarten können. Verschiedene Geißelhiebe auf den katholischen Clerus, geistreiche und charakteristische Gespräche am Hofe Karls II., wenn auch eben nicht wahr und wahrscheinlich, und Anspielungen auf die Verhältnisse zwischen Sachsen und Brandenburg trugen das ihrige zu der glücklichen Stimmung bei, welche das Stück erregt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 66.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 18. März 1831.

Von allen Wundern, die ich je gehört,
Scheint mir das größte, daß sich Menschen fürchten,
Da sie doch sehn, der Tod, das Schicksal Aller,
Kommt, wann er kommen soll.

Shakespeare.

Die Brücke bei Warschau.

(Fortsetzung.)

Philipp Wetzel, Diener, Hausverwalter, Gärtner, in vorkommenden Fällen Vertrauter und Beschützer der Frau von Lochow, war ein ehemaliger Spielgefährte von Hedwigs Brüdern. Beide begrüßten einander daher mit Rührung; sie hatte sogleich unzählige Fragen an ihn zu machen. „Der Garten,“ seufzte sie, „ist wohl ganz verwildert; von meinen lieben Rosen, die so herrlich just an meinem Hochzeitstage prangten, finde ich sicher keinen einzigen Busch mehr am Teiche.“ Philipp schüttelte den Kopf; aber die kleine zarte Sophie sagte mit blödem Stimmchen: „o ja, der Strauch am Teiche hat noch kürzlich sehr schön geblüht.“ Hedwig faßte sie unter das Kinn und hob das blonde Köpfchen zu sich auf, um sie für die Nachricht zu küssen. Gleich darauf gab die Kleine der Schwester einen Wink, und beide huschten zum Zimmer hinaus.

Ludemille sah ihnen lächelnd nach. Es schmerzte sie daher doppelt, als ihr Blick den nassen Augen der gebeugten, zusammengesunkenen Frau von Stechow begegnete und diese mit matter Stimme sagte: „die beiden Engel ließ Euch doch der himmlische Vater in Eurer Einsamkeit; Ihr wißt darum nicht, wie einem Mutterherzen ist, das nur noch gebrochen in der wunden Brust schlägt.“ Hedwig fuhr entsetzt zusammen. „Gott!“ dachte sie, „wenn das prophetisch für mich klänge!“

Sie stand von ihrem Platze auf und ging in das andere Stübchen, von dem sie nach dem Schloßgarten und den Eichen sehen konnte; es dunkelte schon, der Mond stand blaß über den Wipfeln der Bäume; diese regten sich im Abendhauch. „Wie es da drüben in den Zweigen rauschen und säuseln mag,“ dachte die Bekümmerte. Unzählige Mal war sie sonst Abends hier gegangen; ihr Fuß schwebte, ihr Herz schlug damals so leicht unter den Schatten; heute winkte ihr das Dunkel traurig zu, lange weiße Streifen zogen am Himmel hinter dem bleichen Monde drein; sie schauerte. „Gott! Gott!“ seufzte sie, „was bedeutet mir das Alles!“ Sie hatte die Augen mit beiden Händen bedeckt; da sie diese nun nach einer Weile zurückzog und unwillkührlich doch wieder hinsah, liefen just die beiden kleinen Mädchen über den Rasen, jede eine schöne Rose in der Hand, die sie, wie im Triumph, aus Leibeskräften rennend, um es einer der andern zuvorzuthun, in die Höhe hielten.

Ludemille athmete froh, als die Kinder wieder kamen, ihr war ganz bange bei den beiden wortkargen, betrübten Frauen geworden. Viel jünger als diese, kaum ihr sechsundzwanzigstes Jahr zählend, meinte sie, es sey doch gar zu traurig, das Leben nur unter Furcht und Zittern hinzubringen. Die frischen Rosen in den lieben Händchen lachten ihr daher ordentlich ins Herz. Sie dachte auch, der viel auf äußere Zeichen gebenden Hedwig werde dieses von guter Bedeutung seyn. Sie ging erfreut auf sie zu, als jene eben die Blumen mit zufriedenem Lächeln empfing,

und wollte ihr Glück zu dem Fund der Spätblühenden wünschen; doch es war, als solle heute alles eine ängstliche Wendung nehmen, denn noch ganz außer Athem sagte Sophie, zur Mutter gewendet: „wie heute Morgen einmal wieder die Elfen getanzt haben, das glaubst Du nicht. So weite Ringe,“ erzählte sie, mit beiden Armen einen großen Kreis in der Luft machend, „so weite Ringe haben sie in den Rasen getreten.“ Hedwig fielen die Rosen vor Schreck aus der Hand. „Elfenringe!“ seufzte sie. „Kindergeschwätz,“ beruhigte Ludemille; „laßt Euch das nicht stören. Das Wild kommt wohl zur Nachtzeit aus dem Walde und drückt dem Grase, auf dem es sich hin- und herwälzt, dergleichen Spuren ein.“ Sie gab den Töchtern ein Zeichen zu schweigen, die nun beschämt und erschrocken an die Seite traten.

Allein solche Auslegung fruchtet bei Gemüthern nichts, die von Natur auf Wunderbares gestellt, in Sorge um geliebte Menschen ihr Herz einmal nicht beruhigen können, den glücklichen Weissagungen keinen Glauben schenken wollen, den unheilverkündenden volle, unwiderstehliche Macht beilegen. Hedwig sagte, das Wort an Philipp gerichtet: „Lassen sich die Wasserjungfern noch immer bei der Eiche und Weide auf der Wiese sehen? oder spürte man sie sonst nicht als heute?“ Halb verschlagen, halb einfältig blöd lachte der Angeredete ein unbestimmtes „ich weiß nicht“ heraus, gab aber doch durch Blicke und Mienen zu verstehen, daß davon viel zu erzählen wäre, wenn man es sonst glauben dürfte. „Ich für meinen Theil,“ versicherte Ludemille mit einer Hast, welche die Ungeduld über den peinlichen Gegenstand verrieth, „ich habe nie das Mindeste der Art wahrgenommen, so oft ich auch Abends an dem Wiesenrand, wo es immer kühl ist, umher ging.“ — „O ja! einmal doch!“ fiel Christine, die jüngste der Schwestern, ein, verstummte aber sogleich wieder, da Sophie sie an dem Ermel zupfte; Ludemille that, als hörte sie nicht auf sie, und sagte, schnell zu ihrer Nachbarin gewendet: „was thut Ihr denn, Frau Catharine? Ihr wollt uns verlassen? Bleibt hier, helft mir das kranke Gemüth meiner Frau Schwägerin aufrichten; erzählt ihr von den großen Städten, wo Ihr früher lebtet, und den Prinzessinnen von Würtemberg, Eurer ehemaligen Herrschaft; es wird sie zerstreuen und uns alle von dem unstäten Hin- und Hertreiben der Gedanken befreien.“ Die kleinen Mädchen hingen mit sehnsüchtigem Blicke an den Lippen ihrer Pathe und bestürmten sie ohne Worte, dem Vorschlage der Mutter nachzugeben. „Liebe Ludemille,“ entgegnete jene, „ich bin gern bei Euch, und bleibe auch, wenn Ihr es wünscht, allein die Farben aus meiner Jugendzeit sind alle verblichen, und was ich erzählen könnte, klingt traurig.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizze des Kulturzustandes der Insel Sicilien im Mittelalter.

(Beschluß.)

In dieser Blüthezeit unter den Normannen machten sich, wie sich erwarten läßt, Geschmack und Eleganz am frühesten an Luxusarbeiten bemerklich; nicht nur die Chroniken sagen dieß ausdrücklich, auch eine Menge Gesetze beweisen es, wodurch die Regierung dem grenzenlosen Hang zu nutzloser Verschwendung Schranken setzen wollte, ohne zu bedenken, daß sie demselben dadurch nur Vorschub leistete. Im Schmucke der Frauen allein steckten bedeutende Kapitalien, und Künstler und Handwerker hatten hier ein weites Feld, ihre Kunstfertigkeit zu entwickeln. Die Frauen trugen im Winter Kleider von Purpur und mit Hermelin verbrämte Mäntel, im Sommer kostbare Seidenstoffe von den prächtigsten Farben, mit goldenen Fransen und Bändern verziert; sogar ihre Schuhe und Halbstiefeln waren reich mit Gold gestickt. Am Busen, am Gürtel und auf dem Kopf schimmerten Tressen, Edelsteine, Perlen und Schmelzarbeit; ihre Haare waren in Gestalt eines Thurms aufgebunden, und häufig wurden zierliche Amulette und kleine geweihte Rosenkränze darein verflochten. Die damalige Tracht der sicilischen Frauen hatte viele Aehnlichkeit mit der griechischen, denn sie holten sich ihre Moden aus dem Morgenlande. Die galanten Kreuzfahrer waren auf der Rückkehr aus dem gelobten Lande immer mit Reliquien von Heiligen und kostbarem Schmuck für das schöne Geschlecht reichlich versehen, und diese beiden Waaren wußten wohl nicht recht, wie sie zusammenkamen.

Auch der Luxus mit Pferden, deren Sicilien vorzügliche Racen besaß, hatte sich sehr verbreitet, und sie wurden aufs Prachtvollste angeschirrt. Die Wohlhabenden hielten ihrer eine Menge für sich und ihre Frauen. Anna von Luxemburg, die Gemahlin König Richards II. von England, brachte unter den englischen Damen zuerst die Sitte auf, sich quer auf den Sattel zu setzen; es sollte dieß anständiger seyn, vielleicht auch besser ins Auge fallen; auf dem Festlande aber ritten die Damen nach Art der Männer und wetteiferten mit diesen in Gewandtheit und Verwegenheit. Dieser Hang war offenbar ein Ausfluß des ritterlichen Geistes, der der herrschende Charakterzug jenes Zeitalters ist. Alles geschah zu Pferde, und wie man fast nur zu Pferde in den Krieg zog, so ritt man auch im Frieden bei allen Feierlichkeiten. Ja nach dem Ritual des heiligen Kollegiums durften sogar die Päbste nach ihrer Erwählung nur auf einem weißen, festlich geschmückten Zelter ihren Einzug in Rom halten. Nur Pabst Cölestin bestieg bei dieser Gelegenheit Bileams stolzes Thier. Sonderbar ist es, daß die sicilischen Damen nur dann ihr eigenes Pferd ritten, wenn sie allein mit Dienerschaft

ausritten; begleiteten sie ihre Männer, so sezten sie sich hinter dem Reiter, der im Sattel die Zügel führte, auf die Gruppe. Auf diese Weise besuchten namentlich Neuvermählte aus reichen Häusern zum erstenmal nach der Hochzeit ihre schönen Landhäuser, und diese Sitte wurde so allgemein, daß man sie sogar bei feierlichen Aufzügen beobachtete. Ein Aktenstück im Archive von Palermo enthält die Beschreibung des öffentlichen Einzugs einer Königin von Neapel in diese Stadt. Sie ritt auf der Gruppe hinter dem Vicekönig durch die Volkshaufen vom Hafen, wo sie ans Land gestiegen war, bis in den Pallast.

Unter der Herrschaft der schwäbischen Kaiser, welche auf die der Normannen folgte, blieben sich die Verhältnisse auf Sicilien so ziemlich gleich; nur that die leidige Habsucht der meisten deutschen Fürsten dem Ackerbau und der Industrie überhaupt Eintrag. Kaiser Friedrich II. wollte dem Volk keine weiteren Lasten aufbürden und kam so auf den Gedanken, um sich das nöthige Geld zu verschaffen, selbst den Handelsmann zu machen; und da er die Macht in Händen hatte, so artete sein Handel bald in ein Monopol aus, das die Interessen des Volks sehr beeinträchtigte. Niemand durfte eher kaufen oder verkaufen, als bis der König die Waaren, mit denen er für seine Rechnung Handel trieb, gekauft oder verkauft hatte. Abgesehen davon, waren die schwäbischen Könige eifrige, großartige Beschützer der Wissenschaften und schönen Künste. Besonders die Regierungen Friedrichs II. und seiner beiden Söhne Enzius und Manfred waren auch in dieser Beziehung von großer Bedeutung. Sie gründeten Schulen und Universitäten, versammelten die berühmtesten Männer der Zeit um sich und legten sich selbst mit Glück auf manche Zweige des menschlichen Wissens. Friedrich war Dichter und Naturbeobachter; er verfaßte bekanntlich Gedichte und schrieb eine höchst merkwürdige Abhandlung über die Kunst, mit Vögeln zu jagen. Auch Manfred war Dichter und in den philosophischen Wissenschaften sehr bewandert; er oder sein Vater veranlaßte die erste Uebersetzung des Aristoteles ins Lateinische. Unter den Gelehrten, welche an ihrem Hofe glänzten, verdienen vorzüglich Erwähnung, die beiden Söhne des Averroes, die aus Marocco, wo ihr Vater eines so wohl verdienten Ruhmes genossen hatte, nach Sicilien gekommen waren; die beiden ältesten lyrischen Dichter Italiens, Ciullo d'Alcamo und Guido delle Colonne, beide Sicilianer; der berühmte Pietro delle Vigne und der berüchtigte Astrologe Michael Scotus, welche Dante später in der Hölle antraf, den einen unter den Selbstmördern, den andern unter den verwegenen Geistern, welche den Schleier der Zukunft lüften wollen. Dante selbst hegte hohe Achtung vor diesem Zeitalter, in dem die Morgenröthe der neuen Kultur aufstieg, und nannte Sicilien die Wiege der italienischen Sprache und Literatur.

Um diese Zeit keimte auch die treffliche Malerschule auf, welche über Messina so vielen Glanz verbreitet hat. Als ihren Stifter kann man einen gewissen Antonio ansehen, einen Zeitgenossen von Cimabue; seine Nachkommenschaft bestand über dreihundert Jahre lang aus lauter Malern von größerem oder geringerem Rufe, die sämmtlich Antonio hießen. In den Kirchen Siciliens finden sich ihre Gemälde in großer Menge; sie zeichnen sich durch gute Zeichnung und einfache Komposition aus. Der berühmteste unter ihnen ist 1442 geboren; auf einer Reise nach Neapel sah er ein Oelgemälde, das Van Eyk, der Erfinder oder vielmehr Wiederhersteller der Oelmalerei, König Alphons geschickt hatte; er machte sich alsbald auf den Weg nach Brügge, lernte dem flämischen Künstler sein Geheimniß ab und machte es zu Venedig bekannt. Aus der Schule der Antonio — so nennt man in der Kunstgeschichte diese Familie — gingen Rosalibe, Franco und Alibrandi hervor, alle drei berühmte Maler; besonders aber erwarb sich der leztere, unter dem Namen des Raphael von Messina, großen Ruhm in Italien, nicht nur durch seine großartigen Werke, sondern auch durch seine freundschaftlichen Verhältnisse zu Giorgione, Leonardo da Vinci und Correggio. In seiner Vaterstadt befindet sich noch das große Gemälde, das die Reinigung der Maria in einem prächtigen corinthischen Tempel vorstellt; an einer Säule dieses Tempels sieht man ein Stück Pergament mit einem Nagel befestigt; es ist so täuschend gemalt, daß es Jedermann auf den ersten Blick für ein wirkliches Stück Pergament hält.

Der Verfall des levantischen Handels nach dem Verlust von Palästina gab merkwürdiger Weise die Veranlassung dazu, daß die Skulptur im Lande wieder aufblühte. Die Seeleute von Trapani fanden nachgerade nicht mehr Beschäftigung genug; sie legten sich daher insgesammt auf die Korallenfischerei, nicht nur in ihrem eigenen Meere, sondern auch an den Küsten von Algier; sie waren auch die ersten, die dieses Gewerbes wegen an die afrikanische Küste hinübergingen. Der reiche Ertrag dieser Fischerei ermunterte zuerst einige Künstler, sich mit Verfertigung von Ringen, Agraffen, Halsbändern, Ohrgehängen abzugeben; bald verfertigten sie auch kleine Standbilder, die sehr vortheilhaft ins Ausland abgesezt wurden. Dies veranlaßte die Geschicktesten, diesem Geschäft größere Ausdehnung zu geben, und sie verfertigten nun ähnliche Sachen aus Elfenbein, Holz, endlich aus Alabaster und Marmor. Durch Uebung und mannigfache Versuche vervollkommnete sich die Kunst immer mehr; Ehrgeiz und Gewinnsucht befeuerten die Künstler, und sie gründeten endlich in der Stadt Trapani eine wahre Bildhauerschule, in der sich bis zur Hälfte des vorigen Jahrhunderts Mirlante, Orlando, Bongiorno, Tartaglio und die beiden Tipa auszeichneten.

Das Schneiden der Korallen ist noch jezt im Lande ein



sehr bedeutender Kunst- und Erwerbszweig, und es gibt im Königreiche beider Sicilien große Fabriken, in denen sehr fein und elegant gearbeitet wird. Man verfertigt daselbst sehr hübsche Halsbänder und Schmuck aller Art für beide Geschlechter. Auch die Einwohner von Catanien und Syrakus legen sich seit längerer Zeit auf diese Kunst; erstere verarbeiten die gelbe Ambra, die man dort am Meeresufer sammelt und die für die reinste in Europa gilt, die leztern eine Muschelart, die in Härte und Farbe Aehnlichkeit mit dem Elfenbein hat. Man verfertigt äußerst zierliche Sachen aus diesen Stoffen, namentlich Kameen, welche den antiken wirklich täuschend nachgebildet sind. Die Eingebornen versehen sich auf diese Weise wohlfeil mit Schmuck, und der Handel mit diesen Waaren ins Ausland ist gar nicht unbedeutend.

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Februar.

Verwischung aller Eigenthümlichkeit im Volksleben.

Man darf unbedenklich sagen, daß man außer dem Sommermonat, welcher die Johannisfeste mit sich führt, zu keiner andern Zeit ein so treues Bild des Florentinischen Lebens erhält, als in den Wintermonaten December und Januar. Festtage reihen sich an Festtage, die Theater werden mit dem Beginn des Karnevals, nicht selten schon in den lezten Tagen des Decembers geöffnet. Das Volk, in Italien überhaupt so unbefangen, so genußsüchtig, wie genußfähig, hat also Gelegenheit, geistigen und irdischen Freuden aller Art sich zu überlassen und seine innerste Natur herauszukehren. Fragt man sich nun aber, wie dies gerade hier auf eigenthümliche Weise geschehe, so ist man verlegen um die Antwort, wenn sie nicht so lautet, daß alles eigene, volksthümliche Leben in Florenz, in Toskana überhaupt, mehr als in andern Gegenden Italiens abgestorben ist, daß es dem Kunst- und Weltleben hat weichen müssen. Diese Antwort erfolgt in allen Sphären des Lebens, wo man anfragt, in den höchsten so gut, als in den niedrigsten. Jede Eigenthümlichkeit der Tracht hört in der Nähe von Florenz auf, da doch noch heutzutage gerade in dieser Hinsicht in andern Gegenden Italiens Trümmer früherer Zeiten zum Vorschein kommen, welche sich von fremdem Einfluß frei erhalten haben. Wem fallen nicht in Verona die weißen Schleier auf, welche daselbst fast ohne Unterschied Frauen und Jungfrauen tragen? wem nicht beim ersten Betreten des päbstlichen Gebiets die Zusammenstellung heller, glühender Farben, womit Männer und Frauen sich schmücken? Nach Florenz bringen höchstens die Frauen vom Lande noch einzelne Besonderheiten, sey es, daß sie wie Kreuze gebildete Ohrringe und silberne Scherpen, sey es, daß sie sammtne Barette tragen. Auch die physiognomischen Verschiedenheiten fallen hier bei weitem weniger auf, als z. B. in Venedig und Rom. Jene Meerestochter bewahrt auch jezt noch in ihren Gondolieren einen persönlich tüchtigen, äußerlich freien Menschenschlag, der in der Art, wie er seines Körpers Herr ist, in Italien nicht leicht seines Gleichen findet; Rom hat unter den Trümmern gefallener und fallender Herrlichkeiten in seinen Weibern die würdevolle Haltung, den Stolz ehemaliger Matronen und die edelsten Formen höherer Schönheit gerettet. In der Blumenstadt findet sich nichts der Art, ja man könnte das häufig sich findende blonde Haar und die blauen Augen eher Deutschen und Engländern, als Italienern zuschreiben, wenn nicht die Sprache sie sogleich als solche bezeichnete. Daher bietet denn auch die Weihnachtsfeier in keiner Hinsicht etwas Besonderes dar; der Gottesdienst ist um ein Geringes feierlicher, als an andern Tagen; nach einer wahrhaft kirchlichen Musik sieht man sich vergebens um. Was etwa Gutes der Art vorkommt, wird vom Publikum in der Weise aufgenommen, wie es im Theater eine gut gesungene Arie zu hören pflegt. So wird das Dreikönigsfest in der Kirche St. Firenze durch eine bildliche Darstellung und durch Musik verherrlicht. Diese nun ist keineswegs eine Kirchenmusik, sondern ein förmliches Konzert, in welchem diesmal viele wackere Sänger sich hören ließen, und namentlich Variationen für die Klarinette meisterhaft geblasen wurden. Beim Publikum trat die Heiligkeit des Ortes fast ganz zurück; bei bedeutenden, glücklich überwundenen Schwierigkeiten konnte es sich freudiger Bewegungen und des Bravorufens nicht enthalten; die Musik war aus dem Mahomed. Es ist nicht schwer, einzusehen, daß derselbe Sinn, welcher die heilige Scheu vor hergebrachten Gebräuchen verlor, auch die Feier der Kirchenfeste mehr und mehr vernachlässigen mußte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, Februar.

(Fortsetzung.)

König Enzio.

Aus einem weit ernstern Geiste hervorgegangen ist Raupachs „König Enzio.“ Es ist diese Tragödie ein lyrisches Intermezzo seiner historischen Tragödienreihe aus der Geschichte der Hohenstaufen. Der Stoff ist so rührend schön, aber doch zugleich so einfach, daß der Dichter entweder viel hinzu erfinden, oder aus der tiefsten Fülle der Gemüthswelt schöpfen mußte, um ein dramatisches Etwas zu geben. König Enzio, Kaiser Friedrich des Zweiten geliebtester Sohn, der schönste Mann seiner Zeit, der glücklichste Held, der edelste Ritter, der beste Sänger, ist nach Siegen, die ihn unsterblich machen, in schmähliche Gefangenschaft gerathen. Vom Starrsinn der republikanisch guelphischen Bologneser verdammt, bis an sein Lebensende gefangen zu bleiben, muß der Held, der Sänger, der liebende Sohn, Bruder, Oheim den allmähligen Untergang seines großen Hauses unthätig anschauen. Aber die Liebe tröstet ihn; eine edle Bologneserin, die sich in den gefangenen Helden verliebt, theilt freiwillig seine Gefangenschaft; sie bleibt bei ihm, auch nachdem ein Rettungsversuch verunglückt ist, und Enzio aus ritterlich glänzender Haft in unterirdischen Kerker gesperrt wird. So weit Sage und Geschichte. Raupach hat nicht mehr dazu erfunden, als daß Lucia Viadageli in Mannskleidern sich zu dem gefangenen Könige einschleicht. Auch der Rettungsversuch ist, mit Ausnahme der Verwandlung der Weintonne beim Bacchuszuge in einen Sarg, in dem Enzio fortgetragen werden soll, wie ihn die beglaubigte Sage erzählt, und den Schluß macht, daß Lucia mit Enzio in die ihnen angewiesene Kerkergruft **versinkt**. So ist denn von eigentlicher Handlung wenig darin, und man durfte um desto mehr intensive Handlung erwarten. Welch ein weites Reich öffnete sich für einen Dichter! Wie hätte der, welcher dem Veroneser Paar die Unsterblichkeit verlieh, dieser Liebesgeschichte aus Bologna zu einer noch ganz andern Unsterblichkeit verhelfen können, wäre Shakespeare zufällig mit Enzios Geschick vertraut gewesen. Einen solchen Maßstab irgend einem Dichter anlegen zu wollen, wäre unbillig. Jedoch durfte man erwarten, daß wer sich an diesen Stoff wagte, ihn mit aller Begeisterung der Empfindung auffassen werde.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 67.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 19. März 1831.

Wer eurer Gunst fröhnt, schwimmt mit bleiernen Flossen,
Und fällt die Eich' mit Binsen! Euch vertraun,
Gesindel, das umschlägt minutenweis,
Und ehrt, den es jüngst verfolgt mit Haß,
Verunglimpft, der sein Freund war!

Shakespeare.
Coriolan.

Philipp van Marnix, Herr zu St. Aldegonde.

Von Ernst Münch.

Dritter Artikel.

Das Jahr 1582 brachte St. Aldegonde zum Theil in Ostfriesland, meist auf Luitzborg, dem reizenden Landgut eines Freundes, Uniko Manninga, und zwar mit literarischen Arbeiten zu, unter welchen seine Uebersetzung der Psalmen Davids in das Niederdeutsche, die ersten Parthien seines Bienenkorbs und vielleicht auch schon mehrere Stücke des Gemäldes der Religionsverschiedenheiten obenan genannt werden müssen. Der Mordanschlag Jaureguys auf den Prinzen von Oranien gab ihm, nach seiner Rückkehr nach Antwerpen, Stoff, seinen Einfluß auf das Volk wiederum siegreich geltend zu machen. Die überspannte Parthei maß diese That geheimer Anstiftung des Herzogs von Alençon bei, welcher, aus politischen sowohl als religiösen Gründen, den Beschluß gefaßt haben sollte, eines so lästigen Kontroleurs, wie Wilhelm von Nassau, sich zu entledigen. Die öffentliche Meinung ward durch diese Gerüchte sehr aufgeregt, und es bedurfte der ganzen Beredsamkeit und Gewandtheit St. Aldegondes, um die Gemüther zu besänftigen. Die hierüber gewechselten Flugschriften enthalten manch seltsame Aufschlüsse und Ansichten. In einem Briefe an Vulcanius zu Brügge beschwert sich Marnix bitter über die Leidenschaftlichkeit der Menge und über die Ungerechtigkeiten des Partheigeistes; er äußert die zarteste Theilnahme am Zustand des verwundeten Freundes und über denjenigen des Staates und der Religion noch lebhaftere Besorgnisse.

Er entzog sich nunmehr für längere Zeit allen Staatsaffairen auf's Neue und suchte auf seinem Gute Westsoubourg auf Seeland die zerrütteten Finanzen etwas zu ordnen; er hatte viele Gründe, sich über Undankbarkeit der Staaten zu beklagen, welche in Ausbezahlung seiner Pension höchst saumselig waren (seit 1577 hatte er gar nichts empfangen); in diesem Gefühl vielleicht geschah es, daß er eine neue Sendung, die der Herzog, welcher damals zu Dünkirchen verweilte, ihm zudachte, auf feine Weise ausschlug und den Musen fortzuleben für angemessener fand.

Um die Mitte des folgenden Jahres (1583) finden wir ihn jedoch auf's Neue thätig, und zwar sowohl als Mitglied des Rathes von Brabant, als auf dem wichtigen Posten eines ersten Bürgermeisters der Stadt Antwerpen. Die Markgrafenwürde selbst, welche man ihm angetragen, hatte er, zu Gunsten seines Freundes, des Prinzen, abgelehnt. Er handelte auf's Neue in dessen engstem Vertrauen und geheimen Aufträgen. Ein Anschlag auf Lierre mißglückte durch Verrath (1584). Bald darauf ging er, gemeinsam mit Wilhelm Martini, Greffier der Stadt Antwerpen, nach Delft, zur Taufe des jüngsten Sohnes von Wilhelm, Friedrich Heinrich. Bei dieser Gelegenheit wurde der künftige Operationsplan gegen den Prinzen von Parma festgesezt, dessen Anschlag auf Antwerpen bereits seit geraumer Zeit bekannt geworden war.

Dieses bald darauf (1585) eingetroffene Ereigniß bildet den merkwürdigsten und zugleich unglücklichsten Abschnitt in St. Aldegondes öffentlichem und Privatleben. Die Geschichte der merkwürdigen Belagerung, welche eine der ruhmvollsten Parthieen in dem ganzen Unabhängigkeitskriege der Niederländer, und zwar für die Vertheidiger wie für die Sieger gleich sehr bildet, und welche auch durch das erzählende Talent unseres großen Schillers (nach Strada) eine neue Unsterblichkeit erhalten hat, soll von uns an einem andern Orte ausführlich nach den Quellen behandelt werden, da sie an Einzelnheiten überreich, für sich allein fast eben so vielen Raum als die ganze übrige Biographie unseres Helden einnehmen würde.

Die üble Stimmung des Volks und seiner Häupter über den Verlust von Antwerpen, welches am 17ten August mittelst ehrenvoller, von Marnix eingegangenen Kapitulation, an den Herzog sich ergeben, machte sich in Beschuldigungen verschiedener Art gegen den Bürgermeister Luft. Die einen warfen ihm Ungewandtheit im Kriegswesen, die andern Feigheit, die dritten sogar Verrath vor. Briefe, welcher man sich bemächtigt, und darin er zum Lobe Alessandro Farnese's allerlei angeführt, mußten gegen ihn zeugen; andere, die im Innern seines Kabinetes ausgefertigt worden seyn sollten, und die der Geheimschreiber blos unter der Voraussetzung mit unterzeichnet, daß alles mit Willen Oraniens und der Staaten geschehe, bildeten, obgleich Niemand sie gelesen, noch erschwerendere Punkte der Anklage. Man klaubte nun aus allen seinen Schriften, von verschiedenem Datum und von verschiedenen Anläßen her, alle Stellen heraus, welche irgend eine Mißbilligung der Politik des Tages, ein Auffordern zur Mäßigung, einen Tadel roher Bilderstürmerei oder eines übertriebenen politischen Fanatismus enthielten, um einen zweideutigen Charakter und eine doppelte Rolle herauszubringen, welche der Herr von St. Aldegonde gespielt haben sollte. In der Ueberlegenheit eines klaren Kopfes und im Bewußtseyn eines redlichen Strebens in der Hauptsache, hatte er natürlich nicht immer an die beschränkten Ansichten mancher Partheien und an die minutiösen Forderungen eines regellosen Volkswillens sich gehalten, und dem Humor und der Bitterkeit des Herzens, wie der Ueberzeugung und Privatmeinung oftmals freien Spielraum vergönnt; Grund genug, um als Verräther an der guten Sache vor dem Publikum ihn hinzustellen. Dieß ist der Fluch, welcher der Demokratie auf dem Fuße folgt, daß jede Größe herunter gezerrt und jeder Glanz des Talents oder der That von der Eifersucht der Minderstrahlenden zum Verbrechen gestempelt wird. Die Volkssouveränität ist der unerträglichste und ungerechteste aller Tyrannen, weil sie niemals nach Gründen, stets nur nach Leidenschaften richtet. Es ist in ihren Augen schon ein großes Verbrechen, Gründe zur Vertheidigung zu haben. Ein edlerer Geist ist ebenso unfähig, den wechselvollen Launen der Volksgunst zu schmeicheln, als diese leztere dauerhaft verdienen zu können. Daher findet man fast alle großen Bürger der alten und neuen Freistaaten jedesmal im Widerspruch, wenn nicht gar zulezt in feindlicher Berührung mit der Mehrzahl.

Dieser Fall war bei Philipp von Marnix eingetreten, wiewohl seine schlimmsten Widersacher eigentlich nicht in der Menge, sondern in den höhern Kreisen der Gesellschaft zu suchen waren. Bald nach der Katastrophe von Antwerpen war sein Freund Oranien durch Meuchlerhand zum zweiten Mal, und dießmal sicher, erreicht worden, sein Hauptvertheidiger somit aus der Reihe der Lebenden verschwunden. Daher traf ihn ohne Widerstand der Ostrazismus, welcher das Gebiet der Generalstaaten ihm untersagte. Der Umstand, daß er des Prinzen von Parma Tapferkeit und persönliche Eigenschaften in einem gedruckten Buche rühmte, ward als besonderer Klagepunkt in jener Schrift hervorgehoben und giftig ausgelegt, als wenn es ein Verbrechen wäre, die Tugend auch am Feinde zu loben, und als wenn nicht Oranien selbst, auch bei erbitterten politischen und kirchlichen Gegnern, ob seiner übrigen Eigenschaften, als Mensch, Krieger und Fürst, Lobsprüche eingeerndtet hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Brücke bei Warschau.

(Fortsetzung.)

„Erzählt! erzählt!“ baten Sophie und Christine, in die Hände klatschend; „erzählt,“ sagte auch Ludemille, in der Hoffnung, daß fremdes Leid Hedwig für Augenblicke von den eigenen Besorgnissen abziehen werde. „Wenn es Euch unterhalten kann, eine flüchtende Familie, die der Religionszwang unter Kaiser Mathias aus Wien nach Stuttgardt trieb, in ihren Aengsten zu begleiten,“ nahm die Dame das Wort, „so seht meinen Vater, den kaiserlichen Freiherrn von Engelbrunn, mit Frau und zwölf Kindern, alle zeitlichen Güter verlassen, zuerst in Straßburg Ruhe und Friede der Seele suchen, dann auf Fürsprache in der Hauptstadt des Herzogs von Würtemberg kurze Erholung finden. Wohl nur kurz,“ seufzte sie, „denn mein Vater verließ die Seinigen nach einem Jahr, um einer bessern Welt zuzueilen. Da erbarmte sich die herzogliche Familie unser. Ich ward mit den Prinzessinnen erzogen.“ — „Ach!“ seufzte Sophie bewundernd; „mit den Prinzessinnen?“ — „Ja, Kind,“ versezte die Pathe, „und ging auch späterhin mit der ältern, als sie sich nach Oldenburg mit dem Herzoge vermählte, dahin. Hier fügte es sich, daß ich des Herrn Drost von Stechow, der dort seit vierzig Jahren Hofmeister gewesen, Gattin

ward. Da er nun schon sechzig zählte und an mancherlei Krankheiten litt, so löste der Tod unsere Verbindung nach zehn Jahren. Der brave Herr nahm mir auf seinem Sterbebett das Versprechen ab, mit meinem Söhnchen und der Tochter, die ich ihm geboren, hieher nach Stechow, seinem Stammsitze, zu gehen und das väterliche Erbe den Händen Uebelgesinnter zu entreißen. Ach! es klang mir die Forderung sehr hart. Zum zweiten Male eine Heimath verlassen und in unbekannten Gegenden einen Herd aufbauen — es schien mir die schwachen Kräfte einer Frau zu übersteigen. Doch der Scheidende forderte es, ich gelobte es und habe es erfüllt. Achtzehn Jahr rang ich gegen Widerspruch, bösen Willen und geheime Ränke. Ich siegte mit der Hülfe Gottes vollständig, doch ich sollte mich meines Siegs nicht freuen, er war umsonst errungen." — „Umsonst?" unterbrach sie Hedwig theilnehmend. „Schweigt davon, Frau Nachbarin," bat sie Ludemille, die nun wohl fühlte, daß sie den falschen Weg eingeschlagen habe, ein freieres und zerstreuendes Gespräch herbeizuführen. „Laßt, ich bitte Euch, die trübseligen Ereignisse, die auf Euch lasten, heute vergessen seyn!' — „Vergessen?" seufzte jene. „Frau Ludemille, Ihr selbst wißt, was unvergeßlich für ein Mutterherz bleiben muß. Nein, ewig wird es mir gegenwärtig seyn, wie der herangewachsene einzige Sohn, seines gesicherten Wohlstandes froh, eines Morgens in den Wald ging, die schönen Bäume, ihren lebendigen Wuchs mit Lust betrachtete, darauf zu dem Jäger an seiner Seite sprach: „Hier steht eine allzubreit geästete, verkrüppelte Fichte, sie drückt mir den jungen Anflug nieder, geht nach dem Dorfe zurück und holt mir Leute, die das häßliche Ding wegschaffen." — „Ihr Gnaden, entgegnete jener, es ist ein mächtiger Baum, er steht mitten in dem Dickicht, es wird Mühe kosten, ihn geschickt zu fällen; man weiß nicht, wie er zu liegen kommt." Mein Sohn hatte aber einmal seinen Kopf darauf gesezt, und ruhte nicht, bis die Axt angelegt war. Er blieb bei der Arbeit und traute es sich zu, die Neigung des schwankenden Wipfels genau abzumessen. Ach, er hatte das Maß zu kurz genommen! das riesige Ungethüm schlug ihn leblos in den Boden." Hedwig hatte das kommen sehen; sie drückte das Gesicht in beide Hände.

„Nun hatte ich wohl noch eine Tochter," fuhr die Erzählerin nach kurzem Schweigen fort; „sie vermählte sich kürzlich an einen Jagow. Ich flüchtete mich hin zu ihr; aber da war auch ein unruhiges Leben, voll Streit mit Nachbarn und Vettern. Mein armes Kind schüttete mir just recht beweglich ihr volles Herz darüber aus, als die Thür aufging und ein Mann, so bleich wie Wachs, mit ganz verwilderten Mienen hereinstürzte und mit einem Tone, den ich, so lange ich lebe, nicht vergessen werde, rief: „Nur schnell etwas Geld, mein Kind, und Wäsche, ich muß fort, mein Pferd steht im Hofe. Lebe wohl, armes Weib, ich kann hier nicht bleiben, ich habe den Vetter Thomas erschossen." Wir beide starrten ihn sprachlos an. Es war wohl mein Schwiegersohn, der unglückliche Jagow, der das sagte, aber so entstellt von wilder Leidenschaft, daß wir beide unsern Augen nicht trauten. Er riß uns durch die Angst, die ihn jagte, zur Besinnung auf. Ich weiß nicht, wie er wieder hinaus, auf's Pferd und fort über Stock und Stein kam, ohne daß wir wußten, wie uns geschah. Der Frevel, zu welchem ihn der heftige Verwandte bei einem Grenzstreite gereizt hatte, blieb nicht ungerügt. Man suchte den Flüchtling bei uns auf, sezte ihm nach; wir lagen zitternd auf unsern Knieen und flehten den ewigen Erbarmer an, ihn zu beschützen. Er entkam glücklich; wir athmeten erleichtert auf. Ein Paar Monate vergingen; wir hörten und sahen nichts von dem ruhelos Umherirrenden. Endlich hieß es, er habe einen Geleitsbrief erhalten und werde in Kurzem wiederkehren. Gott, wir waren so froh! Meine Tochter sah ihrer Entbindung entgegen. „Lieber, lieber Himmel," seufzte sie oft, „nur in der Stunde laß ihn mir nicht fehlen!" Bald darauf hörten wir, der geflüchtete Jagow sey in Spandow eingebracht worden. Seine Frau tröstete sich, der Geleitsbrief verspreche ihm ja Schutz, so könne ihm auch nichts geschehen; jeden Augenblick, glaubte sie, müsse er ankommen. Mir war die Nachricht gleich schwer aufs Herz gefallen; ich hatte eine andere Ansicht von der Sache, indeß schwieg ich. Die Tage gingen ängstlich hin, endlich erschien der, welchem ich längst mit Besorgniß entgegen gesehen. Mein armes Kind sollte erlöst werden. Gott schickte ihr einen andern Beistand, als sie erfleht hatte — den Todesengel, der ihr die Augen schloß, damit sie nichts mehr von einer Welt sehe, die ihr unglücklicher Mann unter dem Henkersbeile verließ."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Februar.

(Fortsetzung.)

Volksfeste. Fremde. Theater.

Mit den Volksfesten geht es nicht anders; der Calcio und andere Spiele der Art, welche vor Zeiten unter Zuströmen einer unendlichen Menschenmasse gefeiert wurden, sind fast bis auf die Erinnerung vergessen. Der Aufzug, welcher jezt statt dessen in den lezten Tagen des Karnevals vor der Kirche St. Croce stattfindet, ist, selbst wenn der Dey von Algier zugegen ist, nicht viel mehr als die Parade einzelner Vornehmen, und greift in die Volksfreude nur insofern ein, als das Volk das Zuschauen hat. Dem Römer wäre dieses bloße Auf- und Abfahren im Corso unerträglich; er hat deshalb die Begrüßung durch das bekannte Werfen mit Konfekt einge-

führt, was die unendliche Langeweile eines bloßen Paradeaufzugs auf die ergötzlichste Weise unterbricht.

Florenz war schon frühe durch seine Lage gezwungen, in den Weltverkehr zu treten; die deutschen Kaiser und die Beherrscher Roms begegneten sich hier. Es wußte diese Stellung zu nutzen und durch den reichsten Zweig, welchen der Kunstbaum in Italien hat schießen lassen, zu höheren und bedeutenderen Interessen sich zu erheben, als ein sprödes und starres Festhalten am Herkömmlichen zu geben vermag. Auch jezt noch zählt Florenz Fremde aller Nationen unter seine Einwohner, nicht blos solche, welche es als Durchgangspunkt ansehen und kurze Zeit bleiben, um dann nach Rom zu gehen, sondern manche, welche auf viele Jahre, ja auf immer sich dort niederlassen. Man hört die Sprachen der meisten gebildeten Nationen ohne Unterschied hier sprechen, am wenigsten die deutsche. Es ist auffallend, daß die Stadt, welche der Sage nach Karl dem Großen ihre Wiedererbauung verdanken will, die später deutschen Rittern so wohlgefiel, daß sie sich daselbst ansiedelten, jezt so wenig deutsches Leben in ihrem Schooße nährt. So ist auch das Lesekabinet bei Vieusseux — sonst reicher, als jede andere Anstalt der Art in Italien, an Zeitungen und Zeitschriften, und deshalb auch für eine Charakteristik Florentinischen Lebens nicht ohne Bedeutung — mit deutschen Sachen nur sehr mäßig versehen. Außer der Allgemeinen Zeitung, dem Oesterreichischen Beobachter, dem Morgenblatt und seinen Begleitern, den Wiener Jahrbüchern, dürfte sich nur noch Weniges finden.

Die Theater wurden schon am 26. December geöffnet. Es sind ihrer im Ganzen acht; die bedeutendsten sind Pergola, blos für die Oper, Cocomero, Goldoni, Alfieri, dei Solleciti für Tragödie, Komödie und Schauspiel, Giglio ist eigentliches Volkstheater, die übrigen sind ohne Bedeutung. Acht Tage vorher sieht man schon große Zettel hängen, welche freilich sagen, daß sie nicht viel Rühmens machen wollen, dann aber doch hinzufügen, wie man lauter neue Opern, italienische Originalstücke, oder Uebersezungen der besten französischen und deutschen Meisterwerke zu erwarten habe. Es folgt dann ein Verzeichniß der Künstler und Künstlerinnen, überhaupt aller beim Theater beschäftigten Personen bis auf die Maschinisten und Souffleurs. Am Tage der Eröffnung hängen in Toskana (denn sonst habe ich es nirgends gefunden) auf Holz geklebte Zettel über den Hauptstraßen, welche blos das Stück und den Anfang angeben, und zuweilen hinzufügen, daß es ganz neu, sehr interessant, oder ganz zum Lachen sey. Außer der allgemeinen Angabe des Rollenfachs für alle Personen, welche der erste Zettel enthält, wird die Besezung später nur ausnahmsweise erwähnt. Einerseits kümmert der Italiener sich nicht sehr darum; er ist zufrieden, wenn er sein Stück sieht und sich unterhält; anderseits kennt er durch die fortwährende Wiederholung die Sachen so genau, daß ihm das Einzelne bekannt ist.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, Februar.

(Beschluß.)

König Enzio. Moses.

Raupach hielt sich zu Bearbeitung dieses Stoffes berechtigt, weil er einmal alle Hohenstaufen in Bausch und Bogen übernommen. Er führte ihn aus, wie alles, mit Theaterkenntniß, Geschick und Verstand; doch statt des Frühlingsgefühls der ritterlichen Liebe, statt der italischen Gluth, welche, ein Feuerbrand, ein reißender Strom, die Schranken der Sitte, der Verhältnisse mit sich fortreißt, statt der Liebe, welche sich durch die That ausspricht, zeichnete er eine Liebe, welche sich als solche durch unendlich viel Worte kund gibt und gelten will; Verse, eine Diction, welche die Schauspieler in Entzücken versezen, denen aber nichts abgeht als die Wahrheit. Die erste Empfindung spricht sich nie so glänzend, so breit aus, am allerwenigsten in kritischen Momenten, wo sie gar nicht sprechen, wo sie nur handeln soll. Vor dem Glanz dieser Sentenzen der Liebe, vor dem blendenden Fluß der Verse entweicht die Wärme; und wenn es nicht die gegebene Situation machte, das, was der Dichter daraus gemacht hat, kann es nicht seyn, was uns rührt, hinreißt. Es ist schlimm, wenn einem Dichter die Jamben schon so leicht geworden sind wie Raupach; er glaubt alsdann, mit den klappenden Versen, deren jeder bei ihm ein abgeschlossenes Bild, ein abgeschlossener Gedanke ist — Versverschränkungen sind selten — mit den stereotypen Gleichnissen, die er aus dem Aermel schüttelt, alles ausdrücken zu können und zu müssen, was der ächte Dichter nur andeutet, ahnen läßt. Es klingt ins Ohr, aber es verklingt wieder und dringt nicht bis ins Herz. Indeß ist die Menge erstaunt über die „wunderschöne“ Diktion, die, bei Licht betrachtet, doch aus wenig mehr als aus massiven Phrasen besteht. Diesen deklamatorischen Charakter hat sein König Enzio fast durchgängig. Nur wenige episodische Scenen eines Todtengräbers nähern sich mehr der Wahrheit des Lebens, die wir auch von der poetischen Conversation fordern. Eben so schlimm ist Raupachs Lust, jeden Stoff zu fünf Akten verarbeiten zu wollen. Drei Akte für diesen Enzio, und seine lyrische Kraft hätte vielleicht ausgereicht; das mangelnde Feuer, den fehlenden Fluß hätte hie und da die uns näher gerückte Situation ersezt. Nun aber müssen fünf Akte mit weniger Empfindung ausgefüllt werden, und versänken die Liebenden nicht zulezt zu ewiger Gefangenschaft, was die weichgeschaffenen Seelen überwältigt, so sähe es sehr mißlich mit dem Eindruck aus. Die kritischen Stimmen sind mehr als getheilt, doch darf man annehmen, daß der ganze weibliche Theil des Publikums für diese neue Liebestragödie schwärmt. Herr Rebenstein und Madame Crelinger spielen die Hauptrollen mit dem Feuer, welches so schöne Rollen ausgezeichneten Schauspielern einflößen.

Raupach hat übrigens mit diesem Stücke die historische Reihenfolge seiner Hohenstaufendramen unterbrochen, was er durch einen Prolog rechtfertigen zu müssen glaubte. Andere Theatererscheinungen sind unbedeutend. Auf der Königsstadt wird Klingemanns „Moses“ mit großer antiquarischer Pracht gegeben. Unsern Franzosen fehlt es noch immer an Stücken, indem die Pariser Novitäten noch insgesammt politische Beziehungen athmen, die hier nicht angebracht sind.

Charade.

Von zwei Sylben.

Das Erste ist seit alter Zeit
Die Schule der galanten Sitten,
Das Zweite ward am selben wohl
Als plumpes Ganzes nie gelitten.

Das Zweite muß ein Jäger seyn,
Will es am Ersten Eingang haben;
Um gar den Damen sich zu nahn,
Braucht es die angenehmsten Gaben.

Wer auf des Ersten Boden schwebt,
Trägt metaphorisch seine Kette;
Das Ganze schleppt sie ohne Bild,
Steht auf und geht mit ihr zu Bette.

E. D.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 68.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 21. März 1831.

Auch ein Klaglied zu seyn im Munde des Edeln ist herrlich,
Nur das Gemeine geht klanglos zum Orcus hinab.

Schiller.

Italien.

Von

Vincenzo da Filicaja*).

Italia! Italia! O tu cui feo la sorte
Dono infelice di bellezza, ond' hai
Funesta dote d'infiniti guai
Che in fronte scritti per gran doglia porte;

Deh! fosse tu men bella o almen' più forte,
Onde assai più ti paventasse, o assai
T'amasse men chi del tuo bello ai rai
Par che si strugga, e pur ti sfida a morte.

Che or giù dall' Alpi non vidrei torrenti
Scender d'armati, ni di sangue tinta
Bever l'onda del Po gallici armenti,

Ne te vidrei del non tuo ferro cinta,
Pugnar con braccio di estraniere gente
Per servir sempre, o vincitrice o vinta.

Italien! o Italien, dem vom trüben
Verhängnisse beschieden ist, zu tragen
Der Schönheit Unglück, Quell von ewgen Klagen,
Die schmerzvoll stehn auf deiner Stirn geschrieben!

O, säh' ich Reize nicht, nur Kraft dich üben,
Daß die nicht Lieb' ergriffe, sondern Zagen,
Die, sehn sie deiner Schönheit Sonne tagen,
Hinschmelzend dennoch deinen Tod nur lieben.

Dann säh' ich nimmer von der Alpe Zinken
Kriegsvölker stürzen, noch des Galliers Heerden
Im Po die blutgefärbte Welle trinken,

Noch säh' ich dich, kein eignes Schwerdt zur Seite,
Der Schützling nur des fremden Armes werden,
Ob siegend, ob besiegt, der Knechtschaft Beute.

Wolfgang Menzel.

*) Dieses früher schon einmal von Gries übersetzte Sonnet ist in Italien sehr berühmt. Als es Joachim Murat zum erstenmal recitiren hörte, gab er sogleich Befehl, den Dichter zu verhaften, aber es fand sich, daß Filicaja — schon im Jahr 1707 gestorben war.

Allein noch ein anderer Vorwurf traf St. Aldegonde, welcher jedoch mit der Affaire von Antwerpen in besonders enger Beziehung stand. Er hatte, so viel er konnte, gegen die Bilderstürmer und unvernünftigen Eiferer im Lande, welche Politik und Kirche verwirrten und die am besten eingeleiteten Plane und Absichten der aufgeklärten Protestanten vereitelten, mit Spott und Ernst in Schriften bekämpft; eine derselben war gegen die „Geestdryvers," wie er sie nannte, ganz besonders gerichtet und lud ihm eine Menge neuer Feinde auf den Hals. Den Staaten waren darin bedeutsame Winke über die großen Nachtheile solcher Schwärmereien für die gemeinsame Sache gegeben. Aus der Gegenschrift, welche ein Unbekannter unter dem Titel: „Antidoton oder Gegengift wider die blutgierigen und giftigen Räthe des Hrn. von St. Aldegonde u. s. w., durch einen Edelmann, Liebhaber des Friedens und Freund der belgischen Freiheit," herausgab, erfahren wir die merkwürdige Anklage: Marnir habe dem Prinzen von Parma bei jeder Gelegenheit den Hof gemacht, und sogar den Plan entworfen gehabt, denselben zum Abfall von der Sache des spanischen Königs, zur Annahme der Souveränität der Niederlande und somit zur Vereinigung aller siebzehn Provinzen zu vermögen. Noch bei der Versammlung zu Bevern habe er diese Absicht nicht undeutlich zu erkennen gegeben. Keine bessere Apologie für die Gediegenheit und Großartigkeit der Plane St. Aldegonde's könnte vielleicht aufgefunden werden, als eben diese Anklage. Es war vielleicht gerade jene Idee, Niederland vereinigt und stark unter die Herrschaft eines so berühmten und besonnenen Helden, wie Alessandro Farnese, des Sohns der einst so populären Margarethe, und somit auch Enkels des hochgefeierten Karls V., zu stellen und dadurch die Zukunft des Landes um so besser zu sichern. Vielleicht war dies eben so gut mit Willen und im Einverständniß mit Oranien geschehen, als bei Elisabeth und Alençon. Es klingt höchst sonderbar, von Abfall und König blos bei diesem Anlaß zu sprechen, als wenn eine und dieselbe Revolution nicht auch ohne den Plan mit Parma vorhanden und der beibehaltene Name des Königs nicht auch ohne dies ein Niemand trügendes Gaukelspiel gewesen wäre. Noch wunderlicher klingt es, von belgischer Freiheit und zugleich dabei von Gehorsam gegen den König von Spanien zu sprechen. Der anonyme Verfasser warf St. Aldegonde nun auch das noch vor, daß er die Briefe, welche die Königin von England während der Belagerung Antwerpens nach den Niederlanden geschickt, zurückgehalten; daß er selbst des Prinzen von Oranien Mißtrauen kurz vor dessen Tode wider sich erregt und derselbe mehrmals es bitter bereut, früher so großes Vertrauen in ihn gesezt zu haben; endlich, daß die Staaten von Holland und Seeland, aus sehr guten und gewichtigen Gründen, ihm den Eintritt in ihr Land verboten haben u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Februar.

(Beschluß.)

Die Oper und das Ballet.

In der Pergola war die Truppe diesmal so schlecht, wie man sie hier noch selten gesehen. An der Tagesordnung waren, außer der **Gazza ladra** von Rossini, die **Schiava di Bagdad** von Pacini und **J due Forzati** von Mirefock. Gefällt nun die Wahl der Stücke nicht sonderlich, so wird das Theater freilich, wie deutsche Reisebeschreibungen nur zu häufig melden, bloßes Conversationszimmer, so daß das Gespräch aus hundert Logen einem um die Ohren summt, und eine ganz andere Stimme als die der Testa dazu gehört, um nur im nicht minder geräuschvollen Parterre verstanden zu werden. Der Lärm wird kaum durch eine Arie auf eine Weile unterbrochen. Störungen der Art kommen indessen nur bei Opern vor; bei Trauerspielen, namentlich aber bei Schauspielen, welche nach Iffland und Kotzebue zusammengearbeitet sind, ist Niemand aufmerksamer als die Italiener; sie erboßen sich laut über die Niederträchtigkeit und jauchzen über die Tugend der vorgeführten Personen. Es ist eigen, daß gerade die deutschen Thränenspiele bei einem Volke das meiste Glück machen, welches in andern Zweigen der Kunst in viel höhern Sphären sich bethätigt hat. Als Ballet figurirte die Schillersche Jungfrau von Orleans, aber natürlich viel materieller, derber, wie sowohl die Natur des Italieners, als des Ballets es fordert. Eine Schillersche Johanna würde jezt schlechterdings in Italien nicht verstanden. Sonst ist bekanntlich das Ballet hier im Süden zu seltener Vollkommenheit ausgebildet; Kunststücke, welche man in Berlin an der Romain und an Stuhlmüller als das Bedeutendste dieser Art anstaunt, werden hier fast als gleichgültige und gewöhnliche Sachen behandelt. Die eigentlichen Höhen dieser Kunst sind hier nicht um ein Haar schöner, als in Deutschland; der italienische Sinn sträubt sich aber gegen die bloße Seiltänzerei, und sieht sie blos als Zugabe einer hübsch erfundenen Pantomime an. Diejenigen, welche einen ernsten Stoff zum Gegenstand haben, arten auch hier leicht in todte Pracht- und Paradezüge aus, in den komischen aber hat sich auch jezt noch die unerschöpfliche, harmlose Laune des leicht dahinlebenden Volkes erhalten. Von dieser Art war dieses Jahr die Nachtwandlerin, in die sich ein gesundes, heiteres Mädchen verwandelt, um einen geckenhaften Liebhaber, der ihr aufgedrungen wird, sich vom Halse zu schaffen. Durch Hülfe des übrigen jungen Volks gelingt es ihr auch vollkommen. Sonst hat, wie gesagt, die diesmalige Truppe allgemein mißfallen. Ich schließe für heute, und gedenke Ihnen das nächstemal einige allgemeine Bemerkungen über die italienische dramatische Kunst mitzutheilen.

Beilage; Literaturblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 69.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 22. März 1831.



Sich hier hineinzustürzen, wenn man's umgehen kann,
Das hätte Don Esplandian
Und Don Quixote selbst so wenig als ich gethan.

Wieland.
Der neue Amadis.

Die Brücke bei Warschau.

(Beschluß.)

„Aber," hob Ludemille neckend an, „wie seyd Ihr denn den Nixen wieder entschlüpft, Herr Georg?" Dieser entfärbte sich, indem er schnell entgegnete: „wie meinen Sie das, gnädige Frau?" — „Nun," versezte sie, auf Catharine zeigend, „die da erzählte wunderliche Geschichten von einem Sturze mit dem Pferde von der Brücke bei Warschau, und brachte zum Wahrzeichen die rothe Feder dort, die auf den Wellen geschwommen!" — „Mährchen!" entgegnete Georg, schnell gesammelt, „Mährchen, wie sie unter dem Volke im Heere wohl umzugehen pflegen. Es ist nichts als müßiges Geschwätz." — „Aber wo warst Du nur so lange, lieber Sohn?" fragte Hedwig gespannt. „In der Gefangenschaft," nahm Briest schnell das Wort; „und es gereicht Eurem Sohne nicht zur Schande; er hatte sich bei dem Uebergange über die Brücke ein wenig zu weit vorgemacht, da bekam er's mit den Lanzenträgern Johann Casimirs zu thun, die dem fliehenden Herrn den Rücken deckten. Das Stückchen ward in dem Tumulte übersehen und blieb unbekannt, bis Polen und Preußen Friede hatten. Da kam der Vetter beim Auswechseln der Gefangenen zum Vorschein."

Das Räthsel schien jezt allen gelöst; man scherzte noch viel über die abergläubische Furcht vor den Wasserjungfern, bis allen die Ruhe Noth that, und Ludemille jedem seine Schlafstelle anwies. Catharine war indeß beschämt verschwunden. Einsam, wie sie gekommen war, kehrte sie nach Schönhausen zurück, um bald darauf in Stendal dem Reiter ihre Hand zu geben, der ihr den Eichenzweig und die Feder geschenkt.

In Nennhausen trennten sich die Glücklichen indeß noch nicht sobald, denn als am folgenden Morgen die kleine Gesellschaft versammelt war, trat unerwartet der Domherr herein, von den schlimmen Gerüchten, die sich indeß vom Fährhause bis ins Schloß verbreitet hatten, zu der Schwägerin getrieben. Seine Freude war aufrichtig, doch nicht frei von Spott und Neckerei, die bald den Neffen, bald der peinlichen Schwärmerei der Mutter galten, und in dieser den alten Wahn der Nixenfabeln zerstören sollten. Als er sich aber mit Georg allein befand, sagte er, plötzlich ernsthaft werdend: „Nun mit der Sprache heraus! mir machst Du nichts weiß: daß an der Geschichte, die man sich von Dir erzählt, gar nichts seyn soll, ist unwahrscheinlich; darum, wie kamst Du ins Wasser hinein und wieder heraus?" Georg ward roth wie Purpur; stolz und trotzig erwiederte er: „wenn Ihr so viel wißt, Herr Oheim, wird Euch auch das Uebrige nicht fremd seyn. Ich schwamm durch." — „Bravo! doch warum das Alles? hm? umsonst und um nichts macht man den tollen Sprung nicht, den Dich der Reiter machen sah. Ich habe mir den Burschen kommen lassen; wie er's beschrieb, war's kein Sturz, kein Unfall, Absicht war's, was Dich in den Strom jagte. Was dachtest Du Dir dabei?" — „Gar nichts, Herr Oheim." — „Dummes Zeug! Du mußtest doch etwas damit wollen.

Was war das?“ — „Ich weiß es nicht!“ — „Hm! Du willst mir entgehen. So kommst Du nicht los.“ Georg schwieg. „Höre einmal,“ hob der Oheim leiser an; „ist es wahr, wolltest Du so ein Ritterstückchen machen, und den König und die Königin gefangen nehmen?“ Jener schlug beschämt die Augen nieder. „Es war eine Dummheit, aber just keine, vor der Du Dich zu schämen hast. Komm, sage mir alles. Bist Du verliebt in die Reize der schönen Marie Gonzague?“ — „Oheim!“ rief Georg ärgerlich, „wie kommen Euch solche Gedanken?“ — „Nun, wie sie Dir kamen. Weiß ich's? es ist ein Einfall!“ — „Unmöglich!“ meinte Georg. Er kämpfte ein Paar Minuten, dann äußerte er: „er könne nicht sagen, wie ihm gewesen sey, aber er habe etwas Unbeschreibliches empfunden, da er den König und die Königin so auf der Brücke halten sehen und gehört habe, daß leztere die Ihrigen mit Schmähworten gegen die Brandenburger stachle. Alles Blut sey ihm zum Herzen getreten, als sich die Königin dabei auf dem weißen Zelter nach allen Seiten bewegte. der Schleier über der goldenen Haube das schöne zornige Gesicht umwallte, ihr scharlachnes Oberkleid die schlanke Gestalt majestätisch heraushob; „da sie aber,“ fuhr Georg fort, „als sie sich bereits langsam zum Rückzuge gewendet, absichtlich eine Strecke hinter ihrem Geleite zurückblieb, als fordere sie das Geschick heraus, ihren freien Schritt zu hemmen, da kam mir in den Sinn—“ Der Onkel lachte ganz unmäßig. „An ihr zum Ritter zu werden,“ ergänzte er des Neffen Bekenntniß. „Don Quixote! aber weiter, weiter! Du schwangst Dich von der Brücke, schwammst durch und wolltest ihr den Weg abschneiden, und da ließ sie dich beim Kragen nehmen und den gefangenen Fisch langsam an dem Feuer ihrer Augen braten. War es nicht so?“ — „Ohngefähr! Aber woher ist Euch der Zusammenhang bekannt?“ — „Ich habe ein Vögelchen singen hören. Denkst Du, Schwerin und Sommnitz haben in Belau außer den Verhandlungen mit Polen nicht auch ein Ohr für lustige Anekdötchen behalten? Ich hatte Briefe von beiden, aber ich schwieg, und ich rathe Dir auch zu schweigen, denn erstens bleibt es immer eine kuriose Geschichte, und dann würde Deine Mutter den Augenblick aus der Königin von Polen eine Nire aus dem Gröninger See machen und Mährchen aus der andern Welt erzählen. Also — Du verstehst mich — aber willst Du was thun, so bleibe Soldat und suche Dir eine andere Gelegenheit zu Thaten, die Du gestehen darfst.“

Georg folgte dem Rath. Er zeichnete sich später in der Schlacht bei Fünen, wo Brandenburg seine Waffen gegen Schweden kehrte, rühmlichst aus. Doch sein ganzes Wesen blieb indeß verändert. War es nun, daß es doch mit dem Wasserritte noch eine geheime Bewandtniß hatte, oder zehrte ein verborgener Wurm an seinem Herzen — genug, er alterte frühe, heirathete nie, und starb in gänzlicher Abgeschiedenheit von der Welt.

Philipp van Marnix, Herr zu St. Aldegonde.

(Fortsetzung.)

Auf alle diese Punkte rechtfertigte sich Marnix vollständig und bündig in einer geistreichen Gegenschrift; er schilderte den Zustand der Dinge in Antwerpen vor und während der Belagerung, die gemachten Anstrengungen, die versuchten Rettungsmittel und die Ursachen des Mißlingens, die dringliche und kritische Zeitlage, in welcher man sich befunden, die Erbitterung der englischen Söldner in Antwerpen, die Ausstreuung der verschiedenartigsten Gerüchte und die giftige Auslegung aller Handlungen und Schritte, welche sodann zu seiner eigenen Sicherheit es nöthig gemacht, daß die Staaten für eine Weile ihn aufgefordert, vom Gebiet der Niederlande sich entfernt zu halten.

Alles, was er zu Antwerpen gethan, that er nach dem Bedürfniß der Zeit und der eigenthümlichen Lage der Umstände; er widersezte sich so lange als möglich dem Vorschlage der Kapitulation, und von den ein-und-zwanzig Kollegen (den Räthen oder Bethouders), welche zugleich mit ihm sie unterzeichnet, hatte jeder eine besondere Vollmacht für diesen Fall gehabt. Der Umstand, den der Gegner geltend gemacht, die Stadt sey noch für wenigstens sieben bis acht Monate mit Lebensmitteln versehen gewesen, sey so sehr richtig gewesen, daß Richardot schon den zweiten Tag nach dem Einrücken erklärt: er habe in seinem Leben nie so arg sich getäuscht, als dießmal.

Mit siegreicher Beredtsamkeit ging der Herr von St. Aldegonde nunmehr auch die Abtheilung durch, welche auf sein Verhältniß zu dem Prinzen von Parma und auf die demselben gespendeten Lobsprüche sich bezog. Als Alessandro Farnese die Abgeordneten nach Antwerpen geschickt, hatten sie nichts anzuführen vergessen, was das gegen ihn herrschende Mißtrauen zerstreuen konnte; diese Gründe, welche sie geltend gemacht, waren dem Rapporte an den großen Rath über alle die Kapitulation begleitenden Ereignisse beigefügt worden. Der Berichterstatter gab daher die den Eigenschaften und dem Charakter des Prinzen von seinen Bevollmächtigten gezollten Lobsprüche, so wie einen gedrängten Umriß seines bisherigen Lebens, rein faktisch, wie er sie aus ihrem Munde vernommen, und wie sie von jenen Leuten in der Absicht vorgebracht worden, das Vorurtheil gegen den Prinzen zu zerstören, als halte er Treu und Glauben und Verträge nicht. „Nun aber,“ ruft Philipp voll tiefen Unwillens aus, „sehet, bis zu welchem Grade von Ungerechtigkeit die Volksmeinung sich versteigen, und wie man jeder Sache die schlimmste Wendung geben kann. Jene Ansicht von dem Prinzen, entwickelt in einer öffentlichen Versammlung und von der ganzen Stadt mit angehört, wurde von mehreren Personen aufgegriffen und also verdollmetscht, als wäre es meine eigene Ansicht, und das, was

aus dem Munde der Abgeordneten geflossen, meine individuelle Behauptung. Alle Welt trug sich nun mit den seltsamsten Nachreden herum, als hätt' ich mein Lob an den Herzog mit beiden Händen ausgespendet und denselben bis in den dritten Himmel erhoben. Selbst einige Prediger, ohne deren Gutachten ich doch keinen einzigen Schritt gethan, eilten herbei und machten mir so bittere Vorwürfe, als hätte ich meine Religion und meine Parthei zu gleicher Zeit verrathen. Einem solchen Betragen, ich gestehe es offen, unterlag die Schwäche meiner menschlichen Natur und ich antwortete ihnen auf eine Weise, die an Unwillen gränzte. Doch, ob ich gleich diesen Menschen alle nur möglichen befriedigenden Erklärungen gab, hörten sie doch nicht auf, schiefe Gerüchte in der Stadt herum zu verbreiten, und meine Ehrenfeinde und Gegner, welche sich schaarenweis nach Holland begaben, trieben ihre Verläumdungen auf Kosten meiner Ehre so weit, daß endlich mein erwachter Stolz mich trieb, geradezu und ohne zu erwägen, daß ich die vorgeworfenen Dinge, d. h. die dem Prinzen gespendeten Lobsprüche, nicht einmal je nur als persönliche Meinung geltend gemacht, festzuhalten und kühnlich zu behaupten, es sey weder Widerspruch noch Verrath, die Tugend an seinem Feinde zu loben; zugleich berührte ich verschiedene vortheilhafte Parthien, welche an dem Prinzen von Parma wirklich hervorstechend sind. Hiezu trieb mich nicht nur die Unwürdigkeit der ausgestoßenen Verläumdungen, sondern auch die Rücksicht auf Zeitlage und auf das Interesse der Stadt, welche der Gewalt jenes Feldherrn nun einmal hingegeben war. Daß ich dabei keine andern Nebenrücksichten gehabt, mag ich in Wahrheit betheuern." Der ehrliche Bayle bemerkte bei Anführung dieser Stelle nicht ohne einen Seufzer, welchen edlere Gemüther zu würdigen wissen werden: „Wir theilen hier diesen ganz neuen Beweggrund Marnix's offen mit; er führt uns auf eine Schwachheit, auf einen Kunstgriff, auf ein Verderbniß, welchem kein Staat und kein Jahrhundert sich ganz entwinden mag."

„Ich bin," fährt unser Held weiter fort, „von jeher der festen Ansicht gewesen, daß es nichts gefährlicheres für die Erhaltung eines Staates, in Tagen der Bedrängniß und in Krisen gibt, als — seinen Feind zu verachten; denn, wenn schon die alten Redner ihren Schülern als Regel aufstellten, sich den Widersacher niemals als Dummkopf oder Fant sich vorzustellen, so ist es im Zustand eines Krieges noch weniger zuläßig, solches zu thun. Gleichwohl waren viele Leute im obschwebenden Fall nicht übel geneigt dazu, und sie hätten gar zu gern die Welt beredet: der Herzog von Parma sey von aller Klugheit, Einsicht und Tapferkeit als Kriegsführer entblößt. Fürwahr, eine Ansicht, welche Euern Angelegenheiten, meine Herrn, schlechte Früchte getragen haben würde, hättet ihr blos aus ihr den Maßstab zu ihrer Führung genommen!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen aus Neapel,

1830.

Dialekt. Eine große Unbequemlichkeit für den Fremden ist der hiesige Dialekt. Wenn man auch gern zugibt, daß er die feinsten Wendungen der Sprache zuläßt, und reich an witzigen und sinnreichen Wortspielen und Sprüchwörtern ist, so verursacht doch seine Unverständlichkeit demjenigen, der das Volk beobachten will und den leidigen dollmetschenden Lohnbedienten nicht um sich leiden mag, große Schwierigkeiten. Man würde irren, wenn man glaubte, daß diese blos in den, vom rein Italienischen verschiedenen Ausdrücken liegen, an denen es freilich auch nicht fehlt. So sind viele spanische Wörter in der Sprache und selbst griechische, worüber man sich nicht wundern kann, wenn man bedenkt, daß fast noch bis ins zehnte Jahrhundert hier griechisch gesprochen wurde. Die Unverständlichkeit wird besonders durch den so oft vorkommenden Artikel veranlaßt, der im neapolitanischen Dialekt ganz anders klingt. „Il" nämlich heißt u und „la" a, z. B. u padre, a madre, statt il padre, la madre. Es hilft auch nichts, daß man sich dies merkt, denn bei der Geschwindigkeit, womit der Neapolitaner die Wörter ausstößt, verfließt dies u und dies a mit den vorangehenden und nachfolgenden Worten in einen so unförmlichen Klumpen, wenn ich mich so ausdrücken darf, daß man nichts mehr deutlich erkennen oder eines von dem andern absondern kann, wenn auch übrigens in einer ganzen Phrase kein vom Italienischen unterschiedener Ausdruck befindlich seyn sollte. Dazu kommt die beständige Versetzung vieler Buchstaben, besonders des r, welches sie, eben so wie die südlichen Spanier, nie an seiner rechten Stelle leiden können. Dies ist nicht nur bei Eigennamen der Fall, wie z. B „Cotrone" für Crotone, „Crape" statt Capri, oder bei solchen Wörtern, die dem gemeinen Mann weniger geläufig sind, wie „Triato" statt Teatro, sondern selbst in den gewöhnlichsten, und sie unterlassen selbst dann diese Verdrehungen nicht, wenn auch dadurch ein von dem, das sie gebrauchen wollen, ganz verschiedenes Wort zum Vorschein kommt. So sagen sie „fremare," (welches im Italienischen beben heißt, z. B. vor Zorn) für fermare, stillstehen. Auch manche Redensarten, wenn auch die Worte italienisch sind, kann man ohne Commentar nicht verstehen. Wenn man z. B. nach etwas fragt, so bekommt man häufig zur Antwort: „Vi dico bugia." Das heißt aber nichts anders, als: „Ich sage eine Lüge." Man muß ein Oedipus seyn, um hier einen Zusammenhang zwischen Frage und Antwort aufzufinden. Man will nämlich damit so viel sagen, als: „Ich kann darüber keine Auskunft geben, weil ich es nicht weiß."

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Vorträge über Geschichte in der Sorbonne.

Auch die Sorbonne hat in den Revolutionstagen des Julius Verluste erlitten. Drei Männer waren es, um deren Lehrstuhl, oder vielmehr um deren Rednerbühne sich die lern- und freiheitsbegierige Jugend Frankreichs versammelt hatte. Der Einfluß, den die feurigen Zungen der beredten Gelehrsamkeit eines Guizot, Villemain und Cousin auf die jungen Gemüther ausübten, konnte für die Regierung der Restauration nicht gleichgültig bleiben. Die Lehrsäle der Geschichte und Philosophie wurden geschlossen, und man betrachtete es als eine der gewagtesten Maßregeln des Ministeriums Martignac, als es Cousin und Guizot erlaubt wurde, ihre Vorlesungen wieder zu beginnen. Die Jugend feierte die Eröffnung dieser Vorträge als einen Sieg, den die Freiheit über die Verfinsterer davongetragen, und drängte sich mit Enthusiasmus um die ihr wieder zurückgegebenen Lehrer. In den Herzen dieser Zuhörer loderte bereits jene Flamme der Begeisterung, die in den Tagen des Julius so allgewaltig hervorbrach. Man mag die später erfolgten Unbesonnenheiten der Jugend von Paris betrachten und schelten wie man will, niemals wird man läugnen können, daß die Sache der Freiheit keine zuverlässigere, stärkere und uneigennützigere Leibwache hat, als diese neu herangewachsene Generation, die man als das Resultat der ersten Revolution und des darauf folgenden Kaiserreiches betrachten muß. Von beiden hat sie geerbt; von jener die Begeisterung für Ideen und republikanische Tugenden, von diesem den Enthusiasmus für den Ruhm Frankreichs, der eine Zeitlang mit eisernem Griffel diesem Welttheil Gesetze vorschrieb. Wer nicht diese Generation ausrotten will oder kann, verzweifle immerhin, den Fortgang der begonnenen Bewegung jemals hemmen zu können. Es ist zu bedauern, daß eben in diesem Augenblicke, wo die Jugend der Schulen sich in die politischen Stürme und auf eine Laufbahn fortgerissen sah, die ihr allerdings noch fremd hätte bleiben sollen, sie dreier Lehrer beraubt wurde, die vielleicht mehr als Proklamationen und Disziplinarzwang vermocht hätten, die jugendlichen Hitzköpfe von politischem Schwindel zu den friedlichen und ernsten Beschäftigungen auf der Schulbank zurückzurufen. Cousin hielt sich ohne Zweifel überzeugt, daß die politische Aufregung dem einmal von den Begebenheiten des Tages ergriffenen Geist nicht mehr Zeit oder Ruhe lasse, an dem Eklektizismus und der metaphysischen Richtung der deutschen Philosophie Geschmack zu finden. Villemain glaubte nach einer fünfzehnjährigen Thätigkeit von dem Lehrstuhl sich zurückziehen zu dürfen, und Guizot, auf einen höhern Wirkungskreis berufen, fand ein neues Feld für seine Ideen. So sah sich die Sorbonne dreier ihrer mächtigsten Säulen beraubt.

Indeß hatte Guizot doch dafür gesorgt, daß die Vorträge über neuere Geschichte fortgesetzt würden. Er übertrug diese Lehrstelle Hrn. de Saint-Marc Girardin, der bereits seine Vorlesungen über **Histoire politique et literaire de l'Allemagne** begonnen hat. Wenn sich auch zwischen einem jungen Gelehrten, wie diesem, und einem Manne, wie Guizot, der, durch tiefe und langjährige Studien fortgeschritten, jetzt in der vollen Kraft seines Talentes steht, kein Vergleich anstellen läßt, so bleibt doch Saint-Marc Girardin immerhin eine interessante Erscheinung. Sein erster Vortrag, in dem er als Einleitung einen Ueberblick des römischen Kaiserreichs und des Mittelalters voraussandte, wurde vor einer zahlreichen Versammlung von Zuhörern gehalten, die größtentheils mit dem Lehrer von gleichem Alter waren. So athmete diese Vorlesung auch ganz den Geist derer, denen sie gehalten wurde. Lebhaft, kühn, patriotischer Begeisterung voll, frisch, wie die Jugend, sind seine Worte, seine Ansichten, seine Seitenblicke auf die gegenwärtige Zeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, März.

Die Parlamentsreform. Beckers Sprachlehre.

Seit vielen Jahren ist wohl in England nicht so viel gesprochen worden, als in diesen Tagen; aber es gibt Gelegenheiten, wo Sprechen Handeln ist. Das Ungewitter (für die hohe Aristokratie ist es eines), das seit 30 bis 40 Jahren am brittischen politischen Horizont hängt, das sich bald laut brüllend nahte, bald wieder leise knurrend sich entfernte, sich aber nie ganz aus dem Gesichtskreis verlor, ist endlich mit voller Wuth ausgebrochen — die Reformation unsers gesetzgebenden Körpers ist vor der Thür. Chatam und Pitt spielten damit als mit einem bequemen Hebel, um ihre Gegner aus dem Sattel der Regierung zu heben, die Whigs gebrauchten das Wort als Steckenpferd, womit sie sich im Gegensatze mit den an Aemtern und Würden festhaltenden Tories als die Freunde volksthümlicher Rechte ankündigten. Das Wort, welches Hunt und einige andere in den Kerker und mehrere ihrer Zuhörer unter die scharfen Säbel der freiwilligen Reiterei von Manchester brachte, als sie es sich einfallen ließen, ihm Kraft geben zu wollen — dieses weltberühmte Wort soll nun auf einmal verwirklicht werden und als populäre Verfassung ins Leben treten. Die Whigs, die sich wirklich damit ins Ministerium geschwungen, sahen sich genöthigt, ihre lange Verheißung zu verwirklichen, und ihre Verkündigung bei ihrem Amtsantritt fand ein so stürmisches Echo in der Nation, daß ihnen nichts übrig blieb, als etwas Durchgreifendes vorzuschlagen. Die Boroughseigenthümer, welche ihre Herrschaft einbüßen sollen, wehren sich verzweifelt; aber die Nation ist entzückt; selbst die schüchternsten sind Reformatoren geworden; in jeder Korporation, jeder Grafschaft, jeder Stadt, ja in jedem Kirchspiel werden Versammlungen zur Unterstützung der Maßregel gehalten, und Alles ist bereit, Opfer zu bringen, wenn nur die Aristokratie ihre ausschließliche Macht verliert.

Ich habe neulich nur flüchtig die Erscheinung einer deutschen Sprachlehre von Dr. Becker erwähnt; es ist aber ein Werk, welches selbst in Deutschland sehr Beachtung verdient, indem es die in des Verfassers frühern philologischen Werken ausgesprochenen Grundsätze auf die englische Sprache anwendet und dieselbe der deutschen vergleichend gegenüberstellt. Fast alle hiesigen Zeitschriften haben mit der höchsten Achtung von dem Buche gesprochen. Gewiß ist seit Tookes Diversions kein so vortreffliches philologisches Werk ins englische Publikum gekommen; aber wie jenes wird es auch nur von wenigen verstanden und gewürdigt werden. Hat man ja doch bis zu diesem Augenblicke noch keine praktische englische Sprachlehre, worin Tookes Grundsätze in Anwendung gebracht wären; ja die Murraysche Grammatik, fast die einzige, welche in Schulen sowohl, als beim Privatunterricht gebraucht wird, gibt nicht einen einzigen Wink von dem Daseyn eines solchen Werkes, wie die Diversions, und von der Möglichkeit, eine englische Sprachlehre auf eine vernünftigere Basis, als die Etonschen lateinischen und griechischen Grammatiken zu bauen. Aber gerade dieses hätte Becker beachten sollen, wenn es seine Absicht war, durch sein Buch das Studium der deutschen Sprache zu erleichtern und zu empfehlen, und mich dünkt, er hätte mittelst der bei uns üblichen grammatischen Kunstausdrücke alles das sagen können, was er mittelst neuer und fremdartiger Kunstwörter gesagt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 70.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 23. März 1831.

Es gfallt mer nummen eine,
Und selli gfallt mer gwiß.
O wenni doch das Meidli hätt!

Hebel.

Mi Christinli.
Alemanisch.

Wio hübsch ist mi Christinli
Bi'm Schaffen un bi'm Tanz!
Si Köpfli gliicht um Sünnli *)
An Glitz un Glast un Glanz.

So nett ist mi Christinli
As eints sus uf der Welt,
Wio uf der Bloam e Biinli,
Wo Früohlings Maohlzit hält.

Es spinnt mir mi Christinli
E Gaarn so zaart un fi,
Wio's ällergschicktist Spinnli,
'S muoß glüch un stärk' no si.

Un wiiß hät mi Christinli
Z'erst uf der Bloach es Tuoch,
Wiiß wio e Herreliinli **),
Wiiß wio Basler-Buoch.

Voaum wiißste leit's Christinli
Es Hochzig Hemd bald a;
Uschuldger as e Nünnli ***)
Nimmts mi, nimmts mi zum Ma.

*) Sunn, Sonne.
**) Herreliinli. Weißes Taschentuch, wie nur die Herrn tragen.
***) Nonne.

Und wär' ich *) mi Christinli
Wit übber Land und Meer,
I spräng wio übbre Zünnli **)
Im Hui, un holt' ich's her.

Voan Liob ist mi Christinli
Un himmelhohem Glück,
En unerschöpfli Brünnli,
Es Röhrli ist sin Blick.

Wär' ganz mi — mi Christinli —
I hätt's so dunderst gern,
Es macht'ich nu e Miinli,
I spräng' im voole Spern ***).

Mi Herz wär mi'm Christinli
As wio e Feinster uf,
Un koa verdäächtig Schiinli
Fiol au nit vammaol druf.

Lieb wär mir mi Christinli,
I möocht si, was ich wött,
Un wäri's Amma's ****) Sühnli,
Liob hätt' i's ällwil ghät.

*) Ich, eigentlich iich, d. h. euch, als Enklitikon behandelt, ohne wesentliche Bedeutung.
**) Zaun.
***) Sparren, Tollheit.
****) Amtmanns.

Bitraacht' i mi Christinli,
En Rausch macht's wundersüß,
So nit es kostberst Wiinli,
Wio erst wohl, wenn i's küß'?

So gscheit ist mi Christinli,
Nints, was es denkt, ist dumm,
Nints Uräächts gehrt si Sinnli,
Si Herz ist engelfrumm.

Drumm stellt mir mi Christinli —
Un wär' ich's glih mi Grab —
Der Teufel untr'e Zinnli,
Woast Gott! i spräng' ich 'nab

Schultheiß.

Philipp van Marnix, Herr zu St. Aldegonde.

(Fortsetzung.)

Nach dem unglücklichen Ausgang der Dinge bei Antwerpen und dem tragischen Tode Wilhelms des Schweigenden war Kälte und Mißtrauen in die Gesinnung des Herrn von St. Aldegonde eingetreten; das moderirende Prinzip, welchem er, die Schwäche und Charakterlosigkeit so mancher stolz brausenden Leidenschaften kennend, und mit Rücksicht auf die Gefahren der Zukunft, huldigte, galt für Abfall von der guten Sache. Die meisten Machthaber des Tages konnten eine Natur, wie die seinige, nicht begreifen, weil sie selbst nicht selten unbegreifliches und ungemessenes thaten, und der blinde Zufall und die Gunst eigenthümlicher Umstände dem Mangel an Verstand, Energie und Tugend oft zu Hülfe kamen. Doch gab es in der That auch redliche Patrioten, welche eine Zeitlang über Marnix irre geworden waren; aber Aldegondes Verdienst tauchte doch bald wiederum in der Meinung der Bessern glänzend empor, und die Scheelsucht erröthete über ihr eigenes Werk, verschüchtert, wenn auch nicht bekehrt.

Er wandte sich fortwährend mit bittern Klagen über ergangene Verläumdung und zugefügte Kränkung an die Staaten und erbot sich, sein Benehmen in Antwerpen von jedem unpartheyischen und kompetenten Gerichte, welches man darüber anzuordnen für gut finden dürfte, untersuchen zu lassen. Die Briefe an den Grafen von Hohenlohe, an den Herrn von Meerkerken und an den erprobten Freund von der Myle, drücken die Stimmung seiner Seele in diesen Tagen aus. Das Partheiwesen in seinem Vaterlande hatte ihn mit einem unwiderstehlichen Eckel erfüllt. Er nahm zwar in seiner stillen Verborgenheit, welche ihn längere Zeit den Geschäften entzog, unausgesezt den lebhaftesten Antheil an den Leiden und Schicksalen seines Vaterlandes, wie die mit Russel (dem Gouverneur von Vlissingen) mit Sidnei u. a. gewechselten Briefe sprechend darthun; allein die Musen blieben in dieser Zwischenperiode seine ausschließlichen Freundinnen, und Hugo de Groots Zeugniß bürgt dafür, daß sie es zu hohem geistigen Gewinn für ihn und die Gelehrtenwelt im Ganzen gewesen. Daneben sorgte er, in Verbindung mit andern redlichen Männern des Landes, für Ausbildung eines vernünftigen und gemäßigten Systems in der Kirche, half Reglemente entwerfen, Kirchendisciplin ordnen, Tempel erbauen und für den Unterhalt der Prediger die nöthigen Summen herbeischaffen; dabei arbeitete er an größern und kleinern Schriften, im Geiste der politischen Emanzipation und der geistigen Freiheit der Niederlande, mit einer bewundernswürdigen Ausdauer.

Die Stände, bei denen es nunmehr fixe Idee geworden, St. Aldegonde sey als Staatsmann und Unterhändler glücklicher, denn als Krieger und Beamter, nahmen, nachdem die Empfindlichkeiten und Vorurtheile wieder besiegt worden, seine Talente von Neuem in Anspruch, und er bekam während der Jahre 1590 — 1594 verschiedene bedeutende Sendungen; so z. B. als Gesandter an den französischen Hof, wo er schon früher mit dem geistvollen und kenntnißreichen Philipp de Mornay Freundschaft geschlossen, und als Begleiter und Ehrenkavalier der Tochter seines verstorbenen Freundes Oranien, der interessanten Prinzessin Luise Juliane, nach Heidelberg, wo sie mit dem Churfürsten Friedrich IV. von der Pfalz vermählt wurde.

Nach seiner Rückkehr wurde Leiden sein Lieblingsaufenthalt; dort war schon früher die erste Abtheilung seiner Uebersetzung der Psalmen, und zwar auf eigene, schwere Kosten, erschienen, zu welchem Unternehmen man ihn von Seite der obersten Kirchenbehörden früher wohl aufgefordert, aber schlecht genug unterstützt hatte. Er leistete der neugestifteten Universität wesentliche Dienste, half ihre Organisation fördern und zog vielleicht durch seine persönliche Anwesenheit als Privatgelehrter in jener Stadt viele Studirende herbei. Sonderbar genug haben mehrere diesen Aufenthalt St. Aldegondes zu Leiden als eine Art Exil für ihn und den Auftrag der Bibelübersetzung als eine anständige Firma betrachtet, unter der man ihn von aller fernern Theilnahme an Staatsgeschäften geflissentlich zurückgehalten. Ein durch die Lügenhaftigkeit und Unkritik seiner Berichte vielfach berüchtigter Belgier, Foppens, hat die Unverschämtheit so weit getrieben, daß er seinem Landsmanne geradezu vorwirft, er habe in der lezten Zeit sich mit dem Entschlusse herumgetragen, mit dem Könige von Spanien seinen Frieden zu machen; dieser Entschluß sey kein Geheimniß geblieben und man habe darum dem Manne, dessen Talente und Wirksamkeit man fortwährend gefürchtet, die Gelegenheit benommen, solche zum Schaden des Gemeinwesens geltend zu machen. Glaubwürdiger jedoch ist die Annahme des wackern Gerdes, daß man dem hochverdienten Patrioten Ruhe gönne wollte, und daß Leiden der Port nach so vielen

Stürmen eines in Arbeiten und Verdiensten um das gemeine Wohl zugebrachten und geopferten Lebens geworden sey.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen aus Neapel.

1830.

Scuola di Virgilio. So nennt man die Ruinen einer prächtigen Villa des Lucullus, die an der äußersten Spitze des Vorgebirges liegen, in welches die Höhen von Posilippo auslaufen, die den Golf von Neapel von dem von Bajae trennen, und diesen, nebst den Inseln Ischia, Procida und Nisida, von hieraus verdecken. Diese Ruinen liegen nicht nur dicht am Meer, sondern es scheint, daß selbst ein Theil der untern Villa von diesem ist verschlungen worden.

Man macht die Fahrt dorthin gewöhnlich zur See, aber die Schönheit der neuen Straße von Posilippo verdient es wohl, daß man zu Fuße dahin gehe, und man braucht kaum vier Stunden zu diesem Spaziergange. Der Weg geht von der Villa reale oder dem Chiaja aus immer an dem Golf hin, erst die Mergellina entlang und dann zwischen den schönsten Landhäusern, auf beiden Seiten, links unten am Meere, und rechts an den Anhöhen von Posilippo liegend. Unter der großen Zahl der ersten sieht man, nicht weit hinter der Mergellina, die Ruinen eines grossen unvollendeten Pallasts, den der gemeine Mann irrig den der Königin Johanna nennt, da es doch selbst aus einer Inschrift deutlich erhellt, daß er erst im siebzehnten Jahrhundert von einer gewissen Johanna Caraffa erbaut worden, aber, man weiß nicht aus welcher Ursache, unvollendet geblieben ist. Vielleicht hat das Meer selbst, welches hier fortwährend Gebiet gewinnt, und jezt bis an das unterste Stockwerk dieses Hauses reicht, diesem Bau Schranken gesezt. Es ist indessen nicht unbewohnt, denn man benuzt es zu einer Glasfabrik, deren Arbeiter sich in den halb zertrümmerten Geschossen angesiedelt haben.

Je höher man die Anhöhe hinansteigt, desto mehr erweitert sich die Aussicht auf den Golf und die Stadt. Da, wo man den Gipfel beinahe erreicht hat, geht rechts in einer Krümmung die Straße nach Posilippo, welchen Ort man schon früher auf dem Berge zur rechten Seite hinter sich gelassen hat; geradeaus läuft die Chaussee bis nach Puzzuoli fort, und es bleibt zwischen ihr und dem Meere links ein großes Thal liegen. Durch dieses Thal, auf beinahe unwegsamen Pfaden, in tiefen, natürlichen, von Regengüssen ausgehöhlten Kanälen, durch schöne Gärten hindurch, blos von Aloen und indischen Feigen (fichi d'India) eingezäunt, gelangt man endlich zu diesen Ruinen. Auf der Höhe selbst muß ein bedeutender Theil dieser Villa gelegen haben, denn man sieht jezt dort Trümmer von Mauern und Substruktionen, die allein für sich einen großen Hügel bilden. Man nennt dieß einen Tempel, es scheint aber vielmehr ein Theil der zu Wohnungen bestimmten Gebäude, ja vielleicht das Hauptgebäude selbst gewesen zu seyn. Die Aussicht auf die beiden Golfe, den von Bajae zur Rechten, und auf die Inseln (wovon das niedliche Nisida, und zwischen ihm und dem Lande das Inselchen, welches zur Quarantaine dient, ganz nahe sind) ist unendlich schön. Weiterhin sieht man die ganze Küste von Bajae und hinter dem Vorgebirge Misene Ischia und Procida. — Unten am Strande liegt der andere Theil von diesen Ruinen, nicht nur dicht an der See, sondern schon halb von derselben verschlungen. Vor ihnen, auf einem ganz kleinen, vielfach ausgezackten und daher sich sonderbar darstellenden Felseneiland, sieht man einige neuere Trümmer eines kleinen Forts aus dem Mittelalter, welchem wahrscheinlich manche der alten, die noch von Lucullus Bauten übrig waren, haben weichen müssen. Nicht weit davon, ein wenig näher der Stadt, liegen die Ruinen des berühmten Fischbehälters des Pollio.

Ich kann mich nicht enthalten, bei dieser Gelegenheit eine Anekdote zu erzählen, die in gewisser Hinsicht sehr charakteristisch ist.

Der Lord Harrowby besuchte diesen Ort zu einer Zeit, wo man sich ohne Gefahr sogar nicht auf diese geringe Weite von der Stadt entfernen konnte. Er nahm also, außer den Führern, noch zwei Soldaten zur Bedeckung mit. Als sie beinahe den Ort erreicht hatten, aber gerade an der gefährlichsten Stelle angekommen waren, standen die Soldaten still und meinten, er solle nur vollends hinangehen, sie wollen ihn hier erwarten. Aufgebracht über ihre Feigheit, suchte sie der Lord vergebens zu bewegen, voranzugehen, als endlich einer von den Ciceronen ihm zuredete: „Non abbia paura, Signore, andiamo pure avanti“ (Haben Sie keine Furcht, mein Herr, lassen Sie uns immer vorwärts gehen.) Verwundert fragte er sie: „E voi non avete paura?“ (Habt Ihr keine Furcht?) „Nò, Signor,“ erwiederten sie, „noi non siamo Soldati.“ (Nein mein Herr, wir sind ja keine Soldaten).

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

(Fortsetzung.)

Neue Bücher.

Das Erlernen einer neuen Sprache, besonders der für den Engländer im Anfang so fremdartigen deutschen, hat immer Schwierigkeiten, die sich durch kein Lehrsystem ganz heben lassen; muthet man aber dem Schüler noch zu, eine Reihe neuer Kunstwörter zu erlernen und mittelst philosophischer Schlüsse zu einer Ansicht zu gelangen, so schreckt man ihn ab, besonders wenn, wie hier, die Sprache fast immer nur für unmittelbare praktische Zwecke studirt wird. Verschieben es ja in diesem Augenblick viele Engländer, deutsch

zu lernen, weil sie befürchten, die Unruhen auf dem Kontinent dürften sie verhindern, diesen Sommer nach Deutschland zu reisen.

Die Family Library theilt das erste Bändchen einer Bilderreihe aus der Geschichte Venedigs mit, welche in zwei Bändchen erscheinen soll. Ein solches Werk kann in unserer Zeit, wo das Wort Republik für die Jugend so viele Reize hat, sehr nützlich werden, und der Verfasser des gegenwärtigen ist durch seine klare, unpartheiische Darstellung diesem Zweck nahe gekommen. Denn wo hat unter dem Namen von Republik und Freiheit die Tyrannei je furchtbarer gewüthet, als gerade zu Venedig. Der Bürger hatte freilich dort alle mögliche Freiheit, seinen Kunstfleiß zu üben und seine Handelsspekulationen nach allen Weltgegenden hin auszubreiten; aber wehe ihm, wenn ihn der republikanische Gedanke erfaßte, an der Regierung, deren sich wenige Familien bemächtigt hatten, Theil nehmen, oder auch nur an derselben etwas aussetzen zu wollen! Er stürzte dann in einen Abgrund, aus dem ihn nichts zu retten vermochte. Das Büchlein ist übrigens mit vier vortrefflichen Kupferstichen nach Originalzeichnungen von Prout, einer Landcharte und dreizehn meisterhaften Holzschnitten geziert, und kostet doch nur 5 Schillinge oder 1⅔ Thaler.

Zu den bessern satirischen Werken, zu welchen unsere Zeit troz der gleichförmigen Abschleifung der Charaktere so vielen Stoff bietet, als jede andere, gehört ein Bändchen unter dem Titel Crotchet Castle. Die folgende Stelle malt mit lebhaften Farben den niederträchtigen Charakter eines großen Theils unserer Zeitschriften. Lady C. „Nun, ich will Ihnen ein Geheimniß sagen: ich schreibe gegenwärtig einen Roman.“ — Kapitän F. „Einen Roman!“ — Lady C. „Ja, einen Roman. Ich verschaffe mir dadurch Puz, Geschmeide und andere Dinge der Art, die mir Papa nicht kaufen will. Ich hatte mehrere Moderomane von diesem oder jenem Fashionable gelesen, und ich dachte bei mir selbst: das kannst du noch besser machen. Ich schrieb also ein Paar Kapitel und schickte sie als Muster an Hrn. Puffall, den Buchhändler, und schrieb ihm, es sey ein Theil eines Moderomans; er bot mir, ich mag nicht sagen, wie viel, wenn ich drei Bände daraus mache, und er wolle es überdies in allen Zeitungen für sein Geld als das Werk einer vornehmen Dame empfehlen lassen, die darin ihre Bekannten schonungslos an den Pranger stelle.“ — Kapit. F. „Sie haben das doch nicht gethan?“ — „Nein, ich überlasse das andern. Aber Hr. Puffall machte es zur Bedingung, daß ich es ihn solle sagen lassen.“ — Kapit. F. „Eine sonderbare Empfehlung!“ — „Es geht jezt nichts anders. Sie können sich jeden beliebigen Charakter beilegen, und die Zeitungen drucken es, als käme es von ihnen selbst. So werden Sie denn eines Morgens meinen Roman als das „gelesenste Werk des Tages“ angekündigt finden. Dies ist Hrn. Puffalls Lieblingsausdruck; er läßt dies die Zeitungen von jedem Werke, das er herausgibt, sagen. Aber Sie sehen wohl, „des Tages“ ist ein sehr bequemer Ausdruck; es gibt darnach 365 „gelesenste Werke“ in einem Jahr, und noch eins mehr, wenn es ein Schaltjahr ist.“

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, März.

(Fortsezung.)

Vorträge an der Sorbonne über deutsche Geschichte.

Vor solchen Zuhörern und von einem solchen Professor (deutsche Privatdozenten werden an Saint-Marc Girardin allerdings gesezte Betragen und Gründlichkeit vermissen) wird es nicht Wunder nehmen, zuweilen Stellen wie die folgende zu hören: „Möchten sich unsere Straßen mit der tapfern Jugend bedecken, die freudig der Grenze zueilt, den Tornister auf dem Rücken, das Gewehr auf der Schulter, die Marseillaise singend von Ort zu Ort, bis auf die Felder von Valmy und Jemmapes; möchten sich dort einige hunderttausend Sänger von gleichem Herzen, von gleich freudigem Sinne finden, die auf der Ebene unter dem Feuer des Feindes ihre Lieder nur unterbrächen, um ihre Patronen abzubeißen.“ Es ist begreiflich, daß diese und ähnliche Stellen der Gesinnung des Auditoriums nur Ausdruck und Worte leihen. Die folgenden Vorträge werden zeigen, ob Saint-Marc seine Zuhörer ebenso zu belehren, als zu begeistern versteht. Geistvolle Auffassung und lebendige Darstellung kann der Einleitung, die wir angehört, nicht abgesprochen werden. Den Schluß derselben macht eine Uebersicht der Geschichte des römischen Kaiserreiches, „das im langen Todeskampfe mit den Barbaren ringt, die es zertrümmern, indem es bisweilen noch Strahlen der alten Kraft und Herrlichkeit auswirft und gleichsam, wie sein Ahnherr, alle Falten seiner Toga ordnet, um mit Anstand zu fallen.“ In dem Sturme, der den Koloß dieses Reiches einstürzt, gewahrt der junge Geschichtsforscher zwei streitende Prinzipien, die um den Besitz der Herrschaft über Rom, wie überhaupt um den Besiz der Welt ringen: den Geist des Orients oder Despotismus, Verweichlichung und Altersschwäche — den Geist des Occidents oder Freiheit, Manneskraft und Jugend. „Nie hat der Orient, die Mutterstadt des Universums, die Emanzipation seiner Kolonie, des Occidents, anerkannt. Der Kampf beginnt in den Medischen Kriegen, und bald besiegt, bald Sieger, gewinnt der Orient durch sein Gold, durch die unwiderstehliche Verführung seiner Künste und Sitten immer wieder, was er durch Waffengewalt verloren hat. Nachdem Rom an die Stelle Griechenlands getreten ist, ist es Rom, gegen das er seine Angriffe richtet. Endlich entwaffnet zu Pharsalus im Lager des Pompejus, vernichtet zu Aktium in dem des Antonius, beginnt er seine Eroberungen auf dem Wege der Intrigue und der Verführung wieder; er schleicht sich am Hofe des Augustus ein, er baut sich in Italien an (egyptische Monumente), er berauscht die Cäsare und beherrscht endlich die römische Welt. Aber die stoische Philosophie der Antonine stürzt ihn noch einmal; das Heer, der Senat bekämpfen ihn durch ihre Wahlen; indeß, er streitet gegen diese beiden Korporationen, in denen allein noch die ganze Kraft des abendländischen Geistes ruht, mit Glück; er sezt wieder Kaiser seiner Wahl auf den Thron, einen Commodus, Alexander Severus; Heliogabal ist seine lebendige Personifikation; von nun an erdrücken seine langsamen, aber sichern Schritte Alles. Der Senat, nur noch ein Schatten, unterliegt entkräftet; das Heer, das unter den Barbaren, seinen Soldaten, seine Anführer und Kaiser wählt, besteht zur Hälfte aus Ausländern und bedroht Rom mit einer neuen Gefahr. Der Sturz des römischen Kaiserthums ist nahe, der Augenblick gekommen, in welchem der Orient seine Herrschaft an sich reißt. Diokletian, der es noch zu retten gedenkt, verwandelt es in eine große orientalische Monarchie, deren Siz nicht mehr zu Rom, sondern in Nicomedien ist. Nun ist der Verfall entschieden. Kein Senat mehr, keine Wahlen des Heeres, keine Freiheit; der lezte Schimmer der römischen Republik ist erloschen. Nicomedien, Byzanz, Konstantinopel haben nichts mehr von Rom. Vergebens schmeichelt sich Konstantin, die römische Welt wieder aufzubauen, vergebens ruft er das Christenthum an, um die Leiche wieder ins Leben zu beschwören. Das Christenthum selbst geräth zu Byzanz in Verfall und macht sich auf, zu den Barbaren hinüberzuwandern, in denen der Keim der neuern Zeit liegt.“

(Die Fortsezung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 71.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 24. März 1831.

— Komm und sieh den Spiegel
Dieses Golfs, weiteben und segelreich an;
Sieh von fern verwehen den Rauch Neapels,
Sieh des Vesuvs Rauch!

Platen.

Miscellen aus Neapel.

1830.

Castellamare, Pompeji.

Eine der schönsten Spazierfahrten unter den vielen schönen, die man von Neapel aus machen kann, ist die nach Castellamare. Der Weg dahin ist schon an und für sich selbst einer der interessantesten, die es irgendwo gibt. Zwischen dem Vesuv, dessen Fuß man berührt, und dem Meere, längs der am Ufer sich über eine deutsche Meile lang und fast bis Torre del Greco ausdehnenden Fortsetzung der Stadt — denn die Oerter S. Giovanni a Teduccio, Portici und Resina stoßen alle an einander, so wie ersterer an Neapel — dann über die Ströme der Lava, die sich durch Torre del Greco und daneben vorbei ins Meer ergoßen haben, und wo links und rechts von der hergestellten Chaussee die üppigste Vegetation neben der chaotischen Zerstörung, die die Lava in der Breite, die sie einnahm, hervorgebracht hat, ein einziges Bild darstellt, endlich nahe an Pompeji vorbei, von dem man aber nur bei Torre dell' Annunziata den Hügel, unter dem es begraben lag, sieht, auf der rechten Seite beständig den Golf im Gesicht, — wo wäre in der Welt ein Weg diesem zu vergleichen!

So gelangt man in etwa drei Stunden an das östliche Ende des Golfs, da wo er einen, Neapel gegenüber gelegenen Winkel bildet, von welchem die Bergkette anhebt, die vom Monte St. Angelo bis an das Vorgebirge Massa, ehemals der Minerva, die eine Seite desselben ausmacht.

Castellamare liegt dicht an hohen und steilen Bergen, die unmittelbar vom Meer aus sich bis zu dem Gipfel des Monte St. Angelo erheben, welchen man daher von der Stadt aus nicht sehen kann. Da dieser Berg der höchste in der Nachbarschaft von Neapel (4430 — 4480 Fuß) und also im Winter häufig mit Schnee bedeckt ist, so versieht er Neapel mit diesem unentbehrlichsten Ingrediens ihrer berühmten Sorbetti. Die Stadt, die sich längs dem Ufer hin erstreckt, hat einen schönen Quai am Hafen, welcher nächst dem von Neapel der einzige im ganzen Golf ist. Außer vielen Handelsschiffen liegt gewöhnlich die königliche Marine hier vor Anker, und die Kriegsschiffe werden auch auf den hiesigen Werften gebaut.

Die meisten Fremden und die Reichen der Hauptstadt bringen hier den Sommer zu, weil die Hitze weit geringer als dort ist. In dem Lustschloß Qui si sana, (hier wird man gesund) genannt, verweilt ebenfalls die königliche Familie oft in den Sommermonaten. Es ist nur klein und unterscheidet sich übrigens durch nichts von einem gewöhnlichen Landhause, aber es liegt sehr reizend in einem Park auf der ersten Anhöhe. Die Fremden wohnen gewöhnlich in einer Gegend, die „Voticelle“ genannt, die von der Stadt aufwärts nach Qui si sana hin liegt, und wo es mehr ländlich ist, als unten an der Marina. Und doch klagen die, welche die Stille des Landlebens lieben, daß hier im Sommer sich ein kleines Neapel bildet.

Tout comme chez nous! denn dieselben Klagen hörte ich in Baden bei Wien aussprechen, wo ebenfalls dann ein kleines Wien entsteht. Diese gehen daher lieber nach Sorrent, wo man viel ruhiger und geräuschloser lebt, und zwar aus dem guten Grunde, weil man nicht zu Wagen, sondern blos zur See dahin kommen kann, denn die Gebirgswege zwischen Castellamare und Sorrent sind kaum für Esel gangbar. Im Gegentheil hat man nach Castellamare die Wahl zwischen der schönen Chaussee und der Wasserfahrt das Ufer entlang; der Weg ist auf beide Art in ein Paar Stunden gemacht, und mehrere Male des Tages gehen öffentliche Kutschen und Barken dahin ab. Die reizende Lage, die Frische der Luft, mineralische und Seebäder, alles vereinigt sich mit dieser Leichtigkeit und Bequemlichkeit der Kommunikation, um die Menge anzuziehen und zu versammeln.

Mannigfaltig sind die Exkursionen, die man bei einem längern Aufenthalt von hier aus in die benachbarten Gebirge machen kann; aber wenn man sich auf das Nächste beschränken und nicht den Monte S. Angelo besteigen will, so kann man in einem Nachmittage auf immer bereit stehenden Eseln einen sehr angenehmen Spazierritt machen. — Der Weg geht längs der Marina hin, die sich sanft bis zu einer Anhöhe erhebt, auf welcher am schroffen Ufer eine Kirche bei dem kleinen Ort Puzzano sehr malerisch liegt. Von hier steigt man auf die Hügelkette, die Castellamare in einem Halbzirkel umgibt und mit einem dichten Wald von ächten Kastanienbäumen bewachsen ist. Die Aussicht auf Golf und Vesuv ist zuweilen von hohem Gehölz unterbrochen und wird dadurch noch anziehender, und indem man die Natur zu bewundern nicht aufhören kann, bietet auch die Industrie ein überraschendes Schauspiel dar. Vertieft im Anschauen dieser reizenden Gegend, wird man bald durch ein Geräusch, dem einer Kugel auf den Kegelbahnen ähnlich, das man über sich in der Luft schwirren hört, aus dem angenehmen Traume geweckt. Aufblickend, wird man nun erst mehrere Stricke gewahr, die über die Kastanienbäume weg, von Anhöhe zu Anhöhe gezogen sind, und an welchen Reissigbündel an hölzernen Hacken, vom höchsten Gipfel der Berge, wo gemeinere Holzarten wachsen, bis ans Meer heruntergleiten. Da, wo — wenn ich so sagen darf — eine Station ist, steht ein Arbeiter, der das ankommende Bündel von dem Strick, an welchem es bis dahin heruntergekommen ist, abhackt und an den folgenden, welcher immer nahe dabei befindlich ist, anhängt, an welchem es wieder die nächste niedrigere Station erreicht, und so immer von einer zur andern fortgehend, gelangt das Holz sehr schnell über die hohen Kastanienbäume weg, von oben herab bis ans Meer, wo es in Schiffe geladen wird. Diese ununterbrochen über dem Kopf schwebenden und schwirrenden Reisigbündel beleben die einsame Gegend auf eine ganz eigenthümliche Weise.

Mitten durch diesen Kastanienwald kommt man auf der Höhe an eine Mauer, die den Park einschließt, in welchem Qui si sana liegt. Man ist hier genöthigt, den Ciuccio, so wird hier der Esel genannt, der im italienischen Sommaro heißt, zu verlassen und zu Fuße durch den Park nach dem Monte Coppola zu wandern, welcher den Halbzirkel dieser Bergumgebung schließt. Von da herabsteigend, kommt man durch das vorerwähnte Quartier le Botichelle, wo damals, Ende Septembers, noch mehrere englische und deutsche Familien wohnten, und unmittelbar darauf in die daran stoßende Stadt zurück.

Da die meisten Fremden auf einige Monate hieher kommen und Privatwohnungen miethen, so sind die Wirthshäuser, das einzige Albergo reale ausgenommen, schlecht.

Nachdem wir hier die Nacht zugebracht, ritten wir am andern Morgen auf unsern Eseln nach Pompeji, welches nur eine Stunde weit entfernt ist. Im Vorbeigehen wollten wir die nahen Ruinen von Stabiae sehen, und unsere Führer brachten uns auch wirklich durch die schönsten Gärten, die ganz offen an dem Abhange eines Hügels gelegen waren, und in welchen Pomona ihre ganze Fülle ausgebreitet hatte, an einen in den Berg hineingebauten Keller. Da er aber verschlossen war, denn er enthielt einen ansehnlichen Vorrath von Wein, und Niemand sich fand, der uns hätte aufschließen können, so mußten wir unser Vorhaben aufgeben. Dieser Keller ist der Eingang zu einem unterirdischen Raume, der die bis jezt entdeckten Ruinen von Stabiae in sich schließen soll. Oben auf dem Rücken des Hügels will man indeß einige alte aufgefundene Mauren auch noch dazu rechnen.

Durch ein paradiesisches Thal, bewässert von dem Fluß Sarno, dessen Mündung in den Golf den Hafen von Pompeji bildete, kommt man erst auf die große Landstraße von Neapel nach Salerno, bald darauf an einen Seitenweg, an welchem man mit erwartender Ungeduld die Inschrift liest: „Strada di Pompeji,“ und in wenig Minuten befindet man sich vor dem Eingange dieser wunderbaren Stadt an dem Hause des Diomedes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Philipp van Marnix, Herr zu St. Aldegonde.

(Beschluß.)

In Leiden fand St. Aldegonde Gelegenheit, einen Mordanschlag auf den Prinzen Moritz, auf dessen jüngern Bruder Friedrich Heinrich, auf den Herrn von Olden-Barneveld und seine eigene Person glücklich zu entdecken und zu verhüten. Die Person, welche zu dem Bubenstück sich hergegeben und von den Spaniern bezahlt worden war, bekannte noch vor der Folter, was man zu wissen brauchte; die Hauptschmach fiel auf den Grafen von

Parlaimont; das Hauptmotiv war, nach den meisten Berichten, ein leidenschaftlicher Glaubenshaß gegen diese Männer gewesen. Dieser Haß traf sogar später, von Seite der Spanier, selbst den Herzog von Parma, weil dieser, durch richtigere Kenntniß des niederländischen Volkes und seiner Gemüthsstimmung und durch die Unzulänglichkeit aller bisher angewandten Zwangsmittel belehrt, die Nothwendigkeit eingestand, zwei Religionen in diesem Lande zulassen zu müssen. Marnir theilte diese Ansicht und Aeußerung Alexander Farnese's in seiner apologetischen Antwort mit; aus ihr erklärt sich auch, warum seine Hochachtung gegen einen Fürsten sich erhielt, welchem zur Beschwichtigung der Leidenschaften in den Niederlanden blos dieser Entschluß religiöser Toleranz noch gefehlt. Aber die fanatischen Spanier und die übereifrigen Kalvinisten verdarben die Sache gleich sehr und machten jede Annäherung der Gemüther unmöglich.

Die lezten politischen Verrichtungen, zu welchen St. Aldegonde sich brauchen ließ, bestanden in Untersuchung und Schlichtung eines jener vielen traurigen und trübseligen Zwiste, welche die politische und die Kirchengeschichte der vereinigten Niederlande periodenweise so unerträglich machen; der Handel drehte sich besonders um die Person des Predigers Kornelis Wiggers zu Hoorn; sodann aber in einer Sendung in den Angelegenheiten des Fürstenthums Oranien, das der Prinz Moritz wiederzugewinnen strebte; sie hatte aber schlechten Erfolg, aus Ursachen, welche dem Geschichtskundigen zur Genüge bekannt sind.

Unsern Helden überraschte ein unschmerzhafter Tod zu Leiden am 15. Wintermond 1598, in einem Alter von sechzig Jahren. Er ward erst zu Leiden, sodann aber in der Kirche zu Westsouburg, zu einer seiner Herrschaften gehörig, feierlich beigesezt.

Von seinem persönlichen Charakter, seiner Gefühl- und Denkweise, seinen Sitten und Manieren kann nur das Beste gesagt werden. Seine Anhänglichkeit an das Haus Oranien und besonders die Person Wilhelms I. ging bis zur Schwärmerei, und dennoch führte er stets eine freie, männliche, oft starke Sprache demselben gegenüber, und nicht selten waren die beiden Freunde über wesentliche Punkte, oder vielmehr über das Wie und Womit, verschiedener Meinung, ohne daß solches der Innigkeit ihres Verhältnisses Eintrag gethan hätte. Dies war besonders bei Erscheinung der berühmten Apologie des Prinzen wider das spanische Achtmanifest der Fall, vielleicht das einzige Mal, wo die persönliche Leidenschaft über den kalten Verstand des Schweigenden Meister geworden. St. Aldegonde befand sich gerade in Frankreich, als er die merkwürdige Schrift, welche er und viele Andere sonst in mehrfacher Hinsicht für ein Meisterstück erklärt haben, zu Gesicht bekam. Als er sie durchlesen hatte, rief er hastig aus: „Nun ist der Prinz ein todter Mann!“ Aber der Erfolg zeigte sich gleichwohl günstiger, als er geglaubt hatte.

Alle seine Antworten und Bemerkungen zeichneten sich durch Raschheit, Kürze und Schärfe aus; auch besaß er einen ungewöhnlich schnellen Ueberblick der Dinge und überraschende Geistesgegenwart. Als er in den lezterwähnten Angelegenheiten von Orange seinen Weg über Avignon, somit eine päbstliche Stadt, genommen, ward er in dem Hotel des französischen Feldmarschalls zur Tafel gezogen, und traf dort nebst andern vornehmen Gästen auch den Erzbischof von Aix, de Vallegrandi, und den bekannten Jesuiten Dr. Cotton an, welch lezterer die Stelle des miteingeladenen, aber nicht erschienenen Legaten, Kardinal Aquaviva, vertrat. Der gelehrte Pater leitete, nach der Manier seiner Ordensbrüder, das Gespräch zu Ende der Mahlzeit auf religiöse Gegenstände, und selbst auf den Primat des Pabstes. St. Aldegonde suchte auf feine Weise auszuweichen, und bemerkte, es sey gefährlich, in einer päbstlichen Stadt scherzhaft die Rechte des Pabstes zu erörtern; es könnte leicht in der Hitze der Debatten etwas sich ergeben, was man als Crimen laesae deuten würde. „Wohlan denn, erwiederte Dr. Cotton, untersuchen wir die Frage: ob das Ansehen der Kirche größer sey, als dasjenige der heiligen Schrift?“ Marnir ging ein und legte dem Gegner so spitzfindige Dilemmen vor, und führte seine Sache so geistreich durch, daß die geistlichen Herrn verwundert einander anblickten, in große Verwirrung geriethen und sich so gut als geschlagen geben mußten.

Eine Reihe ausgezeichneter Männer seines Vaterlands und anderer Nationen hat Marnir einen reichen Tribut von Bewunderung gezollt, und die Geschichtschreiber haben sich vielfach mit ihm beschäftigt. Unter den vielen führen wir nur einige mit schlagenden Stellen an; so z. B. nennt ihn Hugo de Groot einen Mann von unermeßlichem Wissen und tiefer Gelehrsamkeit, und stellt ihn als eine weitstrahlende Leuchte und als einen Gegenstand der Bewunderung aller Völker hin. Der geniale Hooft, Niederlands Tacitus, erklärt ihn für eine überwiegende Intelligenz (overvliegend vernuft). Melchior Adam, der allberühmte Biograph der Heroen der Reformationsperiode, rühmt ihn als einen tiefsinnigen Geschichtsforscher und gründlichen Publizisten, welcher schärfer und genauer als irgend ein anderer die geheimen Entwürfe der spanischen Zwingherrschaft bis in ihre lezte Wurzel verfolgt, und zugleich als einen politischen Propheten, dessen Weissagungen in England, Deutschland und Polen nur allzusehr sich bewährt haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Vorträge an der Sorbonne über deutsche Geschichte.

Kühn, wie diese Ideen sind, gewinnen sie noch einen eigenthümlichen Reiz durch eine äusserst glückliche Auswahl von Anekdoten, Charakterschilderungen und wahrhaft dramatischen Bildern, mit denen der Redner seinen Vortrag reichhaltig und anziehend zu machen gewußt hat. Fügen wir hier noch einige seiner Ansichten über Deutschland selbst bei, an welchem er noch immer die Physiognomie des Mittelalters, dessen eigentliches Vaterland es war, bemerken will. „Es hat diese Physiognomie beibehalten, ungeachtet der Vergrößerung der kaiserlichen Macht, ungeachtet der Gründung der preußischen Monarchie, ungeachtet des Unterganges einer Menge kleiner Herrschaften, die seit dem westphälischen Frieden mit reißender Schnelligkeit verschwanden, und hauptsächlich troz der gewaltsamen und wiederholten Eingriffe des größten Feindes des Mittelalters: Bonaparte's, der Deutschland zerstückelte nach seinen willkührlichen Einfällen und Interessen, indem er Staaten schuf und auflöste, die Grenzen der Gebiete veränderte, vergrößerte und beschnitt, die Völker von einem Fürsten an den andern übertrug, dem einen nahm, was er dem andern gab, und Vieles für sich selbst zurückbehielt." Das, was Girardin einen Mischmasch (tripolage) der Staaten und Gebietstheile nennt, hat, seiner Ansicht zufolge, einen glücklichen Einfluß auf die moralische Einheit Deutschlands gehabt. „Was sollen die Völker denken, ruft er aus, die sich ohne Unterlaß von einem Scepter an einen andern übertragen sehen? Sollen sie sich nach dem ewig wechselnden Text der Traktate heute als Badener betrachten, oder als Baiern, was sie gestern gewesen sind, morgen als Würtemberger, übermorgen als Preußen oder Hessen? Nein, sie denken, sie seyen alle Deutsche, und anstatt der vielerlei, nach dem Wind der Diplomatie hin und her schwankenden Vaterlande haben sie sich ein Idealvaterland gebildet, das nicht unter ihren Füßen entweicht: Deutschland. Für Schwaben, Preußen, Braunschweiger gibt es nur Ein Deutschland, das alte, heilige Deutschland." Allein woher kommt es, ungeachtet so vieler Ursachen, die Deutschlands moralische und materielle Einheit bedingen mußten, daß das alte, heilige Deutschland noch immer in dieser Zerstückelung beharrt? Girardin findet die Antwort auf diese Frage darin, daß Deutschland noch niemals eigentlich ein eroberndes Reich war, und selbst die Eroberungen, die es machte, nur kurze Zeit behauptete. Es ist einleuchtend, daß diese Ansichten, so kurz und oberflächlich hingestellt, nur als Andeutungen betrachtet werden können, die erst im Verlauf der Vorlesungen eine tiefere historische Begründung erhalten müssen. Die Ursachen von Deutschlands innerer Trennung namentlich werden, wie sich erwarten läßt, noch aus andern geschichtlichen Momenten entwickelt werden.

Hört man außerdem den jungen Professor rundweg sagen: der Wiener Kongreß habe sich mit nichts als dem absoluten Königthum beschäftigt, er habe nur zu Gunsten des alten Regimes gearbeitet; er sey vorzüglich gegen Frankreich gerichtet gewesen, und deshalb habe Frankreich am 30. Juli das Gebäude gestürzt, welches er vor fünfzehn Jahren gebaut hatte — hört man dieses, oder: „Frankreich hat sein Uebergewicht und sein politisches Ansehen wieder gewonnen, die Augen der Völker wenden sich zu ihm, wie zu dem Vaterlande der Freiheit" — so wird man nicht mehr zweifeln, daß Girardins geschichtliche Vorlesungen nicht blos in den Gemüthern der Jugend von Paris Wiederklang finden. Die Worte Cousins, die einst in den Hörsälen der Sorbonne vernommen wurden: „Der Krieg hat zum Zweck, die Bestimmung der Völker zu beschleunigen, die Nationen im raschen Laufe dahin vorwärts zu stoßen, wohin sie der Friede nur langsam leitet," diese Worte tönen, freilich unter mancherlei Variationen, durch ganz Frankreich wieder. Kein Wunder daher, wenn Vorlesungen an der Sorbonne, in gleichem Geiste gehalten, mit gleichem Enthusiasmus aufgenommen werden und auch außer den Hörsälen, in allen Blättern wiederhallend, die Bergpredigten der kirchlichen Reformatoren aus der öffentlichen Aufmerksamkeit verdrängen, oder vielmehr ihnen die Neugierde des Publikums entziehen. Denn mehr als dies war es bis jezt denn doch nicht, was in die Betsäle der St. Simonisten oder in die deutsche Messe des Abbé Chatel Zuhörer lockte.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, März.

(Fortsetzung.)

Neue Bücher.

A Selection from the Papers of the Earls of Marchmont, herausgegeben von Sir G. H. Rose, ist ein Werk, welches in vielen Punkten neues Licht auf die englische Geschichte der leztern Hälfte des 17ten und auf die des 18ten Jahrhunderts wirft. Aber auch für den gewöhnlichen Leser findet sich manches Interessante darin, besonders mehrere Briefe von A. Pope.

Kapitän F. W. Beechey hat seine „Reise nach dem stillen Meere und der Behringsstraße, zu Unterstützung der Polarexpedition" in zwei mit Kupfern gezierten Quartbänden herausgegeben. Es soll sowohl in wissenschaftlicher, besonders in hydrographischer Hinsicht, als in Beziehung auf Menschenkunde lesenswerth seyn; da ich es aber noch nicht gesehen habe, so gebe ich einstweilen einen Auszug daraus, welchen das **Atheneum** mittheilt, eine Literaturzeitung, die ich sowohl in Hinsicht auf Geschmack, als Gewissenhaftigkeit, neben dem **Spectator**, als politisch-literarisches Blatt vor allen andern englischen Zeitschriften empfehlen möchte.

Empfang auf der Osterinsel. „So wie die Böte sich dem Lande näherten, kündigte sich die Freude der Eingebornen durch ein Geschrei an, vor welchem man die Stimme der Offiziere nicht zu hören vermochte, und unsere Böte waren, ehe sie noch den Strand erreichten, von mehreren hundert Schwimmern umgeben, die sich an den Seiten, dem Hintertheile und Steuerruder festhielten, bis solches nicht mehr zu regieren war. Sie schienen alle freundlich gesinnt zu seyn, und keiner kam mit leeren Händen. Bananen, Yams, Pataten, Zuckerrohr, Neze, Gözen u. s. w. wurden zum Verkaufe angeboten, und manches sogar in's Boot geworfen, indem sie es ihren Gästen überließen, sie nach Belieben zu entschädigen. Unter der umgebenden Menge befanden sich viele Frauenspersonen, welche so begierig, wo nicht noch begieriger waren, als die Männer, in die Böte zu kommen; sie versuchten alle möglichen Mittel, um die Mannschaft zu bewegen, sie hineinzulassen. Sie hätten uns aber nur gehindert und man wäre ihren Diebereien ausgesezt gewesen. Inzwischen wurden die Böte durch das Gewicht der Menschen, welche daran hingen, so herabgezogen, daß die Mannschaft, um ihrer eigenen Sicherheit willen, zum Stock greifen mußte, um sie fern zu halten. Die Eingebornen zeigten sich dadurch nicht im geringsten beleidigt, sondern kamen, sobald sie die Leute anderwärts beschäftigt sahen, sogleich wieder. Es befanden sich dicht am Bord mancherlei Dinge, welche die Schwimmer sehr hoch zu schäzen schienen, und da die Böte durch die daran hängende Menge tief hinabgezogen waren, so fanden sie Mittel, manche dieser Gegenstände zu stehlen, obgleich die Mannschaft ihnen sehr genau auf die Finger sah."

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 72.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 25. März 1831.

Sie gingen in Stahl und Eisen,
Goldharfen in der Hand;
Die Fürstin war zu preisen,
Die solche Diener fand.
Mit Degen und mit Speere
Waren sie stets bereit,
Den Frauen gaben sie Ehre,
Und sangen widerstreit.

Uhland.

Der Gerichtshof der Liebe.

Seit die Franzosen die Geschichte ihres Landes fleißiger nach den Quellen studiren, was bisher von ihnen zu sehr vernachläßigt worden ist, und dabei immer mehr die Wahrheit des Wortes fühlen, daß nicht die Freiheit eine Neuerung ist, sondern die Sklaverei, überzeugen sie sich auch, daß einmal im Süden ihres Landes, in den Troubadours, eine der lieblichsten Blüthen der Poesie gesproßt hat, freilich einer Poesie, die von ihrer heutigen und jeder im jetzigen Frankreich möglichen, so wesentlich verschieden ist, als die Freiheit im Mittelalter von der jetzigen politischen Freiheit in Frankreich. Die französischen Unterhaltungs- und Literaturblätter, so wohl die von klassischem, als die von romantischem Charakter, beschäftigen sich in neuerer Zeit häufiger mit Poesie, Literatur und Geschichte des Mittelalters, und es ist dieß ein Beweis, daß sie anfangen, im Mittelalter, in seinen Formen und Bestrebungen, mehr zu sehen, als ein barbarisches Chaos. An der Art, wie sie ihre Leser über diesen Gegenstand unterhalten, merkt man indessen oft, daß er ihnen noch nicht so geläufig ist, als unsern Geschichtsmalern. Eine Probe dieser Schildereien aus dem Mittelalter wird den Lesern nicht unwillkommen seyn.

* * *

Ein alter Minstrel erzählt: Ihr schönen Herrn, geschwind herbei mit dem rothen Weine von Die und den Feigen von Maloesso! so erscholl der Ruf von allen Seiten; denn heute war großes Fest auf dem edlen Schlosse Romanin. Phanie von Ganthelme, die reizende Burgfrau, hatte sich mit dem Hahnenschrei von ihrem Lager erhoben, hatte ihren hohen Kragen, ihre Schnabelschuhe, die silberne Krone und den blauen Leibrock angethan, um den sich der Knotenstrick, des Witthums traurig Zeichen, schlang. Denn es war gar lieblich anzusehen, wie die Gäste im reichsten Schmucke angezogen kamen und tausenderlei galante Spiele trieben, der mächtigen Edelfrau zu Ehren; die Pagen tummelten ihre Rosse, die Ritter schwangen die Lanze; sämmtlich trugen sie die Emprise ihrer Minne am Arme und die Farben der Dame ihres Herzens. Die Grafen erkannte man an der Krone, mit der Perlenreihe darüber, die Edelknappen am bebuschten Helme, die Ritter an den goldenen Sporen, und die Herolde am Wappenrock und Stab.

Rings um das Schloß drängten sich in Haufen die Insassen von St. Remi, und um auch ihre Lust zu haben, wie es nicht anders billig war, feierten sie das muntere Fest des Abbé de la Jeunesse. Hier war nichts von Goldstoff, nichts von Sammtwämsern zu blicken; aber aus den Augen des jungen Volkes leuchtete noch erquicklich die urväterliche Einfalt, und die Aeltern stimmten Lieder an, denn der Gott von Booz und Noemi hatte den Weizen sprießen und die Oliven lustig keimen lassen.

Hört ihr? der Zwerg oben auf dem Thurme stößt ins Horn; die Herolde schwingen die Stöcke aus Rosenholz und lassen dreimal den uralten Ruf erschallen: „Re-



spect aux Dames!“ Alsbald thut sich das Thor auf und da liegt die große Halle in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit. Halb erschlossene Blumen, die lieblichen Kinder des Frühlings, bedecken den Boden, wo sonst n... künstliches Stickwerk zu blicken ist; Gewinde aus Myrrthen, Granatblüthen und Majoran wiegen sich sanft im Morgenwind an der Decke; ihre Züge beschreiben sinnige Devisen, und kleine Vögel hüpfen darauf und zwitschern minniglich, wie mitten im Gehölze. Auf einer Bühne, mit Rosmarin und Lorbeer bestreut, sitzen die Damen, die Richterinnen am Gerichtshofe der Liebe. Die oberste ist Phanie von Ganthelme, mit dem Lilienstengel, dem Sinnbild der Reinheit und Tugend. Adalazie von Avignon trägt den stolzen Amaranth; die Gräfin von Die hat sich die melancholische Ringelblume gewählt; Clarettens von Baur blondes Haupt ist mit einem Veilchenkranze geschmückt, und die Knospe der weißen Rose erschließt sich auf der Stirne Elvonnens von Sabran. Und so haben Wonne und Wehmuth, die geheimen Gefühle unseres Herzens alle, ihre sinnigen Blumenbilder; so ist die Schwerdtlilie die Liebesgluth, die Tulpe der hochfahrende Sinn, die Narzisse die Gleichgültigkeit, die Anemone die Zärtlichkeit und die Nelke die Unbeständigkeit.

Doch sieh! bereits haben die Jongleurs zur Fidel und Manicarde gegriffen. Lustig in raschem Takte schwirren ihre Saiten zu den Sprüngen ausgelassener Lust; die einen treiben das Rad mit siebzehn Saiten, andere werfen künstlich nach der Musik Kugeln von Elfenbein in die Luft und fangen sie wieder auf; wer nichts Künstlicheres zu treiben weiß, rasselt mit Castagnetten und Schellen oder schlägt den Takt mit Trommeln und Cymbeln. Nun beginnt der Gesang der Troubadours. Schwellend rauscht sie auf, die süße, schmelzende Stimme, begleitet von den Tönen der Mandore. Jezt malt sie die Liebe als wilde Leidenschaft, ihre Qualen, ihre Verzweiflung — da schallt sie voll durch das weite Gewölbe; jezt ihre schmerzlich süße Lust, ihre Leiden, ihre Bitterkeit — da sinkt die Stimme allgemach und erstirbt in einem wollüstigen Hauche. Ja, ich muß sie nennen, diese lustigen Meister der heitern Kunst: da ist Guiraud von Calouson; er singt vom ewigen Bunde zwischen Musik und Dichtkunst; da ist Pierre Vidal; er erzählt die wunderbare Geschichte vom Ritter Amor, seiner würdigen Gemahlin Gefälligkeit, seiner Enkelin Schaam, und seinem Stallmeister Biedersinn; Cuvelier, der vielgewandte Troubadour aus Armorika, weiß zu berichten, wie ein tapferer bretagnischer Ritter das Gesetzbuch der Liebe im Walde Broceliande fand. — Nun trat ein Jüngling vor mit dem Gesetzbuch der Liebe und las wie folgt:

„Die Ehe kann gesetzlich nimmer als Entschuldigung wider die Liebe dienen. — Wer von der Verstellungskunst nichts versteht, kann nicht lieben. — Niemand kann zwei Herzensangelegenheiten zumal haben. — Die Liebe ist allzumal entweder im Zunehmen oder im Abnehmen. — Wird die Liebe durch den Tod geschieden, so bleibt der überlebende Theil zwei Jahre lang verwittwet. — Im Hause der Kargheit schlägt die Liebe ihren Wohnsitz nimmer auf ꝛc.“

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen aus Neapel.

1830.

(Fortsetzung.)

Es kann keineswegs mein Vorsatz seyn, diese einzigen Alterthümer, die in der ganzen Welt nicht ihres Gleichen haben, nur einigermaßen genau oder vollständig beschreiben zu wollen. Aber einzelne Notizen, vielleicht etwas noch nicht Bekanntes — und hier bringt jeder Tag etwas Neues — endlich den individuellen Eindruck, das darf auch wohl der Profane geben.

Gleich vorn am Anfange der Strada de' Sepolcri, welche nach dem Thore führend, gewissermaßen die Vorstadt bildet, liegt jenes sogenannte Haus des Diomedes. Es ist das größte und schönste von ganz Pompeji und war auch, wenn ich nicht irre, eines der ersten, die man entdeckte. Hier war es, wo man in einem unter der Erde nach dem Meere zu laufenden Gange die Skelette des Hausherrn und einiger seiner Sklaven fand, die sich dort hindurch zu retten suchten, den erstern mit einem Bund Schlüssel in der Hand, die andern kostbares Hausgeräth tragend. In einem andern dieser Gänge fand man mehrere weibliche Sklette und sieht noch an der Wand den Abdruck der Brust einer dieser Personen, an der Stelle, wo sie der Aschenregen (der, vermuthlich mit Wasser vermischt, durch die Seitenöffnungen eindrang) begrub. Gleichzeitig entdeckte man diesem Hause gegenüber ein prächtiges Grabmahl, dessen sehr wohlerhaltene Inschrift es als dasjenige eines Diomedes bezeichnet. Da man damals noch nicht wußte, daß man sich am Anfange einer ganzen Reihe von Grabmälern befand, die bis ans Thor reicht, und die man daher später Strada de' Sepolcri genannt hat, so hielt man dieß kostbare Denkmal für ein abgesondertes, und schloß etwas voreilig, daß es dem Besitzer des gegenüberliegenden Hauses möge angehört haben, da eines so ansehnlich ist wie das andere, und so kam dieß Haus unverdienter Weise zu jener Benennung.

Unter den Monumenten, die längs dieser Straße bis zum Thore hin auf beiden Seiten stehen, sind die meisten vollkommen erhalten, selbst die zartesten Gegenstände der Basreliefs sind ganz unversehrt, und scheinen wegen der blendenden Weiße des Marmors eben aus der Hand des Bildhauers zu kommen. Einige besonders sind von der schönsten Arbeit.

Jeden, der in das Thor des alten Pompeji eintritt, muß wohl, so viel er auch durch Lesen von Beschreibungen und Ansicht von Abbildungen auf diesen Anblick und Eindruck vorbereitet worden, ein ganz eigenes, unbeschreibliches Gefühl anwandeln. Man steht in einer alten, ganz erhaltenen Stadt, in welcher nur ein Sturmwind die Dächer abgedeckt und für einen Augenblick die Einwohner daraus verscheucht zu haben scheint. Wandelt man in den Straßen auf und ab, so ist es, als ob man auf jedem Schritte den Wiederkehrenden begegnen müßte. Wäre der mannigfaltige Hausrath an Ort und Stelle geblieben, so würde nichts fehlen. Doch stört dieß kaum die vollkommene Täuschung, und alle Alterthümer in Rom zusammengenommen, so groß, so einzig sie in ihrer Art auch sind, vermögen weder dieses, noch auch nur ein ähnliches Gefühl hervorzubringen. Denn überall ist da das Neue neben dem Alten vorherrschend, und selbst vom Innern des Colosseums aus kann man, selbst ohne des Kreuzes in der Mitte zu gedenken, dem Anblick der Häuser und Kirchen des neuen Roms nicht entgehen. Wie so ganz anders hier! Auch nicht ein einziger Gegenstand erinnert an die jetzige Zeit, und nur der leidige Cicerone, denn man darf nicht ohne Führer herumgehen, verhindert, daß die Illusion — was sage ich? — die Wahrheit selbst ihre vollkommene Wirkung hervorbringe.

Ich schweige vom wunderbaren Eindruck, welchen das großartige Forum macht, das der hohe Tempel des Jupiter würdig beherrscht, von der ansehnlichen Basilika, dem Tempel der Isis, den Theatern u. s. w. Denn alles dieß ist ja so oft beschrieben worden. Aber der neuesten Ausgrabung muß ich erwähnen, da sie erst ganz kürzlich angefangen worden, und in dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, noch nicht vollendet ist.

An der linken Seite der Stadt, nicht weit von der Mauer entfernt, die erst Murat ringsum hat aufdecken lassen, hat man ein großes Haus, nach dem des Diomedes wohl das größte, aufgegraben. Diese Arbeit war damals ihrer Vollendung nahe. Man hat dieß Haus das des Meleager genannt, weil dieser gleich am Eingange links auf einem Wandgemälde abgebildet ist. Einen oder zwei Tage vor meinem Besuch hatte man erst die hintere Wand dieses Hauses aufgedeckt, und ein schönes Gemälde, das Urtheil des Paris vorstellend, dort gefunden. Noch ein Dutzend kleinerer Gemälde ist an den andern Wänden befindlich. Jene hintere Wand ist noch dadurch merkwürdig, daß man eine mit Gewalt hereingebrochene Oeffnung darin sieht, durch welche ohne Zweifel die Besitzer dieses Hauses einige Zeit nach der Katastrophe sich durchgruben, um Gegenstände von Werth daraus zu retten.

Wie Alles, was nur der Transportation fähig ist, nach und nach aus Pompeji ins Museum wandert, davon sah ich diesmal einen auffallenden Beweis. Vor nicht länger als sechszehn Monaten, als ich das erstemal hier war, befand sich in einem der größern Häuser ein schöner Fußboden von Mosaik, auf welchem nahe an der Thürschwelle mit schwarzen Buchstaben die Worte ausgelegt waren: „Cave canem.“ Jezt hat man ihn, so wie früher schon die meisten und besten Wandgemälde, die aus den Wänden herausgesägt worden, ins Museum gebracht.

Daß man gleich Anfangs Alles, was nicht nied- und nagelfest war, wegnahm und in Sicherheit brachte, war allerdings nothwendig. Aber ist es nicht traurig, daß man genöthigt zu seyn scheint, diese Vorsichtsmaßregeln auch auf feste Gegenstände, die gewissermaßen einen Theil der Häuser selbst ausmachen, auszudehnen? Wie interessant würde es seyn, wenn man alle Gegenstände an dem Ort, wo und wie sie gefunden worden, noch dort sähe! Die meisten müssen durch ihre Versetzung an eine Stelle, wo sie mit andern ganz fremdartigen in Berührung kommen, gänzlich ihre Bedeutung verlieren; so z. B. jenes Cave canem. Unmittelbar an der Schwelle eines Hauses waren diese Worte an ihrem Platz, aber was können sie nun noch, eingeschlossen in den Schrank eines Museums, bedeuten?

Ich war Anfangs geneigt, dieses Verfahren zu tadeln, ja in meinem Aerger ging ich so weit, zu denken: „es fehlte nur noch, daß man die Häuser, Tempel und Theater selbst wo anders in Sicherheit brächte.“ Aber ich wurde hier bald eines Bessern belehrt, indem ich von einem würdigen Gelehrten, der im Museum selbst thätig ist, erfuhr, daß jenes schöne Mosaik mit Cave canem (welches ich seiner Zusammensetzung nach für unzerstörbar gehalten, da es ganz bedeckt war und übrigens durch darauf gelegte Bretter leicht vor dem Betreten verwahrt werden konnte) halb zertrümmert ins Museum gebracht worden ist.

Der Mann, der mich hierüber belehrte, fügte hinzu, daß nicht sowohl das physische, sondern, wie er sich scherzend ausdrückte, das politische Klima zu diesen Maßregeln nöthige, unter lezterm nicht nur die Sorglosigkeit, sondern vornämlich die Gewissenlosigkeit der Aufseher verstehend, die an jeder Wand für ein paar Carlin kratzen und schaben lassen, oder die Gemälde, um sie sichtbarer zu machen, mit Wasser besprützen und dann mit ihren Schnupftüchern abwischen, wie ich selbst mehr als einmal gesehen habe. Ja von dem, was mir, wie ich oben bemerkte, im Aerger entfallen war, möchte man beinahe wünschen, daß es ausführbar wäre. Denn die Häuser selbst fangen schon an einzufallen, und einige, deren Mauern noch vor ganz kurzer Zeit, wie die aller übrigen, bis an's Dach reichten, sind bis auf den Grund und fast bis auf die lezte Spur gänzlich verschwunden, so daß, wie mein Gewährsmann bedauernd be-

merkte, man bald die neuen Ruinen von Pompeji in den alten wird suchen müssen.

Nach einigen der angenehmsten und lehrreichsten Stunden, die ich je erlebt, kehrte ich über Torre dell' Annunziata nach Neapel zurück.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Messe für Kosciusko. Die St. Simonisten.

So sehr es in der Natur der Sache liegt, daß politische Regenerationen auch religiöse Umwälzungen nach sich ziehen, und umgekehrt religiöse Reformationen politische Revolutionen, wie denn z. B. in Deutschland zunächst neben Luthers Lehre der Bauernaufruhr sich gestaltete, so muß man dennoch gestehen, daß Lamennais eben sowohl, als Abbé Chatel und die St. Simonisten eine sehr ungünstige Zeit zu ihren Versuchen kirchlicher Umgestaltungen gewählt haben. Wenn die politischen Revolutionsversuche neben der großen Kirchenreformation des 16ten Jahrhunderts nur Nebensache blieben und spurlos zu Grunde gingen, so möchte dies jezt inmitten so großer politischer Bewegungen wohl auch mit den kirchlichen Reformationen der Fall seyn. Der in den jüngsten Tagen von Paris über ganz Frankreich ergangene Bildersturm der Kreuze dürfte sowohl für die alte Kirche, wie für die, die auf eine Regeneration derselben hinarbeiten, von gleich ungünstiger Vorbedeutung seyn. Die Widerspenstigkeit des französischen Klerus gegen die neue Ordnung der Dinge, die gehässigen Herausforderungen, mit denen er dem Volke gegenüber hervorgetreten ist, können nicht allein der Geistlichkeit, sondern dem Katholizismus überhaupt gefährlich werden, und die Reformatoren möchten am Ende nur noch die Trümmer des gewaltigen Baues finden, ohne die Kraft zu besitzen, einen neuen aufzurichten. Vor der Hand muß indeß hartnäckiger Widerstand von Seiten des katholischen Klerus, wie er bei Verweigerung einer kirchlichen Leichenfeier für Kosciusko hervortrat, den Reformatoren viele Gemüther gewinnen, so sehr auch öffentliche Blätter, wie der Figaro, die Gazette literaire, sich bemühen, die kirchlichen Neuerer lächerlich zu machen. Der Abbé Chatel ließ sich in dem erwähnten Falle weit nachgiebiger finden, und beging die Feier zum Andenken Kosciusko's und der für die Freiheit gefallenen Polen in dem Bazar der Straße St. Honoré vor einer außerordentlich zahlreichen Versammlung. Der Saal war schwarz ausgeschlagen, mit Lampen erleuchtet und mit polnischen und französischen Fahnen behangen. Während der Messe wurde eine von Casimir Delavigne gedichtete Hymne nach der Melodie des Dies irae von den Künstlern der königlichen musikalischen Akademie nebst anderen feierlichen Liedern abgesungen. Ein Chor mit den Schlußworten: Prions pour ceux qui vont mourir, brachte in der Versammlung die tiefste Rührung hervor. Die Feierlichkeit wurde mit einer Rede des Hrn. Julien und einer Gedächtnißrede auf Kosciusko von dessen Adjudanten Zeltner beschlossen.

Ich wohnte neulich einer Versammlung der St. Simonisten im Saale Taitbout bei, die ihre Zusammenkünfte sonst gewöhnlich in den großen und schönen Tanzsälen des Prado, des Athenäums und der Redoute halten. Daß man gerade Tanzpläze zum Orte wählt, wo die Lehren der „Religion des künftigen Jahrhunderts“ vorgetragen werden, verlöre vielleicht an Lächerlichkeit, wenn man bedenken wollte, daß die Alten sogar bei ihrem Götterdienste tanzten, und daß einige Philosophen behaupten, der Tanz läutere die Seele und die Materie. Die neuen Apostel in Frack und Cravatte halten außerdem ihre Versammlungen freilich ein wenig gar zu profan. Man sieht sich in einen eleganten Abendcirkel der Hauptstadt versezt. Die Damen haben den Ehrenplaz, den Herrn sind außerhalb des geheiligten Kreises Bänke angewiesen. Mittags besteigt der Redner die Bühne. Die blauen und schwarzen Brüder, die wunderlichen Heiligen des neuen Jerusalems, nehmen ihre Size auf den Stufen der Tribune. Madame ***, die zukünftige Maria, in einem Kleide von blauem Gros de Naples, ermangelt nicht, ihren Plaz im ersten Rang einzunehmen. In der Versammlung, der ich beiwohnte, unterhielt sie sich sehr eifrig mit dem absorbirten Pabste, der jezt demüthig die Predigten seiner vormaligen Kinder anhört. Der Redner, der heute sprach, hielt eine Rede von zwei Stunden, die im Ganzen darauf hinausging, daß die St. Simonisten in ihren bescheidenen Anforderungen den Reichen ihr Geld nicht nehmen, sondern sie nur bitten wollen, es freiwillig herzugeben. Die noch nicht tiefer eingeweihten Zuhörer lachten oder gähnten. Man zischte sogar einmal, als der Redner behauptete, die Kinder haben im väterlichen Hause nichts als böse Beispiele vor Augen. Leider hängt man noch aus Schlendrian an den altherkömmlichen Erbschaften und Familienbanden.

(Der Beschluß folgt.)

London, März.

(Beschluß.)

Besuch auf der Osterinsel.

„Sobald ein Eingeborner etwas erhascht hatte, tauchte er unter und verschwand im Wasser. Die Weiber entwickelten hierbei so große Thätigkeit, als die Männer; denn wenn sie auch nicht selbst stahlen, so halfen sie doch den Männern dadurch, daß sie die Aufmerksamkeit der Matrosen durch ihre Liebkosungen und lächerlichen Gebehrden zu fesseln wußten. Um das Land zu erreichen, mußten die Böte an einem einzelnen Felsen vorbei, der sich einige Fuß über das Wasser erhob. Auf diesem versammelten sich so viele Weiber, als er nur faßte; sie standen so gedrängt, daß die Erhöhung wie eine Masse lebender Wesen aussah. Von diesen Nereiden schossen jeden Augenblick drei, vier ins Wasser und schwammen an die Böte, um die Macht ihrer Reize an der Mannschaft zu versuchen. Eine derselben, ein sehr junges Mädchen, das noch nicht ganz an's Wasser gewöhnt seyn mochte, wurde von einem ältlichen Mann, den man für ihren Vater hielt, auf die Schultern genommen und der Aufmerksamkeit eines der Offiziere empfohlen, der ihr aus Mitleiden einen Siz im Boote einräumen ließ. Sie war sehr hübsch, ihre Züge waren klein und wohlgebildet, ihr Haar lang und wallend, ihre Farbe dunkelbraun; sie hatte halbe Monde auf der Stirne und war, wie alle Weiber, von der Mitte des Leibes bis zum Knie mit gedrängten blauen Streifen tatowirt, was in der Entfernung aussieht, als trügen sie Beinkleider. Ihre einzige Bedeckung war ein kleines dreieckiges, von Gras und Binsen geflochtenes Maro; aber da diese unbedeutende Hülle ihr in der neuen Lage, in welcher sie sich befand, nicht anständig genug schien, so erfezte sie das Fehlende, indem sie sich ohne Umstände eines Theils der Kleidung des Offiziers bemächtigte, worauf sie ein Lied anstimmte, dem es nicht gänzlich an Wohllaut fehlte.“

Beilage: Literaturblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 73.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 26. März 1831.

Freuet euch des wahren Scheins,
Euch des ernsten Spieles:
Kein Lebendiges ist Eins,
Immer ist's ein Vieles.

Goethe.

Der galvanische Magnetismus und die Umdrehung der Weltkörper.

Ein Engländer läßt einen Haubendrath um einen Magnet tanzen, ein Franzose eine Theemaschine durch unsichtbare Kräfte sich umdrehen; in Genf baut ein Naturforscher ein kleines, schiffartiges Ding, das sich schwimmend nach dem Nordpol dreht, und ein sinnreicher Sachse läßt einen Fingerhut diesem Pol seine Verehrung und Anhänglichkeit beweisen; und bald darauf umwickelt ein Landsmann des ersten eine Erdkugel im Kleinen, gerade so wie sie in Kupfer gestochen ist, mit Drath, und sie ist gerade so magnetisch wie die Erde im Großen. „Jezt," riefen sie aus, und viele ihnen nach: „jezt haben wir das Geheimniß! Jezt wissen wir, wie die Planeten sich unaufhaltsam umdrehen, wie sie unermüdet um die Sonne laufen, und warum unser getreuer Diener, der Mond, uns nie sein Hintertheil zeigt."

Ists wirklich Ernst? So viel Kühnheit und so viel Kindlichkeit! Ist seit dem großen Kometen von 1811 der Spieltrieb wieder der Gelehrten mächtig geworden, oder gilt der Witz, wenn er spielt, wie bei den Arabern, auch unter den ernsten Verehrern der ewig verschleierten Isis? Spielt man jezt mit Planeten aus der Tasche, und verwandelt, nicht wie die Philosophen, die Weltkörper in konkrete Begriffe, sondern umgekehrt, die konkreten Begriffe in Weltkörper? Mir wurde ernstlich bang, als ich vor ein Paar Jahren jenen Siegesruf vernahm. Sollten in der That, dachte ich, diese ehrwürdigen Gestalten und Wesen, welche wir die Planeten nennen, sich so herabgelassen, oder vielmehr mit uns Erdbewohnern gemein gemacht haben, daß sie uns solche Geheimnisse anvertraut, einem so leichtsinnigen und geschwätzigen Volke? Wenn die Kinder ihr Spielzeug begriffen haben, zerstören sie es, und wenn die Menschen einmal so weit gekommen sind, wie die gelehrten Männer, die ich zu Anfang nannte, so ist die Welt vor der Zertrümmerung nicht sicher. Staatsgeheimnisse muß es überall geben; und was soll denn im Planetenstaat, welchen die Rechtsgelehrten mit einem wohlorganisirten menschlichen Staat verglichen haben, ein solches Geheimniß seyn, wenn es nicht die Umdrehung ist? Wenn man dieß weiß, so gehts wie bei Simson, nachdem er das Geheimniß seiner Locken verrathen hatte. Eine Kluft, dachte ich, muß doch immer bleiben zwischen einem Menschen und einem Planeten. Mir ist schon das ärgerlich, daß der Mensch, dieser Hintersasse auf dem Planeten, in seinem vernünftigen Dünkel zum Planeten, der sich wegen seiner so abmüdet und täglich, ohne zu schwitzen, und ohne mehr als etwas Aether einzuschlucken, oder im Vorbeigehen einige Sternschuppen, die Häringe des Himmels, wegzuschnappen, zum Planeten sagen darf: der Begriff Planet ist mehr werth, als alle Planeten in der Welt.

Lassen wir das, und betrachten lieber die Sache etwas genauer. Zürnen dürfen wir aber nicht auf jene fröhlichen, hoffnungstrunkenen Naturforscher; zu glücklich sind

sie in ihren Forschungen gewesen, zu Vieles ist ihnen gelungen; wer kann es ihnen verargen, wenn sie einmal einen Luftsprung über unsern Planeten selbst hinaus machen? Was hat sie nun aber zu solchem Luftsprung veranlaßt? Der Galvanismus und die Entdeckung, von der wir im Folgenden sprechen.

Es ist dem Leser wohl nicht unbekannt, daß die in den sogenannten galvanischen Erscheinungen wirkende Kraft eigentlich ein (homöopathisch, wenn es erlaubt ist so zu reden) verdünnter Blitz ist, der aber wo möglich noch schneller und unaufhaltsamer und durchdringender ist und kontinuirlicher als der Blitz aus der Wolke und sein Verwandter, der aus der elektrischen Ladung. Darüber sind wohl, wenn je Einigkeit stattfinden kann, die Gelehrten einig; ob sie gleich so eigentlich den Verwandtschaftsgrad oder den Raçenunterschied zwischen jenen Blitzen nicht recht angeben können; um so mehr, da sich noch ein Verwandter zu jenen Vornehmen meldet, zwar ein sehr gemeiner, aber sehr nützlicher, nämlich das Küchenfeuer, das Opferfeuer, oder das Feuer überhaupt, das abstrakte Feuer. Daß es unter den alten Heiden Feueranbeter gab, ist bekannt; sie verehrten darin bildlich das Allesverzehrende und Unersättliche, Reine, sich in Nichts auflösende. Sie, und mit ihnen noch viele unter uns, waren darüber in einem großen Irrthum befangen; denn das Feuer ist nicht da, wo etwas verzehrt wird, sondern wo etwas verwandelt, entwickelt wird, auf eine andere Stufe sich begibt. Ob dieß eine höhere oder niedrigere Stufe ist, was wissen wir davon? wir beurtheilen ja alles blos nach unserem Vortheil, und da ist es allerdings wahr: das Feuer verzehrt unser Holz und unser Licht; es wäre aber eben so leicht und wohl richtiger gesagt: wenn das Holz, das Wachslicht sich (verzehrt, nie! sondern) verwandelt, erscheint Feuer; es leuchtet nicht am Grab des Verschwundenen, sondern es feiert seine Verwandlung und Auferstehung; es deutet nicht den Zorn der Gefräßigkeit an, sondern die Lust am Wechseln und ineinander sich Verschlingen der leiblichen Dinge. Nicht feine oder vornehme Irrthümer, möchte ich dem Leser hier bemerken, sind allein zu bekämpfen; gemeine sind weit schwerer auszurotten. Der Irrthum, die Sonne geht auf, hat die Wissenschaften Jahrtausende aufgehalten, und das gemeine Wort, das Feuer verzehrt, muß mit jenem in eine Klasse geworfen werden.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu den Verwandten des Feuers und des Blitzes, zu den elektrisch-galvanischen, immer sich erneuernden Kräften zurück. Auch sie erscheinen nur, wenn Körper sich verwandeln, sich lösen, sich zerstören. Dieß sind aber hier die Metalle; die galvanischen Metalle in ihrem Kampf mit dem Wasser geben diese elektrischen Erscheinungen von der allerzartesten und feinsten Art. Die Freude war einst groß bei dieser Entdeckung; aber noch größer und überraschender war sie, als der Däne Oersted von Kopenhagen aus den europäischen Naturforschern zurief: Das galvanische Metall ist auch magnetisch, es ist im magnetischen Zustand; bei seiner Verwandlung liegt es im magnetischen Schlaf; es wird somnambül, es leuchtet, könnte man hinzufügen. Dieß geschah vor zehn Jahren; und was viele gesucht hatten, war von ihm gefunden. Man kann von einer Entdeckung sagen, sie sey wie ein Stein, den man ins Wasser wirft, und der die Wellen über die ganze Fläche des Wassers fortbewegt; aber diese Entdeckung war ein wahrer Meteorstein, der aus höhern Regionen der Wissenschaft herabfiel, oder sich zu uns herniederließ.

Ich muß diese Erscheinung, welche uns den Weg zu Planeten bahnen soll, in ihrer Einfachheit darlegen. Der Leser nimmt sein silbernes Kaffeebrett, wenn er eines hat, und breitet darauf ein in Salzwasser eingeweichtes Papier; darüber legt er einen zinnernen Teller, wenn sein Freund ihm nicht etwa eine Scheibe von Zink verschafft; damit deckt man jezt die Dächer, und es ist wohlfeil zu haben. So hat er die drei Elemente, welche den Kampf beginnen sollen: die zwei Metalle, zwischen ihnen das salzige, säuerliche Wasser. Er hat nun den galvanischen und nunmehr auch magnetischen Kampf damit einzuleiten, daß er, und zwar, weil es sich hier von Magnetismus handelt, von Nord nach Süden irgend einen Metalldrath vom Rand des Zinntellers an den Rand des Kaffeebrettes bringt; eine Magnetnadel hängt er an einem feinen, ungezwirnten Faden über dem Drath weg auf. Nun wird man sehen, daß, so oft der Drath das Zinnteller und den silbernen Teller berührt (zugleich, oder zuerst das eine und dann, während das erste in Berührung bleibt, auch das andere), die Nadel entweder nach Osten oder Westen sich bewegen wird. Die metallische Linie, dieser Drath, ist nun eigentlich in galvanisch-magnetischem Zustand; diese Verbindungslinie zwischen den kämpfenden Metallen ist in dem so merkwürdigen magnetischen Zustande; der Kampf der Metalle selbst aber erlischt im Wasser, in das sie sich theilen, nach fortgesezter Wiederholung, nach und nach ganz.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Gerichtshof der Liebe.

(Beschluß.)

So waren die alten Bräuche unserer Väter; so wachten sie über Zucht und Sitte, hielten die gröbern Triebe der Natur im Zaume und sezten Weisheit und Schöne zu Wächterinnen über Ehre und Pflicht. Heutzutage ist es

anders: die jungen Leute spotten unserer guten alten Bräuche, und so machen sie sich denn auf den Ringelrennen gar breit und lassen naseweiß und ohne alle Schaam rechts und links die Blicke umherschweifen. Was kümmern sie die guten Lehren der Damen und Alten? ist ihnen doch ganz wohl dabei, daß sie so unwissend und ungehobelt sind; denn was sagt der hochberühmte Raymond von Miravals? „Nur dann wird ein Ritter ein rechter Mann, wenn ihn eine würdige Herzensfreundin in der Kunst zu gefallen bildet und unterweist, und so einer einen Fehl begeht, heißt es nicht anders, als: man sieht wohl, daß der nicht in der Schule der Frauen gewesen ist."

Zu Ende waren die Gesänge in der alten Burg Romanin. Unten an die Bühne stellte sich nun der Liebesvogt, in einem Kleide von grüner Seide mit Fransen und silbernen Orchideenblättern geschmückt, und hinter ihm eine Schaar von Leuten, welche in Liebessachen Urthel und Recht verlangten. Eine Vorladung unter andern, welche der Vogt streng nach dem Gerichtsbrauch ablas, lautete, wenn mir recht ist, folgendermaßen:

„L'an de persévérance, le neuf du mois d'assiduité, à la requête de Tircis, amant fidèle, demeurant rue du Sacrifice, paroisse de Sincérité, à l'enseigne de la Belle Passion, où il a élu domicile: j'ai, Nicolas de Bonne-Foi, huissier-audiencier ordinaire, immatriculé, exploitant par tout le royaume de Tendresse, soussigné, donné assignation à demoiselle Philis, fille de Cruauté et de Tyrannie, en son domicile rue des Rigueurs, paroisse de Dureté à l'enseigne du Cœur-de-Rocher, parlant à son aimable personne, à comparoir, deux heures de relevée, en la chambre d'engagement, par-devant monseigneur Cupidon, prince de la Constance, lieutenant-général de la Fidélité, marquis de la Complaisance, pour se voir condamner ladite Philis et par corps, à donner dans le jour et sans délai son cœur audit Tircis, conformément à la promesse verbale qu'elle en a faite, lui déclarant que, faute d'y comparoître, elle sera condamnée à une insensibilité perpétuelle. Contrôlé en l'île de Cythère, au bureau de l'amitié, le jour de la discorde, l'an de rupture etc. *)

So las der Liebesvogt sein ganzes Register herunter, und nun erhob sich ein Jungfräulein und brachte klagend vor, wie sie ein Page wider Willen auf die Stirn geküßt habe. Alsbald besprachen sich die hohen Damen leise, lang und ernstlich miteinander, und der weise Spruch lautete also: weil ihr nicht recht sey, daß man ihr einen Kuß geraubt, so dürfe sie ihn wiederum holen.

Darauf traten sämmtliche Einwohner von Arles vor, ganz betrübt und kläglich anzusehen, daß einen jammerte, und baten um Recht wider die schöne Paula. Nun muß man wissen, daß diese schöne Paula in Wahrheit sehr schön war, dergestalt, daß männiglich seine Lust daran hatte, sie im Sonnenlicht, ohne Schleier oder andere Hülle über dem Antlitz, zu schauen; aber die schöne Paula hatte ihre Launen, sperrte sich zu Haus ein und wollte sich nimmermehr blicken lassen. Von Stunde an fielen gar viele Leute vom Fleische, daß es ein Entsetzen war, und gingen nicht mehr von ihrem Fenster weg Tag und Nacht, mochte es auch noch so kalt seyn, daß ihnen die Zähne klapperten wie Storchschnäbel. Dies war in wenig Worten der Thatbestand, und die weisen Damen entschieden dahin: Da dem so sey, und in Anbetracht des betrübten Zustandes derer von Arles, solle die schöne Paula gehalten seyn, aus Menschenliebe zum wenigsten einmal in der Woche aus dem Hause zu gehen, getreulich und sonder Gefährde.

Noch wurde eine Menge weiterer Rechtsfragen weise verhandelt und zu aller Theile Zufriedenheit entschieden. Denn so wurde es vor Alters gehalten: Ritter und Damen ersannen zum Minnespiel tausenderlei lustige Bräuche, die gar nicht so leicht zu halten waren und wobei es nicht fehlen konnte, daß Rechtshändel daraus erwuchsen. So gelobten welche, alle Nacht beim Mondschein zu sprechen: „Gott schenke meinem Herzensfreunde oder meiner Herzensfreundin einen recht guten Tag;" und schien nun der Mond nicht, so wußten sie nicht mehr, wie sie daran waren. Andere thaten das Gelübde, dicke Kleider im Sommer, im Winter feines Linnen zu tragen, und da konnte es denn kommen, daß es vor Gericht gar schwer auszumachen war, ob das Tuch dick genug sey oder das Linnen fein genug. Mit all diesen artigen Gebräuchen war es indessen rein blos bildlich gemeint, und dies geht genugsam aus den weisen Sprüchen des Plato hervor, so häufig in den Gerichtshöfen der Liebe angezogen werden. Es war ein süß heimlicher Seelenverkehr zwischen Ritter und Dame, und weiter ging es nicht; und die Leistungen, zu welchen der Spruch der Damen verpflichtete, die Gelübde, die Bußen, legten den Leidenschaften Zaum und Zügel an. Ich weiß wohl noch, es gab Pagen, die wissen wollten, es sey just umgekehrt; dem ist aber nicht so.

Schon schimmerten Schloß und Thal golden vom lezten Sonnenblick, da rüsteten die Knappen die Tische. Ringsum legten sie auf breite Brodschnitten das saftige Fleisch des Fasans, Oliven und Citronen, buntgefärbte Eier und eingemachte Berberitzen. Ein prachtvoller Pfau mit seinem ganzen Gefieder prangte stolz vor Phanie von Ganthelme, gleichsam als das Widerspiel der schönen Einfalt und Bescheidenheit der edlen Frau. Allermittelst sangen die Jongleurs schöne Lieder aller Art, und die Junker schlürften in vollen Zügen den Hippokras, den rothen Wein von Die und des Lunels verrätherisch Naß. [illegible]

*) Wir übersetzen dieses, aus der Sprache des Mittelalters in das jetzige Französisch übersezte Stück nicht ins Deutsche, weil es sonst vollends alle Eigenthümlichkeit verlieren müßte.

Fähnlein flatterten in den alten Sälen; es erschallten der Hörner lärmende Fanfaren, und die Schwüre der Ritter mischten sich mit dem frohen Geschrei der Hörigen, die sich auf der Wiese tummelten.

Ja, ich habe ihn erlebt, den schönen Tag, wo der Mai, der Mond der Wonne, der süßen Herzensschauer und des bunten Farbenspiels, unter Spiel und Tanz und rauschender Lust in das grüne Land gezogen kam. Da lag noch nicht der Schnee des Alters auf meinem Haupte; lustig klimperten meine Finger mit den Saiten des Psalters und der Citole, da pochte mein Herz noch ungestüm beim Lächeln der Schönen. Aber jezt — vergeblich suche ich die alten tapfern Ritter, jene muntern Junker, jene süßen Schönen! Die Maßliebe blüht über ihren Gräbern . . . Kein Gerichtshof der Liebe wird mehr gehalten, weder zu Romanin, noch zu Pierre-feu, noch zu Signe. Die Troubadours sind dahin, und ich, ein alter, abgestorbener Baum, ich lausche den Klängen aus meiner Jugendzeit; sie thun wohl meinem Herzen, wie der ferne Ton der Mandore.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Beschluß.)

Die St. Simonisten. Projekte zu religiöser Reform.

Außer dem „Globe,“ den Sonntagspredigten im Saale Taitbout und den Unterrichtsstunden während der Woche im Athenäum, Prado und in der Redoute, finden die St. Simonisten auch anderwärts Gelegenheit, für ihre Sache zu wirken, so vorzüglich in den Salons. Ich war neulich zufällig Zeuge einer solchen Diskussion außerhalb des Versammlungsortes. Man sprach in einer Abendgesellschaft vom Krieg, zu dem sich alle Mächte rüsten, während sie nachdrücklichst ihre friedfertigen Gesinnungen betheuern. Einer von der Gesellschaft, den ich nicht kannte, rief sogleich aus: dieser Krieg würde glücklicherweise der lezte seyn. Ein angesehener Mann, der alle Sonntage seine Politik treibt, wenn seine Handelsgeschäfte abgethan sind, bezeigte ihm darüber sein Erstaunen. Sofort nahm der Jünger St. Simons das Wort und sagte: „Wie, mein Herr, Sie glauben also, daß der Krieg etwas Nothwendiges, etwas Normales, Legitimes, Sociales, Ewiges sey? Sie wissen also nicht, daß die Humanität, dieser Geißel müde, ernstlich daran arbeitet, ihrer los zu werden und an ihre Stelle eine allgemeine Entwickelung auf dem ganzen Erdkreis zu setzen, indem sie die verschiedenen Völker zu einer einzigen Familie vereinigt, indem sie alle Privilegien der Geburt ohne Ausnahme abschafft und jedem nach seinen Capazitäten gibt? Zusehends verschwindet in der Geschichte der Antagonism und Alles strebt nach einem allgemeinen Frieden, der sich eben durch den bevorstehenden europäischen Krieg feststellen wird, durch einen Krieg, der vorzugsweise der Krieg der Civilisation seyn wird, weil er zum Ziele hat, das Reich der Capazitäten und Sympathien zu gründen.“ Während der junge Mann diese Rede mit großer Geläufigkeit und Begeisterung vortrug, zuckte sein Nachbar blos die Schultern und antwortete nichts. Der Redner hatte sich endlich empfohlen und Jedermann fragte, was es mit einem so plötzlichen Anfall von Enthusiasmus für eine Bewandtniß habe? Ich sah mich genöthigt, zu erklären, daß man so eben einen Schüler der St. Simonistischen Kirche gehört habe, und daß man etwas an die Ideenfolge dieser Herrn gewöhnt seyn müsse, um ihre Prophezeihungen zu verstehen.

Indeß von der lächerlichen Seite abgesehen, die jede neue Sekte mehr oder minder hervorkehrt, nicht allein in Frankreich erheben sich unzählige Stimmen für eine Regeneration des Katholizismus. Nicht blos in Frankreich, auch in andern Ländern gibt es Leute, die mit aller Kraft daran arbeiten, die katholische Kirche durch neue Lebenssäfte zu verjüngen. Sie behaupten, unser Jahrhundert, in völligem Unglauben versunken, wie man ihm vorwirft, bedürfe zu seiner Regeneration vorzüglich der Religion, und der Katholizismus, wenn man ihn von den groben Schlacken des Mystizismus reinige, könne durch die erhabenen Erinnerungen seines Alterthums und die Reinheit seiner Moral den Völkern von Neuem heilbringend werden. Sie erinnern daran, daß die Religion Christi, durch Verfolgungen befestigt, Anfangs kein anderes Ziel gehabt habe, als der Knechtschaft die Freiheit zu bringen. Warum, sagen sie, sollte sie nicht von Neuem ihre Aufgabe aufnehmen, warum sollte sie nicht wieder, indem sie die Traditionen der Knechtschaft abschüttelt, die sie unter das Joch des weltlichen Despotismus beugten, die Sache der Armuth gegen die Aristokratie ergreifen? Hat sie nicht abermals zwei große Wunden der Völker zu heilen: Unwissenheit und Elend? So ungefähr sprechen die Anhänger eines Katholizismus, wie er den Zeitbedürfnissen angemessen seyn soll, und sowohl Freunde der bürgerlichen Freiheit, als Männer, die der ultramontanen Lehre zugethan sind, wollen die Geistlichkeit durch die Ehe der bürgerlichen Gesellschaft wiedergegeben wissen; sie wollen sie zu französischen Bürgern machen; mit einem Wort: es soll eine werkthätige, auf reine Moral gegründete und volksthümliche Religion gegründet werden, die alles mögliche Gute fördern und mit den St. Simonisten Konkurrenz halten soll. Ob die neuesten Erschütterungen in Italien nicht dazu beitragen werden, den so von allen Seiten angegriffenen Bau des Kirchenthums vollends zu stürzen, und so das Werk der Reformation zu vollenden, die jedoch jedenfalls von dem Trümmerhaufen mehr oder minder überschüttet werden dürfte, muß die nächste Zeit lehren.

Auflösung der Charade in Nr. 67:

Hofhund.

Räthsel.

Ein zart Gebilde sich erhebt
Aus Schwerdterbündeln, eine Krone;
Nach ihr hat Ehrsucht nie gestrebt,
Ihr Schwerdt dient keinem Menschensohne.

Für ein Gebild — ob's Conterfei
Von jener Krone sanften Bogen,
Ob's nur ein golden Unding sey —
Ward nur zu oft das Schwerdt gezogen.

So lang sich Jahr um Jahr erneut,
Wird jene ewig rein ersteigen;
Vor diesem, das der Mord entweiht,
Sich nur ein schlechter Bürger neigen.

C. D.

...G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 74.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 28. März 1831.

Laß uns, die wir Ritter vom Orden der Nacht sind, nicht Diebe unter den Horden des Tages heißen; laß uns Dianens Förster seyn, Kavaliere vom Schatten, Schooßkinder des Mondes.

Shakespeare.

Egyptische Diebe.

Als ich, so erzählt Giovani Finati, in Diensten des Bassa von Egypten stand, waren die egyptischen Bauern ein wahres Diebsvolk, und hatten es in ihrer Kunst wirklich erstaunlich weit gebracht. Allerdings hatten die allgemeine Verwirrung und die ewigen Kämpfe zwischen dem Heere des Bassa und den Mameluckea sie um allen ehrlichen Erwerb, um alle Sicherheit für ihr Bischen Hab und Gut gebracht. Dörfer und Felder waren völlig verheert, und so war Diebstahl, Raub und Mord an der Tagesordnung.

Wir waren bei Benysouef ans Land gestiegen. Nachdem wir in einem Palmenhaine zu Mittag gegessen hatten, griffen wir zu Karten und Würfeln. Der Einsatz war Anfangs unbedeutend, er wurde aber immer größer; mit Paras hatten wir begonnen, am Ende spielten wir um Gold; natürlich wurde damit auch die Spannung größer und noch vor Nacht hatten Einige sehr bedeutende Summen gewonnen. Wer verlor, hatte nun nicht Lust, das Spiel aufzugeben; man ließ also Laternen an die Bäume hängen. Mit Einbruch der Nacht hatten sich mehrere arabische Diebe unbemerkt unter uns eingeschlichen; wir waren unserer dreißig, vierzig Kriegsleute, aber so ganz bei unserem Spiele, daß uns die Fremden nicht auffielen und wir nicht anders meinten, als es seyen Bediente oder Schiffsleute von uns. So saßen wir ganz ruhig, jeder seinen kleinen Geldhaufen vor sich, und sahen in unsere Karten, da löschten mit einem Male einige der Spitzbuben die Laternen aus, andere warfen uns Sand in die Augen, rafften so viel Geld zusammen, als sie konnten, und machten sich davon. In der ersten Bestürzung wußte Keiner von uns, wie ihm geschehen war, jeder sah blos seine Mitspieler neben sich, und so entspann sich denn ein heftiger Zank, denn jeder glaubte von seinen Kameraden bestohlen zu seyn. Nicht lange, so griff Alles zu den Waffen, die unglücklicherweise zur Hand waren; die stießen mit dem Dolche um sich, jene hieben mit dem Säbel drein; entsetzlich war die Verwirrung, das Blut floß in Strömen, und wir kamen nicht eher auseinander, als bis neun todt oder sterbend am Boden lagen und manche schwer verwundet waren, so daß ich sehr froh seyn konnte, mit einem leichten Säbelhieb in den Arm davongekommen zu seyn. Als wir zu uns selbst gekommen waren, hörten wir endlich von Leuten, die Alles mit angesehen, den Hergang der Sache; sie hatten uns beim Beginn des Streits vergeblich zu beruhigen gesucht. Tief fühlten wir uns nun von Schaam und Reue ergriffen; was konnten wir aber thun, als unsere Kameraden beklagen und sie beerdigen?

Nach der schrecklichen Niederlage der Mamelucken lagerte ein Trupp derselben bei Minieh. Da entwarf ein Dieb den Plan, das Pferd und die Kleidung eines Mameluckenbei's zu entwenden. Er schlich sich daher bei Nacht in das Zelt, und da sah er beim Scheine eines großen Feuers — es war Winter — den schlafenden Bei und dicht neben ihm seine kostbaren Kleider. Der Dieb sezte sich

an das Feuer, holte sachte die Kleider und zog sie an; drauf stopfte er des Beis Pfeife, zündete sie an, trat mit zuversichtlicher Miene an die Zeltthüre, stieß mit dem Pfeifenrohr einen Pferdeknecht an, der schlafend dalag, und bedeutete ihm durch einen Wink, das Pferd vorzuführen, das gegenüber angebunden stand. Das Pferd wurde vorgeführt, er saß auf und ritt davon. Als man Tags darauf nirgends des Bei Kleider fand, konnte Niemand begreifen, wo sie hingekommen seyen, bis man auch den Pferdeknecht fragte und dieser nun behauptete, der Herr sey von einem Ritt noch nicht zurück; er habe mitten in der Nacht auf einmal nach seinem Pferd verlangt. Nun konnte man sich ungefähr vorstellen, wie es zugegangen war. Da ließ der Bei, der gerne sein Pferd wieder gehabt hätte und auch neugierig war, wie der Dieb seinen Streich ausgeführt habe, bekannt machen, wenn der Dieb innerhalb zwei Tagen das Gestohlene wieder bringe, so solle ihm nicht allein verziehen seyn, sondern ihm überdieß Pferd und Kleider bezahlt werden. Im Vertrauen auf das Wort des Bei, vielleicht auch stolz auf seine Heldenthat, stellte sich der Araber mit seinem Raube, und der Bei seinerseits hielt pünktlich Wort. Da indessen der Handel den Bei, abgesehen vom Verlust, fast ein wenig lächerlich machte, so kostete es ihn Ueberwindung, den Spitzbuben so geradezu laufen zu lassen. Er war unentschlossen, was er thun solle, und wollte daher, um Zeit zu gewinnen, ganz genau und immer genauer wissen, wie der Streich ausgeführt worden sey. Der Dieb war zu gewandt, um nicht zu merken, daß es damit auf etwas Schlimmes abgesehen sey, und dachte eilig auf Mittel, sich aus der Schlinge zu ziehen; er verrieth indessen nicht die mindeste Unruhe, zeigte umständlich, wie er es gemacht, sezte sich an das Feuer, machte nach, wie er ein Kleidungsstück ums andere angezogen, so daß der Bei selbst und alle Umstehenden sich des lauten Lachens nicht erwehren konnten. Endlich kam er an das Pferd; er sagte: „es wurde mir vorgeführt, wie jezt, und ich schwang mich hinauf;" im Augenblick saß er wieder im Sattel, stieß dem Pferde die Sporen in den Leib, und fort war er mit dem Gelde in der Tasche, das er für das Thier erhalten. In der ersten Bestürzung hatte er soviel Vorsprung bekommen, daß die Kugeln, die man ihm nachschickte, nicht trafen, und nie hörte man wieder, weder von ihm, noch vom Pferde.

Die täglichen Diebereien machten im Lager die strengste Wachsamkeit nothwendig, und sehr viele Diebe wurden gefangen oder erschossen. Einmal aber wurde ein Unschuldiger das Opfer unserer Wachsamkeit, und leider durch meine eigene Hand. Ich hatte die Dienstwoche und lag mit meinen zehn untergebenen Soldaten in einem Zelte, etwas vor den übrigen. Eines Morgens vor Tag, da noch alles schlief, stand ich auf und bezog die Wache. Der Binbaschee oder Sergeant des nächsten Zeltes bei uns war, der Mann muß es so gewöhnt gewesen seyn, herausgekommen, hatte sich in einiger Entfernung auf die Knie geworfen und sprach leise sein Gebet; dieser Gebrauch ist, zumal zu dieser Stunde, nichts weniger als allgemein, und weder vorher noch nachher ist er mir vorgekommen. Ich sah blos etwas, das ungefähr einem Menschen glich, der auf der Erde kauert und sich von Zeit zu Zeit bewegt; denn es war noch so dunkel, daß ich die eigentliche Stellung nicht erkennen konnte, viel weniger die Person selbst. Man dachte an nichts anderes als an Diebe, und so war ich überzeugt, es sey einer; ich holte daher meine Flinte, lud sie leise und schoß nach dem Gegenstand. Die Kugel traf nur zu gut; der arme Mann stürzte ohne einen Laut mit dem Gesicht zu Boden. Sogleich war ich mit dem Säbel bei der Hand, um mich des Kopfes und der Belohnung vom Kommandanten zu versichern; aber wie gräßlich erschrack ich, als ich sah, daß ich keinen Dieb, sondern meinen Freund, meinen Kameraden erschossen hatte. Ich vergoß bittere Thränen über der Leiche, und mein Schmerz über die unselige That war so groß, daß ich an die Gefahr, der ich mich dadurch ausgesezt hatte, gar nicht dachte.

Der galvanische Magnetismus und die Umdrehung der Weltkörper.

(Fortsetzung.)

Jezt wird auch der Fingerhut, der dem magnetischen Pol, wie ich Anfangs bemerkt, seine Verehrung bezeugt, verständlich seyn; der silberne Fingerhut wird mit etwas säuerlichem Wasser oder Salzwasser gefüllt, und in den Fingerhut ein Stäbchen Zink gelegt oder gehängt, aber so, daß es den Silberhut nicht berührt (man kann es unten mit etwas Papier umwickeln); den Drath aber, dessen eines Ende den Fingerhut, das andere das Stäbchen Zink berührt, wickelt man um einen leichten Federkiel, an dem auch der Fingerhut hängt. Diesen Federkiel läßt man mit seinem Anhang frei an feinem Faden schweben, und er wird nun, mit dem galvanischen Drath umsponnen, nach den Weltgegenden sich richten und dem Magnet gehorchen. Man sieht, der ganze Apparat ist im Thee- und Arbeitszimmer jeder Dame aus den gebildeten Ständen vorhanden.

„Was ist denn das Besondere und Merkwürdige an dieser Erscheinung?" fragen einige Skeptiker und Freunde der Stabilität, deren es auch in den Wissenschaften manche gibt; „daß der Bliz und also auch eure gerühmte Elektricität magnetisch mache, das ist etwas längst bekanntes; die eisernen Kreuze auf den Kirchthürmen, die magnetisch gefunden worden, wer hat nicht von ihnen gehört? Wer kennt überhaupt nicht die außerordentliche Reizbarkeit und Erregbarkeit des Eisens für den Magnetismus? Man darf

es nur lange von Nord nach Süd legen, so wird ein Magnet daraus; durch bloßes Hämmern und Ziehen und Strecken wird es magnetisch, und die Frauen wissen es wohl, daß ihre Nadeln gar leicht, blos durch das Drängen und Pressen und Zwängen magnetisch werden. Auch ist durch die Versuche mit der gemeinen Elektricität längst bewiesen, daß sie nach Belieben die Nadeln u. s. w. magnetisch macht. Das wären längst bekannte Dinge gewesen, wenn die Naturforscher, anstatt immer blos nach Neuem zu jagen, hübsch ordentlich das Alte nach allen seinen Seiten hin verfolgen möchten; so aber kommt es, daß sie das Alte fast vergessen, und auf ihrem Wege vorwärts gar häufig wieder umkehren müssen."

Vieles ist allerdings ganz richtig in dieser wie ein Vorwurf klingenden Rede. Es ist aber nicht blos diese kahle Erscheinung des vorübergehend Magnetischwerdens aller Metalle, was bei der Entdeckung, von der wir hier sprechen, alle Naturforscher aufgeregt hat, wie wir nun sehen werden. Die Philosophen waren zwar darüber gar nicht verwundert; denn, meinten sie, Eisen und Gold sind doch beide Metalle, warum soll denn das Eisen allein magnetisch werden? der Unterschied liegt nur darin, daß das Eisen durch sich selbst magnetisch wird, die andern Metalle aber noch ein anderes zu Hülfe nehmen müssen, wie es denn wirklich beim Galvanismus geschieht. Diese Art, theoretisch grau in grau zu malen, um die ich Niemanden beneide, scheint mir wenigstens nicht amusant und die Anschauung befriedigend. Ich bleibe dabei, es ist an sich schon kein gemeiner Anblick — und viele Naturforscher würden die stille Wohnung der Abgeschiedenen verlassen und in unsere unruhvolle Zeitlichkeit heraufsteigen, um ihn zu genießen — zu sehen, wie alle Metalle, selbst das flüssige, immer bewegte Quecksilber, die Magnetnadel in Bewegung setzen, mit einer Rinde von Eisenfeile sich umgeben, ja, wie ein Magnet, Gewichte von Eisen tragen, und wenn sie frei sich bewegen können, nach den Polen der Erde, gehorchend der allgemeinen Erdanziehung, sich stellen; ja, was noch wunderbarer ist, es geschieht dieß in großen und kleinen Räumen, in die Ferne wirkend, beim kleinsten Drath wie beim großen Körper, beim hohlen wie beim gediegenen.

Dieß ist aber erst der Anfang des Wunderbaren; denn das Wasser selbst, dieses ruhige Element, im Innern verschlossen und für sich selbst klar, läßt sich auch in diesen Kreis bannen: das Wasser wird magnetisch. Daß der lebendige Magnetismus dem Wasser seine Kraft ertheilt, war uns wunderbar; jetzt sehen wir es dem Erdmagnetismus unterthan in seiner Verschlingung mit den Metallen.

Das schnell Vorübergehende, das augenblickliche Wiederverschwinden dieses magnetischen Zustandes, so wie die Berührung der galvanischen Metalle aufhört, ist es, was diese Erscheinungen auf eine ganz außerordentliche Weise von dem Magnetismus scheidet, wie er sich im Eisen kund thut. Das Eisen, einmal aus seinem Schlummer geweckt, wozu nicht einmal eine Berührung mit einem Magnet nöthig ist, sondern eine Wirkung in die Ferne hinreicht, kehrt nie wieder in seinen alten indifferenten Zustand zurück, sein Wesen bleibt immer uneins und seine Pole getrennt. Aber selbst dies so leicht sich der Einwirkung hingebende Eisen wird, wenn es in unsern galvanischen Kreis tritt, nur vorübergehend, nur momentan magnetisch; tritt es aus dem Kreise heraus, so kehrt es, wie alle übrigen Metalle, in seinen gleichgültigen Zustand zurück. Eben das ist auch das Räthsel, das die Forscher zu lösen suchen, wie man diesen Eindruck festhalten könne, diese eilende Kraft zum Stillstand bringen; aber eher werden wir die Erde in ihrer Achsendrehung aufhalten, ehe wir die ohne Unterlaß den galvanischen Kreis durcheilende geheimnißvolle Macht unserm Ruf gehorsam machen. Dies ist nun zwar niederschlagend, aber nichts Auffallendes, so lange wir nicht die Geheimnisse aus dem Zauberreiche der Elfen, wie die Dichter sie uns schildern, in Besitz bekommen.

Noch ist aber endlich an dieser Erscheinung auf das Sonderbarste aufmerksam zu machen, nämlich auf die Kraftäußerung derselben in ihrem Zusammenhang mit den Weltgegenden. Der gemeine, bisher bekannte Magnet war mit seiner entschieden entgegengesezten Kraftäußerung an seinen entgegengesezten Enden, der Länge nach, das vielbesprochene und verbrauchte Bild einer Trennung zweier Kräfte, welche sich freundlich und feindlich begegnen; das wohlbekannte Bild einer geraden Linie, die, nach ihren Endpunkten zu, sich in entgegengesezter Aeußerung entwickelt: was der eine Endpunkt anzieht, das stößt der andere ab. Es war bisher das einzige großartige Beispiel von der Uebermacht allgemeiner Kräfte der Erde — hier der magnetischen — auf die Stellung auch des kleinsten Körpers, in welchem Magnetismus erzeugt worden war. Nur auf die Stellung, nicht auf die Kraftäußerung selbst hatte aber jene Einwirkung von den Weltgegenden Nord und Süd, die berühmte Nord-Süd-Polarität, Einfluß. Denn der Körper selbst, die Magnetnadel, äußerte ihre Kraft der Anziehung und Abstoßung in jeder Lage auf gleiche Weise, sie mochte von Ost nach West, oder anders gerichtet werden. Es waren jene Kräfte gleichsam im Körper festgebannt, sie waren unabhängige Besitzer desselben geworden. Nur das bemerkte man, daß es dieser magnetischen Linie angenehmer und stärkender war, wenn sie immer in der Richtung von Nord nach Süd ruhte. So sagen auch die Naturforscher, es sey für den Menschen am passendsten, wenn sein Gesicht nach Osten gekehrt sey, die Astronomen dagegen drehen sich meist gegen Süden.

Beim galvanischen Magnetismus ist es nun

aber ganz anders. Diese Kraft hat eigentlich das Metall oder den Körper, an dem sie sich äußert, nicht in Besitz genommen, denn nirgends erscheint etwas Bleibendes. Es ist mir nicht möglich, hier andere Bilder zu gebrauchen, als vom Licht. Wenn die Sonne ein fließendes Wasser bescheint, so rollen die Wellen unter dem Glanze derselben fort, die Beleuchtung bleibt aber und wandert nicht und wandelt nicht, und wer nicht weiß, daß der Fluß unten fließt, dem würde er als selbst vom Licht in Besitz genommen erscheinen. Eine Regentropfen ausgießende und vom Sturm gejagte Wolke zeigt uns in ruhiger Klarheit das herrliche Bild des Regenbogens; wir glauben, Friede und Festigkeit zu gewahren, und doch ist Fluth und Unruhe der geheime Träger dieser Erscheinung. Wir können den galvanisch-magnetischen Körper einen von Innen beschienenen Körper nennen; er ist nichts als beschienen, er ist nur der gleichgültige Träger jener Kraft, so wie der Mond, während er sich dreht, des Sonnenbilds ruhiger Bewahrer ist. Wird der galvanische Körper aus dem Kreise dieser von Innen ihn bescheinenden Kraft genommen, so ist alles verschwunden, so wie der Regentropfen dunkel erscheint, der aus der Beleuchtung genommen ist. Umgekehrte Erscheinungen, die vom Körper wirklich Besitz nehmen, sind dagegen die Wärme und Kälte. Das glühende Eisen, der glühende metallene Kern eines Weltkörpers, brauchen Stunden und Jahrhunderte, um ihren vorhergehenden Zustand anzunehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Malta, den 20. Februar 1831.

Der Karneval. Merkwürdige Masken.

Der diesjährige Karneval gehörte nicht zu den glänzendsten, wie denn überhaupt diese Lustbarkeit in Malta bei weitem nicht den heitern, anmuthigen Charakter hat, wie in Rom und einigen andern Städten Italiens. Das gemeine Volk ist nicht fein und gebildet genug, um in den Ausbrüchen seiner Freude zierlich und sinnvoll zu seyn; ein Ferkel, in Windeln und Tücher eingewickelt, und als kleines Kind auf dem Arm eines als Weib angekleideten Mannes, dünkt ihnen ein gar anmuthiger Spaß, und man möchte wünschen, daß alle ihre Späße nur von dieser Art wären. Die Mittelklasse nimmt wenig, die vornehmere fast gar keinen Antheil an der öffentlichen Lustbarkeit, sieht ihr gewöhnlich nur aus den Fenstern zu, und die zweirädrigen Kutschen oder Sänften, die im Korso auf und ab fahren, sind fast nur mit Leuten angefüllt, die den übrigen Theil des Jahrs hindurch nicht in Kutschen fahren. Diese Zurückhaltung der Gebildetern wird hauptsächlich durch die Offiziere der Garnison veranlaßt; schon in Rom hat man so häufig Gelegenheit, sich über den Mangel an Zartgefühl von Seiten der Engländer zu beklagen; hier aber, wo sie die befehlenden Herren sind, wissen sie vollends nichts von Zurückhaltung. Volle Hände schlechter Konfetti werden den Frauenzimmern, sogar hoch an die Fenster hinauf, mit voller Kraft ins Gesicht geworfen, und maskirt und unmaskirt sind die Frauenzimmer nicht sicher vor Unschicklichkeiten. Aus solchen Elementen läßt sich also schwerlich eine brillante öffentliche Festlichkeit zusammensetzen. Die Festins oder öffentlichen Maskenbälle in den Theatern sind etwas besser; doch entschädigt auch hier nur selten eine hübsche oder gut erdachte Maske für die vielen abgeschmackten, die sich zudringlich genug beweisen. Eigentlich genießbar sind nur die vornehmen Maskenbälle, wo zwar die Mehrzahl der Anwesenden aus Engländern besteht, die aber hier zu viele Rücksichten zu nehmen haben, um ungezwungen, d. h. ungesittet zu seyn; auch halten ihre eigenen Damen sie in Respekt, thun ihnen aber auch dafür die Ehre an, mit keinem Malteser oder Italiener, sondern nur mit ihnen zu tanzen. Die Männer, vorzüglich die Offiziere, tanzen zwar gern mit den Malteserinnen, werden auch von diesen angenommen, aber nur ungern, und nicht leicht entspinnt sich ein näheres Verhältniß, so daß also die Trennung der beiden Nationen scharf genug bleibt.

Auf einem großen Balle, den am vorlezten Tage des Karnevals die Offiziere der Garnison gaben, und zu welchem Alles, was nur Vornehmes und Schönes in Malta ist, eingeladen war, erregten zwei Algierer, der eine der gewesene Schatzmeister des Deys, der andere ein Hofbeamter, durch die vollkommene Wahrheit ihrer Tracht bei denen Aufsehen, welche die Personen nicht kannten; viele näherten sich ihnen, und man sah sie erstaunt zurücktreten, wenn sie sahen, daß die Bärte nicht falsch, sondern natürlich waren. Großes Vergnügen machte eine Vorstellung, die in mehr als einer Hinsicht sehr merkwürdig war. Gegen Mitternacht, als der größte Theil der Eingeladenen versammelt war, traten plözlich vier Grenadiere der alten französischen Garde ins Zimmer, von welchen zwei bei der Thüre stehen blieben, zwei andere sich am entgegengesezten Ende des Zimmers neben zwei großen vergoldeten Armsesseln aufpflanzten. Nicht lange nachher ertönte aus dem Vorzimmer ein Siegesmarsch, mehrere französische Offiziere mit der dreifarbigen Kokarde traten herein, und hinter ihnen Napoleon, so gut dargestellt, daß selbst diejenigen, welche ihn im Leben gekannt hatten, von Erstaunen ergriffen waren; ihm folgten wiederum Offiziere, unter welchen mehrere polnische. Napoleon nahm Platz auf einem der beiden Sessel, konnte aber unglücklicherweise sich eines lächelnden Zuges um den Mund nicht erwehren, der die sonst vollkommene Illusion etwas störte; von seinen reich mit falschen Orden bedeckten Offizieren wurden ihm die vornehmsten Personen der Gesellschaft vorgestellt und von ihm gnädig, aber etwas zurückhaltend empfangen, wahrscheinlich, weil der Kaiser blos englisch sprach, und dies doch etwas unpassend gewesen wäre. Kaum war die Präsentation zu Ende, als auf's Neue ein Siegesmarsch erschallte und man Husarenoffiziere, die dem alten Ziethenschen Regimente anzugehören schienen, in den Saal treten sah. Ihnen folgte Friedrich der Zweite, als Greis dargestellt, aber ebenfalls, wenn man den Abbildungen glauben darf, mit vieler Wahrheit; eine Menge Offiziere in Uniformen von altpreußischem Schnitte folgten ihm. Friedrich ging entschieden auf Napoleon zu, begrüßte ihn mit einem Handschlage und drückte in einer, wegen der Umstehenden italienischen, Anrede seine Freude aus, mit einem solchen Helden zusammenzutreffen, worauf Napoleon einige Worte in derselben Sprache erwiederte. Beide nahmen dann Platz neben einander und unterhielten sich insgeheim. Was diese Vorstellung so sehr interessant machte, war der glückliche Einfall, zwei Helden, die jeder gewiß oft genug mit einander verglichen hatte, neben einander zu stellen, und zwar mit einer Wahrheit, die fast nichts zu wünschen übrig ließ. Ich verzieh für dies Vergnügen den englischen Offizieren manche Unziemlichkeit, die ich von ihnen erlebt, und mußte mir gestehen, daß ich sie nicht für fähig gehalten hatte, etwas der Art so gut durchzuführen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 75.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.



Dienstag, 29. März 1831.

Beruhigt das Erstaunen eine Weil'
Durch ein aufmerksam Ohr, bis ich das Wunder
Euch kann berichten.

Shakespeare.

Emilie de Bergy.

Es war nach dem Abendessen, die Gesellschaft zog schweigend durch den dunkeln, feierlichen Wald; einige wußten vielleicht eben nicht, was sie sagen sollten, und hatten sich den Tag über in Konversationen erschöpft, andere liebten es, ihren Geist nicht anzustrengen, um dem Magen das unbeschränkte und alleinige Recht der Thätigkeit zu gönnen, wo es ihm am nöthigsten war; die meisten aber schwiegen gewiß aus jenem Gefühl der Ehrfurcht, welches eine schöne Sommernacht einflößt; leise schritt man durch die Gruppen der prachtvollen Bäume und ihre tiefen, auf feines Waldgras geworfenen Schatten. Plötzlich erhob eine der nüchternsten, oder vielleicht in diesem Augenblicke in einem andern Sinne am wenigsten nüchternen Stimmen sich, und rief: „aber wo wollen wir eigentlich hin, meine Theuersten? Lassen Sie uns doch nicht die schönen, so eben gestärkten Kräfte mit müßigem Umherschlendern vergeuden! Haben wir ein Ziel unserer nächtlichen Irr- und Querfahrt? Oder wollen wir hier nur die Maikäfer aus dem Schlafe stören? Wo wollen wir eigentlich hin?“ — „Ach in das Tannenwäldchen,“ erscholl eine Antwort aus dem Mund der zartesten Figur des Kreises; „da ists so göttlich schauerlich!“ Die Gesellschaft sah sich nach dem Sprecher um, und erblickte mit Erstaunen ein kleines vierjähriges Mädchen, welches sich mitgeschlichen hatte. Die Kleine, beschämt über ihre Kühnheit, so laut gesprochen, und schon mädchenhaft erschrocken, ihr Innerstes enthüllt zu haben, schlug die Augen nieder und schwieg. Die Gesellschaft schien ihr Gefühl, ohne es auszusprechen, zu achten, und jene Empfindung heiligen Schauers, jenes entzückende und doch angstvolle Ahnen einer tief verschleierten und dennoch gegenwärtigen Welt schien durch das Wort des Kindes über sie gekommen zu seyn. Man ging dem Tannenwalde zu; die Natur war lautlos; am fernen Horizonte nur schien ein Abendwind in den Wipfeln der Wälder zu säuseln; er trug das leise Echo eines klagenden Eulenchors herüber, eine der schönsten Harmonien der Nacht dem, der sie je in ihren in Accorden gestimmten Tönen hörte. So erreichte man den Fichtenwald; dunkle Schatten wechselten hier mit milden Streiflichtern, bis der Pfad sich verengte und diese spärlicher und seltener wurden. Leise rauschten die Tritte im Grase, der Athem wurde angehalten; plötzlich schauderten alle zusammen, eine Schaar schwarzgeflügelter Raben fuhr auf aus dem ersten Schlaf, vielleicht Traume, und umkreiste ängstlich, schwerflatternd den sonst so sichern Horst; sie durchkreuzten die Luft zu wiederholten Malen, die dunkeln Fittige streiften dicht über den Häuptern der störenden Fremden, und sie nahmen endlich, da ihre Stimmen laut wurden, die Flucht in eine benachbarte Waldparthie, wo sie sich auf den höchsten Eichen niederließen.

„Man sagt, die Raben wären Geister,“ fing ein alter Herr neckend an; „erschrecken Sie nicht darum so sehr vor ihnen, schöne Nachbarin?“

Die angeredete junge Dame gab ihm einen Schlag mit dem Fächer; „seyn Sie jetzt still davon,“ flüsterte sie.



„Nein, nein," riefen mehrere Stimmen; „erzählen Sie eine von Ihren Gespenstergeschichten!" — „Mir ist nie eine begegnet," antwortete er halb traurig. „Nie? gewiß nicht?" fragte die Dame. Er schwieg und sah vor sich nieder; die Kleine hatte sich dicht an ihn geschmiegt. „Nie?" fragte jene noch einmal. Er schüttelte den Kopf, schwieg aber noch immer. „Aber meinen Vettern und Basen," sagte er endlich halb spöttisch, als wolle er die Aufmerksamkeit der Zuhörer von diesem Gegenstand ablenken. „O erzählen, erzählen Sie!" riefen mehrere Stimmen. „Was mir jezt einfällt," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „ist eben keine Gespenstergeschichte, aber—" er stockte; „aber?" fiel die Gesellschaft ein; „vielleicht eine wahre," sezte er hinzu; seine Stimme zitterte und, hätte die Beleuchtung es erlaubt, man würde eine Thräne in des Greises Auge gesehen haben. Er faßte sich jedoch schnell und lud Jedermann zum Sitzen ein; Alles gehorchte dem hoffnungsvollen Signale. Das Kind hatte sich dicht an ihn gedrängt, die andern gruppirten sich auf den Rasen um ihn her; eine erwartungsvolle Stille trat ein. Der Alte fuhr mit der linken Hand über die Stirn, legte die rechte auf des Kindes Schulter und begann:

„Ich hatte einen Freund, der sich als kleines Kind durch die Entdeckung eines Verbrechens in seiner Vaterstadt bekannt gemacht hatte. Scheinbar zufällige Reden des Kindes führten die Richter auf eine Spur, welche sie ohne dasselbe vielleicht nie gefunden hätten, und das Merkwürdigste dabei war, daß das Kind nicht etwa Gesehenes oder Erfahrenes ausplauderte, sondern, entweder blos zufällig, oder durch eine seltsame magnetische Gabe, das bildlich aussprach, was wirklich geschehen war. Eine Zeitlang betrachtete man es als ein Wunder, und erhöhte und steigerte seine Worte bis zum allerdings Wunderbaren; als es aber später sich durchaus wie ein gewöhnliches, wenigstens nicht wunderbares Kind zeigte, als nie wieder eine ähnliche Kraft in seinem Leben sich aussprach, fing man allmählig an, das früher bewunderte ganz gewöhnlich zu erklären; die eifrigsten Verfechter des Mirakels zuckten die Achseln über die Verblendung der Welt, wenn die Geschichte vorgetragen wurde, nannten sie ein Ammenmährchen, und pflegten gewöhnlich das arme Kind selbst aufzurufen und zu befragen, welches dann, nach mehreren Jahren, in denen es die Geschichte total vergessen hatte, meist gar nicht mehr wußte, wovon die Rede war, und nur aussagte oder erzählte, was ihm die rationellen Frager in den Mund legten, die sich oft weidlich an seiner Unwissenheit ergözten und triumphirend zu sagen pflegten: So schreibt man die Geschichte!

Der Knabe wuchs heran und ward zum Jüngling, dessen Bekanntschaft ich auf Universitäten machte; zufällig hatte ich von der Geschichte gehört und erwähnte ihrer einmal. „Thorheit, Thorheit!" fuhr er lachend auf; „sie haben mich mit dem Ammenmährchen genug gequält!" — „Aber das juristische Faktum?" sagte ich. „Was beweist das?" fiel er mir hastig ein. „Nichts, als daß der Zufall entdeckte, was er tausendmal entdeckt hat. Ich besinne mich von der ganzen Geschichte nichts mehr als die Kreuz- und Querfragen, die ich hundert Mal zu bestehen hatte, und die meinen armen Kopf drehend machten wie ein Mühlrad; ich sollte immer sagen, was ich nicht wußte, nie gewußt hatte; und soll ich's noch sagen? Wollt Ihr mich zwingen, über das zu berichten, was mir so unbekannt ist als Euch? Ich gestehe ja gern, daß ich die ganze Sache für eine Zufälligkeit halte! Ich bitte Dich, laß mich in Zukunft damit zufrieden!" Der Begebenheit ward nie mehr unter uns erwähnt.

Familienverhältnisse riefen ihn nach Schweden, wo er mehrere Jahre zubrachte und mannigfache Verbindungen anknüpfte. Am werthesten war ihm die Bekanntschaft eines Grafen Oxenstierna, welche er bei mineralogischen und botanischen Wanderungen ins Gebirge gemacht hatte. Der Graf lebte einsam auf seinen Gütern, und weder der Besitz eines bedeutenden Vermögens, welches ihm vor kurzem durch das Aussterben einer Seitenlinie zugefallen war, noch der Glanz seines historischen Namens vermochten ihn in die Residenz zu ziehen. Dieses Vermögen machte er jedoch auf die edelste Weise geltend; seine Bauern segneten ihn, und manche wissenschaftliche Forschung, manche öffentlich Anstalt wurde durch ihn unterstüzt. Meines Freundes Versuche, ihn in den Kreis der Gesellschaft und der Geschäfte zu ziehen, blieben vergeblich; dagegen lud er ihn ein, in der schönen Jahrszeit einige Zeit auf seinen Gütern zuzubringen. Ich—mein Freund folgte der Einladung." Der Alte räusperte sich. „Er fand," fuhr er fort, „den Grafen sonderbar bewegt bei seinem Wiedersehen. „Mir ists immer, als fände meine Heftigkeit einen rettenden Anker in Ihrem stillen Gemüthe," sagte er dem erstaunten Theobald — so will ich den Ihnen Unbekannten nennen. „Sie kommen aus den Stürmen der Welt in den Port des Friedens, und sind unbewegt, während das Schiff, welches längst schon Schutz in seinem Busen suchte, noch auf schäumender Woge der Brandung schwankt." — „Lieber Graf," versezte Theobald, „es ist oft nicht gut, die Einsamkeit zu suchen; alle Eindrücke bleiben da frischer, kräftiger; man lebt in der Vergangenheit, die Woge neuer Ereignisse spült sie nicht weg, und unser Inneres siegt über die weniger reichhaltige Zeit, von der es oft nüzlich seyn kann, sich besiegen zu lassen." Oxenstierna sah ihn entsezt an, als erschrecke er über den Blick, den er in sein Inneres gethan. „Kommen Sie mit mir, kommen Sie zurück in diese geflohene Welt, und was Ihnen auch fehlte, Ihnen wird besser werden, „fuhr Theobald fort. „Reisen wir morgen beide nach Stockholm!" Oxenstierna schlug die forschenden Augen wieder beruhigt nieder. Theobald glaubte in dieser Bewegung Zustimmung

zu lesen, und wurde dringender. Der Graf ließ ihn reden, aber als jener inne hielt und eine Antwort zu fordern schien, sagte er: „nach Stockholm? Nie!“ Theobald fühlte sich unangenehm betroffen und schwieg einen Augenblick, empfindlich, daß man ihn seine Beredsamkeit hatte umsonst verschwenden lassen; der Graf bemerkte es, und mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit sagte er: „kommen Sie, Sie sollen meine Gärten, meine Felder sehen, alles, was ich gethan habe, seit Sie in der Residenz schwärmten; meine Zeichnungen, meine Sammlungen, kommen Sie!“ Und so zog er den Freund von Genuß zu Genuß fort, bis jener Abends fast eben so ermüdet von gehäuften Anschauungen, als angegriffen von der Reise, zu Bette ging.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der galvanische Magnetismus und die Umdrehung der Weltkörper.

(Fortsetzung.)

Die galvanisch-magnetische Kraft bescheint nun aber, wenn wir einmal so sagen dürfen, den Körper, der ihr zum Träger dient, unter der Herrschaft der sechs Weltgegenden. Wir sind gewohnt, nur vier Weltgegenden anzunehmen, wovon Nord und Süd die Erdachse in ihrer Stellung gegen den Himmelspol bezeichnen, dem Seefahrer so tief eingeprägt, dem Physiker durch den Magnet, dem Astronomen durch den Angelpunkt der rastlos sich umdrehenden Himmelskugel so wohl bekannt. Ost und West, Aufgang und Untergang, sind die Pforten des Tags und der Nacht; sie zeigen uns die rastlose Unruhe der Erde in der Richtung, in der sie sich umdreht, während Nord und Süd uns die ewige Festigkeit ihrer Achse zeigen. Die fünfte und sechste Weltgegend aber sind gerichtet nach Oben und Unten, vom Zenith und Nadir in der Sprache der Araber bestimmt: nach oben der freie Himmel, was uns über den Mittelpunkt der Erde erhebt; nach unten die Hölle, der allgewaltige Mittelpunkt der Erde, in welchem ihre Kraft sich koncentrirt; gegen ihn zu sind auch die magnetischen Kräfte der Erdachse auf eine uns verborgene Weise vertheilt. Man kann sagen, eigene Mächte oder Geister beherrschen unumschränkt jene sechs Weltgegenden, und so die Erscheinungen; ihre Regelmäßigkeit im Herrschen erhalten sie durch die Kugelgestalt der Erde. Nord und Süd beherrscht der Geist der Festigkeit, Ost und West der Geist der Unruhe, das Oben und Unten die Knechtschaft und die Freiheit. Mit andern Worten haben es die Naturkundigen genannt: den Magnet, das Elektrische, das Schwere und Leichte, ohne es näher zu deuten.

Der Körper nun, in welchem durch den Galvanismus Magnetismus erregt ist, fällt jenen sechs Weltgegenden anheim; Süd ist entgegengesezt dem Nord, Ost ist entgegen dem West, Oben entgegen dem Unten; der Körper mag eine Gestalt haben, welche er will, jene sechs Weltgegenden gehen gleichsam von seinem Mittelpunkt aus, gerichtet gegen den Ursprung des erregenden Galvanismus. Nun ist aber die allgemeinste Wirkung, welche den Weltgegenden zukommt, und keine andere ist den Forschern bekannt, die Bewegung; jenes Verschiedenseyn von Ost und West und so fort ist also blos das Verschiedenseyn von Bewegung der Magnetnadel nach Ost, West, Senkung, Hebung, in den verschiedenen Weltgegenden, die in dem Körper selbst sich finden, wenn er durch galvanisches Magnetisiren gleichsam ein Miniaturweltkörper geworden ist.

Wie man nun dabei auf die Umdrehung der Weltkörper kam, das ist jezt, als der eigentliche Kern dieser Abhandlung, leicht zu entwickeln. Nach dem eben Gesagten ist jeder in galvanisch-magnetischen Zustand versezte Körper eine Erde, ein Weltkörper im Kleinen; er hat seine Weltgegenden, er wirkt auf die Magnetnadel, wie die Erde im Großen. Wäre er frei, würde er sich auch drehen, wie die Erde. Aber offenbar ist jede Umdrehung nur eine Bewegung rechts und links und nach oben und unten, wenn man nämlich nicht zugleich vorwärts oder rückwärts schreitet, wie z. B. bei den Tanzenden der Fall ist. Diese galvanisch-magnetische Bewegung in den sechs Weltgegenden ist, auf andere Weise betrachtet, nichts anders, als die Lust der Magnetnadelspitze, um den galvanisch magnetisirten Körper sich zu drehen. Eine umdrehende Kraft ist also der Schlüssel zum Geheimniß!

Was für sinnreiche Bilder wurden nun hervorgeholt, um sich diese umdrehende Kraft deutlich zu machen! Man muß es den Deutschen zur Ehre nachsagen, daß sie zwar die klare Ansicht von jener Lust des Umdrehens zuerst hatten, aber sich doch vor dem sinnlichen Dienste der Bilder bewahrten. Jezt kamen aber in der That die längst vergessenen Cartesianischen Wirbel wieder zum Vorschein, womit dieser große Franzose im Bilde alle himmlischen Bewegungen darstellte; jezt die Schraubenbewegung, die Schneckenlinien, die Spirallinien, und nun hieß es: die Kraft selbst, die hier wirkt, hat die Lust, sich im Kreise herumzudrehen, und was ihr galvanisch magnetisches und gemein magnetisches in den Weg kommt, mit sich fortzureißen. Kurz eine unsichtbare galvanische Kraft dreht sich um die Planeten herum, und dreht die Planeten mit sich herum, und das ist nun das Geheimniß von der Umdrehung der Weltkörper!!

Wer lockt nun diese unsichtbare Kraft hervor, daß sie unablässig diese Himmelskörper, also auch unsere Erde umkreist? Ich weiß es nicht. Wo ist der Unsichtbare,

der jenen Strom immer erneut? Ich weiß es nicht. Ist die Erde magnetisch, weil sie sich umdreht, oder dreht sie sich um, weil sie magnetisch ist, oder beides zugleich? Auf diese Fragen werden uns wohl die kühnsten Physiker, die mit dem Galvanismus Alles ausrichten, die Antwort ewig schuldig bleiben.

Lassen wir diese grossen chimärischen Aussichten; so viel bleibt doch entschieden: der Mensch hat den Magnetismus **in seine Gewalt** bekommen; er kann ihn in jedem Metall hervorrufen, er kann ihn verstärken, leiten und hinführen, wohin er will, er kann ihn benutzen nach Gefallen, im Kleinen, wie wir zu Anfang gesehen haben, im Großen, wie er es sich träumt. Denn was die Umdrehung der Erde oder unserer Wasserräder anlangt, habe ich auf denselben, frei zu sagen, kein grosses Vertrauen; im Stillen gesagt, die Gelehrten sind selbst nicht im Reinen, was es denn mit dieser galvanischen Umdrehung und der Umdrehung der Himmelskörper für eine Bewandniß habe. Und dies rührt daher, weil es am Himmel und auf der Erde gar vielerlei Umkehrungen und Umdrehungen gibt. Die Tanzenden, namentlich die **Walzenden**, haben in der That die Umdrehung der Planeten; der in der Reitschule um den Mittelpunkt Reitende hat wirklich die Bewegung eines Trabanten; aber der im Ring umherschwingende Kronleuchter, das umhersprudelnde und sich erhebende Feuerrad, das im Kreis umherrennende Rad des olympischen Wettrenners, das sind irdische Umdrehungen ganz anderer Art. Welches aber eigentlich die ächte galvanisch-magnetische Umdrehungsweise sey, das weiß man nicht so recht.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Vandalismus des Pariser Volks.

Es ist eine traurige Sache um die Zerstörungssucht in Paris. Beständig müssen die Gebäude und andere Kunstgegenstände es entgelten, wenn die Politik das Volk erzürnt hat, oder wenn andere Meinungen, andere Regierungssysteme herrschend werden. Wie viele merkwürdige und unersetzliche Kunstsachen sind am Ende des vorigen Jahrhunderts durch den Ausbruch der Revolution zu Grunde gegangen! Wie manche waren schon zwei Jahrhunderte zuvor durch die Hugenotten zerstört worden! Als Napoleon sich der kaiserlichen Macht bediente, um seinen Despotismus zu begründen, kam die Reihe an die Denkmäler der republikanischen Zeit, und als Napoleon gestürzt war, ging es den Denkmälern, wodurch er seinen eigenen Ruhm hatte verewigen wollen, nicht viel besser; alles wenigstens, was sich gemächlich zerstören ließ, wurde zerstört oder verdorben. Die Geistlichkeit, besonders die Missionsgesellschaft, die aus rohen, unwissenden und fanatischen Priestern bestand, half fleißig mit zerstören; sie war es, welche die schönen Basreliefs, die man während der Revolution am Pantheon angebracht hatte, in Stücke hauen ließ, damit sie die aus dem Pantheon gemachte Kirche nicht entweihten. Und nun sind am 14. Februar wieder andere Zerstörer aufgetreten, welche an der unter Karl X. so begünstigten Geistlichkeit ihren Muth gekühlt haben. Das Volk hat diesmal vandalisch gehandelt; aber so ist das Volk überall: willfährt man seinen dringenden Bitten nicht, und kann es sich nicht an den Personen rächen, welche es haßt, so hält es sich an die leblosen Dinge, welche mit diesen Personen in einiger Beziehung stehen. So fiel es diesmal über den Pallast des Erzbischofs her, weil dieser Geistliche als ein fanatischer Mann bekannt ist und ihm schuld gegeben wurde, das ärgerliche Seelenamt für den Herzog von Berry in der Kirche St. Germain l'Auxerrois veranlaßt zu haben. Während der Revolution des Julimonates hatte es blos seine Meubeln in die vorbeifließende Seine geworfen; diesmal wurde alles zerstört, was sich nur in dem Pallaste vorfand. Hier wurde das Archiv des ehemaligen Offizialgerichtes und überhaupt die auf die Kathedralkirche und das Erzbisthum von Paris Bezug habenden Papiere aufbewahrt. Alle diese Schriften, worunter viele wichtige Dokumente waren, wurden zerrissen und zerstreut; man ging am andern Tage in dem Hofe vor dem Pallaste auf lauter Papier, und auf der Seine schwammen eine Menge zerrissener Briefe. Eben so schlimm wurde mit der Bibliothek des Erzbisthums verfahren; kein Buch blieb ganz, jedes wurde zerrissen und in den Fluß oder auf die Gasse geworfen. Ich sah zwei Tage darauf mehrere theologische Werke auf dem Kay feilbieten, die man aus der Seine wieder aufgefischt hatte; kein einziges derselben war ganz, alle waren zerrissen. Auch die Kupferstiche und Gemälde im Pallaste waren von den Vandalen zerstört worden, mit Ausnahme des Porträts eines Erzbischofs, vielleicht des Herrn von Quélen selbst, welches der Pöbel spöttisch in einer Prozession am Faschingsdienstage auf den Gassen umhertrug. Leute, welche diesen burlesken Zug mitangesehen haben, glaubten mit Schrecken, die Auftritte aus der ersten Revolutionszeit sich wiederholen zu sehen, da der Pöbel die Kirchen schändete und die dem Gottesdienste gewidmeten Geräthe auf den Gassen verunreinigte. Dieselbe Wuth äußerte sich wider die Gemälde und die Verzierungen des erzbischöflichen Landgutes Conflans. Zu Paris ward die Wohnung des Erzbischofs wirklich fast eingerissen und ganz unwohnbar gemacht. Wäre dieser Pallast und die Meubeln desselben das Eigenthum des Hrn. v. Quélen gewesen, so ließe sich diese Zerstörungswuth begreifen; allein beides gehörte der Stadt zu, und will sie künftig einen Erzbischof haben, so wird sie ihm wieder einen Pallast errichten und denselben, wo nicht so reichlich, doch mit etwas Prunk ausstatten müssen, und zur Bestreitung der Kosten wird das Volk zu zahlen haben; das ist also alles, was es bei der Zerstörung gewonnen hat. Die Pracht, die in dem vorigen Pallaste herrschte, hat indeß dazu beigetragen, das Volk in Wuth zu bringen. Ein Mann, der alle Gemächlichkeiten des Lebens genießt, auf weichem Flaum ausruht, seidene Polster in seinen Zimmern hat und sich in politische Intriguen mischt, nimmt sich schlecht aus, wenn er auf sein verdorbenes Zeitalter schimpft und in seinen vorgeblichen Hirtenbriefen die Nation anklagt, daß sie mit der alten Regierungsform nicht zufrieden sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 25.



Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 76.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 30. März 1831.

— Besinnung hinterdrein,
Verstand, Vernunft, wo möglich rein,
Das ist die rechte Sache.

Goethe.

Der galvanische Magnetismus und die Umdrehung der Weltkörper.

(Beschluß.)

Ich habe nach einer andern Seite hin einen neuen Pol aufgesucht, auf den ich die Aufmerksamkeit der Leser richten möchte, und das ist die ästhetisch-medicinisch-magnetische Kraft des Galvanismus, wie ich sie kurz nennen will. Wie kommt es? die Aerzte, die Anfangs so emsig, so zutrauensvoll den galvanischen Kuren sich hingaben, nunmehr, da der Magnetismus sich in geheimnißvolle Verbindung damit begeben, ziehen sie sich zurück. Nun habe ich aber in öffentlichen Blättern gelesen, auch es wohl an Ort und Stelle selbst bestätigt gefunden, daß jezt in München und andern Orten Gesundheitsmagnete gegen Halsweh, Zahnweh u. s. w. verfertigt werden. Unsere projektirten galvanischen Gesundheitsmagnete müssen aber jene weit übertreffen; denn die Wirksamkeit ist nicht in das starre, unbildsame Eisen gelegt, sondern in den schmiegsamen, weichen, leichten galvanischen Drath, der jede Gestalt annehmen kann, der sich bilden läßt zu Geflechten und Binden, der Gliederung fähig ist, und nach der Form der Glieder des menschlichen Körpers, für die er bestimmt ist, sich schmiegt. Wäre es überhaupt thunlich, und fürchtete ich nicht, reich zu werden, so ließe ich mir ein Monopol auf meine galvanischen Gesundheitsmagnete geben, und würde verfertigen galvanisch-magnetische Ohrenringe, Hüte, Hauben, Halsbänder, Fingerhüte, Bracelets, Handschuhe, Strümpfe, Perrücken. Ich könnte auch, um die verschiedenen Stufen des Luxus zu befriedigen, nach Verlangen den feinsten Gold- oder Platindrath zu diesen galvanisch-magnetischen Geweben verarbeiten lassen. — Nach dem Bisherigen ist dieß Unternehmen mit den galvanischen Gesundheitsmagneten mit ein Paar Worten deutlich zu machen. Daß aus leichtem, biegsamem Drathe sich jegliches Gewebe, wie von Faden, oder Geflechte wie von Stroh erzeugen lassen, ist den Leserinnen ohnehin, und gewiß auch den Lesern bekannt. Bei den galvanischen Geflechten ist nur darauf zu sehen, daß dieselben sich in ihren Wirkungen nicht durchkreuzen, daß Süd- und Nördliches sich nicht entgegenwirke, daß daher ein ununterbrochener Metallfaden, die Seitenäste vereinigend, durch das Ganze von Anfang bis ans Ende laufe. Neben diesem so angeordneten Flechtwerk ist nun die eigentliche galvanische Vorrichtung dergestalt anzubringen, daß der Anfangs- und Endpunkt dieses Geflechts, oder die mehreren Anfangs- und Endpunkte der vereinigten Geflechte (je nach der Beschaffenheit der Gesundheitsmagnetischen Vorrichtung) sich in das eigentlich erregende und belebende galvanische Element, das Flüssige mit zwei Metallen, endigen. Bei den oben vorgeschlagenen Ohrenringen, Halsbändern, Perrücken und dergleichen, würde dieses galvanische Urelement am passendsten die Form ein Fläschchens haben, von Gold, Platin, Silber oder Kupfer; es wäre gefüllt mit dem galvanischen Urflüssigen, das, wie das große Meer,

salzig seyn muß; in dieses Fläschchen reichte hinein das andere galvanische positive Metall, Zink, Zinn u. s. w.; der Anfang des Drathes wäre mit dem Fläschchen, als dem einen, dem äußern Metall, das Ende der galvanischen Kette, an der das Fläschchen hängt, mit dem innern Metall, gleichsam dem Stöpsel des Fläschchens, verbunden. — Eine Dame, die z. B. eine nach diesen Grundsätzen verfertigte Halskette trägt, kann nach Belieben die Wirkung aufheben, wenn sie das Fläschchen entfernt, oder leert, oder auch nur das äußere und das innere Metall des Fläschchens mit einander unmittelbar verbindet. Bei einem galvanisch-magnetischen Gesundheitshandschuh gegen Gicht könnte dieß erregende Fläschchen, dieses mysteriöse Behältniß der geheimen magnetisch-galvanisirenden Kräfte, in Gestalt einer sphärischen Quaste angebracht werden; bei der magnetischen Gesundheitsperrücke könnte es in zwei Locken versteckt, oder in einen Haarbeutel verwandelt werden. Kurz, meine galvanischen Gesundheitsmagnete nehmen alle möglichen Gestalten an; sie können als Licht- und Ofenschirme erscheinen, ja als Gardinen selbst, wenn es medizinisch nützlich seyn sollte, eine magnetische Atmosphäre um sich zu haben.

Unsere Abhandlung ist aus den unnahbaren Regionen der Weltkörper in eine uns nähere Gegend, gleichsam in unsere friedlichen Wohnungen herabgestiegen, hat aber auch hier nur mit Hoffnungen und Mährchen zu unterhalten gesucht, mit wohlthuenden indessen, wenn sie wahr würden. Lassen wir den Naturforschern ihre Grandiosität, lassen wir sie an der großen Leiter auf und ab steigen, vom Traume zum Selbstgebilde, zur Möglichkeit, von der Wirklichkeit ohne Maaß, bis zur ergreifbaren. Es ist allerdings möglich, daß die Menschen einmal in den Nordpol und Südpol der Erde einen Zapfen schlagen, wie die Nürnberger Globusfabrikanten in ihre Erdkugeln von Gyps, und wie diese einen Ring herumlegen, der stehen bleibt, während die Erde sich umdreht. Besser aber ist es, stets für den Gebrauch den Tiegel der Wahrheit bei sich zu haben, in welchen jene Träume und Gebilde geworfen werden und wie blauer Dunst entweichen; die Säure und das Aezwasser des Mißtrauens, um seine Meinungen zu scheiden von der Klarheit des Wirklichen; den Hammer der Dauerhaftigkeit, um Gediegenheit und Gehalt zu erproben. Der Verfasser macht gar keine Ansprüche auf den Feuertiegel, das Aezwasser und den gediegenen Hammer; er ist glücklich, wenn eine milde Luft freundlichen Beifalls ihm entgegenweht.

J. W. Pfaff.

Emilie de Vergy.

(Fortsetzung.)

Theobald schlief unruhig, wie man es nach ungewöhnlichen Anstrengungen wohl thut, und träumte viel. Der Traumkatalog besagt, daß, wenn man zum ersten Mal an einem Orte schlafe, man sich seine Träume merken solle, weil diese einzutreffen pflegen. Theobald erwachte mit einem wüsten Kopfe; es war ihm aber unmöglich, sich auf seine Träume zu besinnen; er erinnerte sich nur einiger glühenden Punkte, die durch die Nacht der Traumwelt wie Sterne funkelten, aber sie waren isolirt, unverbunden, und so vermochte er ihre Schrift nicht zu lesen; nur kam in allen diesen Träumen der Name einer Person vor, den er sich nie besann, gehört zu haben, mit dem er keinen Begriff verbinden konnte. „Seltsam!“ sagte er sich selbst; „man träumt wohl Gegenden, Gestalten, die man nie gesehen hat, man träumt sie auch wohl nach langer, langer Zeit einmal wieder, und begrüßt dann die nur im Traum Lebendigen wie alte Bekannte; aber einen Namen zu träumen, an den man keine früheren Erinnerungen zu knüpfen weiß, ihn immer und immer wieder zu träumen, das ist doch sonderbar! Und was soll mir der Name? Weiß ich nur einmal, was ich davon geträumt habe? Ich habe nichts geträumt als Emilie de Vergy. Was ist mir Emilie de Vergy? Ein leerer Schall! Und ist der ganze Name nicht vielleicht, nicht höchst wahrscheinlich, nicht gewiß gar nichts anders als ein Schall? Seit wann ist meine Einbildungskraft so verarmt, daß sie nicht nur am Buchstaben hängt, sondern sogar nichts als den Buchstaben kennt?“

Bei diesen Worten stieg er aus dem Bette, und sein Fuß trat auf etwas Hartes. Er hob es auf, es war ein kleiner, unscheinbarer goldener Ring, fast wie ein Trauring geformt. Er betrachtete ihn genauer und las mit Entsetzen in seinem innern Umkreise den deutlichen Namen: Emilie de Vergy. Ein nie gefühlter Schauder durchzog seine Seele; er hielt den Ring von sich und schloß die Augen, als wolle er die Schrift nicht wieder sehen, als hoffe er noch, sie nie gesehen zu haben. „Bist Du wahnsinnig?“ fragte er sich im nächsten Moment, „daß Du liesest, was nicht da steht, nicht da stehen kann!“ Er blickte wieder auf den Ring; deutlich las er wieder: Emilie de Vergy, und die zarte Schrift sah ihn mit Flammenblicken an. Eine Weile stand er, als habe er Belsazers Wandschrift gelesen, dann faßte er sich und sagte männlich und fest: „bin ich nicht schuldlos? was kann mir alle dieß schaden?“ Der laute Zauberton dieses Wortes brachte ihn zu sich selbst; ruhig und klar sah er im Zimmer umher, sein Blick fand alle die alten Verhältnisse ungestört, er fand sich selbst wieder, kleidete sich an, und beschloß bei sich selbst, dem Grafen bei seinem aufgeregten Gemüthszustande vorerst lieber nichts von der sonderbaren Begebenheit zu sagen und erst nach dem Namen Vergy zu forschen. So steckte er den Ring zu sich und suchte den Grafen auf. Im Lauf des Tages fragte er ihn, ob er eine gewisse Emilie de Vergy kenne. „Wie? was ist's mit ihr?“

fuhr der Graf auf. „Nichts," erwiederte Theobald, „ich frage nur, ob Sie sie kennen." Des Grafen Gesicht überzog eine tiefe Röthe; „ich habe sie wohl gesehen, früher, in Stockholm," entgegnete er leicht; „sie war ein hübsches Mädchen. Es gibt so viele hübsche Mädchen! Warum fragen Sie?" Die Reihe der Verlegenheit war nun an Theobald; er hatte nicht geglaubt, daß seine hingeworfene Frage so viel Sensation erregen würde, und sich auf ein Warum nicht vorbereitet; doch erwiederte er schnell gefaßt: es sey lezthin ein Brief aus Deutschland durch einen Gesandtschaftskurier unter dieser Adresse angekommen; man hätte die Person nicht auffinden können, und sich deßhalb an ihn gewendet, der eben so wenig Auskunft zu geben gewußt habe; es sey ihm beiläufig wieder eingefallen, und da habe er ihn gefragt. „Wissen Sie, wo sie wohnt?" sezte er so unbefangen als möglich hinzu. „Ich weiß es nicht," erwiederte Orenstierna schneidend und verließ ihn unter einem unbedeutenden Vorwande.

Seltsam genug schien das gute Einverständniß beider Männer seit dieser Scene einen Stoß erlitten zu haben. Der Graf blieb kalt und einsylbig, und nahm jede vertrauliche Annäherung von Seiten Theobalds zurückweisend auf; vergebens hatte dieser sich vorgenommen, seinem Vertrauen entgegen zu kommen, das Verhältniß war und blieb wie durch Aladins Schwert getrennt; Theobald fühlte, daß seine Gegenwart dem Grafen lästig war, und nahm Abschied. Orenstierna ließ ihn kalt ziehen; von Stockholm aus schrieb ihm jener noch einmal einen herzlichen Brief, in dem er die schnarrende Saite mit keiner Anspielung zu berühren wagte; dieser Brief blieb jedoch ohne Antwort, und Theobald verlor unter gehäuften Geschäften einer bürgerlichen Anstellung in Stockholm den schon halb erworbenen Freund endlich völlig aus den Augen, bis nach Verlauf eines Jahres das Gerücht ihn aus seiner Vergessenheit weckte, daß Orenstierna von einer Reise ins nördliche Schweden nicht zurückgekehrt, daß er spurlos verschwunden sey. Wie ein Donnerschlag traf es Theobald; er stand vor seinem Ringe und sah ihn, den er fast vergessen hatte, in düstere, unergründliche Vermuthungen versenkt, an. Lastend legte sich der Druck dieses Geheimnisses auf ihn, als müsse er es nun allein tragen, als dürfe er es nicht mehr mittheilen, als habe er die Gelegenheit zur Aufklärung, da sie sich geboten, versäumt, ja eine geheime Stimme sagte ihm: „hättest Du nicht vielleicht durch Sprechen etwas hindern können? Was ist der Mensch, daß er Winken, die ihn zum Handeln aufzufordern scheinen, nicht folgt, daß er mit ihnen schaltet, sie vergräbt wie sein Eigenthum, daß er das Geheimniß birgt und hütet gleich der Schuld? Das Geheimniß ist Uebel! Wer weiß, ob hier offene, freie Rede nicht genüzt hätte? Wer weiß, wozu jener Wink gegeben war? Oeffentlichkeit gleicht ja alles aus! Aber jezt ists zu spät!"

Er verschloß gedankenvoll den Ring in einem wohlverwahrten Kästchen und ging aus. Das Verschwinden Orenstierna's war die Neuigkeit des Tages, das Gerücht bestätigte sich mehr und mehr, doch ohne weitere Spuren anzugeben; endlich verdrängten andere Begebenheiten diese aus dem Kopfe, von der Zunge der Menschen, und das Ungeheure fing an ihnen alltäglich zu erscheinen, weil es alt ward. In Theobalds Gemüth klang der scharfe Ton länger nach, aber es war geschehen, und er überzeugte sich endlich, daß der Verschwundene entweder bei einer wissenschaftlichen Wanderung in den nördlichen Bergen verunglückt sey, oder daß er sich in schwermüthiger Verirrung selbst den Tod gegeben habe. Das Unabänderliche versöhnt uns endlich mit sich und wir legen es bei Seite, als etwas, welches uns keinen Stoff mehr zum Handeln oder Hoffen gibt. Nur das Thun interessirt, das Gethane nicht, sagt Goethe; das Fertige, Vollendete, und in so fern Todte, verschwindet nach und nach aus unserm Gedächtniß, und wer vermöchte es, zu leben, wenn man nicht vergessen könnte!

So vergingen über zwei Jahre, als eine Geschäftsreise meinen Freund in die nördlichen Theile des Reichs rief. Die Jahrszeit war noch rauh, die Wege schlecht, fast unzugänglich; kurze Tagereisen und seltene Nachtquartiere zwangen ihn daher oft, die Gastfreiheit fremder Gutsbesitzer in Anspruch zu nehmen. So erreichte er auch einst noch spät Abends das Schloß eines Edelmanns, und ward von ihm und seiner schönen und liebenswürdigen Frau gefällig aufgenommen. Ein Zimmer ward für ihn in einem der Flügel des Schlosses bereitet, und die bequemste und angenehmste Einrichtung nahm den ermüdeten Reisenden in ihre behaglichen Räume auf. Er legte sich schlafen und vergönnte, gastfrei wie seine Wirthe, dem armen, erstarrten Hündchen, welches seinen Herrn nie verließ, einen Platz zu den Füßen seines warmen Bettes.

Er schlief ruhig und fest, als ihn das heftige Bellen seines Hundes weckte. „Still, still," rief er, ärgerlich über die Störung; „willst du schweigen, lästiger Geselle!" Aber das sonst so folgsame Thier bellte, wiewohl kein Laut sich hören ließ, ängstlicher, und seine Stimme ging endlich in das kläglichste, schauerlichste Geheul über. Er glaubte, das Thier sey krank, und nahm es zu sich ins Bette. Es ward still, aber sein Athem hob sich so angstvoll, wie der eines Sterbenden. Plötzlich hörte Theobald einen Laut, als ob das reinste Glas angeschlagen werde; er fuhr auf, seine Augen starrten im Zimmer umher; die tiefste, gleichförmigste Dunkelheit war darin verbreitet, man unterschied keinen Gegenstand. Zum zweitenmal erhob sich der Ton gleich klar, gleich klingend, dicht neben ihm. Er lauschte — zum drittenmal! Gleich einer Bildsäule saß er da; die Töne wurden lauter, regelmäßiger, es war ihm, als müsse er sie greifen können, als könne

er den Punkt angeben, wo sie in der Luft entständen. Nie hatte er einen so ergreifenden Ton vernommen, der sich in genau abgemessenen Pausen wiederholte, dem reinsten angeschlagenen Glöckchen gleich, und der sein Innerstes in all seinen Tiefen erschütterte. Er sprang auf und trat mit dem Muthe der Verzweiflung auf den Punkt, wo jene Töne ihm zu entspringen schienen; sie hörten auf. Schaudernd stand er da und lauschte, alles blieb still. Kaum wagte er sich zu regen, aber die angespannte Erwartung ließ endlich nach, und er stürzte ans Fenster. Luft, Licht! war sein einziger Gedanke, sein noch nicht zum Gedanken gewordenes Gefühl. Er riß die Laden, riß das Fenster auf; eine kalte Nachtluft strömte mit dem schönsten Mondenschein herein, der das ganze Zimmer erleuchtete; sie stählte seine Nerven, er fühlte sich wieder Mann. Das Zimmer war leer, die Thüre fest verschlossen; keine verborgene, keine Tapetenthür, kein Winkel, alles lag klar wie am Tage und unbelebt vor ihm. Er trat noch einmal ans Fenster. Draußen lag sie, still und groß wie immer, die ewige Natur, träumend, sinnend im Mantel der Nacht, ihre Stirn verklärt vom Glanz des Mondlichts wie von hohen Gedanken.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortsezung.)

Vandalismus des Pariser Volks.

Man behauptet in Paris, Hr. von Quélen habe in der Schäzung der während der Revolution des Julimonates zerstörten Sachen die eingemachten Früchte, die man ihm verdorben habe, auf 1000 Franken angeschlagen. Hat der Erzbischof für 1000 Franken Früchte in Zucker eingemacht, so muß er ein großes Leckermaul seyn, dem es übel ansteht, die Leute in seinen Fastenmandements zum Hungern zu ermahnen. Verschwunden ist aber jezt die alte Pracht und das alte Wohlleben. Wenn man die zerstörten Gebäude des erzbischöflichen Pallastes anblickt, so sollte man glauben, Wilde aus den Wüsten Nordamerikas haben hier gehaust, so barbarisch ist alles, was zu einem nüzlichen Zwecke dienen konnte, zerstört worden; man begreift kaum, wie der Pöbel in so kurzer Zeit die festesten Dinge hat aus ihren Fugen reißen und über den Haufen werfen können. Hätte man ihn gewähren lassen, so würde jezt vielleicht auch die alte gothische Kathedralkirche, neben welcher der Pallast steht, daniederliegen und ein Schutthaufen seyn. Nur das vergoldete Kreuz, das Hr. v. Quélen auf dem Hintertheile des Schiffes der Kirche hatte errichten lassen, wurde wie andere ähnliche Kreuze auf den Kirchen heruntergestürzt. In der Kirche St. Germain l'Auxerrois, in welcher bekanntlich der Tumult eigentlich entstand, wurde sehr arg verfahren. Als nämlich die in der Mitte errichtete, schwarz behangene und mit Kerzen umgebene Bahre umgestürzt und die Geistlichkeit in die Flucht gejagt war, fiel man über die Sakristei her, erbrach die Schränke, und umherflogen die Gewänder der Geistlichen und Cantoren. In einer Kapelle der Kirche hatte gerade die Einsegnung einer Heirath statt. Der Priester wollte eben die Hände der beiden Brautleute ineinanderfügen, als der Tumult ausbrach. In der allgemeinen Verwirrung verloren diese Brautleute und ihre Familien die Besinnung keineswegs. Sie nahmen den Geistlichen mit seinem Ornate in ihre Mitte und eilten aus der Kirche auf die Miethkutschen zu, welche ihrer am Eingange harrten, und fuhren nach Hause, wo dann wohl der Geistliche die Ceremonie vollenden mußte. Die Kirchenfenster, die zum Theil mit bemalten Scheiben geziert waren, wurden eingeschlagen und alle Verzierungen in der Kirche zerstört, besonders in einer Kapelle, die der allgemein verhaßten und unter Karl X. außerordentlich begünstigten Kongregation zum heil. Herzen Jesu gewidmet war. Ein Kruzifix, der Predigtkanzel gegenüber, ward aber nicht angerührt. Auswendig wurde das Kreuz heruntergerissen und dadurch der Giebel sehr beschädigt. Am andern Tage begab ich mich auf den Plaz vor der Kirche. Es war dort eine Menge Menschen versammelt; Kirchengefäße wurden auf einer Bahre aus der Kirche nach dem gegenüber stehenden Louvre getragen; vor der Kirche riefen Menschen aus dem Volke eine neue Broschüre „über das Unnüze des geistlichen Standes" aus; ein Marktschreier stand auf einem Gerüste und rühmte mit empor gesträubtem Haare, das ihm das Ansehen eines Stachelschweins gab, seine Salbe zur Beförderung des Wachsthums der Haare. Der Giebel der Kirche sah ganz zerstört aus; der Wind sauste in den offenen Fenstern und eine Nationalflagge wehte auf dem Vorgebäude; Nationalgarden wachten am Eingange der Kirche. Der Pfarrer war verhaftet, er ist hernach aber wieder in Freiheit gesezt worden.

(Der Beschluß folgt.)

Catanea, den 25. Februar.

Ausbruch des Aetna.

Seit einigen Tagen haben wir einen Ausbruch des Aetna, der aber zwei Unbequemlichkeiten für uns hat, daß er nicht sehr bedeutend und von hier aus nicht sichtbar ist. Ein gewaltiges Toben im Innern des Berges und häufige Explosionen, die aber, so viel man bemerken konnte, alle ihre Richtung gegen den Krater auf dem Gipfel des Berges nahmen, hatten uns die Gewißheit eines, wenn auch nur geringen Ausbruchs gegeben; ich eilte nach Nicolosi, um den Berg zu ersteigen, fand aber schon in Nicolosi Kälte, Schnee und vorzüglich den Wind so stark, daß ich von meinem Vorhaben abstehen mußte; deshalb ging ich südwärts um den Berg nach Adernò und Randazzo, von welchem leztern Orte ein mäßiger Lavastrom, der sich aus dem Hauptkrater des Berges ergoß, sichtbar war; die etwas trübe Luft ließ ihn jedoch nicht besonders gut erscheinen. Dagegen sah ich am folgenden Abend, indem ich um die Nordseite des Berges herum wieder hieher nach Catanea zurückkehrte, die ganze Erscheinung sehr gut: ein heiterer, ruhiger Himmel, der Berg völlig klar und bis tief nach unten hinab mit Schnee bedeckt, den der Vollmond schön erleuchtete; oben, in der gewaltigen Höhe des Gipfels, in dem tiefen Schnee ein Feuerstrom, der, aus dem Krater kommend, nordwärts den Aschenkegel hinabfloß; von Zeit zu Zeit ein fürchterliches Toben des Berges und eine Explosion von glühenden Steinen, von denen indessen wenige den Rand des Kraters erreichten, so daß man meistens nur den Widerschein aus dem Krater hervorleuchten sah. Allem Anscheine nach wird der Ausbruch nicht stärker werden, und wir werden also für diesmal dem Aetna eine schöne, anmuthige Darstellung verdanken, da er sich doch sonst so sehr im Schrecklichen und Grausenerregenden gefällt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 77.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 31. März 1831.

Der Mord, hat er schon keine Zunge, spricht
Mit wundervollen Stimmen.

Hamlet.

Emilie de Bergy.

(Beschluß.)

Dunkel säumten Tannenwälder den lichten Horizont, ferne Berge lagen im bläulichen Schimmer, und gleich verklärt erschienen im Licht der Nächte die nahen wie die entfernten Gegenstände; so liegen vor dem Auge seliger Geister gleich hell Gegenwart und Zukunft ausgebreitet. Der Blick in diese Ruhe gab auch Theobalds Gemüth die Ruhe wieder; die großen, ewigen Gesetze der Natur traten vor seinen innern Sinn, und er lächelte über den Spuck der Unterwelt, oder die Einbildungen einer gereizten Phantasie. Immer noch sah er hinaus in die weite Ferne und konnte sich nicht trennen von dem heiligen Bilde; endlich legte er sich nieder und schlief ruhig, beglänzt von den Strahlen des Vollmonds, bis an den Morgen.

Freundlich begrüßten ihn seine Wirthe, erquickt trat er in das Frühstückszimmer; die Einsamen freuten sich seiner Gesellschaft, und das Gespräch war bald lebendig und hingebend. Man beredete ihn, seine Weiterreise aufzuschieben, und er brachte einen angenehmen Tag zu. Kurz vor dem Schlafengehen präsentirte man ihm ein Glas Zuckerwasser. Als er den Zucker aus der silbernen Dose nehmen wollte, las er auf ihrem Deckel den Namen Emilie de Bergy. Sein Erstaunen zwang ihn, denselben laut auszusprechen. „Mein Mädchenname," sagte die Wirthin leicht; „kennen Sie mich? Ich entsinne mich nicht, Sie früher gesehen zu haben." Theobald erwiederte, die Aehnlichkeit des Namens mit einem andern habe ihn einen Augenblick frappirt, war aber unfähig, sich zu einer längern Konversation wieder zu fassen, und eilte auf sein Zimmer. Nicht ohne Schauder betrat er es; das seltsame Zusammentreffen hatte alle Ideen der Nacht wieder in ihm erweckt; er zog sich aus, untersuchte das Zimmer sorgfältig, verschloß die Thür, lud seine Pistolen, ließ die Laden offen, das Licht brennen und schlief ein.

Unruhige Träume verfolgten ihn, die ihm indessen nicht klar wurden. Plötzlich glaubte er von einem Lärm zu erwachen. Die Thür seines Zimmers wurde leise und vorsichtig geöffnet, und zu seinem Erstaunen sah er seinen Wirth hereintreten, ein Licht in der linken Hand, mit dem er das Zimmer sorgfältig untersuchte; seine Augen fielen auf ihn — er sah scharf prüfend zu, ob er schlafe, und da er sich davon überzeugt hatte, trat er näher, setzte das Licht auf einen Tisch, näherte sich dem Bette — mit Entsetzen entdeckte Theobald einen Nagel und einen Hammer in seiner Hand; er wollte aufspringen und seine Pistolen ergreifen, aber ein fürchterlicher Starrkrampf fesselte seine Glieder, er lag regungslos; da mußte er sehen, wie der Wirth den Nagel an seine Schläfe setzte und die Hand mit dem Hammer erhob, im Begriff, einen starken Schlag darauf zu thun. Ein lauter Schrei brach die Gewalt des Krampfs, seine Augen öffneten sich, heiter und lächelnd beschien die Morgensonne sein Lager. „Es war ein Traum," sagte er sich beglückt, entzückt, und jubelte, ein Neugeborner, dem Licht des Tages entgegen. „War es

ein Traum?" wiederholte er sich im nächsten Augenblick, und vermochte kaum, es zu glauben, sich zu fassen. Er fühlte sich tief erschüttert; bleiern lag die überstandene phantastische Gefahr auf seinen Gliedern; er mußte sich setzen; lange saß er gedankenlos da; auf einmal fühlte er Thränen seine Wangen herunter rollen. Beschämt sprang er auf, sich gewaltsam fassend; „habe ich die Nerven eines Weibes?" fragte er sich unwillig und kleidete sich an.

Es ist eine sonderbare Erscheinung, die sich indessen fast jedesmal bestätigt, daß der einer großen Gefahr entgangene Mensch das freudige Gefühl der Rettung nicht lange festzuhalten vermag, daß ihn der Rückblick auf die überstandene Noth mehr erschreckt, als der Augenblick der Gefahr selbst, und daß so eine Abspannung und Erschütterung bei ihm eintritt, die erst der Wirkung der Zeit weicht. Theobald überwand sie gewaltsam und trat fast heiter in den Kreis der Familie. Doch flößte ihm der Anblick des Wirths wieder ein eigenes Grausen ein; er kämpfte dagegen und gerieth dadurch in eine Stimmung fieberhafter Lebhaftigkeit, in welcher er im Laufe des Tages, sich selbst unbewußt, fast willenlos hingerissen, den Namen Oxenstierna erwähnte. Bei diesem Namen fuhr sein Wirth auf, als habe er eine Schlange gesehen, und starrte in einen Winkel des Zimmers. Theobald sah ihn betroffen an. „Kannten Sie den Grafen Oxenstierna?" fragte er. — „Ja — nein — ich sah ihn einmal." — „Sie haben ohne Zweifel von seinem sonderbaren Verschwinden gehört; wissen Sie nichts Näheres darüber? Er verschwand in den Gebirgen dieser Provinz." Todtenblässe überzog das Gesicht des Wirthes; er fixirte den Gast, als wolle er seine innersten Gedanken lesen. Theobald erwiederte den scharfen Blick mit einem gleich prüfenden, vor dem das Auge des Wirths, nachdem es einen vergeblichen Kampf der Frechheit gekämpft hatte, niedersank. Die liebenswürdige Frau machte der unangenehmen Pause nicht ohne Aengstlichkeit ein Ende, indem sie sagte: „sie hätten allerdings den Grafen gekannt, über die unbegreifliche Geschichte seines Verschwindens aber nicht mehr erfahren als die Welt; es verunglückten jedoch alle Jahre Menschen in den Gebirgen, die oft nicht wieder gefunden würden, und nur der bedeutende Name des Grafen habe seiner Geschichte diese Wunderbarkeit in den Augen der Welt beilegen können." Der Edelmann war aufgestanden und verließ sie, um, wie er sagte, Briefe zu schreiben, die am andern Morgen früh zur Stadt gebracht werden müßten. Die junge Frau saß in tiefen Gedanken vor Theobald; er sah auf, eine Thräne zitterte eben über ihre Wange. Sie wandte sich ab; er wollte gehen; sie hielt ihn einen Augenblick zurück und bat ihn, vor ihrem Mann den Namen des Grafen nicht wieder zu erwähnen; „der Graf," setzte sie mit unsicherer Stimme hinzu, „hielt früher um mich an, und meine Vormünder versagten ihm meine Hand; mein Mann hört ihn ungern nennen." Theobald empfahl sich; lange konnte er nicht schlafen, die sonderbarsten Gedanken durchkreuzten sich in seinem Kopfe, und als er spät am Morgen Ruhe fand, trat derselbe Traum, mit derselben schauderhaften Ueberzeugung des Wachens vor seine Seele; derselbe Krampf hielt seine Glieder gefesselt, eben so deutlich sah er die Gestalt seines Wirths und erwachte abermals mit einem lauten Schrei, um nichts zu sehen, als die ersten Strahlen des Morgenroths im Osten, die sein Zimmer matt erleuchteten. Er kleidete sich schnell an; das Zimmer war ihm unerträglich, er öffnete die noch fest verschlossene Thür und eilte durch die Gänge des Hauses, in welchen ihm nur einzelne Mägde begegneten, ins Freie.

Sein Weg führte ihn in einen abgelegenen Theil des Dorfes, dessen wach werdende Bewohner ihn von ihren Thüren aus anstaunten; er achtete ihrer nicht und suchte die Einsamkeit. Aus dem Dorfe herausgetreten, sah er eine kleine Mauer vor sich; er übersprang sie und stand in der Verzäunung des Dorfkirchhofs, den viele Gräber und wenige einzelne Monumente füllten. Er irrte, sonderbar bewegt, zwischen ihnen umher, las mehrere nichtssagende Inschriften, und stand endlich vor einem nicht sehr alten Grabhügel, der sein Auge, ihm selbst unbegreiflich, fesselte. Nur hier und da hatte junges Gras darauf Wurzel gefaßt, und manche Stellen waren erst spärlich mit Unkraut überwachsen. „Wer liegt hier?" fragte er den vorübergehenden Todtengräber. „Was weiß ich? irgend ein Bauer!" erwiederte dieser kurz und barsch. Theobald sah den Unhöflichen erstaunt an; die Bauern pflegten in dieser Gegend sehr demüthig gegen Höhere zu seyn, der Ton fiel ihm auf. „Ich frage nach dem Namen des hier Begrabenen," fuhr er streng und bestimmt fort. „Ich weiß ihn nicht mehr." — „Ihr wißt ihn nicht? Wie alt ist das Grab?" — „Zehn Jahr," antwortete der Mann und wollte weiter gehen. Theobald mußte das als eine offenbare Lüge erkennen. „Schurke," rief er, „es ist keine drei alt! Ich verlange, daß Du mir das Grab öffnest!" „Seyd Ihr ein Narr, Herr? Ihr könnts verlangen, aber es geschieht nicht!" Theobald versuchte gütliche Mittel; er bot dem Menschen seine Börse, er wollte aber dennoch nicht und suchte ihm zu entkommen. Theobald sah ihn erst langsamer, dann, wie er sich nicht mehr gesehen glaubte, schneller fort und dem Schlosse zueilen. Er that, als bemerke er es nicht, schlug einen andern Weg ein und ging in die Schenke des Dorfs. Hier bestieg er das erste beste Pferd und jagte der nächsten Stadt zu. Er erreichte sie erst gegen Mittag, meldete sich bei den Behörden und verlangte polizeiliche Autorisation und Begleitung, um jenes Grab zu eröffnen. Sie ward ihm nach einigem Hin- und Herreden, Staunen und ungläubigem Lächeln von Seiten der Beamten endlich gewährt, nachdem er seinen

Namen genannt, bedeutende Connexionen in der Hauptstadt angegeben und gedroht hatte, die Verweigerrng dort augenblicklich anzuzeigen. Er nahm Postpferde und kam noch vor Sonnenuntergang auf dem Gute an. Sein erster Weg war nach dem Kirchhof. Die Sonderbarkeit des Beginnens verbreitete dasselbe wie ein Lauffeuer im Dorfe, der Prediger des Orts erschien, und in Kurzem hatte sich das ganze Publikum versammelt. Eben wollte man die Arbeit anfangen, als der Gutsherr die Haufen mit wilder Miene durchschritt und Theobald mit donnernder Stimme zurief: „Was wollen Sie hier? Was beginnen Sie? Ich bin hier Behörde, was fällt Ihnen ein?“ Theobald wies seine höhere Autorisation vor. Der Wirth erblaßte und zog ein Paar Pistolen aus dem Gürtel. „Ich bin aufs Gröblichste beleidigt,“ rief er heftig; „eh das geschieht, schießen Sie sich mit mir!“ Er reichte Theobald eine der Pistolen. „Ich schieße mich nachher,“ sagte dieser kalt und steckte die Pistole zu sich. „Sie schießen sich jezt, oder sterben,“ rief der Edelmann außer sich, und wüthend zertheilte er die scheue Menge. „Mit Ihnen schieße ich mich gar nicht,“ erwiederte Theobald unerschrocken, feuerte die Pistole in die Luft und schlenderte sie dann dem Gutsherrn vor die Füße. „Fahrt fort mit der Arbeit!“ sagte er, sich zu den Leuten wendend. Ein Schrei aus aller Munde unterbrach ihn, dem ein Knall folgte. Der Edelmann lag in seinem Blute. Man stürzte hinzu, alle Hülfe war vergebens, die Kugel war gerade durch das Herz gegangen. Der Unglückliche wurde in das Haus des Todtengräbers gebracht; dem Prediger, der erst seit zwei Jahren im Orte stand, ward das traurige Geschäft, die Gattin des Verstorbenen auf die Begebenheit vorzubereiten und sie zu bewegen, den Ort augenblicklich zu verlassen. Von den Umstehenden erfuhr Theobald, daß wirklich vor beinah drei Jahren der Graf Orenstierna auf diesem Gute einige Tage zugebracht habe. Das Grab war indessen geöffnet worden, troß des Einbruchs der Nacht; der Sarg wurde heraufgehoben, geöffnet, und — mit Entsetzen erkannte Theobald beim Schein der Fackeln den Sigelring seines Freundes, mit noch größerem Entsetzen eine tiefe Wunde an der Schläfe des Verstorbenen; ein langer eiserner Nagel fand sich noch in den Falten des Leichentuchs.

Ein Jahr nachher ruhten die Ueberreste des Grafen Orenstierna in dem Familienbegräbniß seiner Güter.

*

Der Alte schwieg, eine Pause trat ein. „Und Emilie de Bergy?“ erhob sich die Stimme der jungen Dame schüchtern.

„Sie machte eine Reise nach dem Kontinent und starb in Frankreich, wie ich gehört habe.“ — „Und Ihr Freund?“ „Er verließ Schweden.“

Der Greis schwieg; Niemand wagte weiter zu fragen. Er nahm die Hand des Kindes; die Kleine hatte ihr Köpfchen auf seine Schulter gelegt und war eingeschlafen; sie standen auf und gaben das Signal des Aufbruchs, dem die übrige Gesellschaft folgte.

Frankreichs Lilien.

Nachtrag zu Nr. 268 — 270 des Morgenblatts von 1830: Ueber die Nationalsinnbilder der Franzosen.

Woher stammen die französischen Lilien, was gab ihnen das Daseyn? — Eine alterthümliche Entdeckung des 17ten Jahrhunderts, unstreitig eine der bedeutendsten, die Grabstätte Childerichs I., a) von deren Inhalt uns Chiflet, ein Franzose, der zur Zeit der Entdeckung Leibarzt des damaligen Statthalters der Niederlande war, in seiner Anastasis Childerici I. francorum regis. Antverp. 1655. 4. eine sehr detaillirte, durch Abbildungen versinnlichte Kunde gibt, läßt dem Fragenden nicht den mindesten Zweifel übrig. Da wir voraussetzen dürfen, daß angeführtes Werk sich in den Händen der wenigsten Leser befinde, so glauben wir, über die Totalität des Gefundenen eine Notiz voranschicken zu müssen. Die fragliche Grabstätte ward im J. 1653 zu Dornik in Flandern zuerst von einem taubstummen Steinhauer entdeckt, als man zur Herstellung kirchlicher Gebäude ungefähr sieben Fuß tief für ein neues Fundament gegraben hatte. Eine Fibula aus Gold und mehr denn hundert goldene Kaisermünzen, den Zeiten Childerichs angehörend, waren das Unterpfand des zu erwartenden Grabschatzes, welches der Ueberraschte durch einen lauten, unartikulirten Schrei verkündete. So fand man denn neben den Ueberresten des Königs, seines Stallbedienten und Leibrosses b) das königliche Schwerdt vom trefflichsten Stahl, zwei und einen halben Fuß lang, mit dem prachtvollsten Zubehör (es zersplitterte bei der ersten Berührung), die Schreibtafel nebst eisernem Griffel und dessen Behälter (Graphiarium), einen Stierkopf, mehr denn dreihundert Bienen, Nadeln, Fibuln, Ringe, Haken, Fassungen, Bullen, nebst anderm Reitschmuck, Alles aus Gold und reich mit Karniolen besezt; aus Eisen eine vom Rost zerstörte Franeea, (Streitart) — sie lag neben dem Leichnam und gleicht ganz unsern Arbeitsärten — Hufeisen, eine Kugel aus Kristall, obige Goldmünzen nebst mehr denn zweihundert silbernen aus verschiedenen Perioden Roms, größtentheils fast unkennt-

---

a) Merovänts Sohn; Vater Chlodewichs (Ludwigs) I. 436 — 81. Schon einmal hatte Childerich Paris erobert, Chlodewich vollendete, wie bekannt, die Eroberung Galliens, und war der Erste unter den fränkischen Herrschern, welcher dem Christusglauben huldigte.

b) Chifler glaubt, daß die Ueberreste Childerichs, nach der einfachen Sitte germanischer Völker, von einem hölzernen, mit Eisen belegten Behältnisse umschlossen gewesen seyen. Bruchstücke davon fanden sich noch vor. Der Körper hatte die gewöhnliche Größe und eine schöne Form.

lich, endlich, was dem ganzen Schatze den Stempel der Beglaubigung aufdrückt, den goldenen Siegelring des Königs mit dessen Brustſtück und der Umschrift in römischen Karakteren: Childerici regis. Das Petschaft selbst, ein Oval, ebenfalls nur Gold, verräth die kunstreiche Hand eines Griechen oder Römers. Der König ist jugendlich dargestellt, mit bloßem, gescheitelten, in langen Locken herabwallenden Haar und im Brustharnisch, in der Rechten (die Rede ist vom Abdruck) eine Lanze haltend. Wir nehmen aus diesem reichen Funde für unsern Endzweck nur die Bienen auf.

Die im Grabe gefundenen Bienen sind aus Gold, die Flügel mit Karniolen besezt, ohne Füße, nicht ganz Natur, sondern in einzelnen Theilen Hieroglyphe. Die Köpfe sind bei manchen ohne deutliche Form (Caecae bei Chiflet), bei andern (Oculatae) durch Augen, Zirkel und Bogenlinien bezeichnet. Die Häkchen, mit welchen sie versehen sind, zeugen, daß sie bestimmt waren, das Roß des Königs zu zieren.

Es lohnt nicht, anzuführen, was man in frühern Zeiten über das Nationalzeichen des französischen Volks, zum Theil Lächerliches, geträumt hat; gab es doch Leichtgläubige, welche sogar Kröten auf den Bannern Frankreichs zu erblicken wähnten. Die Lilie ist ohne allen Zweifel aus jenen Bienen erwachsen. Sie ward zuerst bei Gelegenheit des Kreuzzuges am Ende des zwölften Jahrhunderts von Philipp August von Frankreich als Nationalemblem angenommen. Man sucht sie vergebens unter den Königen vor diesem. Ein Blick überzeugt zur Genüge, daß es nicht die naturgestaltete Blume, sondern eine heraldische sey, ein Monogramm gleichsam der Bienen Childerichs, und Chiflet selbst hat die progressive Vereinfachung des Bienenbildes zur heraldischen Lilie sehr deutlich versinnlicht.

Es ist hier der Ort nicht, über die Identität des römischen Namens der Biene mit dem des heiligen Stiers der Egypter, noch über die ans Wunder grenzende geheime Verwandtschaft jenes Insekts mit dem Geschlechte des Stiers, dessen Bild die Stirn des Leibrosses Childerichs zierte, das von Chiflet Gesagte zu wiederholen; so viel ist klar, daß das Insekt schon der alten Welt als Symbol von Muth, Thätigkeit, Glück und Herrschergröße gegolten hat. Man hätte wohl sehr Unrecht, wollte man die Menge der für den Schmuck des königlichen Rosses bestimmten Bienen für nichts als bedeutungslosen Puß nehmen, für bloße Idee des Künstlers; sie verdienten es nach der oben ausgesprochenen Deutung, der begleitende Talisman Childerichs und, obschon in veränderter heraldischer Gestalt, das Symbol eines mächtigen, blühenden Reiches zu werden, für welches wohl die natürliche Lilie ein zu schäferartiges Bild gewesen wäre. So gebrauchte Childerich die Biene in ihrer natürlichen Gestalt, so später denn ein Jahrtausend nach ihm Ludwig XII., dessen Prachtgewand, wie wir aus dem Triumphgesange eines alten Dichters entnehmen, bei dessen siegreichem Einzuge in Genua mit Bienen besezt gewesen.

Bertrand.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Beschluß.)

Plane zur Verschönerung der Stadt. Charakterzüge des Pöbels.

Man wagt es nun nicht mehr, den Gottesdienst in der Kirche St. Germain l'Auxerrois zu halten, und es heißt, man wolle die alte, ohnehin ziemlich baufällige Kirche abbrechen, was auch in dem bereits von Napoleon genehmigten Plane liegt, nach welchem von dem Louvre aus eine breite Straße durch Paris gehen soll, bis zum Hôtel de Ville. Solche weitaussehende Plane lassen sich aber leichter entwerfen, als ausführen. Es müßten einige Hundert Häuser angekauft und niedergerissen werden, denn die Straße würde gerade durch den volkreichsten Theil der Stadt gehen, und durch das Niederreißen so mancher Häuser, worin viele kleine Wohnungen vorhanden sind, würde in den übrigen der Miethzins steigen, und die Gewerbsleute hätten noch mehr Mühe als jezt, sich wohlfeile Wohnungen zu verschaffen. Allerdings würde die Stadt durch das Verschwinden vieler engen Gassen und so mancher zusammengedrängter dunkeln Häuser gewinnen; allein solch ein Gewinnst wäre doch etwas theuer erkauft. Auch wäre es schade um das gothische Gebäude St. Germain l'Auxerrois, eine der ältesten Kirchen von Paris, wenn man es niederreißen wollte, um damit die Ausführung eines Plans zu beginnen, der vielleicht nie zur Vollendung käme. Zwar ist diese Kirche eben in keinem großartigen Style erbaut; aber schon ihres Alterthums halber verdiente sie einigen Respekt. Nur zu viele solcher ehrwürdigen Denkmäler hat die erste Revolution vernichtet; die zweite sollte allen Vandalismus scheuen und dasjenige, was die erste hat stehen lassen, aus Kunstliebe schonen. Es ist ja die Schuld des Gebäudes nicht, daß die Karlisten darin eine abgeschmackte Ceremonie vollzogen haben. Merkwürdig ist es übrigens, daß der Pöbel neulich mitten in seiner Zerstörungswuth doch nicht allem Gefühle von Achtung entsagt hatte. Er war in die St. Paulskirche eingedrungen, um auch hier die Geistlichkeit zu vertreiben und den Gottesdienst zu stören. Es wurde aber gerade ein Seelenamt gehalten; die Leiche war in der Kirche niedergesezt und die trauernde Familie stand umher. Bei diesem Anblicke fühlte der Pöbel Ehrfurcht, seine Wuth legte sich und er zog sich still zurück. Solcher Züge könnte man mehrere anführen. So z. B. haben die Zeitungen erzählt, in der Wohnung des Pfarrers von St. Germain l'Auxerrois habe man alles zerstört und dagegen die Wohnung des Vikars, welche daran stieß, verschont, weil dieser Vikar im Julimonat die Gräber der im Kampfe Gefallenen vor dem Louvre eingesegnet hatte. Als sich der Pöbel nach Conflans begab, um das Landhaus des Erzbischofs zu verheeren, baten die Dorfbewohner um Schonung für die Wohnung ihres Vikars. Der Pöbel antwortete, der Vikar könne ruhig seyn; man sey nur erboßt auf den Erzbischof. Ueberhaupt herrscht im Pariser Volke ein sonderbares Gemisch von sanften und rechtlichen Gefühlen und von blinder Wuth und Zerstörungssucht.

Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 73:
Die Lilie.

Beilagen: Kunstblatt Nr. 26. u. Monatsreg. März.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.



